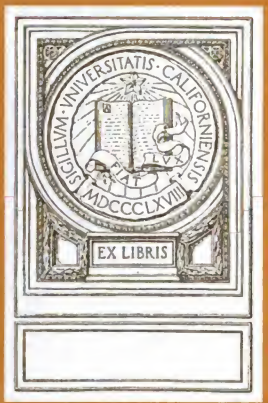
GLOBUS

Digitized by Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Globus.

XLI. Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Einundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1882.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

G1
G5
v.41

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Tiere über den Löß 240.

Deutschland. Rückgang des polnischen Grundbesitzes in Posen 95. Gletschererscheinungen im Harze 125. Besuch der Universitäten 126. Neue geographische Gesellschaften 126. 239. Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen 183. Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages zu Berlin 254. Direkte telegraphische Verbindung mit den Vereinigten Staaten 318. Ballmann's „Petroleum in der Mark Brandenburg" 318. Die größten Städte Deutschlands 335. 372. Das Alter des Weichseldeltas 335.

Oesterreich-Ungarn. Wanderungen in den Süd-Karpathen. Von Dr. J. W. Paul Lehmann 10. 28. 41. 71. 87. 107. Anzahl der Deutschen in Budapest 95. Polexe und Lipik im Westen des Pozeganer Comitats. Von E. Kramberger 262. 281. 298. 313. Haltrich's Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen 271. Darwar in Slavonien und seine Umgebung. Von Prof. E. Kramberger 346. 365. 376. Hartleben's Illustrirte Führer 372. Die Juden in Gisleithanien 372.

Belgien. Belgische Skizzen. Nach O. Lemannier 97. 113. 129. 145. 161.

Schweiz. Pfahlbautenkunde 239.

Skandinavien. Egen Zöllen über „Schweden, Land und Volk" 175. Im Lande der Mitternachtssonne 359.

Großbritannien. Chinesische Handelsgesellschaft in London 47. Nordlandfahrten 192. Die Society of Dilettanti 320.

Frankreich. Bevölkerung von Paris 126. Die letzten Weinernten 175. Die Parkanlagen der Franzosen 318.

Italien. Roden's „Skizzen und Kulturbilder aus Italien" 47. Das Aetna-Observatorium 205. H. Kiepert's neue Generalkarte von Unter-Italien 239. Zahl des Klerus 372.

Griechenland. Ueberschwemmungen und vulkanische Erscheinung 95. Eisenbahn in Thessalien 205. Exhalation von Schwefelwasserstoff bei Aitolikon 285.

Europäische Türkei. Eski Zagra in Ostrumelien 31. Einführung des Meltermaßes 47.

Bulgarien. Die Stadt Küstendil 32. Resultate des Census von 1881 192.

Rumänien. Auswanderung der Juden 254.

Rußland. Steinsalz im Kreise Bachmut 15. Bewässerungsanlagen im Süden 15. Die Bildung der Tataren im Gouv. Saratow 15. Wohnplätze im Gouv. Orenburg 15. Anthropologische Forschungen im Ural 16. Aerste 16. Glinka's Bestrigung des Magnetberges Katschkanar 47. Estnische Märchen in deutscher Uebersetzung 61. Astrachans Fischereien 95. Inklination und Deklination der Magnetnadel nach Oberst Tille 96. Natürliche Grenze zwischen Rußland und Finland 126. Statistik von St. Petersburg 126. Messe zu Nishni-Nowgorod im Jahre 1881 126. Bevölkerung Moskaus 205. Malachow's anthropologische Reise in den Ural 205. Errichtung eines geologischen Instituts 221. Magnetische rc. Beobachtungen 222. Eigenthümlichkeit der Hauptflüsse Süd-Rußlands 240. Ein- und Auswanderung 254. Meteorologische Beobachtungen in Finnland 272. Trockenlegung der Sümpfe im Gouv. Nowgorod 272. Die Gesellschaft für finnische Literatur 285. Wissenschaftliche Reise nach Polnisch-Livland 318. Archäologisch-ethnographische Ausstellung in Kasan 318. Schulen in Odessa 318. Kopfsteuerpflichtige Landbevölkerung 318. Ueber die Herkunft der kurländischen Letten 369.

Asien.

Russisches Asien. Sibirien. Telegraph zwischen Irkutsk und Jakutsk 126. Pokliskow's Reise auf Sachalin 143. Neue administrative Eintheilung 192. Verkehr mit Kamtschatka 192. Die physische Erziehung der Kinder im Gouvernement Tomsk 199. Die Rückreise der Besatzung des „Oskar Dickson" von der sibirischen Küste nach Stockholm. Von W. Finn 203. Polarstation an der Lena 206. Bevölkerung des Amur-Gebietes 240. Der Tschernajew 272. Lage der Eingeborenen von Westsibirien 286.

Mittelasiatische Gebiete. Abtretung von Kuldscha 126. 233. Renal's Karte von Turkestan 159. Der Jahrmarkt am Tänitschi-Tul 286. Die Nomaden im Ferghana-Gebiete 317.

Kaukasischer Militärbezirk. Eine Reise durch Mingrelien 1. 17. Ethnographisches über die Tele. Von Dr. O. Heyfelder 58. Alterthümer im Kuban-Gebiete 96. Mineralquellen im Transkaukasischen Gebiete 96. Aus dem Lande der Tele 126. 143. 192. Ein Blick über den Kabel-Zagh und die verlassene Stadt Kara-kala. Von Dr. O. Heyfelder 154. Arbeiten am Ujboi 158. 175. Lessar's Aufnahmen im Lande der Achal-Tele 218. Kalitin's Marsch durch die Turkmenen-Wüste 222. Die russisch-persische Grenze 222. Die transkaspische Bahn 223. Erforschung der Gletscher 240. Reformen 255. Russische Karawane nach Merw 255. Ethnologisches aus der Oase der Achal-Tele. Von Dr. O. Heyfelder 283. 348. Pflege der grusinischen Literatur 286. Expedition nach Karabag 302. Archäologische Schätze am Rion und Alazan 318. Schulen 318. Oestliche Märchen und Sagen 331. Die Insel Aschurada 373.

Türkisches Asien. Kinder's Aufnahme des Ostjordanlandes 16. Tell-Gefek, das alte Arpad 222. Die Tachtadschis 240. Liebe der Türken zu Thieren 272. Die Hiobsquelle bei Jerusalem 272. Das heutige Syrien. Nach Lortet 273. 289. 305. 321. 337. 353. 369. Die Tscherkessen in der ehemaligen Türkei 279. Die Shirke 285. Jelissejew's anthropologische Reise nach Palästina und Arabia Petraea 286. Reisen in Kleinasien im Sommer 1882 300. Reibungen zwischen Civil- und Militärbehörden 302. Bei den Turkmenen Karamaniens 328.

Arabien. Wanderungen zwischen Teima, Hail, Kheibar und Bereida. Von Charles M. Doughty 214. 249. Huber's Reise in Arabien 272. Nachrichten aus der westarabischen Landschaft Asir 330.

Iran. Gas in Teheran 16. Sandbünen im südlichen Persien 16. Der Engpaß Jendan 48. Kulturzustände 158. Afghanische Kaufleute 158.

Türkische Chanate. Dr. Regel nach Darwaz und Schugnan 16. 43. Merw und seine Bewohner 60. Die Eisernen

590031

Digitized by Google

in der Steppe von Karschi 157. O'Donovan's Ritt von Merw nach Meschhed 219. Kaltin's Marsch nach Chiwa 222. Smirnow in Tarwag 240.
Britisch-Indien. Ujfalvy's Reise in Kaschmir 48. 206. Unterricht in Britisch-Birma 126. Britisch-Birma zu Ende des Jahres 1881 141. Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild" 158. Landhandel 255. Der Getreidehandel 286. Auswandeiger Handel 373. Theernte 373. Hinduwittwen 373. Zur Statistik der Nordwest-Provinzen und von Oude 373.
Hinterindien. Aehnlichkeiten zwischen Annamiten und Japanern 14. Colquhoun's Reise von Süd-China durch die Schan-Staaten 206. Pilleroi und Courtin auf dem Song-ka 223. Französische Expeditionen 255. Delaporte's Ausgrabungen in Kambodja 255. Die Durchstechung des Isthmus von Kraa 255. Beziehungen zwischen England und Birma 373.
China mit Vasallenstaaten. Die erste Telegraphenlinie 48. Projektirte russische Expedition nach dem Thianschan 255. Potanin's Züge der nordwestlichen Mongolei 302. Geerts's Karte von Südchina 335.
Japan. Gründung eines oechalogischen Vereins 159.
Andere Inseln. Das Todtenthal auf Java 13. Javanische Schulen 14. Tiger auf Java. Von E. Metzger 44. Projektirte holländische Expedition nach Borneo 126. Die Batuga-Negritos der Provinz Pampanga (Luzon). Von F. Blumentritt 238. Die arabische Bevölkerung in Niederländisch-Indien. Von E. Metzger 269. Schadenberg auf Mindanao 319. Landau und Meyer auf Luzon 335. Eine Antwort zur Bevölkerungsstatistik der Philippinen. Von F. Blumentritt 343. 362.

Afrika.

Liste der in Afrika astronomisch bestimmten Punkte 16. Die Steinzeit Afrikas. Von Richard Andree 169.
Marokko. Anzahl der Europäer 206.
Algerien. B. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara 33. 49. 65. 81. Zunamen der Mohammedaner 256.
Türkisches Nordafrika. Stimmung in Tripoli 127.
Sahara. Projektirte italienische Expedition nach Wadai 206.
Sudan. Gustav Nachtigal's Reisewerk 103. 119. 138.
Aegyptisches Reich. Schuver's Reise südlich von Fadaß 127. 351. Französische Dampflinie im Rothen Meere 143. Gesellschaft zur Aufgrabung der Ruinen im Delta 256. Gesellschaft zum Studium des Nil 256. Administrative Eintheilung des Sudan 256. Export Aegyptens 286. Die Ueberziehung der Kriegstrommel bei den Tatärin. Von C. Berghoff 316.
Abessinien. Der Name Tiano 76. Rassray's Reise 143. Steeker nach Gnatea und Kassa 223. Cecchi's Reise und Rückkehr 223. 335.
Ostafrika. Die belgischen Expeditionen 16. Die deutsche Station in Uganda 48. Thomson in Mpwapwa 127. Englische Reisen zwischen der Küste und dem Njassa-See 159. Die Matua in Ostafrika 206.
Seengebiet. Pearson's Rückkehr aus Uganda und Stanley's Juvertässigkeit 76. Hore über die Anwohner des Tanganjika-Sees 143. Straßenbau zwischen den Seen Njassa und Tanganjika 286. Die Station Livingstonia am Njassa-See 303. Galati im Monbuttu-Lande 319. Gute Nachrichten aus Uganda 351.
Inneres. Pogge und Wißmann nach dem Tuschilange-Lande 76. Französische Uebergriffe am Stanley Pool 303.
Süden. Geographische Gesellschaft in Mozambique 76. Kohlenlager in der Kapkolonie 128. Nationalitätsbestrebungen der Holländer 206. Missionsbestrebungen 256. Stow's Tod 351.
Westen. Dr. Buchner in Angola 48. Buchner's Heimkehr 96. Sierra Leone im Jahre 1881. Von H. Vogt 93. Nogojinski's geplante Expedition 128. Griebahn an der Goldküste 128. Bastol's Reise nach Futa Tschalon 128. Die Senegal-Eisenbahn 128. Französische Stationen 159. Goldsbury über Futa Tschalon 206. Die Bewohner von Lagos 206. 252. Aus Abbanti 287. Barter in Cameroon an der Goldküste 319. 335. Projektirte italienische Expedition 373.
Inseln. Die Insel Rolas. Von Prof. A. Greeff 110. 122. 135.

Australien.

Die Goldfelder 64. Die internationale Industrieausstellung 77. Telegraphenlinien 303. Eisenbahnen 336.
Südaustralien. Die Zuckerplantagen im Northern Territory 176. Spertingsplage 176. Große Hitze 303.
Victoria. Die Goldfelder 336.
Neusüdwales. Leichhardt-Reliquien 77. 176. Unterstützung von Leichhardt's Verwandten 77. Unterstützung der freien Einwanderung 176.
Queensland. Feilding's Expedition nach dem Golfe von Carpentaria 64. Schafzucht 176.
Westaustralien. Bahnbau 303. Statistisches für das Jahr 1881 351.
Tasmanien. Statistisches 336.

Inseln des Stillen Oceans.

Dr. O. Finsch' Reisen 287.
Europäische Kolonien. Genuß und Fortschritte der Fidschi-Inseln 287.
Melanesien. Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier. Von J. G. L. Schmelz 7. 24. 39. Lawes' Reisen im südöstlichen Neu-Guinea 207. Ueber den Londbau der Biti-Insulaner. Von M. Eckardt 233. Die Bevölkerung des Nordwestens von Neu-Irland 352.
Mikronesien. Ist das Charakterstistium der Männer auf den Palau-Bildereschriften ein Phallus? Von A. B. Meyer 207.
Polynesien. Einwanderung nach Hawaii 208.

Nordamerika.

Britische Besitzungen. Chineseneinwanderung in Columbia 373.
Vereinigte Staaten. Die Nickajah-Höhle 77. Alligatorhäute 77. Die Kohlen von Newcastle. Von Th. Kirchhoff 77. Bevölkerung von New-York 144. Eröffnung der Southern Pacific Eisenbahn 144. Streitsätze im Nordwesten der Vereinigten Staaten. Von Theodor Kirchhoff 151. 167. 231. 247. 266. Gefrorene Kreuze nach Alaska 159. 319. Wachsthum nordamerikanischer Städte 303.
Mexico. Die mexicanische Gemeinde Huejutla. Von Karl Lamp 94. Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-America 144. 177. 193. 209. 225. 241. 257. L. Poffelt's Kreuz- und Querzüge durch Mexico 304. Erdbeben 319. Natürliche Brücke 319.
Centralamerikanische Staaten. Der Freihafen Livingston in Guatemala 159. Zum Grenzstreit zwischen Mexico und Guatemala. Von Carl Lamp 329.
Inseln. Die Pflanzungen auf Jamaica und die Schafmanufabrikation 160. Gesundheitszustand auf Jamaica 256.

Südamerika.

Wieser über Magalhaes-Straße und Austral-Kontinent auf Schöner's Globen 79. Neuentdeckte Insel 79.
Colombia. Simons über die Sierra Nevada de Santa Marta 78. Gesundheitszustand auf der Landenge von Panama 256. 373. Pinart bei den Indianern des States Panama 352.
Venezuela. Bahnbau in Guayana 287.

Digitized by Google

Bahn von Guayana nach Caracas 319.
Goldausbeute in Guayana 320.
Brasilien. Die Entwickelung des Rio Purus 64. Netto's archäologische Reise nach der Insel Marajo 288. Kabel nach den Vereinigten Staaten 320. Zuckeranbau 320. Sklaven in der Provinz Rio de Janeiro 374.
Bolivia. Heath's Reise am Rio Beni 64. Die Aymara-Race. Von Th. Ruffier 74. 91.
Argentina. Ensenada Hauptstadt der Provinz Buenos Ayres 16. Lista nach Patagonien 16. Crevaux' Reise 16. 144. Indianer-Einfall 144.
Chile. Erforschung des Feuerlandes 359.
Peru. Wiener's neueste Flußfahrten 78.

Polargebiete.

Die Fahrt des „Rodgers“ nach Wrangel-Land 55. Die Fahrt der „Alliance“ und die Eisverhältnisse im Nordatlantischen Ocean 89. Leigh Smith' Expedition nach dem Franz-Joseph-Lande 89. 176. 352. Holm's Reise im südlichen Grönland 89. Nachrichten über den Untergang der „Jeannette“ 87. 144. 160. 311. 368. Fünfte Polarfahrt des „Willem Barents“ 144. 352. Normannische Ruine auf der Ostküste Grönlands aufgefunden 176. Der Walfischfang im nördlichen Polarmeere im Jahre 1881. Von W. Finn 280. Die österreichische Station auf Jan Mayen 293. 288. Die russische Station auf Nowaja Semlja 223. Deutsche Polarstationen im Cumberland Sound und auf Südgeorgien 288. Bove's antarktische Expedition 288. 352. Der Verlauf der Jeannette-Expedition 311. Der Untergang des „Rodgers“ 280. 352. 374.

Oceane.

Die Tiefsee-Untersuchungen des „Travailleur“ im Atlantischen Oceane und Mittelländischen Meere 224. Italienische Tiefsee-Untersuchungen im Mittelmeere 288.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Ethnologisches. Die Miani'schen Atlas 392.
Vermischtes. Dr. Kunze's Reise um die Erde 13. Einführung des Mais in Europa 191. Golfstrom und Panama-Kanal 288. Bierbrau-Statistik 288. Verschsuchung von gefrorenem Fleische 288.

Vom Büchertische.

Laden, Stizzen und Kulturbilder aus Italien 47.
Wieler. Wegalithäs-Straße und Austral-Kontinent auf den Globen des Johannes Schöner 23.
Nordenskiöld, Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 80.
Klein und Thome, Die Erde und ihr organisches Leben 208.
H. von Helmholt, Naturgeschichte des Menschen 208.
Steinhauser's Tafeln zur mathematischen Geographie 208.
Meyer's Orient 232.
Dove, Die Forsters und die Humboldts 224.
Anleitung zur Beobachtung der alpinen Thierwelt 285.
Hölzel's Geographische Charakterbilder 288.
F. Embacher, Lexikon der Reisen und Entdeckungen 320.
Blaikie, Das Leben David Livingstone's 336.
Wagner-Guthe's Lehrbuch der Geographie 352.
Hartleben's Illustrirte Führer 372.

Biographisches. Personalien.

Todesfälle: Anderson 174. Arendts 160. Berthelot 172. Bonnat 174. Bouquet 191. Bradner 174. Bruhns 174. Gotthard 207. Gourtin 223. Peter 203. Goosz 173. Gosse 174. Hayes 202. Hildebrandt 123. Holland 174. Keller 174. Kleinschmidt 173. Fürst Kostrow 173. Krapf 191. Krusenstern 202. Kunavin 174. Law 174. Lewis 191. Lorenz 190. Matteucci 174. Mc Gall 191. M'Clennan 174. Morgan 202. Muravieff-Amurski 191. Graf Nobili 174. Peters 190. Piaggia 203. Popelin 190. Purdy 175. Schiff 203. Hermann von Schlagintweit 203. Stahl 173. Stow 351. Wilson 174.

Andrejew 223. Aymonier 275. Bayol 128. Beke 16. Bennhorf 301. Bezzenberger 318. Bianchi 275. Bielenstein 318. Böhm 48. Borgnis-Desbordes 128. Bove 288. 352. Buchner 48. 96. Burton 319. 335. Cameron 319. 335. Gajati 319. Cechi 293. 335. Chaynau 144. Colquhoun 206. Conder 16. Courtin 223. Creuje 395. Crevaux 16. 144. Delaporte 255. Delonle 255. Dru 255. Duveyrier 16. Feilding 64. Feistyn 96. Finsch 287. Fraga 352. Friede 223. Gauthier 255. Fürst Gedroiz 175. Gilder 320. 374. Glinka 47. Gouldsbury 206. Healy 64. Helmerichs 223. Hirschfeld 302. Holm 89. Hore 143. Houtum-Schindler 48. Huber 272. Hünter 126. Humann 301. Jetiskjew 286. Johnson 159. Kalisin 223. Kaiser 48.* G. Kayser 125. Gebrüder Kraale 159. 319. Lanbon 335. Lowes 207. Lessar 218. Leigh Smith 89. 176. Licata 373. Malachow 16. 205. Melville 144. Milne-Edwards 223. Mizen 159. Mondon 255. Reise 288. O'Donnovan 219. O'Neill 159. 245. Pearson 64. Pinart 352. Poage 76. Poliakow 143. Prschewalski 255. Pruschkin 301. Ramackers 16. Rattray 143. Ramon Stela 16. Regel 16. 143. Reichard 48. Renat 159. Rogozinski 128. Savorgnan de Brazza 303. Schadenberg 319. Schaver 127. 351. Scott-Stevenson 224. Septans 255. Simons 78. Stuthorpe 77. 176. Smirnow 240. Soteillet 143. Sorin 255. Stanley 76. Stecker 223. Stiela 318. Tietz 240. Tillo 96. Thomson 127. 223. Ujsalvy 48. 206. Van den Heuvel 16. Vargas 352. Villeroi d'Angis 223. Wahab 206. Wiener 78. Wisler 79. Wißmann 76. von Wohlgemuth 223.

Mitarbeiter, soweit sie sich genannt haben.

A. Andree 160. 185.
C. Bergshoff 314.
F. Bidoum 55. 311.
Blumenkrift 238. 343. 362.
Charles M. Doughty 214. 249.
M. Eckardt 253.
B. Finn 240. 280.
A. Greeff 110. 129. 135.
O. Heyfelder 58. 154. 283. 348.
Th. Kirchhof 78. 151. 167. 231. 247. 260.
Kronberger 262. 281. 296. 313. 346. 365. 376.
K. Lamp 94. 239.
F. W. Paul Lehmann 10. 38. 41. 71. 87. 107.
E. Metzger 44. 269.
A. B. Meyer 307.
Th. Nusser 74. 91.
J. D. G. Schmelz 7. 24. 39.
O. Vogt 93.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Der Brüsseler Park nach der Place Royale hin 98.
Die neue Börse in Brüssel 99.
Die neuen Brüsseler Boulevards (Boulevard du Nord und Boulevard Anspach) 100.
Das Manneken-Pis 101.
Brüsseler Eisenbahnlinien 102.
Der St. Katharinenplatz mit der neuen Kirche in Brüssel 113.
Das Halle-Thor in Brüssel 114.
Alte Häuser am Markt (Place de l'Hôtel-de-Ville) in Brüssel 115.
Das königliche Schloß in Brüssel 116.
Brüsseler Bogenschützen 117.
Moderner Prachtbau in Brüssel 118.
Der neue Justizpalast in Brüssel 130.
Das Rathhaus und der alte Markt in Brüssel 131.
Blick auf die Dächer von Brüssel 132.
Der Kanal und das Hollamt in Brüssel 133.
St. Gudula zu Brüssel 134.
Das Schlachtfeld von Waterloo 146.
Das alte Kloster zu Nivelles 147.
Alter Marterpfahl in Braine-le-Chateau 148.
Flämische Pferde 149.
Schloß Bouchout 150.
Das Rathhaus zu Löwen 162.

Digitized by Google

Der Beginenhof zu Löwen 163.
Die großen Nibben von Aerschot 164.
Die St. Leonhardskirche zu Leau 165.
Das Rathhaus von Leau 166.

Slavonien.

Bäuerin in Orsjanac 263.
Bauer in Orsjavac 264.
Bauernhaus in Orsjavac 265.
Malerei an einem slavonischen Bauernhause 266.
Eisigrug (Turšija) 366.
Friedhof in der Gegend von Bastaje 367.

Skandinavien.

Lappländerlager im Winter 359.
Wintertracht der Lappen 360.
Arjeplaug-Lappe 361.
Jockmock-Lappe 361.

Asien.

Transkaukasien.

Mingrelischer Bauer 2.
Ruinen von Nakalakewi 3.
Thürme der Swanen 4.
Mingrelisches Hochgebirge 5.
Ansicht aus dem Dadianischen Swanetheu 6.
Einwohnerinnen von Zugdidi 18.
Auf dem Bazar in Zugdidi 19.
Mingrelisches Dorf 20.
Mingrelischer Pflug 21.
Tanzfest vor einem Hause in Nicasia 22.
Reittoftüm der Mingrelierinnen 23.

Arabien.

Ansicht von Khaibar, von Westen aus gesehen 218.

Palästina.

Die alte Mauer von Jerusalem (Ostseite) 274.
Das goldene Thor von außen 275.
Das Coenaculum, das angebliche Grab Davids 276.
Davidsthurm der Citadelle von Jerusalem 276.
Der Thurm Hippicus 277.
Das Jaffa-Thor 278.
Sogenannte Via dolorosa 280.
Sogenanntes Haus des Pilatus 280.
Sogenannte Gerichtspforte, die „Siebente Station" der Via dolorosa 281.
Fellachin aus der Umgebung Jerusalems 282.
Christliche Oelverkäuferinnen in Jerusalem 283.
Jerusalem von Süden, dem angeblichen Zionshügel, aus 284.
Jüdische Familie in Jerusalem 284.
Beterder Mohammedaner 305.
Die Kubbet-es-Sachrâ (sogenannte Omar-Moschee) 306.
Beterder Mohammedaner 307.
Das Brunnengebäude Sebil Kâil Bei 308.
Tempel des Rabi Berkân ed-Din 309.
Grabesstapelle der heiligen Jungfrau 310.
Das Dorf Siloa (Silwân) 322.
Die Siloa-Quelle (Ain Silwân) 323.
Scheich der Aufständigen 324.
Bethanien (el-Aazarije) 325.
Rahel's Grab 326.
Die große Moschee (Haram) in Hebron 327.
Die Abrahamseiche von Mamre 338.
Mündung eines der Brunnen von Beersheba 339.
Der Frankenberg (Dschebel-Furêdis) 340.
Bethlehem 341.
Das Innere der Marien- oder Geburtskirche in Bethlehem 342.
Frauen aus Bethlehem 354.
Ain-Karim 355.
Ramle 356.
Thurm von Ramle 357.
Jâfa 370.
Aegyptische Tänzerin auf dem Bazar von Jâfa 371.
Glasperlenhändler auf dem Bazar von Jâfa 372.
Brunnen Abu Nebût 373.
Lydda 374.
St. Georgskirche von Lydda 375.

Afrika.

Largeau's Reise in der algerischen Sahara.

Gazellen-Jäger 34.
Der Fenek 35.
Ez-Zemul-el-Abbar 36.
Ansicht von Ghadames 37.
Der Kaimakam und die Tschems'a von Ghadames 38.
Frau aus Ghadames 50.
Ein Tuareg-Dorf und alte Gräber bei Ghadames 51.
Die Tiffe 52.
Die Sebchat el-Malah 53.
Ughrud (Tünen) auf dem Wege nach Sûf 54.
Ansicht von El-Hed 66.
Die Gärten von Sûf 67.
Panorama eines Theiles von Uargla, von der Kasba aus gesehen 68.
Straße in Uargla 69.
Bedeckte Straße in Uargla 69.
Moschee Sidi Salah in Uargla 70.
Largeau's Nachbarn in Uargla 82.
Fest der Neger 83.
Berbertrau in Uargla 84.
Klar Ruisal 85.
Blick auf das Ued Mijâ 86.

Südliche Sahara.

Gehäute (Karmût) zum Transport der Frauen bei den Aulâd Soliman 104.
Wanderdünen in Egei 105.
Dorf Tarala in Bubu 120.

Inseln.

Die Insel S. Thomé von Kalas aus 112.

Inseln des Stillen Oceans.

Fahrt des Duc-Duc von der Insel Woalim nach Pall-Pall, dem Westende der Insel Mioko 8.
Blätterrad. Gestell eines Kopf-Thurmes. Duc-Duc-Tänzer. Duc-Duc-Haus 25.
Der Tanz der Duc-Ducs 26.

Nordamerika.

(Charnay's Ausgrabungen in Mexico.)

Vera Cruz und das Fort San Juan de Ulloa 178.
Indianische Ballees und Kohlenverkäufer in Mexico 179.
Indianische Tortillera und Mattenverkäufer in Mexico 180.
Teoyamici, Gott des Todes und Krieges 181.
Der Stein der Sonne 182.
Kanal von Santa Anita 184.
Platz in dem Dorfe Amecameca 195.
Der Popocatepetl mit der Mönchsspitze (Pico de fraile) 196.
Balconeros 197.
Hacienda von Tomacoco 198.
Thongefäße aus den Gräbern von Tenenepanco 198.
Basen aus dem Gräberfelde von Nahualac 209.
Der Weiher von Nahualac 210.
Aus Perlmutter geschnitzte Kriegergestalt, in Tula gefunden 211.
Thachli-Ring, in Tula gefunden 211.
Säulenschaft aus Basalt, in Tula gefunden 212.
Fußstück einer tolltekischen Karyatide, in Tula gefunden 212.
Indianermädchen aus Tula 213.
Ruinen eines tolltekischen Hauses bei Tula 220.
Tolltekisches Basrelief aus Tula 227.
Pyramide in Teotihuacan 229.
Köpfe und Masken aus Stein, gefunden in Teotihuacan 229.
Straße in St. Martin 230.
Altertümliche Grabkrein aus Teotihuacan 230.
Jugendliche Kauker im Dorfe Comalcalca 242.
Mauerreste des Palastes von Comalcalco 243.
Ornament und Basrelief von dem westlichen Thurme von Comalcalca 244.
Thurm des Palastes von Palenque 245.
Aeußere Gallerie des Palastes von Palenque 246.
Oestliche Façade des innern Hofes des Palastes von Palenque 258.
Reliefbilder aus dem innern Palaste von Palenque 259.
Sonnentempel 260.
Heiligthum mit stuckirten Steinplatten aus einem Tempel von Palenque 261.
Abdruck einer Steinplatte aus dem Tempel des Kreuzes 261.

Karten.

Skizze des Kathe-Thurm-Passes und eines Theiles der Süd-Karpathen 11.
Wrangel-Land nach den Aufnahmen des „Rodgers" 56.
Die Süd-Karpathen zwischen Negoi und Cullu Bistrenare 71.
Charles M. Daughty's Reisen zwischen Teimâ, Hâil, Kheibar und Bereide 214.
Plan der hauptsächlichsten Ruinen von San Juan de Teotihuacan 228.

Berichtigungen.

Seite	32,	Spalte	2,	Zeile	32	lies Colonia	statt Kolonia.
„	48,	„	1	„	53	„ Tagen	„ Jahren.
„	61,	„	1	„	9	„ Werro	„ Perm.
„	61,	„	1	„	10	„ Kalewipoeg	„ Kolewipoeg.
„	61,	„	1	„	30	„ Ruhswarm	„ Ruhrum.
„	62,	„	2	„	6 v. u.	„ Emmajärw	„ Emmujärw.
„	62,	„	2	„	4	„ Wirthsjärw	„ Wirthsjärw
„	64,	„	2	„	6	„ Bödler	„ Böder.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Reise durch Mingrelien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

I.

Madame Carla Serena veröffentlicht im „Tour du Monde" eine Reihe anziehender Schilderungen des Kaukasus-Landes, das Ergebniß einer in den Jahren 1876 bis 1878 ausgeführten Reise. Seitdem die neue Aera den Kaukasus für Reisende zugänglicher gemacht hat, ist für seine Erforschung in geographischer und besonders auch in ethnographischer Beziehung verhältnißmäßig viel gethan worden; trotzdem aber und trotz des hohen wissenschaftlichen Werthes eines Theiles der schon vorhandenen einschlägigen Literatur — wir nennen darunter in erster Linie Radde's treffliche Arbeiten — ist, durch die Natur des Landes und durch die buntscheckige Zusammensetzung seiner Bevölkerung bedingt, unsere Kenntniß der heutigen russischen Statthalterschaft Kaukasien immer noch eine ziemlich lückenhafte. Und wenn es voraussichtlich auch noch lange dauern wird, bis die alles nivellirende europäische Kultur auf dem weiten Umwege über Rußland bis in die entlegenen Thäler und Schluchten des Kaukasus dringt und hier ihren Einfluß geltend macht, so muß doch jede neue Mittheilung über die ethnographischen Verhältnisse dieses Gebietes um so freudiger begrüßt werden, als ja schließlich die Zeit doch nicht ausbleiben kann, wo die ursprüngliche Physiognomie des Lebens und der Sitten jener Bergvölker durch den dauernden Kontakt mit dem fremden Elemente eine wesentliche Veränderung erleiden wird. Die interessanten Schilderungen, die Madame Serena uns darbietet, sind nicht nur aus flüchtigen Reiseeindrücken zusammengestellt; durch längere Aufenthalte in den Hauptorten des Landes, die sie zu Ausgangspunkten für ihre mannigfachen weiteren Touren nahm, sowie durch den daraus sich ergebenden Verkehr in den gastfreien Häusern einheimischer Familien fand sie Gelegenheit zu manchen eingehenderen Beobachtungen, gewann sie vor allen Dingen ein richtigeres Verständniß für manche Erscheinung des Volkslebens, als dies dem eigentlichen Touristen möglich ist. Wir geben nachstehend einige Auszüge aus ihren Aufzeichnungen über Mingrelien, das letzte, erst im Jahre 1867 in russischen Besitz übergegangene Stück des Kaukasus-Landes.

Die Distriktsstadt Novo-Senaki, in der Madame Serena, von Kutais kommend, für die Zeit ihres Verweilens in Mingrelien ihr Hauptquartier aufschlug, ist eine russische Schöpfung der letzten Jahre. An der von Poti nach Tiflis führenden Eisenbahn in entzückender Gegend gelegen, zählt sie heute erst wenige hundert Einwohner; das rege Leben und Treiben aber, das in den Straßen ihres Bazars herrscht, läßt ein baldiges und schnelles Emporblühen des kleinen Ortes voraussehen. Das europäische Element ist durch die Familien der russischen Regierungsbeamten vertreten, der größte Theil der Einwohner aber aus der etwa 7 Werst nördlicher belegenen alten Stadt, Staro-Senaki, hierher übergesiedelt. Verheerende Ueberschwemmungen, ohne Zweifel eine Folge der unsinnigen Ausrottung des Waldes in einigen Theilen des Landes, hatten die alte, am Tschur gelegene Stadt schon zu wiederholten Malen in den letzten Jahrzehnten heimgesucht; der Mai 1869 brachte aber eine so furchtbare Verwüstung, daß man beschloß, den fast ganz in Trümmern liegenden Ort nicht wieder aufzubauen. Staro-Se-

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

naki war als Fieberort verrufen, und leider herrscht jene entsetzliche Plage der kaukasischen Flußthäler, von welcher der Fremde übrigens bei einiger Vorsicht leichter verschont bleibt, als der Einheimische, während der Sommermonate auch in der neuen Stadt, die an ihrer nördlichen Seite von einer weiten, zeitweise die Luft verpestenden Sumpffläche begrenzt wird.

Die Bevölkerung Mingreliens, über deren Typus die Reisende im Bazar von Novo-Senaki die ersten Studien machte, unterscheidet sich von ihrem Nachbarvolke, den Imerethinern, durch eine bei Weitem größere Schönheit der Züge; der reinste griechische Gesichtsschnitt und damit verbunden eine gewisse Vornehmheit der Erscheinung und des Auftretens charakterisirt die Mehrzahl des Volkes, von den Familien der Mhtawars und Aznaurs, der Fürsten und Adligen, bis hinab zu dem ärmsten Bauern, der in der elenden Umgebung seiner Hütte und in Lumpen gehüllt doch aristokratisch aussieht. Freilich findet man unter diesen regelmäßigen Gesichtern gar viele, und zwar besonders viele unter den Frauen, die mit den großen, schöngeformten, oft etwas starren Augen den Eindruck einer gewissen Geistlosigkeit und Apathie machen. Wie die Grusiner, die Imerethiner, die Gurier und einige benachbarte Bergvölker (Swanethen, Tuschen, Pschawen und Chewsuren) gehören die Mingrelier zu der Gruppe der Völker kartalinischen Stammes, dem ältesten Kulturelemente im Kaukasus-Lande. Diese Völker, die Nachfolger der alten Iberer, etwa 900000 Seelen und fast durchweg griechische Christen, sprechen eine gemeinsame, wenn auch dialektisch sehr verschiedene Sprache, das Kartli oder Kartuli; der grusinische Dialekt derselben ist zur allgemeinen Schriftsprache erhoben worden, und zwar zeigt das im 6. Jahrhundert zusammengestellte Alphabet zwei Phasen: das alte Kirchenalphabet oder das Chutzuri, mit lapidaren, den altarmenischen ähnlichen Buchstaben, jetzt nur noch für kirchliche Zwecke im Gebrauch, und die moderne zierliche und verschnörkelte Schrift, das Mchedruli[1]). Als Trümmer des alten georgischen Reiches, dessen gemeinsame Bestandtheile sie gebildet hatten, haben die einzelnen kartalinischen Völker schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in mehreren kleinen Staaten neben einander gelebt, bald von inneren Fehden zwischen ihren verschiedenen Herrscherdynastien zerrissen, bald sich gegenseitig bekriegend, bald auch vereint gegen die großen Bergvölker oder gegen die Perser und Türken kämpfend, unter deren Botmäßigkeit und Tributpflichtigkeit sie mehr als einmal kamen. Gegen Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts unterwarfen sich die meisten dieser kleinen Fürstenthümer den Russen; am längsten bewahrte Mingrelien seine Selbständigkeit. Im Jahre 1804 mußte es freilich die Oberhoheit Rußlands anerkennen, aber erst im Jahre 1867 ließ sich der letzte Herrscher aus dem alten, schon seit dem Zerfalle des georgischen Reiches regierenden Geschlechte, der jugendliche Fürst Nikolaus Dadian, bereit finden, gegen eine Zahlung von einer Million Rubeln alle seine Rechte aufzugeben.

Mingrelischer Bauer. (Nach einer Photographie.)

Das mingrelische Volk besitzt einen reichen Schatz von Sagen, die sich vielfach an die Heldenthaten ihrer eigenen Fürsten- und Adelsgeschlechter knüpfen oder auch bis auf die berühmtesten unter den georgischen Königen zurückgehen; auch christliche Legenden, deren Held meistens der heilige Andreas, der Apostel des Landes, ist, haben festen Boden im Volke gefaßt; vorzugsweise aber ist es die griechische Sage vom goldenen Vließ, von der Argonauten Zug nach Kolchis, von Jason und Medea, die, von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, dem nach Ueberlieferungen aus der Vorzeit des Landes forschenden Reisenden immer und immer wieder aufgetischt wird. Es ist fast, als lege das Volk, das in seinem Aeußern und in vielen seiner Sitten unbewußt eine lebende Reminiscenz aus einer Periode des Zusammenhanges mit Griechenland darstellt, einen ganz besonders hohen Werth auf diese Beziehung. So geht denn auch das Bestreben einer naiv-dilettantischen Alterthumsforschung, die hier wie anderswo ihre Vertreter hat, dahin, überall Belege für die Authenticität der Argonautensage aufzufinden. Odichy, der einheimische Name Mingreliens, muß nach ihnen eigentlich Otichy heißen und „Land des Otia" bedeuten, welcher Otia aber niemand geringeres gewesen sein darf, als Aeëtes, der Vater der Medea! Die Stelle, wo die alte kolchische Stadt Aea, die Stadt des Aeëtes, gestanden haben soll, will man etwa 15 Werst nördlich von Novo-Senaki am Ufer des Techur entdeckt haben; Gold- und Silbermünzen, die man hier ausgegraben hat, die auf der einen Seite einen Widder, auf der andern einen Männerkopf zeigen, werden auf Jason gedeutet. Dieser Ort, der heute den Namen Nakalakewi, d. i. „gewesene Stadt", führt, war denn auch das Ziel eines der ersten Ausflüge, die Madame Serena mit ihren mingrelischen Gastfreunden unternahm. Schon von Weitem sichtbar, erheben sich auf einem etwa 1000 Fuß

[1]) S. v. Thielmann, Streifzüge im Kaukasus u. s. w.

Digitized by Google

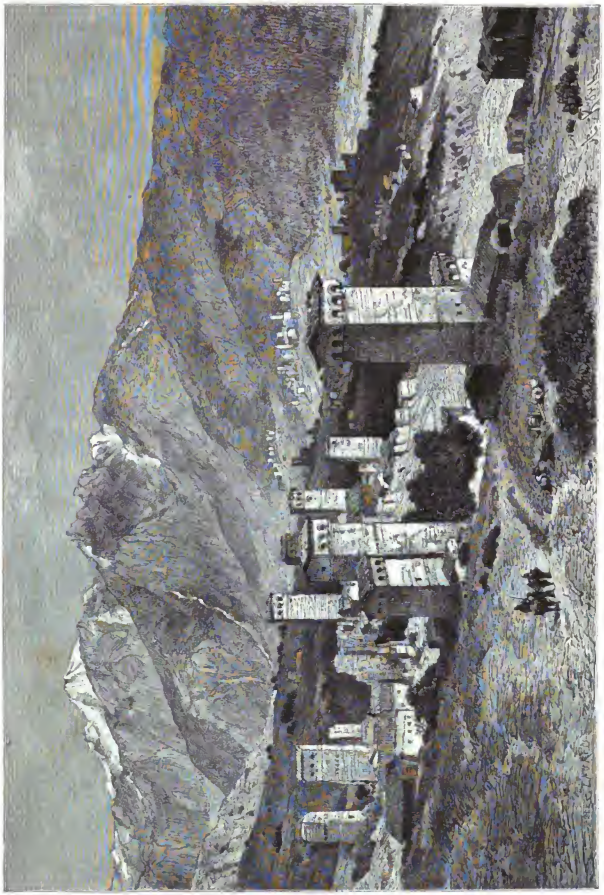
hohen plateauartigen Hügel, der auf der einen Seite zum Fluſſe abfällt, auf der andern von hohen bewaldeten Bergen überragt wird, die Ruinen großartiger Bauwerke. Ein Blick auf ſie genügt, um zu erkennen, daß ſie, was auch vor ihnen an dieſer Stelle geſtanden haben mag, in ſeinem Falle ſelber die Ueberreſte einer wirklich alten Stadt darſtellen können; nicht unberechtigt erſcheint dagegen die Annahme, daß man hier die Ruinen der laziſchen Stadt Archäopolis vor ſich habe. Zwei ſtarke Mauern, die, parallel laufend, einen breiten, etwa zwei Werſt langen Gang bilden, führen zu einem Thore aus ungehauenen behauenen Steinen, das augenſcheinlich der einzige Zugang zu der Stadt geweſen iſt. An ihrer nach innen gerichteten Seite zeigen dieſe Mauern große quadratiſche Niſchen, wie ſie noch heute in den orientaliſchen Bazars als Verkaufslager üblich ſind. Die großartigen, ſtellenweiſe an Kirchenbauten erinnernden Trümmer der eigentlichen Stadt ſtehen ziemlich eng an einander; auf der Nordſeite durch den anſteigenden Felſen geſchützt, war ſie nach dem Fluſſe hin mit Befeſtigungen verſehen. Merkwürdig, weil heute ganz zwecklos erſcheinend, ſind eine Anzahl großer eiſerner Ringe, die in unregelmäßigen Zwiſchenräumen in der Felswand längs des Fluſſes befeſtigt ſind, und bei denen man ſich nichts anderes denken kann, als daß ſie, wie die Ringe in unſeren Quaimauern, zum Vertauen von auf dem Fluſſe liegenden Schiffen gedient haben müſſen. Danach müßten freilich große Ver-

Ruinen von Nakalakewi.

änderungen hier vorgegangen ſein; denn in ſeinem heutigen Zuſtande iſt der Techur ſelbſt in der günſtigſten Jahreszeit nie ſchiffbar.

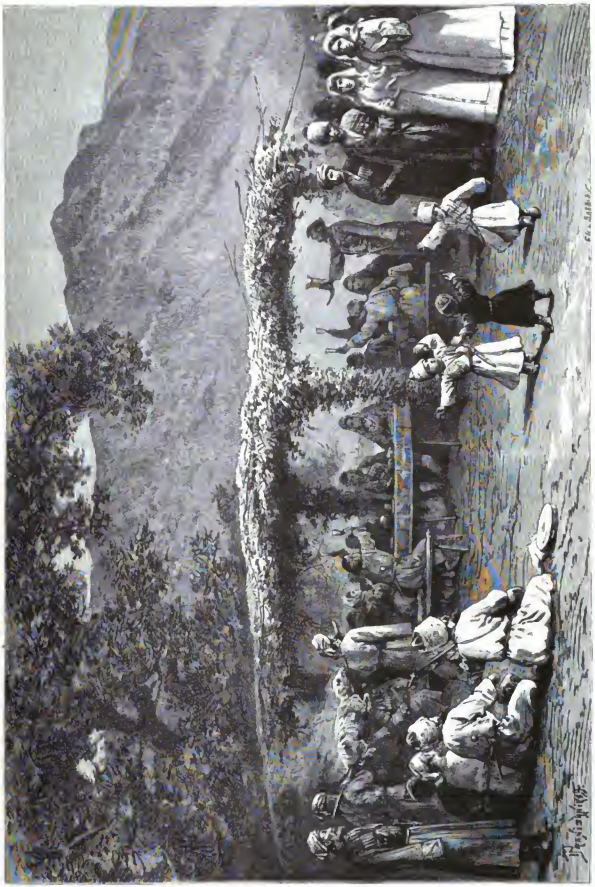
Auf dem andern Ufer des Techur, dem Ruinenhügel von Nakalakewi gerade gegenüber, ſprudelt eine kräftige Schwefelquelle aus dem Felſen in ein kleines natürliches Becken. Seit lange ſchon finden deshalb die Leidenden aus dem ganzen Lande ſich, Heilung ſuchend, an dieſem bevorzugten Orte zuſammen; und es iſt nichts Seltenes, daß während der Sommermonate ganze Familien aus den vom Fieber heimgeſuchten Gegenden ſich hier niederlaſſen. Fürſt David Dadian, der verletzte der mingreliſchen Herrſcher und zugleich der erſte unter ihnen, dem es ernſtlich um die Hebung ſeines Volkes und Landes zu thun war, machte im Anfange der fünfziger Jahre den Verſuch, an dieſem von der Natur in jeder Weiſe begünſtigten Platze einen Kurort einzurichten. Leider ſcheiterte dieſer Verſuch an der Hartnäckigkeit des Volkes, das in dem Vorgehen des Fürſten eine Verletzung ſeiner Rechte ſah. Nach den Geſetzen des Zaren Wachtang, des alten georgiſchen Geſetzgebers, waren nämlich ſämmtliche Flüſſe eines Landes Eigenthum des jedesmaligen regierenden Herrſchers, doch ſtand demſelben keinerlei Recht auf das Ufer zu. So wurde denn der Bau eines großen Thurmes, in den die Heilquelle geleitet werden ſollte, inhibirt, und als der Fürſt noch während der Verhandlungen darüber ſtarb, zerſtörten die Uferbewohner das der Vollendung ſchon nahe Gebäude, lenkten die Quelle wieder zu ihrem alten Ausgange zurück, der ſo tief liegt, daß er bei einigermaßen hohem Waſſerſtande des Techur oft monatelang bedeckt iſt, und ſo bildet denn heute noch

Digitized by Google



Thürme der Amazonen.

Digitized by Google

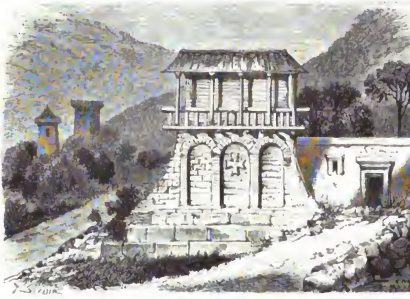


Mingrelisches Hochzeitsfest. (Nach Photographien.)

Digitized by Google

wie vor Jahren das kleine natürliche Becken in dem Felsboden die primitivste Badeanstalt für die hierhergekommenden Kranken.

Der interessanteste Theil des ganzen heutigen Mingrelien ist ohne Frage Swanethien, das obere Thalgebiet des Tschenis-Tschali und des Jngur, von den Quellen dieser Flüsse an bis zu dem Punkte, wo sie, ihre ursprüngliche ostwestliche Richtung verlassend, sich nach Süden wenden. Trotz seiner Kleinheit (das Thal des Tschenis-Tschali hat bis zu dem erwähnten Punkte eine Länge von nur acht, das des Jngur eine von etwa zwölf Meilen) hat Swanethien durch den wilden, rauhen Charakter seiner Natur und seiner Bewohner stets eine eigenthümliche Bedeutung unter den Kaukasus-Ländern gehabt. Zum Ackerbau geeignete Thalflächen sind wenig vorhanden, der bei Weitem größte Theil des Areals besteht aus Wäldern, Bergweiden und Bergwildnissen, die zu dem landschaftlich Schönsten und Großartigsten gehören, was der Kaukasus zu bieten hat. Das kleine Land zerfällt in drei streng gesonderte Distrikte: das Dadianische Swanethien, so benannt nach der mingrelischen Fürstenfamilie, welche hier große Besitzungen hat, umfaßt das Thal des Tschenis-Tschali und besteht aus drei großen Gemeinden, Laschcheti, Tscholnri und Lentechi; diese Gemeindebezirke sind jedoch nicht geschlossene Ortschaften, sondern Komplexe von meilenweit zerstreuten Höfen, welche häufig in kleinen Gruppen zusammenstehen. Das sogenannte freie Swanethien ist die obere Hälfte des swanethischen Jngurthales; von seinen acht Gemeinden sind Absch und Ljschkull die bedeutendsten. Die untere Hälfte des swanethischen Jngurthales wird nach der hier begüterten fürstlichen Familie Dadischkalian benannt; die bedeutendste seiner vier Gemeinden ist Betscho. Erst in den allerletzten Jahren ist das freie Swanethien der russischen Oberhoheit unterworfen worden; nicht, als ob die kleine Republik, in der freilich kein Fremder seines Lebens sicher war, den Russen einen hartnäckigen, jahrelangen Widerstand entgegengesetzt hätte, sondern weil es diesen vorher der Mühe noch nicht verlohnte, um eines Gebietes von so geringem Steuerwerthe willen eine kriegerische Expedition zu unternehmen. Die beiden anderen mingrelischen Distrikte, die als Bestandtheile Mingreliens mit diesem zugleich annektirt worden waren, zeigten am besten, welch' kleine Erträgnisse man sich von den 5000 freien Swanen versprechen konnte. So wären dieselben vielleicht noch lange in ihrem in der That fast unzugänglichen Gebiete unbehelligt geblieben, wenn nicht im Jahre 1871 einige Verbrecher aus dem annektirten Distrikte sich der Bestrafung von Seiten der russischen Behörden durch Flucht nach dem freien Swanethien entzogen hätten. - Sie stellten sich hier unter den Schutz des Rathes der Alten, der Regierung des Landes, die nur in außergewöhnlichen Fällen durch eine allgemeine Volksversammlung unterstützt und beschränkt wurde. Trotzdem in dem erwähnten Falle dem Verlangen der russischen Behörden bereitwillig Folge geleistet und die Auslieferung der Flüchtlinge vollzogen wurde, hatte dieses Ereigniß doch die Unzuträglichkeit der bestehenden Verhältnisse dargethan, und so wurde noch in demselben Jahre eine kleine Expedition unter Graf Lewaschow zur Unterwerfung des Landes abgeordnet. Die Unmöglichkeit eines Widerstandes einsehend, unterwarf sich das Volk zwar widerwillig, doch ohne Blutvergießen. Man begnügte sich russischer Seits einstweilen mit der Festsetzung einer den Mitteln des Landes entsprechenden äußerst geringen Steuerquote, sowie mit den nothwendigen Einrichtungen zur Sicherung des Lebens und Eigenthumes der russischen Beamten und etwaiger Reisender, und ließ im Uebrigen die Sitten und Gesetze, die eigentliche Selbstregierung des kleinen Staates, in dem die Blutrache eine hervorragende Rolle spielte, unverändert bestehen. Nicht zufrieden hiermit, empörten sich die Swanen 1875 gegen die fremde Oberherrschaft, und die Unterdrückung dieses mit der äußersten Erbitterung geführten Kampfes kostete ihnen die letzten Reste ihrer Autonomie. Eine Straße, die jetzt von Zugdidi nach Betscho gebaut wird, soll die Jsolirung des Landes aufheben, dem bisher jede geregelte Verbindung mit der Außenwelt gefehlt hat; denn zwischen den untersten swanethischen Gemeinden im Jngurthale und den ersten mingrelischen Dörfern am Jngur durchströmt der Fluß eine ganz unbewohnte, unwirthbare und, außer für Fußgänger, unwegsame Schlucht von fünf Meilen Länge; von Norden her, aus dem Lande der Balsanischen Tataren, ist die Hauptkette nur auf



Ansicht aus dem Dadianischen Swanethien.

Digitized by Google

Gletscherpässen zu übersteigen, und im Süden führt ein einziger Saumpfad, der Katparipaß, über das Lailagebirge, die Wasserscheide zwischen Jagnur und Tschenis-Tschati.

Trotz der vollzogenen Unterwerfung wird es aber noch lange dauern, bis das Volk seinen alten Bräuchen des gegenseitigen Ausraubens und Plünderns, des Mädchenraubes und der Blutrache gänzlich entsagt. Schon die Art ihrer Wohnstätten ist bezeichnend für den kriegerischen Charakter der Swanen. Anstatt der meist zwischen Bäumen versteckten Holzhütten der mingrelischen Dörfer finden wir hier große, von hohen steinernen Mauern umgebene Höfe, in denen die massiven Häuser stehen, flankirt von viereckigen Thürmen von starkem Mauerwerk, meist zinnengekrönt und oft bis 80 Fuß hoch. Diese Thürme, die dem von der Blutrache verfolgten Swanen eine sichere Zuflucht gewähren, haben den russischen Soldaten bei der Revolution von 1875 viel zu schaffen gemacht. Immer wieder wurden sie von der Höhe derselben mit einem Regen gewaltiger Steine begrüßt, und es blieb schließlich nichts anderes übrig, als sie in die Luft zu sprengen. Die Abstammung der Swanen, die eine den Mingreliern vollkommen unverständliche Sprache sprechen, hat ihrerseit viel zu denken gegeben; heute betrachtet man das Volk allgemein als einen Zweig des kartalinischen Stammes, der einst eine Zeit der höhern Blüthe gehabt hat, allmälig aber wieder in die alte Rohheit zurückgesunken ist. Zahlreiche, zum größten Theil in Trümmern liegende Kirchen in heute ganz verödeten Bergwildnissen sprechen für diese Annahme. Die Mehrzahl der Swanen bekennt sich zur griechischen Kirche, aber wenigstens zu dem, was hier dafür gilt; nur einige Dörfer im nördlichen Theile des Landes haben von ihren tatarischen Nachbaren den Islam angenommen, in einigen anderen dagegen soll noch unverfälschtes Heidenthum herrschen.

Der letzte Ausflug, den Madame Serena von Nove-Senaki machte, galt dem etwa 35 Werst entfernten, am Ufer der Abascha gelegenen Dorfe Naogalewi. Das erste Erforderniß zu einer Reise im Kaukasuslande ist Sicherheit und Furchtlosigkeit zu Pferde; denn das Reiten ist hier die einzig übliche und meist auch einzig mögliche Art der Lokomotion. Die Pferde, die man erhält, erschrecken den Reisenden gewöhnlich zuerst durch ihr elendes, halb verhungertes Aussehen; ihre vortreffliche Gangart aber, ihre Ausdauer und die Sicherheit, mit der sie die schmalen, steilen Bergpfade hinauf- und hinabklimmen und die schaukelnden Planken überschreiten, lassen die Thiere bald ausschädbar erscheinen. Eine nicht geringe Komplikation der eigentlichen Bergtouren in Mingrelien, wie wohl im ganzen Kaukasus, wird durch die Menge von Gepäck und die dementsprechende Zahl von Lastthieren bereitet, die der Reisende mit sich führen muß. Wer aber nicht riskiren will, nach dem anstrengenden Ritte eines ganzen Tages die Nacht auf der hölzernen Bank zuzubringen, die in den Bauernhäusern ebenso wie in dem Duchan, der primitiven mingrelischen Herberge, meist das einzige Mobiliar bildet, wer seinem europäischen Magen den Versuch ersparen will, sich mit dem Nationalgerichte des gomi, einem dicken Hirseleister, abzufinden, der muß eben wohl oder übel alle Bedürfnisse des civilisirten Menschen bei sich führen, von dem Reisebett bis zu der Büchse mit Fleischextrakt und dem nöthigen Koch- und Eßgeräth. Sorgt man in dieser Weise für sich selber, so hat man keinerlei erhebliche Unannehmlichkeiten zu fürchten. Wenn auch die Mingrelier bei ihren Nachbarvölkern im Rufe stehen, sämmtlich Diebe zu sein (der heilige Andreas selber soll diese Eigenschaft als Strafe über das Volk verhängt haben), so ist doch, wenigstens heutzutage, Person und Eigenthum des Reisenden durchaus sicher. Die wild aussehenden, meist bis an die Zähne bewaffneten Burschen, denen man nicht ohne ein leises Gefühl des Unbehagens auf einsamen Bergpfaden begegnet, legen, ebenso wie der Bauer am Wege, grüßend die rechte Hand an das nach mingrelischer Sitte turbanartig um den Kopf gewundene Baschlyk und lassen den Fremden ruhig passiren; in den Dörfern erregen die Besitzthümer des Europäers wohl die lebhafteste Bewunderung seiner Würthe — in höchst seltenen Fällen aber nur wird ihm ein Stück dieses Besitzes gestohlen werden.

Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier.

Mittheilung aus dem Museum Godeffroy in Hamburg. Von **J. E. D. Schmeltz.**

I.

Auf der Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin im August 1880 wird einer der bedeutendsten Vorkämpfer ethnographischer und ethnologischer Studien in Deutschland, Professor Adolf Bastian, der eben von einer zweijährigen, im Interesse der Ethnologie unternommenen Reise um die Erde zurückgekehrt war, in schwungvoller Weise darauf hin, wie dringend nothwendig es sei, außer dem heute schon verhältnißmäßig gut gepflegten Sammeln ethnographischen Materials auch das des psychologischen mehr und mehr zu beachten! Und dies zumal heute, wo wir mit Rücksicht auf die meisten Naturvölker schon der Stunde nahe seien, wo sie vom Erdenrund verschwinden werden und unseren diesbezüglichen Bestrebungen ein „Zu spät“ entgegentönen werde. Als Frucht dieser Reise stellte der Redner derzeit schon die Veröffentlichung einiger Dokumente in Aussicht, welche einen Theil des polynesischen Gedankenkreises, des größten ethnologischen Gebietes auf der Erde, enthielten und die es ihm gelungen war zu retten. Das diese Dokumente, von denen das eine von Hawaii, das andere von Neu Seeland stammt, enthaltende Buch[1]) ist nun vor Kurzem erschienen, und mit überraschender Klarheit ersehen wir daraus die Wahrheit des Ausspruchs des genannten Reisenden: „daß ein einheitlicher Gedankenbau sich durch die ganze polynesische Race hinzieht!“ Und wie mit der Kenntniß der Mythologie und der religiösen Anschauungen der polynesischen Race, ähnlich und fast noch schlimmer ist es bestellt mit unserer Kenntniß der religiösen Ideen der papuanischen oder melanesischen Race! Zweifellos wird sich auch hier bei fortdauerndem regen Forschen ganz dasselbe Resultat ergeben: „daß eine einheitliche Idee sich, einem rothen Faden gleich, durch die ganze Race hinzieht!“ und ein jeder

[1]) „A. Bastian: Die heilige Sage der Polynesier.“

Digitized by Google

Baustein, der zur Vervollkommnung unserer Kenntniß solcher Ideen beitragen kann, ist gewiß mit Freuden zu begrüßen. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen wurde es ja kurz hin uns erst möglich nachzuweisen, wie der Schädelkultus sich auf allen Inselgruppen, die von der papuanischen Race bewohnt, auf Neu-Guinea, im Neu-Britannia-Archipel, auf den Salomo-Inseln, den Santacruz-Inseln und den Neu-Hebriden finde, und nur auf den Viti-Inseln, derjenigen Gruppe, wo die Bevölkerung durch Jahrhunderte lang andauernde Berührung mit Polynesiern, den Bewohnern der Tonga-Inseln, von polynesischem Einfluß in ihren Gebräuchen und in ihrer Lebensweise völlig überwuchert ist, fehlt.

Es dürfte nun nicht allein für die sich mit ethnologischen Studien Befassenden von Werth sein, sondern allgemeines Interesse beanspruchen, daß über jene eigenthümliche, in den letzten Jahren mehrfach erwähnte religiöse Ceremonie, „Duck-Duck“ genannt, die auf einer Anzahl der Inseln des Neu-Britannia-Archipels geübt wird, ein eingehender Bericht von dem bekannten inzwischen ermordeten Reisenden Theodor Kleinschmidt vorliegt. Schon früher waren über dieselbe sowohl von ihm als auch von dem 1877 auf Mioko verstorbenen Reisenden Hübner[1]) kürzere Mittheilungen eingegangen.

Wir geben nun zunächst den neuesten Bericht Kleinschmidt's wieder und im Anschluß daran die früher eingegangenen Mittheilungen Kleinschmidt's und Hübner's, denen wir dann, da nach der einen derselben diese Ceremonie mit dem Schädelkult in Verbindung zu stehen scheint, und andererseits auch die Quelle, wo die vorhin erwähnten Mittheilungen über denselben veröffentlicht sind[2]), nicht allgemein zugängig ist, diese selbst folgen lassen.

Bericht von Th. Kleinschmidt. Mioko, Duke-of-York-Gruppe.

Im lieben, fernen Deutschland hört man oft, nachdem Weihnacht und Neujahr vorbei, den Ausruf: „Nun Gottlob, die Festtage hätten wir einmal wieder hinter uns!“ und

Fahrt des Duck-Duck, von der Insel Moalim nach Pall-Pall, dem Bestande der Insel „Mioko“ *).

auch ich möchte hier jetzt ausrufen: „Dank sei dem Himmel! endlich ist die Duck-Duck-Zeit vorüber!“ Jetzt kann ein hier weilendes weißes Menschenkind doch wohl endlich einmal wieder der Hilfe seiner dunkelbraunen Mitmenschen theilhaftig werden; denn so lange dieses Fest, ich möchte eher sagen, diese Ceremonien und die dazu nöthigen Vorbereitungen dauern, ist es wahrlich nicht leicht durch Eingeborene irgend eine Arbeit verrichtet zu erhalten oder sie gar für eine, sie von ihrer Behausung fern haltende Bootstour gewinnen zu können. Denn von dem Augenblick an, wo der Duck-Duck „gebrüllet“ wird (wir werden diesen Ausdruck hernach kennen lernen) bis zu der Zeit, wann er „begraben“ wird, haben die hiesigen Eingeborenen für irgend eine andere Beschäftigung weder Zeit noch den nöthigen Sinn.

Man wird mich zunächst nun fragen, was denn eigentlich der Duck-Duck sei. Die Beantwortung einer solchen

*) Ein Kanoe dieser Art heißt „A Gomm“, die Schnäbel sind in manchen Fällen auch schief, nach abwärts geneigt. Der Körper des Kanoes ist stets aus einem Stamm geschnitzt, die beiden Schnabelstücke sind aus besonderen Holzstücken gearbeitet, an den Enden des Körpers mittels Faden festgebunden und die resp. Nähte mittels Kitt verklebt. Dasselbe trägt als Zeichen des Eigenthums eines Häuptlings zwischen den beiden Schnabelstücken befestigte Federquirlenden („A Bogaßnawuhpen“). Das Kanoe ist weiß angestrichen, unterhalb der Regeling verläuft ein blauer Streif, die Schnäbel sind blau, roth und gelb verziert. Am Hinterende sitzt der das Steuern des Kanoes („Ais“) besorgende Eingeborene, der am Vorderende sitzende hat das Ausgucken zu besorgen und beim Steuern zu helfen; seine Arbeit wird mit dem Wort „gilua“ bezeichnet. Die erwähnten beiden Eingeborenen sowohl als die eigentlichen Ruderer sind sämmtlich mit Rudern ein und derselben Art ausgerüstet, die „A wuh“ genannt werden. (Kra. 2351 des Museum Godeffroy. Siehe: Schmeltz und Krauße, Ethnogr. anthrop. Abth. d. Mus. God. S. 61.) Hinter dem in der Mitte des Fahrzeuges Befindlichen und sich hin und her, auf und nieder schwingenden Duck-Duck sitzt ein Eingeborener mit der „Kapphdrommel“, die er mit der linken Hand schlägt.

Die mit einem Kanoe gezierte Duck-Duck-Maske, welche von den Eingeborenen von „Moalim“, wie oben dargestellt, bei der diesmaligen Ceremonie benutzt wurde, befindet sich jetzt unter Nro. 3807 im Besitz des Museum Godeffroy. Das Gesicht derselben ist roth und gelb bemalt, das kleine Kanoe weiß mit blauen Linien, die aufrecht daraus hervorstehenden Spitzen sind Schwingenposen von Casuarius Bennetti.

[1]) Journal des Museum Godeffroy Heft XIV, S. 284.

[2]) Sitzungsbericht II des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg vom 4. Febr. 1881.

Digitized by Google

Frage nach allen Richtungen hin und mit aller Bestimmtheit ist bis heute selbst dem sich hier schon länger Aufhaltenden noch nicht möglich. So allgemein und so weit verbreitet der Duck-Duck-Kultus auch in einigen Distrikten ist, so wenig existirt derselbe in anderen und bietet daher selbst für einen Theil der Eingeborenen noch ein Räthsel. Die Frauen sind überhaupt von diesem Kultus ausgeschlossen. Daß diese, „Duck-Duck“ genannte Ceremonie eine Art von religiösem Kult, ist indeß sicher; denn ihr allein huldigen die Mitglieder der geheimen Verbindung, innerhalb welcher sie bekannt ist! Eine andere Religion ist unbekannt und nur was vom „Duck-Duck“ vorgeschrieben oder angeordnet ist und wird, gilt den Eingeborenen einer heiligen Vorschrift gleich. Eigentliche Priester dieses Kultus existiren nicht, die begüterten Häuptlinge (so werden hier Eingeborene genannt, welche Grundbesitzer sind und das meiste „Dovaro“ oder Muschelgeld[1]) aufzuweisen haben, daher am angesehensten sind) bilden bei den Arrangements für die Erscheinung des Duck-Duck und bei den dafür nöthig erachteten Vorbereitungen und den Ceremonien selbst die Hauptonangeber und sie bestimmen, wann die Ceremonie stattfinden soll.

Der hiesige Eingeborene hat weder eine Idee noch eine Vorstellung von einer allwaltenden, gütigen Gottheit, die den Himmel „m'Bukude“, die See „Atai“, den Regen „Abalde“ und Trink (Quell-)Wasser „Atawe“, den Busch „Rabui“ und ihn selbst erschuf. Er kennt nur den „Duck-Duck“, den er sich in fabelhafter großartiger Gestalt, als menschliches Wesen vorstellt, als ein Wesen das stirbt und begraben wird, das er gleichzeitig aber doch auch als wandernden Geist ansieht! Als einen Geist nämlich, der, nachdem er zum Beispiel auf Mioko, Utaan und Moala in der Dule-of-York-Gruppe auftrat und während funfzehn Tagen durch Masken den Frauen und Kindern verunschlaucht und dann festlich bewirthet wurde, der dann starb und begraben wurde, und nun nach einiger Zeit in einem andern Distrikt auf „Neu-Britannien“ wieder auferstehe, tanzt, unheimliche Töne von sich giebt, ebenfalls festlich bewirthet und auch dort wieder zu Grabe getragen wird, um, wer weiß wo zunächst, dasselbe zu thun oder sich anthun zu lassen. Wie sonst sich der Eingeborene einen Begriff über das geheime Wesen, die Wirksamkeit des „Duck-Duck“ macht, ist eben nur ihm selbst bekannt, genau kann dies kein Fremder bis heute beantworten, denn keiner erfährt es und es scheint, daß es strenge „tabu“ ist darüber irgend etwas zu offenbaren.

Es finden die Aufführungen der „Duck-Duck“-Ceremonie nur in den nächsten benachbarten und befremdeten Distrikten zu gleicher Zeit statt, in anderen dagegen zu verschiedenen Zeiten; denn der Duck-Duck kann nach den Begriffen Eingeborener nicht aller Orten zugleich sein.

Gewöhnlich erklärt zu einer gewissen Zeit des Jahres, die, wie es scheint für jeden einzelnen Distrikt genau inne gehalten wird, ein besonders einflußreicher Häuptling (vielleicht sogar ein dazu besonders berechtigter, eine Art von Hohem Priester des Duck-Duck), daß derselbe kommen werde. Die befremdeten Nachbardistrikte nehmen die Verkündigung an, und es wird dann der ungefähre Tag der Eröffnung der Ceremonie bestimmt. Die Weiber sorgen jetzt für die nöthigen Quantitäten Festspeise und für deren Zubereitung und die Männer dafür, daß sie selbst bei Zeiten mit der Herstellung der, für die Ceremonie nöthigen Masken fertig werden. Die letztere Arbeit, nämlich die Herstellung der sogenannten Masken, geschieht in und beim Duck-Duck-Hause (A Ball ne Duck-Duck), auf dem, dem Duck-Duck gewiesenen Revier, dessen Betretung den Weibern und etwaigen, nicht der Duck-Duck-Verbindung angehörigen Leuten aufs Allerstrengste untersagt ist. Während dieses Theils der Zeit, den die Vorbereitungen in Anspruch nehmen, heißt es „der Duck-Duck brütet“!

Ich war verwundert in nächster Nähe des Duck-Duck-Hauses auch ganz kleine Jungen, die eben laufen und sprechen konnten, zu finden und zu sehen, wie dieselben herumtändelten, während die Alten arbeiteten, und ganz dasselbe bemerkte ich bei dem später vor dem Duck-Duck-Hause stattfindenden Begräbniß und dem Festessen. Man erklärte mir aber, daß auch diese Kleinen von ihren Eltern und Pflegeeltern[1]) schon in die Duck-Duck-Gemeinschaft eingeknüpft seien, obgleich manche derselben noch nicht einmal schwatzen konnten. Sobald die Kinder älter werden, hält man sie natürlich von den geheimen Duck-Duck-Vorbereitungen und Ceremonien fern und sie können erst im sechszehnten Jahre und nach weiterer Entrichtung von „Dovaro“ an die Oberhäupter der Verbindung, Theil an diesen Festen nehmen; irgend ein Ausplaudern der dabei beobachteten Gebräuche wäre dann aber unfehlbare Todesursache, und so bleibt dies Alles ein vor den Frauen streng gehütetes Geheimniß. Wollte gar eine derselben sich in die Nähe schleichen und spioniren, so würde dies sicher an den Tag kommen und ihr ein jähes Ende bereitet werden.

Sind alle Masken fertig, so wird der für den Anfang des Festes geeignet erscheinende Tag definitiv festgesetzt, damit die, den ersten Festschmaus bereitenden Weiber sich demgemäß einrichten können, denn der an jenem ersten Tage „geboren werdende“ Duck-Duck muß leben und deshalb auch gleich fertige Speisen vorfinden. Zu diesen, welche sich mehrere Tage halten müssen, werden Taro, Kokosnüsse (die ausgepreßte Milch des Kernes, nicht aber das Wasser, welches derselbe enthält), Tamapulpe, Zuckerrohr und Fische verwandt, die sonst so beliebten Yams aber fortgelassen, da ihre Verwendung eine zu große Gefahr des Sauerwerdens der Speisen im Gefolge haben würde. Sind die Speisen fertig, so wird zuvörderst den Weibern ein vergnügter Tag vergönnt; sie fahren dann zum Beispiel von der Mioko-Insel in mancherlei Art geschmückt in ihren weißen Canoes auf das herrliche, durch das Meer zwischen den Inseln gebildete natürliche Bassin hinaus, schwenken Büschel, jauchzen, schreien, amüsiren sich und sind nun bereit den erwarteten Duck-Duck zu bewillkommnen und zu gleicher Zeit dann auch die sorgfältigst bereiteten, in mancherlei Blättermerk eingebundenen Speisen an den Häuptling abzuliefern, selbstverständlich aber gegen genügende Entschädigung, denn ohne eine Bezahlung verrichtet hier ein Eingeborener nichts für den andern — selbst Kinder kann für ihre Eltern!

Am nächsten Tag beginnt nun die Erscheinung des Duck-Duck; alle Maskenträger begeben sich jetzt zuerst zum angesehensten Häuptling und Duck-Duck-Mann des Distrikts, um sich ihm zu präsentiren. So zogen sie dieses Mal alle zum Häuptling auf Pal-Pal, dem westlichen Theil der Insel Mioko, es waren ihrer wohl nahe an 40 von den Inseln Moalim, Utaan und Mioko. Meist fahren dabei die Canoes zu dreien und vieren neben einander, einen geordneten Zug bildend und das Jauchzen, Singen und Trommeln hat während solcher Fahrt kein Ende. In der Mitte des Fahr-

[1]) Auf Rohrstäbchen und dünnen Zweigen oder Gräsern aufgereihte Plättchen aus der Basis, dem Mundtheil einer Schmuckmuschel (Nassa). Siehe auch Schmeltz und Krause: Die ethnogr. anthrop. Abth. d. Mus. Godeffroy. Hamburg, L. Friederichsen, 1881, S. 74.

[1]) Kinderlose Eheleute kaufen sich meist einen kleinen Jungen oder manchmal auch ein Mädchen.

Digitized by Google

zeuges steht oder sitzt der Duck-Duck in seiner Vermummung und nach dem Takte der Musik bewegt er sich auf und nieder, hin und her. Das Ganze bildet für den Fremden ein ebenso komisches und lustiges, wie interessantes Bild!

Da der Duck-Duck selten schreiterd, sondern mit eins um das andere hoch gehobenen Beinen sich vorwärts bewegt, so hüpft nach der Landung die ganze Reihe der Repräsentanten dieses Kultus dem Hause des Häuptlings (Häuptling = „Auviane" N. Brit. Sprache), in dessen Nähe im Busch der als Versammlungsort für Alle angewiesene, freie Platz sich befindet, zu. Hier gewährt es nun wiederum einen ganz eigenthümlichen Anblick, dreißig bis vierzig dieser seltsamen Gestalten, deren Unterkörper durch einen grünen Blätterwulst verdeckt wird und deren Oberkörper in einem mannigfach und theils recht geschmackvoll verzierten und gefärbten hohen Spitzthurm steckt, stumm im Kreise sitzen zu sehen, denn selbst die Beine des Repräsentanten müssen derartig untergeschlagen gehalten werden, daß nicht der geringste Theil eines Fußes unter dem Blätterwulst hervorschaut. Eine Menge Eingeborener wie auch Frauen, Mädchen und Kinder sehen jetzt dem Schauspiel zu.

Das dem Duck-Duck als Geschenk dargebrachte Tevaro-Muschelgeld wird in zusammengelegten Bündeln von den Häuptlingen aus einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten mit kräftigem Wurf gegen den Blätterwulst der masktirten Personen geschleudert, falls nun der betreffende Duck-Duck, in dessen Nähe das Geschenk gelangt, dasselbe, da er nur höchst verstohlen einige Finger, die ihm ohnehin behufs Festhaltens des Spitzthurmes nothwendig, aus dem Wulst hervorstrecken darf, nicht hat erreichen und hereinziehen können, so wird ihm dasselbe von einem der Häuptlinge zugesteckt. Sind die Geschenke ausgetheilt, so führen die Duck-Duck-Repräsentanten zuvörderst einige ihrer kurzen, hüpfenden Tänze auf; dann hüpfen die auf Mioko einheimischen nach ihren Duck-Duck-Häusern, die auf den Nachbarinseln heimischen aber nach ihren Canoes, um mit demselben Gesang, Getrommel und Geschrei wie bei ihrer Herkunft wieder heim zu fahren und sich nach ihren Duck-Duck-Häusern zu begeben. Und so findet man jeden Nachmittag während der nächsten zwölf Tage der Duck-Duck-Tanz vor den Frauen und Kindern auf dem freien Platz vor der Hütte des Häuptlings statt. Die Annullerung der Tänzer geschieht in verborgener Weise beim Duck-Duck-Hause, von wo sie sich zum Tanzplatz begeben, wo die Blätterwulste auf Pfosten stehen und der zu jedem gehörige Thurm daneben.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. **F. W. Paul Lehmann.**

I.

Der Rothe-Thurm-Paß.

Das Großfürstenthum Siebenbürgen ist seit dem Jahre 1867 als fünfter Kreis mit dem Königreiche Ungarn verbunden und in fünfzehn Komitate getheilt. Auf einem Raum von nahezu 55 000 qkm leben wenig über zwei Millionen Einwohner, die sich auf Magyaren, Deutsche und Rumänen in dem Verhältniß von 3, 1 und 6 vertheilen.

Das innere Siebenbürgen ist ein aus jung tertiären Thon- und Sandsteinschichten gebildetes Hochland, das sich von Osten gegen Westen von 750 m bis auf 400 m herabsenkt und vielfach von 150 bis 200 m tiefen Thälern durchschnitten ist. In den Alluvialniederungen der größeren Thäler finden wir Dörfer und Städte inmitten reicher Getreide- und Maisfelder und mit Rebenpflanzungen an den niedrigen, gegen Süden abgedachten Steilränderu, während die kleinen, das Hochland vielfach zerschneidenden Seitenthäler oft nur steilwandige Schluchten sind.

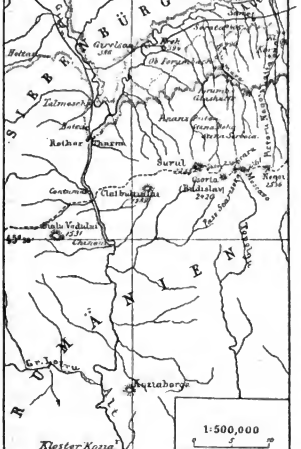
Von den Ebenen an der Theiß, dem Pruth und der untern Donau ist das Hochland ringsum durch mächtige, mannigfach gestaltete Gebirgswälle geschieden, über deren Joche und Einsattelungen oder durch deren tief eingeschnittene Thäler, längs den aus dem Lande hinausströmenden Hauptflüssen die Pässe in das Innere führen. Das höchste Gebirge erhebt sich im Süden Siebenbürgens als eine über 250 km lange Scheidewand zwischen dem Hochland und der zur Donau abgedachten Walachei. Das Hochgebirge besteht fast in seiner ganzen Ausdehnung aus krystallinischem Schiefer und erinnert in seinen einzelnen Theilen bald an die breitbuckligen Urgebirgsmassive Deutschlands, bald an die zackigen Kämme in der Centralzone der Alpen. Hier glaubt man ein vergrößertes Abbild des Erzgebirges, wie es sich, von Karlsbad aus betrachtet, darstellt, oder der hohen Eule vor sich zu haben, dort wird der Eindruck wieder lebendig, den etwa die Tauernkette, von einer der vorgelagerten Höhen aus betrachtet, in dem Beschauer zurücklieh. Nur im östlichsten Theile, in den Umgebungen Kronstadts, bedingen steil aufragende Gebirgsstöcke aus Kalkstein den Charakter der Landschaft.

Etwa in der Mitte des Südrandes entströmen in dem quer durch das Hochgebirge führenden, tief eingeschnittenen „Rothe-Thurm-Passe" die Gewässer des Alt (Aluta, Oltu) dem Lande. Der Alt ist bei Boica, wo er in den Gebirgspaß tritt, bereits ein ganz stattlicher Fluß von 100 m Breite und einer Länge, die 300 km übersteigt. Er entspringt in der östlichen Gebirgsumwallung Siebenbürgens und sammelt seine Quellwasser an den Westabhängen des mächtigen Kalkgebirgszuges Rogu Hagymas (1793 m), um zunächst die Hochebenen der Csik zu durchfließen, welche, mit Alluvialgebilden bedeckt, innerhalb der doppelten, östlichen Gebirgsumkränzung Siebenbürgens liegen und wahrscheinlich einst beträchtliche Gebirgsseen bildeten. Der Lauf des Flusses ist zunächst vorherrschend südlich; aus der untern Csik tritt er durch den Paß von Tusnad — einem Bade, in dessen Nähe sich der durch seine Exhalationen bekannte Berg Büdös erhebt — in die Haromszek und von hier in das schöne Burzenland, aus dem er sich nordwärts wendet, um dann in westlichem Laufe den Persaumer Höhenzug zu durchbrechen. In der Nähe von Hövi erreicht der Alt den nordöstlichen Ausläufer der langgestreckten Diluvialebene, welche dem Fogaraescher Hochgebirge im Norden vorgelagert ist, und bildet bis kurz vor dem Rothe-Thurm-Passe die

Digitized by Google

Grenze zwischen den Lehm- und Schotterablagerungen der Hochebene und dem durchschnittlich 150 m hohen Steilrande der sie im Norden und Nordwesten begrenzenden jung tertiären Höhen des Burzenlandes.

Selten streicht der Fluß unmittelbar an den Höhen hin, deren weiche Schichten seiner Erosionskraft nicht genügenden Widerstand zu leisten vermögen. Bald greift er mit seinen Serpentinen den Steilrand an, bald beschreibt er einen allmälig in das linksseitige, flache Ufer hinaufwachsenden Bogen; unaufhörlich arbeitet er an der Verlegung und Umgestaltung seines Bettes. Ein interessantes Beispiel dafür



Skizze des Rothe-Thurm-Passes und eines Theiles der Süd-Karpathen.

zeigt sich im Westen der Ebene, wo der Alt bei Girelsau eine Biegung macht, um in südwestlicher Richtung dem großen Gebirgsthore zuzuströmen. Von Girelsau führt nach Osten über den Alt die alte Reichsstraße, welche Hermannstadt mit Kronstadt verbindet. Ueberschreitet man die Brücke, so betritt man auf dem linken Ufer die Feldmark von Frek, plötzlich aber wandert man einen halben Kilometer lang wieder über Girelsauer Terrain, denn der Fluß, welcher einst die beiden Ortsgebiete trennte, hat eine Serpentine abgeschnitten und so ein Stück der Girelsauer Feldmark auf sein linkes Ufer gebracht.

Kurz vor seinem Eintritte in das Gebirge nimmt der Alt den Cibin auf, der den westlich des Rothe-Thurm-Passes gelegenen Gebirgsmassen entströmt. Der Cibin verläßt das Gebirge bei den Felsenthoren von Gurariu und durchfließt die Hermannstädter Hochebene zunächst in vorherrschend nordöstlicher Richtung, um dann bald hinter Hermannstadt (Cibinium) umzubiegen und dem Alt in südöstlicher Richtung zuzueilen.

Am Cibin liegt Hermannstadt. Als Mittelpunkt der kleinen Hochebene, auf der einst zum Schutze der Grenze die Sachsen angesiedelt wurden, als Kreuzungspunkt der von Kronstadt nach Westen führenden Heerstraße mit der von Süden durch den Rothe-Thurm-Paß in das Land tretenden ist Hermannstadt emporgekommen und hatte im vierzehnten Jahrhundert unter Ludwig dem Großen aus dem Hause Anjou seine Blüthepériode. Die kommenden Jahrhunderte brachten oft schwere Prüfungen und drohende Gefahren, die mit Zähigkeit ertragen und mit Energie bestanden wurden. Die Wälle der alten Grenzfestung sind heute zum großen Theil in Promenaden verwandelt, und die oft umstürmten Mauern hier und da abgetragen. Auch manche der alten Mauerthürme sind verschwunden, hoffentlich bleiben einige als Erinnerung an eine sturmgepeitschte, ehrenvolle Vergangenheit bestehen, ohne daß man — wie es bei einem geschah — architektonische Verbesserungen (?) an ihnen vornimmt.

Schon in der Periode römischer Herrschaft soll von der Cibinsebene eine Straße durch den Rothe-Thurm-Paß in die Walachei geführt haben [1]). Gläubige Rumänen wissen zu erzählen, daß der ganze Paß ein Werk des mächtigen Kaisers Trajan sei, der den großen siebenbürgischen See durch das geöffnete Thor ableitete. Im Mittelalter und in der neueren Zeit war bis zu den Tagen Karls VI. ein Waarentransport längs des Alt auf Wagen nicht möglich; nur Saumpferde vermittelten den oft durch Einfälle räuberischer Horden unterbrochenen friedlichen Verkehr. Der Strom selbst eignete sich schlecht zu einer Siebenbürgen und die Walachei verbindenden Handelsstraße und hat auch dem siebenbürgischen Binnenverkehr bis jetzt wenig gedient. Zwar beziehen uns Urkunden, daß sich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Deutschen Ritter bei der Besiedelung des Burzenlandes ausbedangen, sechs Salzschiffe auf dem Alt zollfrei halten zu dürfen; wir erfahren aber in den späteren Zeiten so wenig von einem Schiffsverkehr auf dem Alt, daß die Bezeichnung des „schiffreichen" in einer Chronik des siebenzehnten Jahrhunderts hyperbolisch erscheint.

Auf der Strecke zwischen Hévij und dem Rothen Thurme würde eine Benutzung des Alt für große Kähne und flachgehende Flußdampfer nach einigen Korrektionen im Strombett und Regulirung turbulenter Nebenflüsse sehr gut möglich sein, während der 60 km lange Lauf quer durch das Gebirge wenig Aussichten für einen rentablen Verkehr bietet. Versuche, den Fluß auf dieser Strecke dienstbar zu machen, sind gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts und in dem jetzigen gemacht worden. Im Jahre 1788 z. B. wurden für österreichische Truppen Lebensmittel auf dem Alt in die Walachei hinabgeführt, und 1837 entstand sogar eine Alt-Schifffahrtsgesellschaft, die sich freilich 1844 schon wieder auflöste. Ein Ingenieur Stuhler unternahm zwei Mal eine Fahrt von Boica bis nach Rimnik in der Walachei auf einem Fahrzeuge, an dem, um die bedenkliche Geschwindigkeit einiger Stromschnellen zu paralysiren, Seitenruder angebracht waren. Die 12 km lange Strecke zwischen der Einmündung der großen Lotru und dem Kloster

[1]) S. H. Kiepert's Karte: Dacia. Tab. II im Corp. Inscr. Lat. vol. III.

Digitized by Google

Kozia ward bei der zweiten Fahrt in 40 Minuten zurückgelegt. Auf der 60 km langen Strecke von Boica bis Kalimanesti senkt sich der Spiegel des Alt von 365 m auf 290 m Meereshöhe herab, was ein Durchschnittsgefäll von 1:800 ergiebt, während der Rhein auf der Strecke von Bingen bis St. Goar nur ein Durchschnittsgefäll von 1:2418 hat, von da bis Koblenz 1:5111 und von Koblenz bis Köln 1:4358. Das Gefäll des Alt vermindert sich an einzelnen Stellen auf 1:1600, wächst aber bis auf 1:400, d. h. es übertrifft sogar noch das des Rheins im Niederloch (1:480). Bei hohem Wasserstande schießen die schlammgefärbten Wasser des Stromes bei der verminderten Reibung reißend dahin, bei niedrigem wächst die Schwierigkeit, die durch Felsbarren gebildeten Stromschnellen zu besiegen, so daß die Bewohner des Alt-Defiles wohl früher das Schauspiel erwarten dürfen, eine Lokomotive auf einem längs des Flusses angelegten Schienenwege dahinbrausen zu sehen, als einen Flußdampfer, der gegen die rauschenden Wasser des Flusses ankämpft.

Wie interessant und anheimelnd auch das Leben in Hermannstadt für mich war, freudig begrüßte ich am Mittage des 17. Juli 1880 nach mehreren düsteren Regentagen die ersten schwachen Anzeichen besseren Wetters und wanderte mit Bergstock und Reisetasche über Heltau dem noch von dichten Wolkenschleiern umhüllten Gebirge zu. Von dem freundlichen Heltau, das einst durch Sichelnfabrikation bekannt gewesen sein soll, seit mehr als 300 Jahren aber ein Sitz von Bollarbeitern ist, wanderte ich auf durchweichtem Wege nach Talmesch (Talmács), dem letzten Dorfe vor dem Gebirgsthore, in dem man neben den Rumänen noch eine Gemeinde deutscher Zunge trifft. Regen Leben herrschte auf der Dorfstraße, da gerade, als die niedersinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen das über dem Kamm des Hochgebirges lagernde Gewölk röthete, die große Herde weißer Rinder und schwarzer Büffel heimkehrte in die „gewohnten Ställe". Da mich mein Fuhrmann am nächsten Morgen lange warten ließ, wanderte ich den Weg nach Boica entlang, betrachtete den, von den regen geschwollen Wassern des Klein Talmescher Baches bei seiner Einmündung in den Cibin abgelagerten, mächtigen Schuttkegel und erstieg eine zwischen der Straße und dem Zusammenfluß von Alt und Cibin gelegene Anhöhe, welche die Trümmer einer im 14. Jahrhundert zur Deckung des Passes angelegten Burg trägt. Der Fuhrmann ließ mir fast zwei Stunden Zeit, von dieser alten Warte aus das Gebirgsthor und die sich zu beiden Seiten desselben erhebenden Massen zu betrachten, dann kam er herangejagt mit der später in Siebenbürgen noch öfter gehörten Entschuldigung, die auf der Weide befindlichen Pferde hätten sich durchaus nicht wollen fangen lassen. In scharfem Trabe eilten die mageren, kleinen Pferde auf das von theilweise sehr reichen rumänischen Biehwirthen bewohnte Boica zu. Warum der gleich hinter Boica am Wege gelegene, viereckige Wachtthurm gerade der „rothe" heißt, dürfte schwer zu sagen sein; vielleicht verdiente der ältere Träger dieses Namens, den 1533 die Hochwasser des Alt ein Grab gruben, den Namen mehr, vielleicht hat auch er ihn schon von einem Vorgänger geerbt. Eng treten die Felsenmassen zusammen, so daß auf dem schmalen Thalboden oft nur Raum für den Strom und die längs desselben hinführende Chaussee ist. Unter einem Winkel von 30° steigen zu beiden Seiten die Lehnen auf, an denen man 300 und oft 500 m emporblickt bis zu denjenigen Stellen, wo sie mit geringerer Steigung zu den rechts und links des Passes gelegenen Kuppen emporführen.

Bei den Biegungen der Straße ist das Bild oft ein eng begrenztes; nach allen Seiten hin sieht man sich von steilen Berglehnen umschlossen, deren höhen wie drüben 500 m über dem Thalgrunde liegende Partien oft nur 2 km von einander entfernt sind. Der 1389 m hohe Cibulitiului liegt in der Horizontalprojektion nur $3^1/_2$ km von der 352 m hoch gelegenen österreichisch-ungarischen Hauptcontumaz entfernt, und etwas weiter unterhalb steigt auf der rechten Seite in gleicher Entfernung vom Thale der Dialu Babului zu 1531 m empor. Die 1500 m überragenden Punkte nähern sich von beiden Seiten bis zu einer Distanz von 12 km, während der 2073 m hohe Berfu Mare (d. i. großer Berg) von einem westlich des Surul gelegenen, 2014 m messenden Punkte fast um das Doppelte entfernt bleibt. Schroffe, nackte Felsenwände sieht man selten; erst unterhalb der großen Lotru-Mündung besitzt eine längere Strecke einen schaurig wilden Charakter. Uebrigens zeigten im Jahre 1880 die mit mehr oder minder dichter Vegetationsdecke umhüllten Lehnen und die schön gebaute Straße großartige Bilder der Zerstörung. In Folge der anhaltenden Regengüsse war von den erweichten Gehängen oft auf weite Strecken hin das Erdreich mit mächtigen Felstrümmern niedergestürzt. Hier lagen unterhalb der wundgerissenen Berglehnen die Schuttmassen, umhüllt von breiartigem Schlamme, mehrere Meter hoch auf der Straße, dort waren sie über dieselbe hinweg in die graugelben, hochgeschwollenen Fluten des Alt gestürzt und von ihnen bereits theilweise mit fortgeschwemmt als neues Material für die, aus dem Strome hier und da emportauchenden, niedrigen Inseln. Nicht geringer als das Staunen über die Verheerung elementarer Gewalten war meine Verwunderung über die Kletterfähigkeit und Ausdauer der kleinen Pferde, die den Wagen und, wenn wir es nicht vorzogen, zur Schonung unserer Knochen abzusteigen, auch und über diese Trümmer hinwegbrachten. Nach längerem Aufenthalte auf der k. k. Contumaz und noch längerem auf der rumänischen setzten wir unsern Weg zu Fuß nach dem etwa 7 km entfernten rumänischen Dorfe Chineni fort, zwischen dessen, zu beiden Seiten des Alt gelegenen Häuschen und Barracken wir in einem leidlichen Gasthause ein von einer lugerkunden Italienerin recht schmackhaft zubereitetes Mittagessen einnahmen. Die gute Chaussee hört vor Chineni auf, und zwei schlechte Straßen führen, die eine über Pitesti nach Bukuresti (Bukarest), die andere über Rimnik in die sogenannte kleine Walachei. Wir fuhren auf einer auch für den Transport von Fuhrwerken dienenden Fähre über den rauschenden Fluß, verfolgten eine Strecke den Weg nach Pitesti und erstiegen dann eine Anhöhe, von der man einen guten Ueberblick über die Südabhänge des Gebirges genießt. Der Kamm des Hochgebirges befand sich noch in Wolken, die wenigen Bergdörfer lagen in den Thälern versteckt, auf einem Raume von 1000 qkm sah man nichts, als die grau- und waldbedeckten welligen Höhen, die im Süden in den Kozia-Bergen und der Kette jenseits der großen Lotru noch einmal zackige Konturen annehmen und den Ausblick in das Hügelland und die Ebene der Walachei verdecken. Lange betrachtete ich das fremdartige, starre und doch großartige Bild, dann stieg ich herunter zum Flusse, um die Rückreise anzutreten.

Hatten und die Fährleute auf der Herfahrt fast eine Stunde warten lassen, weil möglicherweise die Besitzerin der Fähre überfahren würde, so erhielten wir jetzt noch eine längere Mußezeit, um uns das Dorf und mehrere, in glänzendem Sonntagsputze auf schmutzigen Thürschwellen hockende und von zutraulichen Schweinen umspielte Zigeunerinnen zu betrachten. Die acht sonnenverbrannten Fährleute, welche barfüßig, nur mit einer dünnen, leinenen Hose und einem langen, durch Strick oder Gürtel um die Hüften zusammen-

Digitized by Google

gehaltenen Hemde bekleidet waren, konnten sich über die Theilung des zuletzt eingenommenen Geldes nicht einigen. Als sie nach einem sehr erregten, durch die freundlichsten Epitheta gewürzten Wortwechsel hiermit glücklich fertig waren, vertrauten sie erst ihre Schätze, bis sich schließlich zwei von ihnen, die keinen Ban mehr in der Tasche hatten, anschicken, meinen Begleiter und mich auf einem wenig Vertrauen erweckenden Boote hinüberzuführen. Wegen der starken Strömung zogen sie das Boot eine beträchtliche Strecke am Ufer stromauf und fuhren dann reißend schnell schräg über die Wellen. Ten Zeitvertreib einzuholen, eilten wir rüstig vorwärts, hatten aber an der rumänischen Contumaz bald eine neue Geduldsprobe zu bestehen, da sich der dienstthuende Korporal anfänglich gar nicht bieten ließ und schließlich die zahlreich harrenden mit ausgesuchter Langsamkeit abfertigte. Die Uhr ging auf acht, als ich nach Talmesch zurückkehrte, und dennoch mußte ich weiter, da ich für den Abend meine Ankunft im Giresfauer Pfarrhause zugesagt hatte. Ich beschloß einen Fußweg einzuschlagen. Mein Fuhrmann versicherte mit einem Ausrufe des Erstaunens über meine Karten[1]), ich würde auf dem kürzesten Wege nach Giresfau kommen, geleitete mich an die Fähre über den Cibin und „hatte die Ehre, sich ganz gehorsamst zu empfehlen".

Ich wanderte zunächst 4 km nach Osten und hatte zur linken Hand 150 bis 200 m hohe Felsenwände, an deren Fuße einzelne Weingärten lagen, zur rechten den flachen Schwemmboden zwischen dem Zusammenfluß des Alt und Cibin; dann wandte ich mich nach Norden und eilte auf mondbeleuchtetem Pfade zwischen den hart an den Fluß tretenden Bergwänden und dem von Bäumen umsäumten Ufer des Alt hin. Bald ward der Raum zwischen Berg und Fluß breiter, und, während der Mond hinter Wolken verschwand, der verwachsene Pfad undeutlicher, der Boden in Folge der Regengüsse und Anschwellung des Alt sumpfig. Unsicher tappte ich eine Strecke weiter, dann versank ich bis über die Knie im Morast. Nach reichte der durch die Wolken dringende, schwache Lichtschimmer des Mondes für mich hin, meinen Kompaß zu befragen. Durch dick und dünn, durch Sumpf und aufgewachte Maisfelder arbeitete ich mich westwärts bis an den Fuß der Höhen durch und wandte mich dann wieder nordwärts. Anfangs ohne Weg und Steg weitergehend, schließlich auf einem schlüpfrigen Feldwege erreichte ich gegen zehn Uhr die Chaussee. Der Schimmer eines Lichtes und Hundegebell verkündeten die Nähe Giresfaus, vor dessen gastlichem Pfarrhause ich bald in einem wahrhaft desolaten Zustande anlangte.

[1]) Die Sektionen der vortrefflichen österreichischen Generalstabskarte (1:75 000). Zone 23, Col. 30, 31 und Zone 24, Col. 30.

Dr. Kuntze's Reise um die Erde.

Ein tüchtiges und viel neues enthaltendes Buch ist Dr. Otto Kuntze's „Um die Erde" (Leipzig 1881, P. Frohberg, Preis 6 M.); durch die offenbare Gediegenheit seiner Angaben, seinen nüchternen wissenschaftlichen Ton, wo es gilt alteingewurzelte Vorurtheile zu beseitigen, durch sein Eingehen selbst auf die gewöhnlichsten Dinge, über welche doch Interessantes in Menge berichtet wird, zeichnet es sich vortheilhaft aus. Obwohl die Reise selbst, an welcher Anfangs auch der Afrikaforscher K. Mauch theilnahm, schon in den Jahren 1874 und 1875 ausgeführt wurde, bieten doch diese „Reiseberichte eines Naturforschers" nicht nachträglich Uebertarbeitetes und durch Studium Ergänztes, sondern nur Auszüge aus dem Tagebuche, nur Selbsterlebtes, für das der Autor einstehen kann; was das Buch dadurch vielleicht stylistisch verliert, gewinnt es an Lebendigkeit und Zuverlässigkeit. Vielbereiste Gebiete, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Japan und Aegypten, übergiug Dr. Kuntze ganz, um sich z. B. über St. Thomas, Portorico, Trinidad und besonders Java ausführlicher zu verbreiten. Vortrefflich und nachahmenswerth ist der auf die Indices verwendete Fleiß; dieselben umfassen volle 20 Druckseiten und sind nach folgenden Rubriken geordnet: Anthropologie und Ethnologie; Botanik; Geographie; Mineralogie, Geologie und Paläontologie; Zoologie. Die größte Ausdeute trägt neben Botanik, der Fachwissenschaft des Autors, die Anthropologie und Ethnologie davon; eigentliche Geographie weniger. Daß der Ton des Verfassers beim Korrigiren falscher Ansichten oft etwas heftig und gereizt wird, sei nicht verschwiegen; er mag sich doch erinnern, daß er auch irren kann, wie es ihm denn S. 474 passirt, das arabische Wort rajah-Heerde und das sanskritische radscha-König für identisch zu halten, oder wie er S. 429 Hindu, Indogermanen und Dravida durch einander mengt. Doch das nebenbei! Das Buch ist jedenfalls aller Beachtung werth, weil reich an Belehrung. Wir geben im Folgenden einige kurze Proben, zunächst den Abschnitt über das berüchtigte Todtenthal auf Java (S. 359).

„Wohl ist über keinen Gegenstand in der Welt so viel phantasirt und unsystisicirt worden, als über das Todtenthal Javas, Pakamaran geheißen.

Früher ließ sich alle Welt ausbinden, daß durch Ausdünstungen giftiger Urticeen-Bäume — Antiaris — durch das sogenannte Upasgift (Upas heißt eigentlich Gift), Tausende von Menschen und allerhand Thiere, darunter Tiger, Rhinozeronten, Schlangen, Vögel getödtet wären und dort lägen; später fand man die aus der Erde strömende Kohlensäure als die schreckliche Ursache der angehäuften Leichen und noch neuerdings spukt es in guten wissenschaftlichen Büchern von dergleichen Schreckuissen, trotzdem Junghuhn das Terrain erweitert hat, bei vielen Besuchen einzig und allein nur eine und dieselbe Leiche eines Menschen zweimal gesehen und bei einigen Besuchen gar keine Kohlensäure fand. Das Todtenthal ist nichts weiter als eine Fabel. Dieses Todtenthal im Dienggebirge ist ein enger, kleiner Kessel, vielleicht ein ehemaliger Nebenkrater, keineswegs 1/4 Meile breit, zu dem ein besonderer Weg erst hinaufführt, der am Ende durch ein Geländer abgeschlossen ist; dann geht man 100 Schritte bergab und dort ist eine kahle, etwa 6 bis 7 qm haltende Fläche, wo einige Steine liegen und der Regen etwas Dammerde angeschwemmt hat; an dem Rande dieser flachen Stelle grünt und wuchert die Vegetation; eingesumt ist alles dicht bewachsen; nur Bäume sind nicht mehr vorhanden, jedenfalls in Folge des Holzmangels von den Javanern weggeholt; zwei schmale Fußwege führen herunter, die ich betrat, trotzdem mein Führer und Diener mich mit äußerst ängstlichen Mienen zurückzuhalten suchten und erste-

Digitized by Google

rer mich wiederholt an den Kleidern hielt; ich sah keine Spur von Gerippe, trotzdem mein Diener mir verdolmetschte, daß wenn ein Vogel dahin fliege, er stürbe; ich bin hinunter gegangen und gesund wieder heraufgekommen. Mag eine Kohlensäure-Exhalation zeitweise stattfinden; zur Zeit war keine Ansammlung von Kohlensäure dort; ich habe weder etwas gerochen, noch war mein gimmender Zunder, den ich vor mir hielt, ausgelöscht. Selbst von todten Insekten und Cadavern kleiner Thiere war keine Spur zu sehen. Den Warnungen der Führers gab ich kein Gehör, weil ich meinte, man müsse der Volkssage, der Tradition, etwas zu Gute rechnen, und dann führt ja ein Pfad hinunter, und wo andere gegangen sind, konnte ich es auch; vor allem aber sagte ich mir, daß erst mein niedergehaltener glimmender Zunder von Cocosholz auslöschen müsse, ehe mir Gefahr drohen könne. Das ist das berüchtigte Todesthal, die schlimmste Stelle desselben, an anderen Stellen des Dienggebirges sind keine solche engen, windvreien Kessel und kann sich daher die Kohlensäure gar nicht derartig ansammeln, daß sie warmblütigen Thieren gefährlich werden könnte.

Aber nach Jahrzehnten noch werden Bücher und Zeitungen die Fabel vom Todenthal weiter verbreiten, oft bona fide aus Unkenntniß, oft aber auch in der Manier von Harper's Weekly Illustrated Newspaper, das z. B. vorigen Jahr (1874) eine schöne Abbildung brachte, wo Australinsulaner zu Ehren ihres gestorbenen Häuptlings sich den Haifischen opferten und fast reihenweise ehrlich aufgefressen wurden, obwohl noch kein Fall glaubwürdig nachgewiesen ist, daß ein Haifisch einen lebenden Menschen im Meere angegriffen hat.

Und nun noch eins: Tiger, Rhinozeronten hat es im ziemlich bevölkerten, gut gebauten, so gut wie ganz entwaldeten Dienggebirge seit vielleicht Jahrhunderten nicht mehr gegeben. Ach! wenn doch die Leute zu Hause von dem, was sie nicht beurtheilen können, was ihnen weit entlegen und fremd ist, nicht immer nur das Absonderlichste und Schrecklichste am ehesten glauben wollten!"

Erfreulich und interessant ist folgendes Bild, welches Dr. Kuntze von den javanischen Schulen entwirft. „Am 5. Juli besuchte ich eine einheimische Schule. Es war ein langes Gebäude, halb offen, in dem drei Schülerklassen neben einander ohne Scheidewände von drei Lehrern Unterricht fanden. Die Schüler, über 100 an der Zahl, kauerten und knieten mit untergeschlagenen Beinen vor schrägen Schultischen. Schulstunden sind früh von 7 bis 10 und $10^1/_2$ bis 12 Uhr. Rauchen der Schüler ist erlaubt. Im Schulzimmer hängen eine Weltkarte und eine große Karte von Java; es wird alles im Malayisch gelehrt, dieses mit lateinischen Buchstaben geschrieben und in holländischer Vocalaussprache gelesen. Verfolgen wir einmal das Examen, das der Lehrer mit der ersten Klasse anstelle.

Als wir eintraten, waren sechsstellige Decimalexempel an der Wandtafel ausgerechnet worden. Schau, schau, das konnten im gebildeten Preußen bis 1875 95 Proc. der Bevölkerung nicht; mit Decimalen zu rechnen lernen letztere erst, seitdem das neue Maß-, Gewicht- und Münzsystem eingeführt ist. Nun ließen wir uns aber auch sechs gemeine Brüche addiren, das ging sammt Einrichten, Kürzen u. s. w. recht flott. Das Interessanteste war mir der Feldmesserunterricht und die gelieferten praktischen Arbeiten der Schüler. In diesem Lande, wo die Felder meist jährlich aufs Neue vertheilt werden, ist dies von größter Wichtigkeit. Das muß ich gestehen, ich löse dieselben Aufgaben der Feldmeßkunst nicht; darin sind mir diese Javaner überlegen.

Von europäischen Kindern, die hier meist mit einheimischen aufwachsen, ist folgendes zu erwähnen: sie sprechen das h wie ein scharfes j aus und verschlucken in Doppelconsonanten am Ende der Silben das d oder t, z. B. statt Hund jun; es soll den Eltern und Lehrern viele Mühe machen, ihnen diese den Einheimischen nachgeahmte Manier wieder abzugewöhnen.

Von großem Interesse sind, um noch eins hervorzuheben, die vielen Aehnlichkeiten in Formen und Gebräuchen, welche Kuntze zwischen Japanern und Annamiten abweichend von den Chinesen fand (vergl. S. 190 bis 196, 215, 216, 220 und 246). Eine solche Menge von Analogien kann wohl kaum rein zufällig und an zwei Punkten unabhängig von einander entstanden sein. Ob und wie eine Uebertragung stattgefunden hat, ist unseres Wissens nicht nachweisbar; die Japaner sind zwar nicht Ureinwohner ihres Inselreiches, sondern vom Festlande her eingewandert, indessen anscheinend vom Westen oder Nordwesten, nicht vom Südwesten her. Die Sprache der Annamiten ist eine einsilbige, die der Japaner dagegen eine mehrsilbige, welche in Betreff der Struktur dem Mandschu und Mongolischen ähnelt (F. Müller, Allgemeine Ethnographie S. 457).

Folgende Aehnlichkeiten fielen also unserm Naturforscher bei Japanern und Annamiten auf. Die kleinste Münze heißt bei beiden Zabet, und die länglich viereckige Silbermünze Annams korrespondirt mit den japanischen Bu. Die Gesichtszüge und deren Ausdruck ähneln sich sehr; sie erschienen nicht so verschlagen, wie bei den Chinesen; es drückt sich darin das gleiche ruhige Selbstbewußtsein und Wohlwollen, der Mangel an Gelbsucht, die Bescheidenheit aus. Die Gesichtsfarbe ist bei beiden etwas dunkler, als bei den Chinesen, die Nase breiter. Die Einrichtung der Häuser ist gleich; auch dasselbe erhöhte Podium, wo sie auf Matten knien oder kauern. Die Chinesen dagegen sitzen auf Stühlen. Die Vorderseite der Häuser ist in Annam und Japan mit Matten verhängt, das Hausmobiliar ähnlich und beidemal einfach. Die Chinesen gehen oft barhaupt ohne Tuch trotz der rasirten Schädel, auch im stärksten Sonnenscheine aus, während der gewöhnliche Japaner stets ein blaues Tuch bandartig um den Kopf bindet, ähnlich dem Annamiten; bei beiden ist das Tuch nicht so lang und umfangreich, wie es zu einem Turban gehört. Die Schärpe der Annamiten und ihrer Frauen findet sich in Japan wieder, nicht in China. Japaner trugen bisher nicht Hosen; auch Annamiten, wahrscheinlich aus dem Innern, sah Kuntze später in Saigon, die statt Hosen ein Unterkörper und Füße bedeckendes Zeug trugen, wie es die Japaner sonst ähnlich, nur größer auch hatten. Todesfurcht scheinen die Annamiten, ähnlich den Japanern, weniger zu besitzen, als die Chinesen. In den annamitischen Tempeln mit geraden, nicht wie in China meist gebogenen Dächern, herrscht die größte Einfachheit, wie in den japanischen Schintotempeln; auch die ähnlichen Trommeln und stehenden Glocken, auf denen außen leiblich hübsche Figuren sich befinden, sind in den Tempeln beider Länder äußerst ähnlich; die Glocken werden in Annam gleichfalls mit einem Holz von außen angeschlagen. Vor dem Tempel in Annam befinden sich zuweilen zwei Wasserreservoirs wie in Japan, was Kuntze in China nicht beobachtete. Die annamitischen Gottesäcker befinden sich stets im Walde, wie fast immer in Japan, und nie in China (hier stets auf kahlen Bergen).

An den Gewässern Annams sieht man derselben halbzahmen, weißen, schlanklhsigen Reiher wie in Japan, den Kuntze in China wenigstens nicht bemerkt hat.

In Annam soll nach Stein eine uns räthselhafte Sittenfreiheit der Mädchen bis zur Verheirathung herrschen; ähnlich ist es in Japan, wo die Prostitution ein Regierungs-

Digitized by Google

monopol ist und diese Dirnen gut erzogen werden, wo ihre Handlungsweise nicht für ehrlos gilt, so daß sie, weil sonst gut erzogen, oft gute Heirathspartien machen, wonach sie bloß noch einem Manne zugethan bleiben. In China herrschen in dieser Beziehung ganz andere Sitten.

Die Betelkauerei ist in Annam sehr in Schwung (in China fast gar nicht), so daß alle Leute, auch Frauen, schwarze Zähne und brennendrothes Zahnfleisch und Lippen haben. In Japan, wo man Betel nicht kaut, weist die Liebhaberei der schwarzen Zähne und rothbemalten Lippen bei Frauen auf ihre südliche Herkunft (nach Kuntze; s. oben) hin; es ist ein Ueberbleibsel der frühern Sitte des Betelkauens.

In einer Schmiede sah der Autor die Arbeiter kauern, wie in Japan — in China stehen oder sitzen sie.

Dem Tempeleingang gegenüber findet man in Annam stets eine massive hohe Mauer mit abgestumpften Ecken und Kanten, auf welcher gewöhnlich halbplastisch ein bizarrer Tiger mit schreckhaftem Blick und meist gefattelt sich befindet. Aehnliche Tigerfratzen findet man auch manchmal in Japan an Tempeln, aber in Holz geschnitzt, und doch giebt es dort keine Tiger.

Beim Einladen von Sandballast sah Kuntze die Annamiten sich derselben eigenthümlichen, an einem vorn umgebogenen Holze befestigten Hacespaten bedienen, welche von den Japanern allgemein zum Ackerbau verwendet werden, die er aber in China nicht zu Gesicht bekam.

In Japan und Annam brennt man Tabak mit Holzkohlen an, in China mit glimmendem Papier, das man auf besondere Art zur Flamme anbläst, oder mit Zunderstrick.

Der eigenthümliche Mittelkonfonant von s und j z. B. in Fusijama (ausgesprochen Fusji), findet sich auch in Annam z. B. in dem Worte Dschjampa (Provinz in Annam).

Der Volksstamm nördlich von Angkor, jetzt Halbwilde, von dem abzustammen indeß der König von Cambodgia sich rühmt, heißt Samure resp. Samrais (französische Schreibart). Dies ist genau dasselbe Wort, mit dem man in Japan die Zweischwerterklasse, beziehungsweise Kriegerkaste, bezeichnet. Daß dieser Volksstamm jetzt halbwild ist, beweist nicht, daß er es auch früher war; es läßt sich durch Analogien sogar auf das Gegentheil schließen. So sind z. B. die Cambodschianer jetzt ein in der Civilisation heruntergekommenes Volk, wie man aus den frühern Prachtbauten und den jetzigen schlechten Bauten folgern darf; verhältnißmäßig noch mehr scheinen es dem Verfasser die Annamiten in Cochinchina zu sein — denn deren durchschnittlich intelligente Gesichtszüge lassen auf eine vergangene höhere und Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende andauernde Kultur schließen. Die ewigen Kriege der nördlichen, kräftigen Annamiten und der Siamesen sowohl, als die jetzt noch fortdauernden Bedrückungen und Erpressungen der Mandarinen im Innern Indochinas, welche verursachen, daß jetzt noch viele Leute in die Wälder entfliehen und verwildern, lassen das Zurückkommen ganzer Volksstämme leicht erklären.

Eine weitere annamitisch-japanische Eigenschaft scheint die der häufigen Fortz zu sein, in denen sämmtliche Beamte und deren Angehörige wohnen mußten. In Annam und Japan ist das Kinderadoptiren sehr in Schwung, in China gar nicht. Annamiten und Japaner sind keine tüchtigen Handelsleute, dagegen sind es die Chinesen meist auffallend. Die Ponys der Annamiten tragen am Hintertheile Metallschellen, wie in Japan.

Diese vielen Analogien stützen nach Dr. Kuntze die Ansicht, daß die Japaner den Annamiten eng, den Chinesen wenig verwandt sind; indessen erklärt er bescheiden, daß er zu kurze Zeit in Annam und China gewesen ist, um ein bestimmtes Urtheil abgeben zu dürfen (S. 196), wie er denn durch diese seine Mittheilungen nur zu exacteren Studien anregen will. Aufgefallen ist ihm ferner, daß die Japaner es lieben, die Bäume nach Art des in Hinterindien häufig angepflanzten Eriodendron orientale in horizontalen Ast-Etagen zu züchten; als Folge einer Reminiszenz der vermuthlich aus Hinterindien stammenden Japaner wäre dies leicht erklärlich.

Wir haben im Vorstehenden einige interessante Stellen herausgegriffen — das Buch ist reich an solchen und verdient, zumal bei seinem billigen Preise, weitere Verbreitung.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Tekonowki im Kreise Bachmut ist, wie die „Charkow. Gub. Wed." mittheilen, ein Lager sehr guten Steinsalzes von 11 Saschen (23,5 m) Mächtigkeit entdeckt worden.

— Dem „Woradof" zufolge haben im Jahre 1880 Vorarbeiten zu Bewässerungsanlagen stattgefunden in dem Raume zwischen dem Azowschen Meer im Süden, der Molotschna im Westen, der Woltscha im Norden und der Straße Mariupol-Bachmut im Osten. Es sind hier etwa 1500 Werst nivellirt und zur geologischen Untersuchung Tiefbohrungen bis 52 Fuß tief an 10 Punkten, Schürfungen an 55 Punkten ausgeführt worden. Aehnliche Arbeiten sind in den Gouvernements Jekaterinoslaw, Saratow und Samara zur Hebung der dortigen Nothstände im Gange.

— Ueber die Volksbildung der Tataren im Gouvernement Saratow berichtet das dortige statistische Comité: Im Gouvernement leben 77 549 Tataren, 3,8 Procent der ganzen Einwohnerzahl. Alle können ihre Muttersprache lesen und schreiben. Die Kinder werden unterrichtet in Schulen, deren es bei jeder Moschee giebt, und an denen nur die Mullahs unterrichten; aber nur die Knaben besuchen die Schule, die Mädchen erhalten Unterricht im Hause. Eine bestimmte Dauer des Schulbesuches ist nicht festgesetzt, jeder nimmt daran Theil, bis ihm Lesen und Schreiben und die Hauptgesetze der Religion geläufig sind. An vier höheren tatarischen Schulen werden die Glaubenslehren gründlicher und auch Arithmetik gelehrt; jede der letzteren Schulen hat im Winter 150 bis 200 Schüler; die Lehrer derselben müssen wegen der höhern Vorbildung auch die Wallfahrt nach Mekka und Medina gemacht haben. Wohlhabendere schicken ihre Söhne zur weitern Ausbildung nach Kazan, oder ins Ausland nach Buchara und Stambul.

— Die „Orenb. Gouv. Ztg." entnimmt dem Bericht des statistischen Comites des Gouvernements Orenburg, daß die Zahl der Wohnplätze dieses Gouvernements am 1. Januar 1881 sich auf 2589 belief; es sind dies 1660 mehr, als der Bericht von 1866 angab, weil in jenem Jahre zahlreiche Bergwerksanlagen, Fabriken und einzelne Höfe nicht aufgenommen waren und weil eine größere Anzahl von sol-

Digitized by Google

chen, namentlich auf den Kasakenländereien, erst in letzter Zeit neu entdeckt sind.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft vom 4. (16.) November 1887 wurden die ersten Mittheilungen gemacht über die Ergebnisse der anthropologischen Forschungen des aus dem Ural zurückgekehrten Herrn Malachow. Dieser hatte zunächst die im Jahre 1880 entdeckten Spuren des vorhistorischen Menschen weiter zu verfolgen und die Anfänge der Kultur im südlichen Ural zu erforschen, wo vor Herrn Malachow noch Niemand gearbeitet hatte. Daneben wandte er aber auch der heutigen Anthropologie seine Aufmerksamkeit zu, namentlich bei den Permiaken und den Tscheremissen im Gouvernement Wiatka; er besuchte deren heidnische Feste, beobachtete ihre Opfergebräuche, nahm einige anthropologische Messungen vor und erlangte eine Sammlung von Photographien nationaler Typen. Endlich nahm Malachow sorgfältig eine Anzahl Inschriften ab, die mit rother Farbe auf den Felsenufern der Flüsse Wiśhera, Tagil und Rieß angebracht sind.

— Nach den Listen des Medizinaldepartements für 1887 zählte man in Rußland 13 869 Aerzte, 1685 Thierärzte, 381 Zahnärzte. Apotheken gab es 1934, darunter 7 homöopathische.

Asien.

— Nach Mittheilungen, die von Dr. Albert Regel an die geogr. Gesellschaft in Petersburg gelangt sind, hatte dieser Ende Juli a. St. Samarkand verlassen, war am Serafschan aufwärts gegangen, hatte das Quellgebiet dieses Flusses am 15. August erreicht und gedachte den Winter in Schugnan zuzubringen.

— Lieutenant Conder (Globus XL, S. 286) ist im November mit seiner Aufnahme-Abtheilung und den Resultaten seiner ersten Kampagne aus dem Ostjordan-Lande nach Jerusalem zurückgekehrt. Die Aufnahme von etwa 500 engl. Quadratmeilen ist bereits vollendet, und dabei hat sich herausgestellt, daß die Arbeiten im Osten des Jordan rascher von Statten gehen, als im Westen. Dabei steht die Billigkeit von Lebensmitteln und Futter in starkem Gegensatze zu dem schweren Gelde, welches die Beduinen für Eskorte fordern. Gesammelt sind über 1000 Namen; mehr als 200 Ruinenstätten wurden untersucht, etwa 400 Dromlechs entdeckt und Pläne, Skizzen und Photographien aufgenommen. Die Dromlechs kommen an einigen Stellen besonders zahlreich vor; sieben solcher Centren hat man bereits aufgefunden, ferner einige Menhirs (aufgerichtete Steine) und auch Steinkreise in Verbindung mit den erwähnten Klassen von Denkmälern. Zu den letzter — allerdings nicht zum ersten Male — untersuchten Oertlichkeiten gehören Hesbon, Eleale, Madeba, Baal Meon, Nebo, Pisgah, die heißen Quellen von Kallirrhoe, das Arnon-Thal und Rabbath Ammon, wo man ein Gebäude mit drei Saalsäulenreihen fand. Die Ausbeute an Inschriften ist bis jetzt gering (zwei griechische, ein römischer Meilenstein), aber die vielerlei an arabischen Traditionen.

— Tennyson ist im November zum ersten Male mit Gas beleuchtet worden. Für den Schah war bei dieser Gelegenheit auf dem Hauptplatze eine Tribüne errichtet worden; Kanonen wurden abgefeuert und die Nationalhymne gespielt.

— Ueber die Beweglichkeit der Sanddünen im südlichen Persien enthält General A. Houtum-Schindler's neuester Reisebericht (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. 1881, S. 207 ff.) interessante Angaben. Die Felder einiger Dörfer östlich von Kaschan haben auf der Windseite sechs bis sieben Fuß hohe Mauern, gegen welche der Sand sich anhäuft; von der Spitze der Mauer wird der Sand bis zur nächsten Mauer geweht, eine Strecke von zuweilen 40 m, die sandfrei bleibend zum Ackerbau benutzt wird. — Etwa 11 engl. Meilen nordwestlich von Yezd liegt von hohen Dünen umgeben, das große Dorf Ichkhar (‚Thränenfeld'), und am Anfange desselben eine Moschee. Im Februar wie auch im Juni und August sah Schindler nur die Spitze des Thurmes, im November waren die Dünen, welche die Moschee verdeckt hatten, beinahe ganz verschwunden und das große Gebäude mit hohen Mauern sichtbar. Im Dorfe selbst stieg man im Februar von der Straße auf die Dächer der Häuser, später waren die Dächer 5 Fuß über dem Sande. In den zahlreichen Dörfern zwischen Ichkhar und Yezd beschützen hohe Mauern die vielen Gärten; doch kommt es häufig vor, daß ganze Gärten mit allen Maulbeerbäumen — die Einwohner beschäftigen sich meist mit Seidenraupenzucht — in einigen Stunden vom Sande vergraben werden.

Afrika.

— Im Auftrage der Pariser Geographischen Gesellschaft hat Henri Duveyrier eine Liste sämmtlicher in Afrika astronomisch bestimmter Punkte, circa 3000 an der Zahl, hergestellt und bei jedem derselben Breite, Länge, Namen des Beobachters und Methode der Bestimmung beigefügt. Die Pariser Gesellschaft, welche die Herausgabe des Werkes übernimmt, leistet damit der Geographie einen wesentlichen Dienst und liefert speciell den Kartographen ein unschätzbares Hilfsmittel.

— Nach dem „Athenäum" (Nro. 2822) scheint es fast, als wollte die Belgische Afrikanische Gesellschaft alle ihre Reisenden aus Ostafrika zurückziehen. Jedenfalls ist die Expedition nach Niangwe, welche Stanley die Hand reichen sollte, seit Popelin's Tode definitiv aufgegeben worden. Die einzigen belgischen Forscher im Innern sind gegenwärtig Becker, welcher die Vorräthe in Tabora beaufsichtigt, und Ramaeckers in der Station Karema am Tanganika-See. Das für letztere bestimmte südlichere Dampfboot ist zwar zusammengesetzt worden, aber von der Maschine sind einige Röhren unterwegs verloren gegangen. Dr. Van den Heuvel, welcher am 10. Oktober 1887 in Zanzibar eintraf, bleibt dort als Agent der Gesellschaft, während Roger, wie schon gemeldet („Globus" XL, S. 351), Stanley Unterstützungsmannschaften zuführt.

Südamerika.

— Dr. Jules Crevaux rüstet sich schon wieder zu einer neuen Reise in Südamerika. Diesmal soll er den Rio Paraguay und einen von diesen Nebenflüssen hinaufsahren wollen, um so die Wasserscheide zwischen diesem und dem Amazonenstrome zu erreichen. Er verlegt also sein Operationsfeld nach Süden in das Centrum des Erdtheils.

— Die Regierung der Provinz Buenos Aures hat Ensenada zu ihrem neuen Sitze erwählt.

— Don Ramon Lista, wohlbekannt durch seine Reisen in Patagonien, steht im Begriff, eine Expedition längs des Fußes der Anden nach Puna Arenas an der Magalhaes-Straße zu führen. Er gedachte in Begleitung einiger argentinischer Offiziere im November von Bahia Blanca aus aufzubrechen.

Inhalt: Eine Reise durch Mingrelien. I. (Mit fünf Abbildungen.) — J. E. T. Schmelz: Ueber einige religiöse Gebräuche der Mesnefier. I. (Mit einer Abbildung.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. I. (Mit einer Karte.) — Dr. Kunze's Reise um die Erde. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — (Schluß der Redaction 30. November 1887.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1882.**

Eine Reise durch Mingrelien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

II.

Der Weg von Novo-Senaki nach Noagalewi führt durch die fruchtbarste Landschaft. Herrliche Maisfelder wechseln mit dichten Gebüschen ab, in denen Eichen und Nußbäume um den Vorrang streiten; dann wieder folgen große Maulbeerpflanzungen oder weite Strecken, auf denen der halbwilde Weinstock sein üppiges Geranke um die Stämme und niederen Aeste der Bäume schlingt, bis in deren höchste Gipfel dunkler Epheu emporklettert. Die Trauben des fast ohne jede Kultur sich selbst überlassenen mingrelischen Weines reifen sehr schnell und zeichnen sich durch besondere Süße und feines Aroma aus. Von dem Plateau von Martwily, an dessen Fuß Noagalewi liegt, hat man einen weiten Ueberblick über das mingrelische Tiefland mit seinen kleinen Hügeln, Flüssen, reichen Feldern und den ziemlich zahlreichen Dörfern, welche letztere durch die Entfernung entschieden gewinnen. Imposant ist der Anblick der fünf großen Wasserläufe des Landes, des Ingur, Rion, Tschenis-Tzchali, Techur und Abaschа, die sich mit ihren Nebenflüssen wie ein Netz von breiten silbernen Bändern durch den bunten Teppich der Landschaft hinziehen. Nicht, wie die Mehrzahl der mingrelischen Ortschaften, in oft weit von einander getrennten Gehöften, sondern eng zusammengebaut, liegt Noagalewi wie in ein Nest von dichtem Grün eingebettet zwischen zwei ansehnlichen Bergen. Der eine derselben, der Tabakella, ist, dem Volksglauben nach, dem Bösen und allen seinen Geistern geweiht; unzählig sind die Spukgeschichten, deren Schauplatz der herrliche wildreiche Wald auf seinem Gipfel sein soll. Dem andern Berge, oder vielmehr den auf ihm errichteten Gebäuden, verdankt Noagalewi seine ganze Bedeutung. Neben einer alten, aus der Zeit Konstantin's des Großen stammenden Kirche erhebt sich hier die mächtige Kathedrale von Martwily, die sein der Selbständigkeit Mingreliens als Begräbnißstätte der Herrscher des Landes gedient hat, ein großartiger Bau in Kreuzform mit hohen Wölbungen und Seitennischen. Ein aus carrarischem Marmor aufgeführtes prachtvolles Grabmal ist dem Andenken des im Jahre 1853 verstorbenen Fürsten David Tadian geweiht; mehr aber als dieses in der That großartige Kunstwerk interessiren den Fremden die reichen Schätze an Reliquien, mit Gold und Edelsteinen verzierten Kirchengewändern und Mitren, kostbaren Kreuzen, Ornamenten und Geräthen, vor allen Dingen aber die alten mit Bildern und Initialen reich verzierten Evangelien-Handschriften. Alle diese Gegenstände, die einen ungeheuren Werth repräsentiren, sind in buntem Durcheinander in einem speicherartigen Raume der Kirche, der Itonostasis gegenüber, aufgehäuft. Die kleine Thür, die dazu führt, soll in Kriegszeiten vermauert worden sein; heute überrascht die gleichgültige Sorglosigkeit, mit der man den kostbaren Schatz hier aufbewahrt, ohne Aufsicht, ohne sichern Verschluß. Rings um die Kathedrale erheben sich noch eine Anzahl alter, zum Theil in Verfall befindlicher Gebäude: die Wohnung des Bischofs, einige kleine Kapellen und ein großes stattliches Haus, in dem bei den Trauerfeierlichkeiten für die verstorbenen Fürsten die aus allen Theilen des Landes zusammenströmenden Adelsfamilien ein Unterkommen fanden. Die Sitte der

Digitized by Google

großen Versammlungen und tagelang währenden Trauerfeste ist übrigens in Mingrelien ganz allgemein und in allen Klassen des Volkes üblich. Gleich nach dem Ableben eines Familiengliedes werden berittene Boten zu allen, wenn auch noch so entfernt wohnenden Fremden und Verwandten ausgesandt, um sie zu dem Tirili, dem Tage des Weinens vor der Bestattung, aufzufordern. Bei den weiten Entfernungen und dem schlechten Zustande der Wege vergehen oft eine bis zwei Wochen, ehe die Geladenen eintreffen; so lange muß der Todte unbeerdigt bleiben. Ist endlich die Versammlung vollzählig, zu der nie einzelne Abgesandte einer Familie, sondern stets alle Mitglieder derselben sich einfinden, so wird die Todtenklage abgehalten. In langer Procession, zu zwei und zwei neben einander gehend, Sänger und Klageweiber voran, ziehen die Versammelten, meist mehrere hundert, bei Begräbnissen von Adligen oft zwei-

Einwohnerinnen von Zugdidi. (Nach einer Photographie.)

bis dreitausend Personen, nach dem Hause, in dem der Todte in einem verschlossenen Sarge liegt. Die eigentliche Trauerfeier, bei der die Familie des Verstorbenen unter einem schwarzen Baldachin auf der Erde sitzt, Männer und Weiber von einander getrennt, beginnt mit allgemeinem Weinen und Klagen. Dann folgen, von den verschiedenen Familienhäuptern unter den Anwesenden gehalten, Reden zur Verherrlichung des Todten, zum Troste für die Hinterbliebenen, Ansprachen an den Dahingeschiedenen, dazwischen immer neue Klagen und Trauergesänge. Die Sitte verlangt es, daß die weiblichen Hinterbliebenen sich dabei die lang aufgelösten Haare zerraufen, das Gesicht mit den Nägeln zerfleischen, oder wenigstens den Versuch dazu machen, denn neben einer jeden von ihnen muß eine Frau aus der Versammlung sich niederlassen, die das Amt hat, die Aufgeregte durch Festhalten der Hände an dieser Aeußerung ihres Schmerzes zu verhindern. Ist auf diese Weise der größte Theil des Tages hingebracht, so wird ein gemein-

Digitized by Google

sames Mahl abgehalten, zu dem vorher ein eigenes Gebäck, das sogenannte lawasch, ein weiches, leicht knetbares Brot, angefertigt worden ist. Die von weither gekommenen Gäste übernachten im Trauerhause, oft eng genug an einander gedrängt. Die am folgenden Tage stattfindende Beerdigung gilt für den unbequemlichen Theil der Feier; auf einem mit schwarzem Baldachin bedeckten Wagen steht der Sarg, rings um ihn kauern laut heulende Klageweiber; die Hinterbliebenen schreiten hinterher, die Wittwe des Verstorbenen auf einem mit reichem Silberschmuck versehenen Pferde, wieder begleitet von zwei Frauen, die ihr die Hände halten, in langem, ungeordneten Zuge folgt die heulende, schreiende Schaar der Theilnehmenden zum Begräbnißplatze. Die Kosten einer solchen Bestattungsfeier, der nach Ablauf von vierzig Tagen ein zweiter Tag des Weinens mit neuen Trauerreden und großem Festmahle folgt, sind sehr erheblich. Einen Theil der Leistungen an Verpflegung u. s. w. bezahlen die Gäste im Einzelnen; außerdem giebt jede der geladenen Familien der Familie des Verstorbenen eine gewisse Summe, die jedoch nur als ein Darlehn betrachtet wird. In einem neben dem Trauerhause errichteten Zelte nimmt einer der Hinterbliebenen diese Darlehen entgegen, deren Höhe ordnungsmäßig gebucht wird, und die bei dem nächsten Trauerfalle in der Familie des Darleihers in der nämlichen Weise zurückerstattet werden.

Auch die Hochzeitsfeiern der Mingrelier, denen Madame

Auf dem Bazar in Zugdidi. (Nach Photographien.)

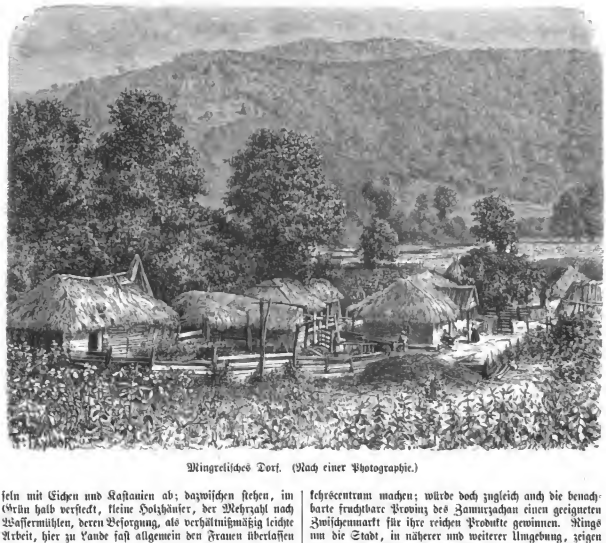
Serena zu verschiedenen Malen beiwohnte, sind reich an eigenthümlichen Gebräuchen. Im Allgemeinen wird die Ehe hier von der rein geschäftlichen Seite betrachtet und als ein Vertrag zwischen den Familien der beiden Betheiligten abgeschlossen, wobei vornehmlich auf Gleichheit des Standes oder wenigstens des Vermögens gesehen wird. So kommt es denn auch nicht selten vor, daß Kinder, die man schon in ganz jugendlichem Alter verlobt hat, im zehnten oder zwölften Lebensjahre mit einander verheirathet werden. Bei der kirchlichen Trauung darf die Mutter der Braut nicht zugegen sein, bei dem unmittelbar darauf folgenden Mahle auch nur ein kleiner Kreis von Verwandten. Ist dieses Mahl abgehalten, so kehrt der Neuvermählte in seine Wohnung zurück, die er jetzt erst für die Aufnahme der Gattin einzurichten beginnt. Ist diese noch sehr jung oder der junge Gatte noch nicht im Stande, eine Familie zu erhalten, oder treten irgend welche Hindernisse ein, so bleibt das Mädchen oft noch jahrelang im Hause ihrer Eltern. In den meisten Fällen aber sind die nöthigen Einrichtungen in wenigen Tagen getroffen, und die junge Frau wird von den Freunden ihres Gatten bald im Triumphe heimgeführt. Dem Zuge, in dessen Mitte die Braut reitet, das Gesicht mit einem dichten Tuche verhüllt, folgen ihre Angehörigen und Freunde, sämmtlich zu Pferde. Unter Gesängen und Reiterkünsten aller Art wird der Weg zurückgelegt; im Hause des Gatten angelangt, muß die Braut sich von ihren Freundinnen schmücken lassen; dann beginnt das Hochzeitsmahl, das im Freien unter blumengeschmückten Zelten und Lauben abgehalten wird, und bei dem die neben ihrem Gatten sitzende Braut weder ein Wort sprechen, noch etwas

Digitized by Google

genießen darf. Während mehrerer Tage werden dieſe Gelage wiederholt, bei denen nicht weniger als vierzig oder funfzig verſchiedene Speiſen aufgetragen und die großen Krüge des vortrefflichſten kaukaſiſchen Weines unermüdlich geleert werden. An jedes Mahl ſchließen ſich Tänze, Geſänge und Beluſtigungen aller Art an. Nach altem Brauche muß ſich der junge Gatte gegen den Schluß des Feſtes verſtecken, um dann unter lärmender Luſtigkeit von ſeinen Gefährten geſucht, aus ſeinem Verſteck gezogen und unter Stößen und Püffen und ſcheinbarem Widerſtreben ſeinerſeits in das Brautgemach gebracht zu werden.

Eine große Rolle bei dieſem, wie bei allen mingreliſchen Feſten, ſpielt das tschonguri, die landesübliche Guitarre, mit deren gehaltenen Tönen das Volk ſeine Tänze und Geſänge begleitet. Im Allgemeinen iſt das muſikaliſche Element bei den Mingreliern wenig entwickelt; ihre Lieder ſind, wenn auch nicht unharmoniſch, ſo doch in hohem Grade eintönig; kräftige, ſchöne Stimmen ungemein ſelten.

Unweit Noagalewi befindet ſich einer der ſchönſten Punkte des ſchönen mingreliſchen Landes: der Fall des Abaſcha, der hier inmitten einer reichen Waldlandſchaft eine breite Felsſtufe hinab und in das klare, tiefe Becken eines Sees ſtürzt. Von dem Reichthum und der Ueppigkeit der Vegetation rings um dieſen See kann man ſich nur ſchwer einen Begriff machen. Der hohe Buchsbaum und der Lorbeer, dieſe herrlichſten Zierden der kaukaſiſchen Waldungen, wech-



Mingreliſches Dorf. (Nach einer Photographie.)

ſeln mit Eichen und Kaſtanien ab; dazwiſchen ſtehen, im Grün halb verſteckt, kleine Holzhäuſer, der Mehrzahl nach Waſſermühlen, deren Beſorgung, als verhältnißmäßig leichte Arbeit, hier zu Lande faſt allgemein den Frauen überlaſſen wird.

Nach mehrtägigem Aufenthalte in Noagalewi begab ſich Madame Serena nach Zugdidi, der alten Hauptſtadt des mingreliſchen Fürſtenthums und heute noch Reſidenz der Wittwe des Fürſten Dawid Dadian. Ohne Eiſenbahn oder eine andere direkte Verbindung mit dem Schwarzen Meere, iſt Zugdidi ganz iſolirt und infolge deſſen auch eher ein Marktflecken, als eine Stadt zu nennen. Sollte die einmal projektirte Eiſenbahn von Suchum Kale nach Novo-Senaki zur Ausführung kommen, ſo würde ſie den kleinen Ort berühren und ihn in Kurzem zu einem nicht unwichtigen Verkehrscentrum machen; würde doch zugleich auch die benachbarte fruchtbare Provinz des Zamurzachan einen geeigneten Zwiſchenmarkt für ihre reichen Produkte gewinnen. Rings um die Stadt, in näherer und weiterer Umgebung, zeigen ſich zahlreiche alte Burgen und Feſtungen, ſowie auch Klöſter und Kapellen an den Berghängen; der Mehrzahl nach eigentlich nur noch Ruinen, aber auch als ſolche Erinnerungen an eine Zeit, auf die das Volk und mehr noch die fürſtliche Familie mit Stolz zurückblickt. In der kleinen, weitläufig gebauten und mit Gärten untermiſchten Stadt von etwa 1000 Seelen lebt die ehemalige Herrſcherin des Landes noch heute keineswegs als einfache Privatperſon. In den Augen und im Munde des Volkes iſt ſie noch immer die Dedopali, die „Mutter der Mütter“, und ſo iſt ſie ebenſo wie ihr Sohn, der mediatiſirte Fürſt Nikolaus, der

Digitized by Google

in Gorli residirt, beständig von einem freiwilligen Hofstaate umgeben, welcher sich aus Mitgliedern der mingrelischen Adelsgeschlechter zusammensetzt und in seiner ganzen Stellung und Anordnung an mittelalterliche Lehnsverhältnisse, d. h. an die ihnen gleichenden mingrelischen Zustände von vor nicht zwei Jahrzehnten, erinnert. Die Stadt Zugdidi hat während des orientalischen Krieges viel zu leiden gehabt; zuerst für kurze Zeit von den Russen, dann monatelang von den Truppen Omer Paschas besetzt, wurde es von diesen letzteren um so weniger schonend behandelt, als die russischen Sympathien des mingrelischen Fürstenhauses zweifellos waren. Die Fürstin, die bei dem Ausbruche des Krieges erst seit wenigen Wochen die Regentschaft für ihren minderjährigen Sohn führte, sah sich gezwungen, sich in ein entlegenes Bergschloß zurückzuziehen. Als in Folge einer Offensivbewegung des russischen Corps die türkischen Truppen die Umgegend von Zugdidi verließen, war die ganze Landschaft verwüstet, die alten fürstlichen Schlösser niedergebrannt. Es ist bekannt, wie die Fürstin später an der Spitze ihrer Milizen selbst Theil an dem Kriege nahm, eine Handlungsweise, die ihr in den Augen ihres Volkes den Nimbus des Heldenthumes verliehen hat. Nach Beendigung des Krieges durch ein kaiserliches Edikt nach Petersburg berufen, um ihre Söhne dort zu erziehen, legte sie die Verwaltung des Landes in die Hände eines Conseils nieder. Der kurze Aufschwung, den Mingrelien unter der Regierung des Fürsten David zu nehmen begonnen, den die Regentin zu fördern gedacht hatte, war durch die Folge des Krieges schon gehemmt worden, jetzt fand er sein Ende. Unmittelbar nach Erreichung seiner Großjährigkeit gab Fürst Nikolaus seine Einwilligung zu der russischen Annexion Mingreliens.

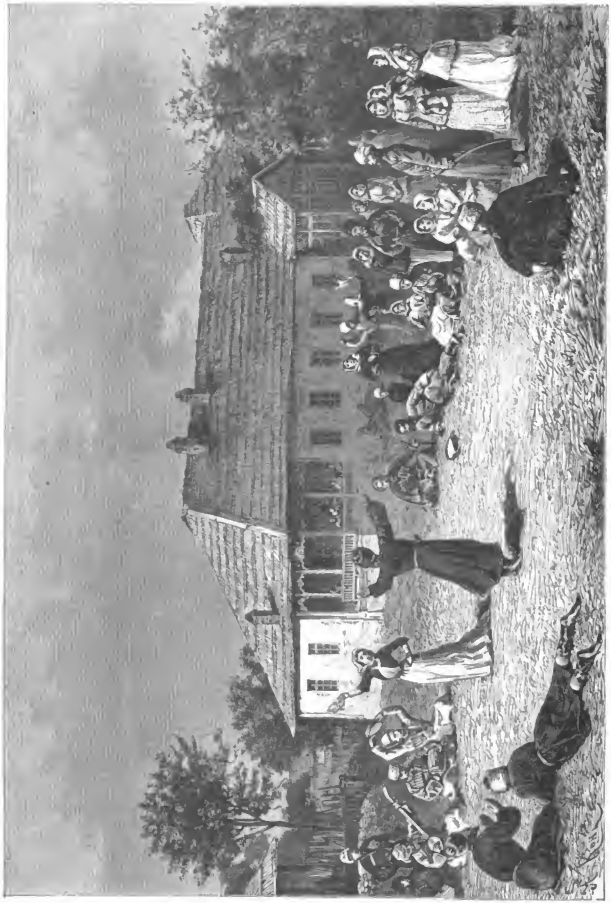
Jeder Reisende, der heute nach Zugdidi kommt, findet unter dem gastlichen Dache der Fürstin Dadian die bereitwilligste Aufnahme. So auch Madame Serena. Wenige Tage vor Ostern in der Stadt eingetroffen, wohnte sie in Begleitung der „Tedopali“ allen Ceremonien und Lustbarkeiten bei, welche hier bei Gelegenheit dieses größten

Mingrelischer Pflug. (Nach einer Photographie.)

Festes der griechischen Kirche stattfinden. Am Charfreitag wird die Reihe dieser Festlichkeiten mit einem großen Jahrmarkte eröffnet, der in dem Bazar von Zugdidi für die Stadt und ihre ganze Umgebung abgehalten wird. In der Nacht zum Ostersonntag findet in den drei Kirchen der Stadt feierliche Messe statt. Die buntgedrängte Versammlung in ihrer malerischen Tracht, die zahllosen Lichter — denn jeder der Andächtigen muß eines in der Hand halten — die lautlose Stille, mit der die zahlreiche Menge das: „Christe agdga“ (Christus ist erstanden) des Priesters erwartet, um dann sogleich in die jubelnde Antwort: „Tschesmaridad!“ (Ja, in Wahrheit!) auszubrechen, das alles ist ein unvergeßlicher Eindruck. Nachdem die üblichen Beglückwünschungen, Umarmungen und Küsse unter den Versammelten gewechselt sind, kehrt alles in die Häuser zurück, wo jetzt, um vier Uhr Morgens, das große feierliche Liebesmahl abgehalten wird, das sich mit kurzen Unterbrechungen bis zum Mittag hinzieht, und zu dem jeder geladen und willkommen ist. Früher war es Sitte, daß sämmtliche Bewohner der Residenz dieses Liebesmahl als Gäste des Fürsten auf dem Schlosse einnahmen, heute vereinigen sich hier nur noch außer der Familie und dem „Hofstaate“ wenige bevorzugte Personen und die Geistlichkeit. Keiner der Gäste darf mit leeren Händen zu diesem Mahle kommen; wer nicht ein Osterlamm oder ein Milchschwein bringt, begnügt sich mit der ebenfalls symbolischen Gabe einiger Eier, die in unglaublichen Mengen zu diesem Zwecke hierhergebracht werden.

Am Nachmittag des Ostertages beginnen die drei Tage währenden Volkslustbarkeiten, zu denen sich Hoch und Gering auf einer weiten, grasigen Ebene vor der Stadt versammelt. Hier werden die nationalen Tänze der lesginska und des abasakuri mit unermüdlichem Eifer und wahrer Begeisterung ausgeführt. Die Zuschauer sitzen im Kreise und begleiten die eintönigen Tanzweisen mit Händeklatschen und lauten, wild klingenden Zurufen. Die Lesginska, ein langsamer, graziöser Tanz, wird oft unter scherzhaften Wechselreden der Tänzer ausgeführt, denen die ganze Versammlung lauscht, und bei denen sich die geistige Gewandtheit und Schlagfertigkeit des mingrelischen Volkes in hellem Lichte zeigt. Dieses Tamascha oder Tausfest am Ostersonntage und den darauf folgenden Tagen bildet den Anfang der

Digitized by Google



Tanzfest vor einem Hause in Nicosia. (Nach Photographien.)

Digitized by Google

Reihe ähnlicher Feste, die während der Sommermonate und bis zum Beginn der Seidenernte allsonntäglich gefeiert werden. Gemeinhin schließen sich an diese Tänze noch Betstunden durch Reiterkünste und Aehnliches an. Die malerische Tracht des Volkes, die sogenannte tscherkessische Kleidung, giebt für den Zuschauer auch hierbei wieder einen Hauptreiz in dem bewegten Bilde ab.

Als die Reisende nach Zugdidi gekommen war, hatte noch hoher Schnee auf allen Bergen der Umgegend gelegen, nach wenigen Tagen schon war er den Strahlen der Frühlingssonne gewichen und jetzt lag die ganze Landschaft im reichsten Schmucke da; vor allem war es die wilde Azalee mit den goldgelben Blüthen, welche die weiten Ebenen wie in leuchtendes Gold getaucht erscheinen ließ. Verschiedene Ausflüge in die Umgegend führten Madame Serena und Andere auch bis an die durch den Zugur gebildete Grenze von Zamurzachan, des räuberischen Gebietes, um dessen Besitz früher Abchasien und Mingrelien mehr als einmal gestritten haben. Heute haben die Russen einen dauernden Belagerungszustand über das kleine unruhige Land verhängt. Die Dörfer in der ganzen Ebene von Zugdidi zeichneten sich vor allen, welche die Reisende bisher in Mingrelien zu Gesicht bekommen hatte, durch eine wohlthuende Reinlichkeit aus. Die Zäune, welche die ausgedehnten Gehöfte umfassen, waren hier fest und dauerhaft geflügt und in bestem Zustande. Inmitten des Gehöftes steht das hölzerne Wohnhaus mit seinen Nebengebäuden, umgeben von kräftigen Apfel-, Birnen- und Maulbeerbäumen, die den grasigen Boden des Hofes beschatten und zugleich als Stützen für die dichtrankenden Weingehänge dienen. Das kleine Wohngebäude mit weit überragendem Dache ist meist ganz ohne Fenster gebaut; zwei einander gegenüberliegende Thüren müssen die beiden einzigen Innenräume ausreichend mit Licht und Luft versorgen. Rings um das Haus, von dem breiten Dache beschirmt, läuft eine Veranda, der Lieblingsaufenthalt und zur Zeit der Seidenernte, wenn der innere Raum des Hauses durch die ausgelegten Cocons in Anspruch genommen wird, auch der einzige Aufenthalt der Bewohner. Von den beiden inneren Räumen dient der eine als Stall für das junge Vieh, das man noch nicht, wie das übrige, im Freien zu

Reitkostüm der Mingrelierinnen. (Nach einer Photographie.)

lassen wagt; der andere mit seiner rings an der Wand laufenden Holzbank, der primitiven Feuerstätte in der Mitte, dem in einer Ecke aufgeschichteten Bettenvorrath, dem Stolz der mingrelischen Frau, ist der gemeinsame Schlaf- und Wohnraum für die Familie. Von einem Balken an der Decke hängen Kleider, Vorräthe und die unvermeidliche Guitarre herab. In besonders reichen Familien findet man noch einige große, buntbemalte oder mit Metallbeschlag versehene Holzkisten, welche die Braut als Aussteuer ins Haus gebracht hat; gewöhnlich sind sie vollkommen leer und in dieser behüteinflößenden Umgebung nur Prunkmöbel. Die Betten, die während des Tages in einer Ecke aufgehäuft liegen, werden für die Nacht auf der hölzernen Bank ausgebreitet, doch sind dies alles Verfeinerungen, die eben hauptsächlich im mingrelischen Tieflande zu finden sind; das Leben der Bergbewohner ist meist unendlich viel einfacher. Die unentbehrlichen Nebengebäude eines wohlhabenden mingrelischen Bauernhauses sind die folgenden: Die Patsa oder die für die Neuvermählten der Familie und für Gäste bestimmte Hütte, deren leichtes Gerüst aus Nußbaumholz mit einer dichten Bekleidung von großen Farnkrautblättern versehen wird; die Magafa und das Begeli, zwei, nebeneinander auf sechs Fuß hohen Pfählen stehende Vorrathshäuser, in deren einem der Mais in Garben aufbewahrt wird, während in dem anderu die Vorräthe an Gomi oder Hirse aufgeschüttet werden; beide Häuser sind mit Dächern von Riedgras versehen; das Maranni oder der tellerartige Raum, in dem der Wein in der ursprünglichsten Weise bereitet und aufbewahrt wird; der Reisende, der sich den Geschmack an dem übrigens vortrefflichen Getränke nicht verderben will, thut wohl daran, diesen Raum und die in ihm enthaltenen Gefäße nicht zu genau zu untersuchen; die Marafa oder der ebenfalls auf Pfählen stehende und nur mit einer Leiter zu erreichende Stall für die Schafe und Ziegen; der Sakatuio, ein großer, mit einem Deckel versehener und am Boden befestigter Korb, in den die Hühner für die Nacht eingesperrt werden, und endlich das Giargnali oder die allgemeine Werkstatt, der Aufbewahrungsort für das Ackergeräth und Werkzeug, zugleich der Raum, in dem die mingrelische Bauernfamilie sich im Verein mit ihren Hausthieren den größten Theil des Tages über aufhält.

Digitized by Google

Der Pflug des mingrelischen Ackerbauers weist den tiefsten Grad von Ursprünglichkeit auf: ein langes horizontales Holzstück, dessen unteres Ende sich in spitzem Winkel krümmt, ein etwa handgroßes Stück Eisen, das an diesem untern Ende festgebunden wird; ein langer Baumast, der als Deichsel dient, das ist das übereinfache Geräth, dessen Leistungen denn auch entsprechend gering sind.

Anerkennenswerth sind die Bemühungen des in Gordi residirenden Fürsten Nikolaus zur Hebung der mingrelischen Landwirthschaft. Eine von ihm gegründete Musterkolonie, Nicosia, zeigt, was sich mit einigem Verständniß in dieser Beziehung aus dem Lande machen ließe. Die Kolonisten in Nicosia, die aus einem unfruchtbaren Theile des Landes hierher übergesiedelt, ihre Grundstücke von dem Fürsten in Pacht haben und alle mögliche Unterstützung und Förderung von ihm erhalten, machen durchweg den Eindruck der größten Wohlthabenheit. Das europäische Ackergeräth, dessen sie sich bedienen, die rationelle Bewirthschaftung des Bodens steht im Einklang mit dem Aussehen ihrer nach mingrelischem Styl gebauten, aber durch verschiedene Verbesserungen auch höheren Ansprüchen genügenden Häuser. Das eigenthümliche Gepräge des mingrelischen Lebens, die kindliche Freude an Lustbarkeiten aller Art, verliert sich jedoch auch unter diesen civilisirteren Verhältnissen nicht. Bei ihrem kurzen Verweilen in Nicosia mußte die Reisende eine festliche Tamascha und ein großes Gelage mitmachen, für welches ihre Anwesenheit den willkommenen Vorwand abgab. Die Unterwühmungslust und die Elasticität des Mingreliers jedem Standes und jeden Geschlechtes, sobald es sich um Vergnügungen handelt, ist geradezu staunenerregend. Neben der Tamascha sind es besonders große gemeinsame Partien zu Pferde, mit denen Hoch und Gering die zahlreichen Festtage der griechischen Kirche zu begehen liebt. Alle Mingrelierinnen sind gute Reiterinnen — in der eigenthümlich kleidsamen Tracht von meist leuchtenden Farben, das Bajchlyk um die Schultern geschlagen, auf dem Kopfe das georgische bladmartige Kaskett, gewöhnlich aus rothem Sammet mit Gold und Perlen gestickt, von dem ein kleiner Gazeschleier herabfällt: so gewähren sie auf den oft reichgeschmückten Pferden den anmuthigsten Anblick, zugleich die schönste Staffage für die Wald- und Bergландschaft.

Es war ein weiter Abstand von dem Aufenthalt in dem freundlichen Zugdidi zu der Tour durch Abchasien, die Madame Carla Serena darauf zu unternehmen gedachte. Mit dem Ueberschreiten des Ingur und dem Betreten des Gebietes von Zanmrzachan nahm sie auf mehrere Monate Abschied von allen Anklängen an europäische Kultur.

Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier.

Mittheilung aus dem Museum Godeffroy in Hamburg. Von **J. E. D. Schmeltz.**

II.

Es sei mir zunächst noch gestattet, diese Blättervulste und die dazu gehörigen Thürme sowie ihre Anfertigung zu beschreiben.

Zu dem unteren Blättervorwurfe oder Rock werden Blätter einer palmenähnlichen, stacheligen Rohrart verwendet, welche sich im Forste bis hoch in die Baumkronen hinaufrankt und „A Magu“ genannt wird. Diese Pflanze wächst nicht allerorten so häufig, daß es möglich wäre, innerhalb kurzer Zeit einen ansehnlichen, genügenden Blättervorrath zu sammeln. So ist es in der Duke-of-York-Gruppe besonders die Insel „Ba Ulu“, auf deren westlichem „Mauka“ genannten Theile sie besonders reichlich vorkommt; im Blanchebai-Distrikt dagegen und auf dem niedern Birara nicht. Die Duke-of-York-Leute holen deshalb die für die Duk-Duk-Masken nöthigen Blätter von Mauka und selbst die Eingeborenen von Neubritannien (von Nulnuna und Matupit) fahren mit ihren Canoes nach diesem 12 englische Meilen von ihrer Heimath entfernten Ort, um die Blätter, in dicke Packen zusammengeschnürt, von hier heimzuschaffen. Die Blätter werden dann auf die Stengel einer „Kaitle“ genannten Liane oder auf ein „Atabai“ genanntes Rohr (bleifederdick und dem Ratang ähnlich) neben einander festgebunden und nun in Ringen über einander befestigt. Am oberen Rande des derartig gebildeten Blätterrockes sind zwei Bügel aus demselben Rohr, für das Durchstecken der Arme angebracht, an denen dann der Rock von den Schultern über den Leib herabhängt, Fig. 1. Einige solcher Blätterringe sind auch am untern Rande der thurmartigen Maske befestigt um die Arme zu verdecken; sollten auch diese noch nicht genügen, so werden zuvor noch einige lose Blätterringe auf dem Oberrand des Rockes herumgelegt, damit Thurm und Blätterrock gut auf einander schließen und die Arme des Trägers genügend verdeckt sind.

Das Gestell oder Gerüst des Thurmes (Aule-ut-Duk-Duk), des Kopfes des Duk Duk,“ Fig. 2, wird aus den abgeschabten Blattrippen der „Angelo“-Palme verfertigt, deren blume Enden nach oben hin zu einer langen Spitze verbunden werden und als Verzierung derselben einen rothbunten Dracaena-Blätter- oder einen Federbusch tragen. Der untere, sichtbarbleibende Theil wird mit den langen weißen Stammfasern der „Ali“-Palme in geschickter Weise dicht durchwoben und die weitere nun noch folgende Verzierung und Färbung des Thurmes ist reine Sache des Geschmacks. Abstehende Faserkränze, lange, einem Roßschweif ähnliche Faserbündel, ja selbst kleine Canoe-Modelle mit Federgutriolanden werden nach Belieben daran angebracht; Gesichter, deren Augen aus weißen Muscheln (Ovula ovum)[1]) nachgeahmt sind, Arme und Hände werden darauf gemalt und ebenso oft rund herum Zacken und Kränze. Oft werden auch die Fasern, bevor sie verwebt werden, gefärbt: Schwarz, Roth oder Gelb. Die für die Verzierung verwendeten Farben: „Weiß, Roth, Gelb und Schwarz“ anlangend, sei be-

[1]) Interessant ist die Verwendung der Ovula bei den Südsee-Insulanern, die fast immer mit dem Ceremoniell im Zusammenhang zu stehen scheint. Hier findet sie an den Duk-Duk-Masken Verwendung, auf den Admiralitäts-Inseln dient sie als Bedeckung der Eichel und wird dort in großem Werth gehalten, auf Palau als Schmuck der Canoes der Häuptlinge, in Viti hängt sie an Schnüren von den Dächern der Tempel herab und das Balkenwerk der Häuptlingshütten ist mit derselben geschmückt; und in Tonga werden die Gräber hervorragender Persönlichkeiten mit dieser Muschel geschmackvoll belegt.
Schmeltz.

Digitized by Google

merkt, daß die weiße Farbe aus feingeriebenem Korallenkalk (Kabang), das Schwarz aus, mit Bananenblättern vermengt gekänter Holzkohle (Alali), das Gelb (Allalai) aus der Wurzel des wildwachsenden Alawangingero und das Roth aus dem gelben Saft der Wurzelrinde des Awollastrauches (Morinda citrifolia L.[1]), welchem man „Kabang“ zusetzt, in Folge deß die Mischung sich roth färbt, bereitet wird. Zu sie und da angewandter blauer Verzierung verwenden die Eingeborenen „Abenn“, d. h.: das von den Handelsstationen eingetauschte Waschblau. Am untern Ende des Spitzthurmes befindet sich, über dem schon erwähnten

Fig. 1. Blätterrock. — Fig. 2. Gestell eines Kopf-Thurmes. — Fig. 3. Duck-Duck-Tänzer. — Fig. 4. Duck-Duck-Haus.

Amaqu Blätterkranze desselben, noch ein breiter, abstehender Faserkranz. Ist dieser Thurm nun über den Kopf des Trägers gestülpt und ruht auf seinen Schultern, so sind nur noch die Beine desselben bis ungefähr halbwegs oberhalb der Kniee sichtbar. Unter den Amaqu Blättern ruhen seine Arme wohl verborgen auf dem Wulste und mit den Händen kann er nun den Rule oder die thurmartige Maske sehr wohl festhalten und während des Tanzes vor dem Ueberkippen bewahren. Fig. 3.

[1]) Diese auch in Viti vorkommende Pflanze heißt dort „n'Drau ni Kuro“, ihre Blätter werden als Heilmittel benutzt, indem sie auf Wunden gelegt werden. Die Eingeborenen des N.-Brit.-Archipels kennen die Heilkraft der Pflanze nicht, essen aber die Früchte derselben, wenn gut gereift.

Das Duck-Duck-Haus ist eine niedere Hütte, gleich allen anderen Häusern mit einem Thürmchen an jedem Giebelende (Fig. 4) und einem Schößling darauf. Zwischen beiden Schößlingen sind meist Federquirlanden (A gogollawuhpem) als ein Zeichen, daß das Haus dem Häuptling gehörig, gezogen, und an den Enden der Zweige des Schößlings sind ebenfalls noch größere hellfarbene Federn befestigt. Hier versammeln sich während der Festesdauer jeden Nachmittag die Männer und Jünglinge zur Vorbereitung und Bekleidung für den Tanz, der, wie schon erwähnt, auf dem freien Platze beim Häuptlingshause nun täglich auch den Frauen und Kindern des betreffenden Distriktes zum Besten gegeben wird. Jeder Tanz dauert nur eine kurze Zeit, denn selbst den ganz nackten Eingeborenen wird es unter dem dicken Blätterwulst und der thurmartigen Maske derartig warm, daß ihnen beim Abiegen dieser Verkleidung der Schweiß in Strömen vom Körper rinnt. Meist tanzt nur immer einer zur Zeit.

Nahe dem Hause liegt am Boden die „Garaumadh“-Trommel; sie ist gleich wie die Lali-Trommel der Vitianer aus einem Stück Holz[1]) geschnitzt. Ihre Längsöffnung, durch die das Holz der innern Höhlung mühsam hinausgeschafft worden, ist indeß enger und schmäler als die der vitianischen Trommel. Das Instrument hat den hohlen Ton einer Tonne und wird nicht mit Schlägeln bearbeitet, sondern mit einem hartgeräucherten Amaqu-Rohrstock gestoßen, wobei der Musikant das untere Ende des Stockes so lose innerhalb der einen Hand auf der geeigneten Stelle neben die Oeffnung hält, daß derselbe frei auf und nieder springen kann; mit der andern Hand wird der Stock gestoßen, diese aber nach jedem Stoße zur freien Bewegung desselben weit genug geöffnet. Um ein fortwährend gleichmäßiges Trommeln zu erzeugen, bedarf es für diese Art der Musik einiger Geschicklichkeit.

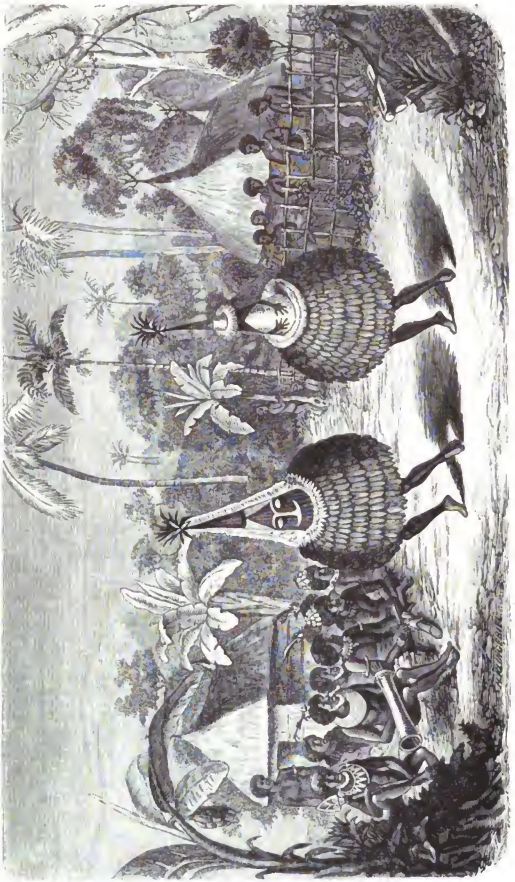
Wo der Pfad vom Duck-Duck-Hause her aus dem Walde auf den, dem Häuptling gehörigen freien Platz mündet, ist eine Art Wand aus aufgestellten Kokosblättern gebildet, da mit die auftretenden Tänzer plötzlich von hier hervor auf den Tanzplatz hüpfen können. Am Geschrei in der Nähe des Duck-Duck-Hauses, das bald lauten Schmerzensschreien und dann wieder hellem, kurzem Jauchzen ähnelt, erkennt der die Trommel spielende Eingeborene, wann der Tänzer kommt. Jetzt beginnt er seine Musik und in den nächsten paar Minuten hüpft nun der stumme Tänzer auch auf den Platz, bald auf den einen, bald auf den andern Beine hüpfend und verschiedene Bewegungen nach dem Takte der Musik machend. Hat er in dieser Weise einen Kreis acht oder zehn Mal durchmessen, so ertönt auf der Trommel ein längerer Triller und jetzt hüpft der Duck-Duck in derselben Weise, wie er gekommen, wieder fort. Tanzen ihrer Zwei, so geschieht dies unter Begleitung eines eigenartigen Gesanges mittels der Agodu-Trommel[2]), wosbald dann erst acht oder zehn Mann sich auf dem Platz niedertassen und einer oder zwei von ihnen mit der Hand das Eidechsenfell[3]), mit dem diese Trommel bespannt ist, schlagen. Es muß dieser Tanz gemeinschaftlich eingeübt sein; denn es kommt darauf an, daß beide Tänzer genau dieselben Bewegungen und Biegungen ausführen; er dauert auch indeß nur fünf bis sieben Minuten und nur ausnahmsweise manchmal eine Viertelstunde.

[1]) Name des dazu verwandten Holzes: „Gaüau“. „A Boringoi“ oder „A Goholo“.

[2]) Schmeltz und Krause. Die ethnograph. anthropol. Abtheilung des Museum Godeffroy S. 66.

[3]) Monitor indicus.

Digitized by Google



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11

Der Tanz der „Dud-Duds". (Siehe Note 1 auf Seite 27.)

Digitized by Google

Während dieser Festzeit besucht ab und an auch wohl ein Duck-Duck die etwa in der Nähe befindliche Handelsstation; auch nur ist diese Ehre schon widerfahren. Er holt sich dann von dem weißen Manne, denselben mit einigen Sprüngen bedrohend und dann still niederkauernd ein Geschenk, welches in etwas Tabak oder ähnlichen Kleinigkeiten besteht. So dauert die verschiedenerlei Belustigung circa vierzehn Tage, dann wird der Duck-Duck der Oberwelt müde, und er muß sterben. Vorher wird ihm aber noch ein großes Essen, ein Abschiedsschmaus, präsentirt; Fische, Tarros, Kokosnüsse u. s. w. müssen wieder tüchtig herhalten und die Weiber kochen und braten zwischen Blättern und heißen Steinen Tag und Nacht, und ganze Haufen fertiger Speise sind endlich bereit gestellt. Am nächsten Tage findet dann die Begräbniß-Ceremonie statt.

Der ganze, bereits Speiseovertall wird nun nach dem Duck-Duck-Hause gebracht und dort in eben so viele große Bündel eingetheilt, als Duck-Duck-Masken vorhanden sind. Ist dies geschehen, so werden die während der Festzeit zusammengebrachten Geschenke an Tevaro, Glasperlschnüren, Halsbändern, Spiegeln, Messern, Perlmutterschalen, Stücken Cattun ꝛc., an die Hauptältesten und an die angesehensten unter den anwesenden Eingeborenen, besonders aber an die Häuptlinge vertheilt, welche aus großer Entfernung (die in Wirklichkeit vielleicht nur vier englische Meilen beträgt) ein großes Eßgeschenk brachten. Jedem der Beschenkten wird dabei durch ein zweifaches „Ai" der Versammlung die Befriedigung derselben über seine Annahme der Sachen zu erkennen gegeben. Ist auch dies Geschäft erledigt, so werden die Eßbündel in eine Reihe neben einander gelegt und zu jedem wird ein „Anke" (die thurmförmige Maske) gestellt; sie sollen, daß heißt nämlich „der Duck-Duck soll essen". Nach circa 10 Minuten allgemeinen Harrens stehen zwei der Aeltesten auf; jeder ein rothes Dracaena-Blatt in der Hand haltend begeben sie sich, je einer an die Enden der Eßbündelreihe, hier stehen sie jeder neben letzten Thurm das Blatt von sich weg haltend ungefähr eine Minute lang, dann einige Worte sprechend wechseln sie ihre Plätze. Während dem sitzen alle Anwesenden stumm und erwarten die nächste Ansprache jener Beiden an die „Anke"; jetzt geschieht dies, sie sprechen nur fünf oder sechs Worte und werfen dann die Blätter gegen die Thürme; da stürzen plötzlich, wie besessen, unter großem Geschrei schlanke junge Leute auf dieselben zu, ergreifen sie und tragen sie eiligst ins nächste Dickicht. Nun ist der Duck-Duck todt und jetzt gehts emsig ans Oeffnen der Bündel, die Speisen werden vertheilt und es wird gegessen, ähnlich als ob man wochenlang nichts zu beißen gehabt hätte; an Heiterkeit und zwar an großer Heiterkeit fehlt es dabei nicht. Am nächsten Tage werden die Masken verbrannt und weil von den enormen Speisequantitäten, die für den Sterbeschmaus vorbereitet waren, noch übrig geblieben, so hält man auch heute wieder ein tüchtiges Mahl und oft wird noch ein weiteres an dem nun darauf folgenden Tage.

Hat der Häuptling vielleicht einen, ihm besonders befreundeten Weißen zum Sterbefest des Duck-Duck eingeladen, so bekommt auch dieser als Zeichen der Achtung ein kleines Geschenk, sollte es vielleicht auch nur eine glänzend geschliffene Perlmutterschale sein. Außerdem werden auch wohl zufällig anwesende Fremde, die jedoch zur Duck-Duck-Gemeinschaft gehören müssen, eingeladen. So waren die neubritannischen Eingeborenen, welche meine Bootsbesatzung bildeten und unter welchen sich geschickte Tänzer befanden, auf Mioko Seitens des Häuptlinge „Lip Lip" sowohl zu dem Feste, als auch zum Festessen eingeladen. Die gute Sitte erheischt indeß, daß solche geladene Gäste beim Sterbefeste, nachdem sie dem Duck-Duck-Hause nahe gekommen, sich schlichtern stellen, vorerst abseits Platz nehmen und nur nach vorhergegangener mehrmaliger, ausdrücklicher Einladung näher kommen und sich innerhalb des Kreises der Einheimischen niederlassen. Als besonders artig aber wird es angesehen (jedenfalls ist es auch eben so komisch), wenn die Fremden, sobald man zur Eröffnung der Speisebündel, also zum eigentlichen Festmahle schreitet, sich dankend zurück ziehen, was denn auch meine neubritannischen Eingeborenen, unter welchen sich einige sehr eingebildete Bengel befanden, wirklich thaten. Dafür werden aber solche Leute, und so wurden auch meine, dann ein paar Tage nachher, wenn der Häuptling noch einmal ein, und zwar das letzte Festmahl

1) Alle links am Boden sitzenden Eingeborenen sind von Neu-Britannien, nur der im Hintergrunde stehende (1) sowie der rechts sitzende, welcher die „Garamuhd"-Trommel spielt (2) stammen aus Mioko. Die links im Hintergrunde stehenden Weiber (3) stammen ebenfalls von Mioko, sind mit flüchtig gearbeiteten, kleinen Schamschürzen aus Bananenblättern bekleidet und tragen Muschelperlschnüre um den Hals, sowie Armringe aus Trochus niloticus angefertigt. Kinder gehen vollkommen nackt auf Mioko und Neu-Britannien, auf letzterer Insel tragen auch die Weiber durchaus keine Bekleidung.

Der ganz links sitzende Eingeborene trägt einen aus von Weißen erhandelten, blauen, rothen und weißen Glasperlen in geschmackvollen Muster verfertigten Halskragen („Mbôd"), ebenso ist das Ende des Tomahawk, den er im Arme hält, gewickelt, wie denn auch thatsächlich „blau" roth und weiß die Lieblingsfarben dieser Eingeborenen sind. Kopf- und Barthaar sind mit Kalk weiß gefärbt. Der ihm zunächst sitzende (5) trägt einen Halsschmuck aus Erythrina-Blüthen und rothen Dracaena-Blättern, sein Haar ist mittelst Ruß schwarz gefärbt. Der nun folgende Eingeborene (6) schlägt mit der linken Hand die „Agubu"-Trommel, um den Gesang seiner Kameraden, nach dem die beiden Tänzer ihre Sprünge ausführen, zu begleiten; er trägt ferner, aus Perlmutt (Mabelgold) angefertigten Halsschmuck im Septum der Nase eine an den Enden mit Perlen gezierte Flügelpose von „Casuarius Bennetti" des „Murubb" („Bilinbangguk") und in den Nasenflügeln Holzstäbchen mit aufgeschobenen Perlen („Ningiranos"). Sein Haar ist mit Oker roth gefärbt, das des hinter ihm zunächst nach rechts sitzenden (7) mit Ruß schwarz, der Bart beider mit Kalk weiß. Im Haar trägt der erstere einen Kopfschmuck, „Kangali" genannt, aus Federn und allerlei anderem Zierrath verfertigt. Der nächste (8), ein junger Bock, musicirt, indem er auf einem circa 2 Fuß langen ovalrunden Stück Holz, das einen hellklingenden Ton von sich giebt, trommelt. Er trägt einen Halsschmuck aus Cuscuszähnen, der ungemein geschätzt wird und oft 50 bis 100 Faden Muschelgeld „Dewara" werth ist, sowie außerdem einen Strang wohlriechender Blätter um den Hals geschlungen. Als Nasenschmuck dienen ihm für die Nasenflügel die erwähnten „Ningiranos", für das Septum dagegen ein Strang Perlen; den Armschmuck bilden große Ringe aus Trochusmuschel (Maschel-) Schale geschnitzen, als Schmuck für die Haubgelenke hat er Stränge von weißen und blauen Glasperlen, ähnlich „Manschetten", angelegt. Sein Nachbar zur Linken (9) hat sein Haar mit Oker roth gefärbt, den Hals mit wohlriechenden Kräutern, von denen noch ein größeres Bündel im Nacken hängt und den Kopf mit einem Busch Federn („Laggua") des Cacatua ophthalmicus geschmückt; in den Ohren trägt er kleine Schweinszähne und im gestachenen Armband steckt eine eingebundene Thonpfeife, die auf solche Weise oft von den Eingeborenen herumgeschleppt wird. Das Halsband des letzten in der Reihe (10) ist aus Glasperlen geschmackvoll zusammengestochten.

Die Augen der Maske des Tänzers links (11) sind aus Muschelen (Ovula) dargestellt.

Der Tambour (2) rechts ruht, währenddem die Neu-Britannier musiciren, von seinen Strapazen, die im Hintergrunde stehenden Weiber (3) sind die des Häuptlings, dessen Haus sich durch die Federguirlande zwischen den beiden Endthürmchen in der Nähe kenntlich macht.

Die auf dem Bilde dargestellte „Garamuhd"-Trommel befindet sich jetzt unter Nro. 3802, das von dem mit 8 bezeichneten Eingeborenen gehandhabte Musikinstrument unter Nro. 3803 und die Maske des links dargestellten Tänzers unter Nro. 3808 im Besitz des Museum Godeffroy. Die Hände auf letzterer sind in rother Farbe dargestellt, die Trommel ist mit Kalk weiß angestrichen.

Digitized by Google

zum Besten giebt, besonders eingeladen und müssen nun tüchtig zulangen. Damit schließt die Zeit der Duk-Duk-Ceremonie für das laufende Jahr, um sich im nächsten in derselben Weise zu wiederholen.

Solche Eingeborene, die nicht zur Duk-Duk-Gemeinschaft gehören, und welche deshalb nur gegen Bezahlung von Devaro hier und da am Feste Theil nehmen können dürfen gleichfalls nie ohne eine besondere Erlaubniß den, dem Duk Duk geweihten Grund und Boden betreten, gerade wie dies allen Weibern verboten ist. Das für die Fahrt des Duk-Duk Seitens eines wohlhabenden Häuptlings verwendete Canoe ist mit Federguirlanden, Malerei, und an den beiden Schnäbeln mit Schnitzwerk verziert. Ein solches „A Gomm" genanntes Fahrzeug kostet circa 50 und selbst mehr Faden Devaro. Es steht circa 2 Fuß von der Erde entfernt auf Pfosten unter einem schützenden Wetterdach oder Schuppen, so lange es nicht bei solch besonderen Gelegenheiten benutzt wird. Während der Fahrten mit demselben lassen die Ruderer stets Gesänge und Jauchzen ertönen. Solch Canoe ist der Stolz des Eigners, gleichsam seine Staatsequipage.

Es giebt unter den Häuptlingen auf Neu-Britannien reiche Leute, deren Vermögen in einer derartigen Menge von Devaro besteht, daß dasselbe innerhalb eines besondern Hauses aufbewahrt werden muß und gerade diese Leute bilden auch die Tonangeber bei der besprochenen Ceremonie, die ihren Reichthum verwehren hilft. Denn für ihre Auslagen bei den Arrangements, im Vorarbeiten und bei den Speiselieferungen, bekommen sie beim Sterbefest des Duk-Duk das Doppelte und Dreifache an Geschenken zurück; somit ist die Duk-Duk-Ceremonie oder ein Theil der religiösen Gebräuche dieser Eingeborenen auch zugleich ein einträgliches Geschäft für die Häuptlinge [1]), und es liegt daher sehr in ihrem Interesse dieser Gemeinschaft treu zu bleiben, anstatt sich zum Christenthum zu bekehren.

[1]) Ich glaube, daß man in Europa Aehnliches finden kann.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. **F. W. Paul Lehmann.**

II.

Von Girelsau über den Negoi nach Ober-Porumbach.

Der erste Schimmer des Morgens drang durch die halbverhangenen Fenster meines freundlichen Zimmers und lockte mich hinauszuschauen. Klar und rein lag die stolze Bergkette mit den schneebedeckten, vom Frühroth angehauchten Gipfeln vor mir. Der Eindruck war zu überwältigend, das ganze Bild im Schimmer des Frühlings zu schön, und der Wechsel der Färbung und Schattirung zu fesselnd, als daß ich gewagt hätte, das schöne Ganze zu zergliedern und mir die Frage nach den Namen der einzelnen Gipfel und Thäler vorzulegen. Goethe's herrliche Verse: „Hinaufgeschaut der Berge Gipfelriesen verkünden schon die feierliche Stunde, sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen, das später sich zu uns herniederwendet u. s. w.", kamen mir nicht aus dem Sinn; war es doch, als ob sie für das vor mir liegende Panorama geschrieben wären! Es war in der That eine feierliche Stunde im Fenster des stillen Pfarrhauses, ein reines Genießen ohne alle Reflexion! Der kühle Hauch des Morgens mahnte mich, meinen Anzug zu vervollständigen, und der an meinen Kleidern haftende Alt-Schlamm rief mir meine nächtliche Wanderung in Erinnerung. Noch regte sich im Hause niemand; auch ich verfiel bald in einen erquickenden Morgenschlaf, noch im Traume die schimmernden Höhen bewundernd.

Den Vormittag verlebte ich meistens unter dem Dache des Girelsauer Kirchthurms, der zu einem Beobachtungsplatze wie geschaffen war. Bald war ich mit Hilfe von Kompaß und Karte über die Benennung der Gipfel, Grate, Rücken und Thäler orientirt. Vom breitbucklig Berfu mare im Mühlenbacher Gebirge bis zum zackigen Bunnatore in der Fogarascher Kette konnte man das Gebirge überschauen. Allmälig senkte sich die flachwellige Linie des Mühlenbacher Gebirges gegen den Rothe-Thurm-Paß, in kürzeren Wellen stieg sie von hier empor zum Surul und führte dann, zackig und vielfach gebrochen, über stumpfe, pyramidale Gipfel zum Bynatore. Durch tief geschnittene Thäler von einander getrennte Ausläufer senkten sich vom Kamme, erst als zackige Grate, dann als steilgewölbte Rücken gegen die den Nordfuß der Kette umsäumende Ebene, so daß das Gebirge einer von der Seite gesehenen, kolossalen Bärbelstänge mit den von ihr ausgehenden Rippen glich. Am Nachmittage wanderte der Herr Pfarrer mit mir nach Fret, um zwei des Gebirges kundige Rumänen als Führer auf den Negoi zu engagiren. Auf dem Heimwege mußten wir unsere Unterhaltung über die in den Dörfern der Alt-Ebene übliche Dreifelderwirthschaft unterbrechen und uns in Geschwindschritt setzen, da drohendes Gewölk aus Nordwest heranzog. Die grauen Wetterwolken jagten bald über uns hin, zum Glücke ohne ihre Wasservorräthe über uns auszuschütten. Die dicht geballten Massen gewährten einen prächtigen Anblick, wie sie sich, Blitze auf die firnumgepeitschte Ebene herniedersendend, gegen das noch zum klaren Himmel emporragende Gebirge heranwälzten.

Beim Abendessen hatten wir auf eine Stunde die Gesellschaft eines rumänischen Geistlichen. Da wir uns deutsch so schlecht verständigen konnten als rumänisch, schlug der Herr Pfarrer eine lateinische Konversation vor, die auch bald leidlich in Fluß kam, da wir das Gefühl keines klassischen Philologen zu schonen hatten. Der Geistliche pries in warmen Worten seine schöne Muttersprache als echte Tochter der lateinischen. Fließend lateinisch sprechen hieß ihm nicht etwa „optime uti lingua latina", sondern fluenter latine loqui, eine Wendung, die direkt aus seinem Cicero stammen sollte! Slavische Ausdrücke waren nach der Ansicht dieser Herrn natürlich selbst in der Sprache der rumänischen Hirten und Bauern gar nicht vorhanden! Als ich an Ausdrücke wie coliba und pojana für „Hütte" und

Digitized by Google

„Bergwiese“ erinnerte, erhielt ich zu nicht geringer Verwunderung die Antwort, daß colība selbstverständlich von dem lateinischen cubiculum abstamme.

So schön wie der Morgen gewesen war, gestaltete sich der Abend. Bis nach Mitternacht saß ich mit dem Herrn Pfarrer — der wie ich einst in Berlin ein eifriger Zuhörer Treytschen's gewesen war — im Garten unter einem mächtigen Wallnußbaume, mit dem Blick auf das vom silbernen Mondlicht umflossene Gebirge.

Nach herzlichem Abschied brach ich am nächsten Morgen auf, begleitet von dem ältesten Sohne aus dem Pfarrhause, einem sechzehn in Hermannstadt mit dem Zeugniß der Reife entlassenen jungen Manne.

Daß der sächsische Bauer, welcher uns an den Fuß des Gebirges fahren sollte, längere Zeit auf sich warten ließ, setzte mich nicht mehr in Erstaunen. Endlich fuhr er vor; die reichlich gefpendeten Vorräthe wurden auf den mit vier (!) kleinen Pferden bespannten, leichten Leiterwagen geladen; der Sachs bestieg sein Sattelpferd, schwenkte die Peitsche und setzte sein Gespann in Trab. In Fret schlossen sich uns die rumänischen Führer, Joan und sein Sohn Gabriel an, beide beritten. Wir bogen von der Reichsstraße rechts ab und fuhren auf holprigem Wege auf das die 400 bis 500 m hohe Ebene fast um 2000 m überragende Gebirge zu. Die kleinen Gäule griffen munter aus, und, während wir mit unserm Wagen hin und wieder durch einen Rollstein in die Höhe gepufft wurden, flogen der Sachs und die beiden Rumänen auf ihren primitiven Holzsätteln auf und ab. Der Weg führte uns an dem mehrere Meter tief in die Diluvialebene eingeschnittenen Freter Bache entlang, anfänglich durch bebaute Felder, dann durch Hutweiden, aus denen niedriges Gebüsch, hier und da ein geschundener Waldbaum oder ein wilder Birnbaum hervorragten, bis wir zwischen die Ausläufer des Gebirges hineinkamen, und der Buchenwald begann. Der Weg führte uns mehrmals durch das steinige Bett des Baches, dessen rauschendes Wasser den Pferden bis an den Bauch ging. Nach einer von Fret an 13 km langen Fahrt erreichten wir einen zwischen 1200 m hohen —,— bewaldeten Rücken etwa 700 m hoch gelegenen Thalboden „Poiana Niamzului“, auf dem wegen des über das Hochgebirge führenden Sammpfades „Scarifora“ ein einsamer Finanzanlagevosten liegt. Hier ward Rast gehalten, und der sächsische Fuhrmann entlassen.

Der aus dem Salzburgischen gebürtige Finanzbeamte, welcher in diesem einsamen Thale mit seiner rumänischen Frau, seinen Kindern und seinen vielgerühmten Jagdhunden lebte, war ein Mann mit unstätem Blick und widerwärtig freundlichem Wesen. Er beschäftigte meinen Paß sehr eingehend, ertheilte ihm das Prädikat „sehr gut“ und verlangte dann plötzlich, ich weiß nicht genau, ob für die Führer oder die Pferde, die Zahlung von zwei Gulden. Hatte er gehofft einen Unkundigen zu prellen, so sah er sich getäuscht. Ich erklärte, ich würde bezahlen, aber den einen der Rumänen zum nächsten Bezirksrichter senden, um mich über die Rechtmäßigkeit der Forderung zu informiren. Der Wächter des Gesetzes meinte darauf, wir könnten die Sache bis zu meiner Rückkehr lassen, und hatte bei derselben die ganze Angelegenheit vergessen.

Als die Bahn freigegeben war, beluden wir die Pferde mit unserm Reisegepäck und stiegen eine ziemlich steile Lehne zu dem sich am rechten östlichen Ufer des Baches hinziehenden Gebirgsausläufer empor. Anfangs standen die Buchen auf dem von der Sonne beschienenen Abhange spärlich, und führten Wasserrisse durch den lehmgelben, mit spärlicher Grasnarbe bedeckten Boden, dann betraten wir geschlossenen Buchenwald, unter dessen dichten Kronen der beschattete Boden mit trockenem Laube, dünnem Reisig und hin und wieder einem mächtigen, halbverfaulten Stamme bedeckt war. Eine kolossale Baumleiche, die Joan als eine „Mutter des Waldes“ bezeichnete, fesselte einige Zeit unsere Aufmerksamkeit.

Wir waren bei hoher Temperatur etwas über 400 m emporgestiegen, als wir auf einem Grasplatze unter dem Schatten einer Buche Halt machten und unsere Blicke über das tief unter uns eingeschnittene Waldthal, die jenseits desselben ansteigenden Lehnen und weit hinaus über die mit Dörfern besetzte Ebene und den schimmernden Streifen des Alt in das Innere des siebenbürgischen Hügellandes schweifen ließen. Zwischen 1250 und 1300 m Meereshöhe erreichten wir die obere Buchengrenze, welche mit stattlichen Exemplaren an den hier beginnenden Fichtenwald heranreicht, ähnlich wie auf dem jenseits des Freter Baches gelegenen Ausläufer, wo der 1253 m hohe Clobucel auf seinem Gipfel noch prächtigen Buchenschmuck trägt. Längs des Scara-Ausläufers wanderten wir, bald langsamer aufsteigend, empor und wandten uns bei 1700 m, nur noch 3 km vom Kamm des Gebirges entfernt, links, um durch das obere Thal der Stina (Hütte) Boha und über den nördlichen Ausläufer des Moscavo zur Stina Serbota zu gelangen. Im Thal der Stina Boha stiegen die Fichten bis 1500 m empor, während darüber hinaus die steilen Lehnen nur noch mit Fichtengestrüpp, Bergwachholder oder Rasen bedeckt waren. Uebrigens sah man deutlich, wie die Waldgrenze herabgedrängt war, denn unter dem vom Negoi nach Norden laufenden Grate Piciorn Negoi reichte der Fichtenwald in einzelnen Streifen bis über 1700 m empor, während er an denselben Abhängen oft nicht die Höhe von 1500 m erreichte. Von einem Dutzend hellen der Schäferhunde umsprungen, erreichten wir die an der oberen Grenze des Fichtenwaldes liegende Stina Serbota, die Sommerwohnung eines rumänischen Schafhirten, der mit furchtbaren Flüchen und drohenden Geberden erst die heulende Meute verscheuchte und dann bereitwillig in seiner rauchgeschwärzten Hütte ein Obdach für die Nacht bot. Den Abend verlebten wir, zumal das Innere der Hütte nicht gerade einladend war, natürlich im Freien und betrachteten, während wir auf einer umgestürzten Riesenfichte unser Abendbrot verzehrten, die länger und länger wachsenden Schatten der Berge, bis der Schein von den höchsten Gipfeln verschwunden war. Ein schimmernder Sternenhimmel war in herrlicher Pracht über den schwarzen Fichtengründen ausgespannt, als wir unser aus frisch gehauenen Zweigen bereitetes Nachtlager in einem Winkel der Hütte aufsuchten. Als wir am nächsten Morgen aufbrechen wollten, fehlte Gabriel, der den mit der Bergwanderung unzufriedenen und bei Nacht verschwundenen Pferden nachgeeilt war. Nach längerem Sperren und Zaudern entschloß sich Joan auf mein energisches Drängen ohne seinen Sohn zum Aufstieg auf den Negoi.

Wir stiegen nach Süden gegen den Kamm empor. Neben uns schäumte in tief geschnittenem Felsenbette der linke Quellarm des Riu mare von Porumbach und stürzte in einem stattlichen Fall über den Rücken einer steil nach Norden fallenden Gesteinsbank hinab. Ueber Trümmerhalden gelangten wir unter den Steilabfall des Moscavo (2261 m) und kamen unter diesem entlang kletternd auf eine Einsattelung des Kammes (2120 m), von der wir zum ersten Male unsern Blick über die fremde Bergwelt des rumänischen Abhanges schweifen ließen. Steile Grashalden überschreitend, gingen wir auf der südlichen rumänischen Seite nach Osten weiter, bis wir an den Steilrand einer

Digitized by Google

von Süden in den zackigen Kamm hineingetroffenen Schlucht kamen, jenseits welcher sich der Negoi erhob, ein mächtiger, dreigipfliger Berg, zwischen dessen Scharten und Schluchten uns mehrere Schneefelder entgegenschimmerten. Plötzlich setzte sich Joan nieder und erklärte, weiter könne er als bejahrter Mann nicht gehen, hier müßten wir hinab und dann so und so — er zeigte mit dem Stocke — an der andern Seite in die Höhe; er werde nöthigenfalls winken und schreien! Was war zu thun? Wir sahen zwar den Fuß der sich vor uns abtenkenden steilen Grashalde, aus der hin und wieder eine Felsenzacke hervorragte, nicht, beschlossen aber doch hinabzusteigen und kamen glücklich auf den Boden, mit Geröllagern und dichten Schneebänken bedeckten Boden der Schlucht, von dem wir etwa noch 500 m bis zu dem, unseren Blicken jetzt durch vorspringende Felsen verdeckten Gipfel des Negoi emporzuklimmen hatten. Langsam kamen wir an den steilen Felslehnen empor, bis wir über einen mit großen Gesteinsplatten und kleinen Schieferstücken bedeckten, spärlich begrasten Abhang von 28 Grad zum Gipfel (2536 m) gelangten. Wolken zogen über die in langer Reihe liegenden, sich theilweise bedeckenden Gipfel, wurden aber von einem starken Winde immer wieder zerrissen. Nach Osten hin, in den wildesten Theil des Gebirges, blieb die Aussicht am meisten verdeckt, war aber trotzdem nach dieser Seite hin am interessantesten, denn der Sturm ballte die Wolken bald zusammen, bald riß er sie in Fetzen und jagte sie in den nach Norden führenden Querthälern gegen den zackigen Kamm empor. Ein schimmernder Dunst verschleierte die ferne Donauebene. Dreißig Kilometer lang liefen steilgewölbte, begraste und von Wasserrissen gefurchte Rücken nach Süden, in Form und Farbe ohne anziehenden Wechsel. Hier und da zeigte sich auf dem Rücken der dunkle Fleck eines kleinen Knieholzbestandes, aus den engen, unbewohnten Thälern blickte düsterer Fichtenwald. Wilder und mannigfaltiger gestaltete sich der schmälere, tief gefurchte Nordabhang, über den hinweg man auf die an den Silberfaden der Bache angerichten Dorfschaften der Alt-Ebene blickt. Wie fast alle Gipfel des Kammes, hat der Negoi seinen Steilabfall nach Siebenbürgen, über 600 m tief senkt er sich unter einem Winkel von 45 Grad ins Laitathal hinab.

Als wir mit einer Abweichung von dem am Vormittage zurückgelegten Wege bei Joan anlangten, erhielten wir eine langathmige Belobigung über die exakte Ausführung seiner trefflichen Unterweisung und die Versicherung, die Anstrengungen unserer Kletterei seien bei Weitem nicht so ermattend gewesen, als die Angst, die er unsertwegen ausgestanden hätte.

Am Abend in der Stina zeigte sich Joan sehr aufgeräumt, vielleicht weil Gabriel mit den Gänsen glücklich zurückgekehrt war. In gehobener Stimmung hielt der beredte Alte dem mit seinen Knechten ums Feuer hockenden Hirten einen Vortrag über Pferdeverstand, Frauencharaktere, Kaiser Trajan u. s. w. bis spät in die Nacht. Wenig erfreut zeigte er sich am nächsten Morgen über meine Forderung, uns auf die Scara (2307 m) und die Cîorta (2420 m) zu führen. Da seine Versicherungen, „Scara und Cîorta seien höchst gefährlich zu ersteigende Gipfel“ und „es werde sicher regnen“, sich als fruchtlos erwiesen, bepackte er die Pferde und führte uns auf eine kleine Kuppe des Scara-Ausläufers mit der keck Behauptung, hier seien wir auf der Scara. Auf meine Erklärung hin, einem so verlogenen Führer halte ich mich nicht verpflichtet, den Lohn zu zahlen, machte Joan ein unbeschreibliches Gesicht und jammerte über sein Alter und seines Sohnes Unerfahrenheit und Unkenntniß im Gebirge. Ungeduldig gab ich dem Alten die Weisung zu bleiben, dem „unerfahrenen“ Gabriel aber den Befehl, uns mit dem nöthigen Proviant zu folgen. Im Vertrauen auf meine Karte stiegen wir anfangs über breite Grashalden, dann über einen ganz ungefährlichen Grat von Hornblendeschiefern direkt auf die grasbewachsene Kuppe der Scara, während Gabriel hinter uns her seufzte und stöhnte. Da die Aussicht von der Scara nach der gestrigen vom Negoi wenig Neues bot, wanderten wir bald auf dem Kamme fort gegen S.-W. und hinter der schroff nach Siebenbürgen abfallenden Felsnase Girbowa herum auf die zackige Cîorta zu, den Budislav der Generalstabskarte. Der dreigipflige, zackige Kamm der Cîorta besteht ganz aus großen, wild übereinander gethürmten Blöcken und fällt nach Norden mit steiler Wand ab zu dem kleinen Freder Jäser (Lacu Avrigului), während er sich nach Süden in einem anfangs zackigen Bergkamme mit deutlich nach Süd fallenden Schichten fortsetzt. Mit der Cîorta, die gegen Süden und Südwest in zwei öde, trümmererfüllte Schluchten abstürzt, hört nach Westen hin der wilde Charakter des Gebirgskammes auf; vom Racovitzan zum Surul würde man bequem reiten können. Ueber anstehende Felsen mit mehreren zwischenlagernden Bänken hellfarbigen Urkalks und steile Schutthalden stiegen wir 400 m hinab zu dem kleinen See. Der Freder Jäser gehört zu den größeren Wasserbecken, die sich in den oberen Thalböden der Südkarpathen, unmittelbar unter dem Kamme, zu befinden pflegen. Mich erinnerte er mehr an den kleinen Teich des Riesengebirges, als an den großen Fischsee der Tatra. Den 850 m langen Spiegel des Fischsees überragt der Mönch in einer 1051 m hohen Wand, deren durchschnittliche Neigung noch 46° beträgt, der 200 m lange und 150 m breite Freder Jäser liegt 400 m unter dem Gipfel der Cîorta, zu der man über Schutthalden und Felswände vom See in einer Linie emporklickt, die 33° gegen die Horizontale geneigt ist. Ueber die Tiefe des kleinen Bergsees konnte ich nichts ermitteln, halte dieselbe aber nicht für bedeutend und bei ihm und allen ähnlichen Wasserbecken des Hochgebirges für viel geringer, als bei den größeren Meerangen der Tatra [1]), da sie meist in der Mitte der Thalböden liegen und selten mauerartig in sie abfallende Felsen bespülen. Aufgefaßt ist der See durch eine Thalsperre festen Gesteins und nicht etwa durch eine Trümmeranhäufung, die man als die bogenförmige Stirnmoräne eines verschwundenen Gletschers, oder auch als das Material eines von den benachbarten Lehnen niedergebrochenen Bergsturzes ansehen könnte. Ich habe an anderer Stelle auseinandergesetzt [2]), daß das Fogarascher Hochgebirge sich darstellt als die Faltung eines großen Komplexes kristallinischer Schiefer, in welche, senkrecht durch die nach Norden und Süden fallenden Schichten, die erodirende Kraft des Wassers die tiefen Querthäler genagt hat. Durch Erosion können natürlich die oft nur 10 m breiten und nicht einmal 1 m tiefen kleinen Teiche nicht entstanden sein, welche man in einer Höhe von 1700 bis 2000 m auf dem Felsboden der Thäler trifft. Wahrscheinlich haben die einst in diesen Thälern vorhandenen Gletscher, während sie ihre Eismassen und die Grundmoräne über den Thalboden hinschoben, bei der ungleichen Härte und Widerstandsfähigkeit der einzelnen Felsbänke diese flachen, tellerartigen Vertiefungen ausgehobelt, wie sie den aus den Thalsohlen herausragenden Felsengnaden die in vielen Thälern auftretende Gestalt von Rundhöckern gaben. Nach Schilffen habe ich mich auf den

[1]) Gr. Fischsee 60 m, Hochbaersee 20 m, Popperser 16,4 m, Feltacrsee 5,3 m im Maximum.

[2]) Vergl. meinen Aufsatz. Beobachtungen über Tektonik und Gletscherspuren im Fogarascher Hochgebirge. Zeitschr. der deutschen geologischen Gesellschaft 1881, S. 109 f.

Digitized by Google

Höckern und in den Becken am Rande der Teiche vergeblich umgesehen, ich fand überall von der Verwitterung bereits angegriffene Flächen, geflohe also gern, daß ich meine Erklärung als eine mögliche und nicht als eine positiv bewiesene gebe. Einen tiefen kessel- oder trichterförmigen See würde ich mir auf diese Weise niemals entstanden denken und die Anschauung von einer pflügenden Thätigkeit der Gletscher, in deren Furchen die großen Alpenseen lägen, ist mir stets ungeheuerlich erschienen. Wir kletterten vom See im Thale des Freker Baches anfänglich über Schutthalden ziemlich steil hinab. In mäßiger Höhe über dem von buschigen Bergerlen eingefaßten Bache kamen wir in dichtem Ostgesträpp langsam und mühsam vorwärts, bis wir eine schmierige Stina erreichten, von der aus der auf dem Rückwege recht kundige Gabriel auf einem am Scara Anslänfer schräg emporführenden, leidlichen Pfade wieder zu dem Rastplatze Joan's führte. Der Vater nickte seinem Sohne verständnißinnig zu, als dieser erzählte, wir seien wahre Teufel, man müsse uns eigentlich beim Richter verklagen, und fragte dann, wo wir zu übernachten gedächten. Als er den Namen des in der Ebene gelegenen, umgefähr 15 km entfernten (in gerader Linie 12 km) Oberporumbach (Porumbacu de susu) hörte, meinte er anfänglich, das sei unmöglich, lenkte aber dann doch seinen Gaul abwärts. Wir paffirten den Finanzposten und schritten bei prächtiger Abendbeleuchtung aus dem Gebirgsthale. Die Felder Porumbachs betraten wir bereits im Dunkeln, während die beiden Bergführer auf ihre Pferde geklettert waren und hinter uns hertrotteten. Auf einer steinigen Dorfstraße, die zeitweilig Bachbett zu sein schien, schritten wir im Dorfe dahin und kamen vor die erste Carcima (Schenke), deren einziges Gastzimmer voller trinkender und rauchender Bauern war. Wir tappten zwischen Hütten und Zäunen weiter, bis wir an das Ufer des Riu mare kamen, an dem sich eine zweite Carcina befand, in der bereits alles zur Ruhe gegangen war. Nach einigem Rufen und Pochen erschien im tiefsten Negligé der Herr Wirth, zugleich Schulmeister der Westhälfte von Oberporumbach — und führte uns in einen großen Raum, der nicht nur als Schul- und Gastzimmer diente, sondern auch das Schlafzimmer für vier nackt in einem Bretterverschlage schlafende Kinder war. Wir zahlten unseren Führern ihren Lohn und ließen ihnen einen Abschiedstrunk geben. Sie baten auf unsere Anfrage um einen Schnaps, ließen sich auf unsere Rechnung einen zweiten einschenken, offerirten nöthigenfalls ihre ferneren Dienste und verschwanden in zufriedenster Stimmung.

Wir bekamen vom Wirthe etwas Wein und konnten uns glücklich schätzen, daß unsere Vorräthe noch ausgiebig genug für die hungrigen Mägen waren. Der Wirth empfahl sich, wir schoben uns jeder zwei der schmalen, langen Bänke aneinander und thaten auf ihnen, wenn sie auch nicht ganz in ihrer Höhe übereinstimmten, die Reisetaschen unter dem Kopfe, einen kräftigen Schlaf.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Monatsbericht der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Sitzung vom 12. Mai 1881) enthält von dem Leiter des bulgarischen Unterrichtswesens Dr. Constantin Jireček in Sophia „Beiträge zur antiken Geographie und Epigraphik von Bulgarien und Rumelien", denen wir Einiges von allgemeinem Interesse über die ostrumelische Stadt Eski Zagra und das bulgarische Küstendil entnehmen. „Die meiste Bevölkerung hatte im Alterthum die Niederung an der Donau und die thrakische Ebene; in den Gebirgslandschaften stößt man selten auf antike, meist nur auf mittelalterliche Reste. Uebrigens sind auch in den Ebenen die Ueberbleibsel von vielen großen antiken Städten gegenwärtig ganz verborgen, indem die modernen Städte über ihnen aufgebaut sind, so daß das alte Material entweder zu den Fundamenten neuerer Bauten verbraucht ist oder nur bei Nachgrabungen, Nivellirungen, Neubauten und dergl. tief unter dem heutigen Niveau zwischen byzantinischem, bulgarischem und altosmanischem Schutt zufällig zum Vorschein kommt. Dies gilt besonders von Hadrianopolis, Philippopolis, Serdica, Pautalia (Köstendil) und Berrhoea (Eski Zagra). Der letztgenannte Punkt, die Ruinenstätte von Eski Zagra, ist von großem Interesse. Ich habe bis jetzt hier zu Lande nirgend anderswo so viele antike Denkmäler angetroffen, wie in dieser durch den letzten russisch-türkischen Krieg abermals ganz zerstörten Stadt. Dieselbe liegt auf sanft gegen Südost geneigtem Niveau am Südfuße der Srednа Gora (türk. Karadscha Dagh), des thrakischen Mittelgebirges. Die Berge nahe an der Stadt sind meist waldlos, auf den Abhängen weit und breit mit Weinbergen bedeckt; der Weinbau ist neben Metallwaarenproduktion (meist auf Kupfer), Bereitung von Aba-Tüchern und Gerberei die wichtigste Beschäftigung der Einwohner. Im Westen wird die Stadt von diesen mit Weingärten bepflanzten Anhöhen ganz dominirt; das von dort bei Regenzeit rasch herabströmende Wasser pflegte öfters Schaden in der Stadt selbst anzurichten, weshalb man während meiner Anwesenheit einen eigenen offenen Ableitungskanal grub, um die Gewässer außerhalb der Stadt südwärts ins Freie zu führen. Im Norden der Stadt sieht man die Reste einer noch jetzt dienenden Wasserleitung mit einem türkischen Brunnen; von dort führt ein holpriger Weg in einer halben Tagereise durch das felsige Thal des wilden Baches von Kothadscha über die Srednа Gora hinüber nach Kazanlik. Die Ost- und Südseite sind ganz offen. Im Süden der Stadt eröffnet sich die Aussicht auf eine Ebene mit herrlichem Anbau von Mais und Weizen, die Getreidekammer Rumeliens; zwischen den Feldern stehen dichte Reihen von Nuß- und Mandelbäumen. Das Klima ist ganz südeuropäisch, die Sommernächte warm und belebt durch das Zirpen der Cikaden. Im fernen Südosten erscheint jenseits der Ebene am Horizont die dreigipfelige scharf gezeichnete Kuppe des Monastir-Bair („Klosterhügels") und abseits von ihr die niedrige Kette des Sakar-Tepé, beide nördlich von Adrianopel am untern Tundschathal gelegen. Im Süden endlich erspäht man die niedrigen bläulich schimmernden Umrisse der Rhodope von Chaskioi.

Eski Zagra, jetzt Hauptort eines der sechs Departements von Ost-Rumelien, ist ziemlich ausgedehnt und kann im Durchmesser mehr als eine halbe Stunde haben. Vor dem Kriege zählte es über 4000 Häuser, wovon aber nur ein Viertel, nämlich ein türkisches Quartier im Südwesten, unversehrt geblieben ist. Alles Uebrige ist niedergebrannt. In beiden Seiten der ganz mit Trümmern verschütteten engen winkligen Gassen stehen die gedrungenen Mauern der Häuser, bewachsen mit Gras und Gestrüpp. Auch die Kirchen

Digitized by Google

sind abgebrannt und bis auf eine noch nicht wiederhergestellt, sie waren sämmtlich nicht alt und nicht sehr geräumig. Der Anblick der neuen Stadt gleichet nach einem regelrechten Plan, mit breiten einander rechtwinklig schneidenden Gassen, die für die hier herrschenden harten Winde bei der Niedrigkeit der Häuser fast zu breit erscheinen. An 320 kleine Häuser sind schon fertig. Man baut auch ein großes Schulhaus von 26 Säulen (für Volksschulen und eine Kommunalrealschule) und ein Gemeindehaus. In der Mitte der neuen Stadt ist ein großer viereckiger Platz abgesteckt. Das neuaufgerichtete Eski Zagra wird ohne Zweifel eine der schönsten Städte dieser Länder sein.

Die Einwohnerzahl beträgt gegenwärtig nach officiellen Daten 13 279 Seelen, 3096 Familien in 1389 Häusern. Darunter sind 10 302 altansässige Bulgaren (5434 Männer, 4868 Weiber), 2485 Türken (1256 M., 1229 W.), 222 Zigeuner (125 M., 97 W.) und 60 Familien mit 270 Seelen (166 M., 104 W.) bulgarische Flüchtlinge aus den Gegenden an der Maritzamündung, aus Fere (*Βύζη* der Byzantiner), Dimotika, Eriboli (Chairebolü, bzw. *Χαιρεμπόλη*), welche mit dem Abzuge der Russen aus jenen Gegenden die Heimathsorte auf immer verliessen. Diese Emigranten sprechen einen eigenthümlichen bulgarischen Dialekt mit vielen alterthümlichen Formen und Worten; ihre Weiber tragen Kleider aus gelben Stoffen und auf dem Kopfe große weiße, lose herabhängende Tücher und oben darauf ein schwarzes turbanartiges Band, in dessen Mitte am Scheitel das weiße Tuch wieder zum Vorschein kommt. Der sehr ausgedehnte, bei Seimenli bis an die Maritza reichende Kanton (Okolija) von Eski Zagra umfaßt 107 Dörfer, wovon 7 ganz öde sind. Auch die übrigen sind im Kriege (August 1877) fast alle niedergebrannt worden. Davon sind 27 Dörfer gemischt türkisch und bulgarisch. Man zählt jetzt 48 108 Einwohner, 12 122 Familien in 8619 Häusern, wovon 10 686 altansässige Bulgaren (21 222 M., 19 464 W.), 5542 Türken (2829 M., 2713 W.), 284 Zigeuner (151 M., 122 W.) und 408 Familien mit 867 Männern und 739 Weibern Flüchtlinge aus Batulkoi bei Fere, Taschalan in der Umgebung von Büjük Tschekmedsche bei Konstantinopel, wo seit Anfang unseres Jahrhunderts bulgarische Gärtner und Ackerbauer sich angesiedelt hatten, aus Terkos und Karakfisse bei Dimotika und aus Baba Eski. In der Stadt selbst gab es früher eine starke jüdische Kolonie, von der gegenwärtig nur wenig übrig ist; auf den Friedhöfen sah ich auch armenische Inschriften von nicht altem Datum. Im vorigen Jahrhundert siedelten sich in Eski Zagra auch fünf Familien Wlachen (Süd-Nummen) aus Moskopolis im Pindus an; diese kleine Kolonie hat sich vermehrt, ist aber ganz bulgarisirt. Noch vor Kurzem lebten einige alte Frauen, die das Wlachische kannten, und noch entsann man sich auf meine Fragen der Phrase: tze fatze? (quid facis?). Moskopolis ist bekanntlich am Anfgang des vorigen Jahrhunderts von den Räuberhorden der Kiedschalis zerstört worden und die dortigen betriebsamen Handwerker und Kaufleute zerstreuten sich über die ganze Halbinsel.

An den oben angeführten statistischen Daten wird man bei den Bulgaren die geringe Anzahl der Weiber im Verhältniß zu der Ziffer der Männer merkwürdig finden. Dies ist eine Folge des Krieges. Nach der Niederlage der Russen bei Eski Zagra südöstlich ausserhalb der Stadt haben türkische irregulüre Truppen in den unvertheidigten Ortschaften, deren Einwohner zum Theil keine Zeit zur Flucht hatten, ein ganz furchtbares Blutbad angerichtet. In der Stadt selbst sind, damals zahlreiche Familien ganz vertilgt worden, und es giebt keine, die nicht die Mehrzahl ihrer Mitglieder verloren hätte.

Der zerstörte Zustand der Stadt ist für archäologische Untersuchungen sehr günstig. Sehr viele verborgene Schätze treten nun bei den Neubauten und Nivellirungen an den Tag.

In der Türkenzeit hieß die innere Stadt Hissar (Burg) und war theilweise von einer Mauer mit Thoren umschlossen, die man noch gegenwärtig verfolgen kann. Es war ein regelmäßiges Quadrat, dessen Seiten den vier Himmelsgegenden zugewendet. Auf der Ostseite steht ein stattliches Stück der Mauer noch ganz aufrecht, an 60 Schritte lang und stellenweise bis 6 m hoch. Es ist ein römisches Werk mit mittelalterlichen Reparaturen. Das Fundament ist aus Bruchsteinen; darauf ruhen wechselnde Lagen von platten Steinen und Ziegeln, gegen Außen mit einer Quaderverkleidung versehen. An vier Schritt vor dieser großen Mauer erblickt man die Fundamente einer niedrigern, durch einen Graben getrennten Vormauer.

Zwei Tage lang wanderte ich zwischen diesen Ruinen umher, in Begleitung eines warmen Freundes der Antiquitäten seiner Heimathstadt, des hiesigen „Baili“ (Unterpräfekten) Herrn Athanas Iliess, eines Schülers der Prager Universität. Es gelang mir eine Anzahl von Inschriften, sämmtlich aus der Kaiserzeit und in griechischer Sprache, theils selbst abzuschreiben, theils deren Kopien zu erhalten. Außerdem zeigte man mir viele Skulpturen und ornamentirte Steine. Alle diese Alterthümer werden in dem neuen Schulhause als eine Art Stadtmuseum aufgestellt werden. In einer eingehenden Betrachtung gebrach es allerdings an Zeit.“

„Ein Fundort von derselben Bedeutung wie Eski Zagra ist die Stadt Köstendil, Kolonia Ulpia Pautalia der Römer, Velbuschd der mittelalterlichen Slawen, Veobuschka Banja, Kostantza Bagna oder Constantin Bagna der Itinerarien des 16. Jahrhunderts, heute noch von der Bevölkerung des ganzen Kreises mein schlechtweg Bania (Therme) genannt. Sie liegt auf der Südseite einer prachtvollen von hohen Bergen umgebenen und im Osten vom Strymon berührten, äußerst fruchtbaren Ebene, am Nordfuße des an 6000 Fuß hohen bewaldeten Osogow-Gebirges. Eine heiße Quelle von ungewöhnlich hoher Temperatur entspringt am obern Ende der Stadt und speist neun warme Bäder. Mit seinen Obstgärten und seiner schönen Umgebung ist es neben Kazanlik der anziehendste Ort, den ich in diesem Lande kenne. Reste des Alterthums kommen überall zum Vorschein. Im Straßenpflaster, in den Mauern der Moscheen und der Bäder und in den nahen Dörfern sieht man Inschriftsteinen aus der Kaiserzeit, alle in griechischer Sprache. Auf einem Steine, der jetzt in die Strymonbrücke, eine Stunde von der Stadt, auf der Straße nach Dupnitza eingemauert ist, liest man den Namen Pantalia selbst. Bei Nachgrabungen neben der neuen Staatsrealschule stieß man im August des vorigen Jahres auf gewaltige Fundamente, massive schwere Quadern, wahrscheinlich die Substruktionen einer römischen Therme.“

Sowohl in Sophia als in Philippopolis hat man den Anfang zu Museumssammlungen gemacht, in Philippopolis bei der Direction des Unterrichtswesens, in Sophia bei der von Prof. Trinoff während der russischen Okkupation gegründeten und jetzt in der Büjük Tschamija untergebrachten bulgarischen Nationalbibliothek, die schon jetzt an 9000 Bände zählt. Die bevorstehende Gründung einer literarischen Gesellschaft in Sophia wird der Anfsuchung und Publicirung von Denkmälern der Vorzeit noch mehr Vorschub leisten.

Inhalt: Eine Reise durch Mingrelien. II. (Mit sechs Abbildungen.) (Schluß.) — J. E. D. Schmely: Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — (Schluß der Redaction 6. December 1884.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, II Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 2. — 2. Humboldt. Monatsschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von Dr. G. Krebs. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

IV[1]).

Wir hatten den Reisenden verlassen, als er jenseits der Magetla-Dünen die Nezla seines Schâamba-Führers (31° 30' nördl. Br.) erreicht hatte. Der nomadische Araber ist fast stets ein schöner Mensch, groß, hager, sehnig, gut gewachsen und wohl proportionirt, in seinen Bewegungen gehüllt, schreitet er langsam und würdig einher und sein Benehmen ist kalt, eisig. Wenn man ihn aber bei seiner schwachen Seite faßt, wird er bald mittheilsam, so geschmeidig das geschmolzene Eis verwandelt sich in kochendes Wasser und die anscheinende Feindseligkeit in grenzenlose Ergebenheit, welche man indessen benutzen muß — denn bald tritt der Umschwung ein. Der Araber ist ein Naturmensch, eigensinnig wie ein Kind und in seinen Handlungen oft ohne Urtheilsfähigkeit, ein Gemisch von großen Eigenschaften und niedrigen Leidenschaften: heut schlägt er sein Leben für dich in die Schanze und morgen stiehlt er dir lumpige 30 Sous. Nie darf man ihren Betheuerungen von Freundschaft und Ergebenheit blind vertrauen, mit denen sie so verschwenderisch sind, wenn sie ein Geschenk erhalten haben, oder erwarten. Folgt nicht bald ein zweites, so verwandelt sich die Liebe in Haß, der eben so ernst gemeint ist, wie früher die Freundschaftsbezeugungen. Der Araber hat, wie das Kind, einen angeborenen Instinkt für Gerechtigkeit und liebt die Wahrheit; da er aber leicht empfänglich ist und es ihm an Urtheilskraft fehlt, so läßt er sich jeden Augenblick von Heuchlern und Verbrechern betrügen, die ihn im Namen Allahs und des Propheten zu Excessen treiben, welche er bei ruhigem Blute nicht begehen würde, und die man ihm für Fanatismus anrechnet.

Von seinen Wirthen erfuhr Largeau, daß die Ughrud, die großen Dünen, an deren Fuße sie lagerten, sich eben zu bilden anfingen, als sie Kinder waren. Seitdem sind sie beständig angewachsen bis zu ihrer jetzigen Größe. Dagegen bewegen sich dieselben nicht von ihrer Stelle und, soweit sie die Sahara kennen, kommen dort keine Wanderdünen vor; zum Beweise dafür wiesen sie auf einige Gesträuche und Halfadüsche, welche bis zum Gipfel der Düne hin vorkommen. Ohne Zweifel bringen die östlichen und besonders die südöstlichen Winde viel Sand mit sich; da aber die Dünen nur sehr langsam anwachsen, so kann die Vegetation sich nach und nach erneuern und verschwindet nie ganz. Sehr selten regnet es in diesen Gebieten und oft fällt zwei Jahre hindurch kein Tropfen Wasser; die ungewöhnlich erwarteten Gewitter sind dann aber auch von äußerster Heftigkeit.

Am Montag, den 1. Februar, erhob sich Largeau mit Sonnenaufgang und bestieg, da der Himmel bedeckt war und er nichts von der Sonne zu fürchten hatte, eine der Dünen, welche etwa 180 m Höhe erreichte. Von oben konnte er nach Norden deutlich den Igharghar bis dahin verfolgen, wo er sich in zwei Arme theilt; gegen Süden sah er den „todten Fluß" sich am Fuße der hohen Dünenkette Ughrud Bethbul hinziehen, und dahinter sich noch andere weiße Spitzen von dem grauen Wolkenhimmel abheben. Alle diese Ughrud sind in langen parallelen Ketten angeordnet. Um 1 Uhr zeigte das Schleuderthermometer nicht

[1]) S. den Anfang dieser Reise in Nro. 22 bis 24 des vorigen Bandes.

Digitized by Google

Gazellen-Jäger. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

mehr als 15°; der Tag war köstlich bis 4 Uhr, wo es ziemlich heftig zu regnen anfing.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr wurde auf dem, durch den Regen gehärteten Sande der Weitermarsch angetreten. Abd-er-Rahman, der älteste, etwa fünfzehnjährige Sohn von Largeau's Führer Rabah, war an die Stelle Ahmed's getreten, der noch zu jung war, um die bevorstehenden Strapazen aushalten zu können. Rabah selbst brach auf ohne Frau und Kinder zu umarmen; denn ein Araber, der sich auf die Reise begiebt, soll die Seinigen nicht ansehen oder nach ihnen sich umsehnen, damit die Thränen derselben seinen Muth nicht ins Wanken bringen.

In Südost-Richtung ziehend, stieg man bald in das Bett des Igharghar hinab und durchkreuzte dasselbe in anderthalb Stunden langem Marsche; zwei Drittel seiner Breite waren von Sand überdeckt. Dann folgte eine mit feinen Kieseln bedeckte Ebene, und um Mittag erreichte man wieder den „todten Fluß", der hier durch zwei Inseln, auf welchen Largeau bearbeitete Kiesel fand, in drei Arme getheilt wird. Man brauchte diesmal 70 Minuten, um das ganze Bett zu durchschneiden; man sah es hier zum letzten Male, da es von hier ab eine südliche Richtung innehält, während die Marschrichtung nun scharf gegen Ost-Süd-Ost ging. Man betrat jetzt eine mit Kieseln bedeckte Ebene, welche ringsum von hohen Dünen begrenzt war, lagerte um 4 Uhr und hatte während eines Theiles der Nacht Regen. Am folgenden Tage zog man zwischen zwei Reihen von Dünen hin, deren rechte etwa 250 m relative Höhe zu besitzen schien. Nachmittags war ein Labyrinth kleiner Dünen zu überschreiten, deren bewegliche Oberfläche so viel Unbequemlichkeiten darbot, daß man schon um 3 Uhr inmitten des berühmten Brunnens Hasi Botthin lagerte; und zwar wählte man einen hochgelegenen Punkt, um gegen den Wind geschützt zu sein und die Ebene übersehen zu können, ohne selbst gesehen zu werden. Denn der Brunnen ist nur allzu oft das Stelldichein von Räubern und der Sand ringsum wurde mehr als einmal von Blut gerüthet.

Rabah aber, der die Umgegend etwas ausführlicher schaftete, traf an dem Brunnen nur zwei Antilopenjäger, Vater und Sohn, welche ruhig ihre auf Kohlen gerösteten Gazellen-

Der Fennek.

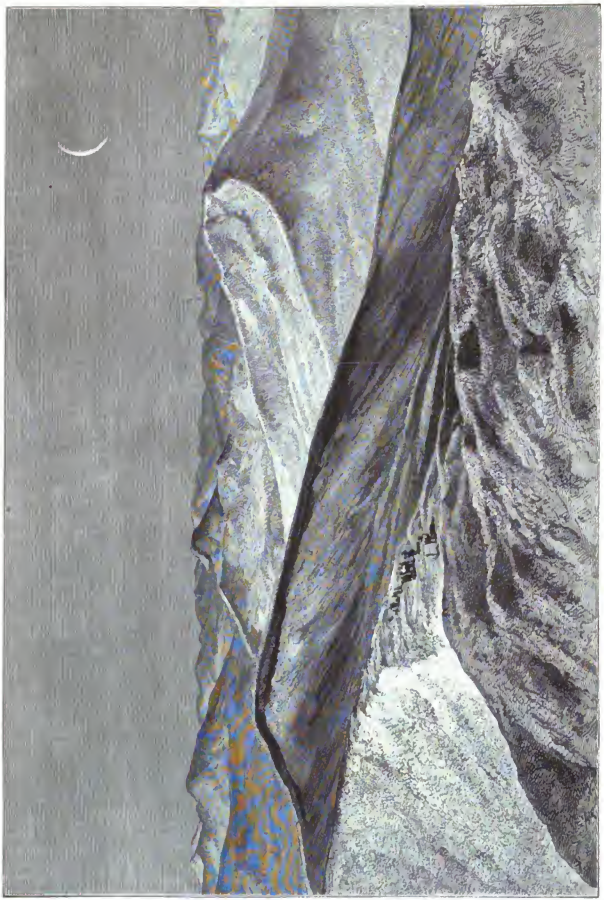
cötelettes verzehrten. Dieselben hatten bereits mehrere Tage an dieser Stelle verweilt, aber nichts Verdächtiges bemerkt.

Als Largeau am 4. Februar sich bei Anbruch der Morgenröthe erhob, fand er den Boden mit schönem weißem Reife bedeckt. Um 5 Uhr wies das Thermometer 3,8° unter Null bei klarem Himmel und absoluter Windstille. In einem Wassereimer hatte sich eine Eiskruste von 8 mm Dicke gebildet. Um 10 Uhr war das Thermometer auf 31°, und Mittag bei klarem Himmel und leichtem Ostwinde auf 39° gestiegen. Der Hasi Botthin oder Batin (Brunnen der Lager), der letzte auf dem noch 10 bis 12 Tagereisen weiten Marsche bis Ghadames, befindet sich auf einem 100 m langen, 50 m breiten freien Platze zwischen vier Dünen, die nicht weniger als 250 m hoch sind. Er ist durch eine Schicht porösen Saharasandsteins, mit dessen Blöcken er ausgemauert ist, und dann durch eine Lage weißen Kalkes gebrochen und hat bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von 22 m; sein Wasser ist 23° warm und hat einen sehr unangenehmen brackischen Geschmack.

Zwei Tage wurde hier wegen einer leichten Erkrankung des Führers gerastet. Largeau benutzte die Ruhe um eine nahe Düne von etwa 300 m Höhe zu besteigen und Umschau zu halten. So weit das Auge reichte, nichts als hohe Dünen, welche in langen, ziemlich regelmäßigen, von Nord-West nach Süd-Ost gerichteten Ketten angeordnet zu sein schienen; zwischen denselben lagen Thäler von 1000 bis 1500 m Breite. Dieselben sind theils eben, mit Sand, Kies oder auch zerfallenden Sandsteinblöcken bedeckt, theils auch von Erg- und Sinf-Dünen erfüllt. Mitunter hat sie auch der Südost, der Samum, kahl gefegt, der mit seiner rasenden Wuth die schon durch atmosphärische Einflüsse zerfetzten Sandsteinblöcke pulverisirt und ihre Bestandtheile bis auf die Spitzen der Ughrud hinaufweht, außerdem aber von jenseit Ghadames her große Massen feinen Staubes mit sich führt. Die hohen Dünen von Hasi Botthin haben noch kein hohes Alter; der Führer Rabah konnte sich noch entsinnen, sie in seiner Jugend im Zustande der Sinf, 10 bis 15 m hoch, gesehen zu haben; seitdem haben sie sich beständig vergrößert, ohne ihre allgemeine Gestaltung geändert zu haben; denn noch jetzt wie vor Jahren konnte er sich auf der Jagd nach ihnen orientiren.

Am 6. Februar, einem schönen frischen Morgen, brach man gegen 7 Uhr auf und marschirte, und zwar eilig, den ganzen Tag bei drückender Hitze über eine von Ughrud begrenzte Ebene dahin. Rasch mußte man vorwärts zu kommen suchen; denn Aufenthalt oder ein Unfall an den Schläuchen konnte den Tod zur Folge haben. Um 4 Uhr lagerte man am Anfange der Sandebene Heräat-es-sbeit (Samen des Sbeit). Sbeit ist eine 1½ bis 2 m hohe Graminee,

Digitized by Google



Ez-Zemul-el-Akbar. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

die dem Hafer zum Verwechseln ähnlich sieht und in gedrängten Büschseln zwischen den Tümen und an allen saubigen und feuchten Stellen wächst. Ein Hase (Lepus isabellinus), welchen Rabah unterwegs erlegt hatte, bildete die Mahlzeit.

Am folgenden Tage war die Marschrichtung O.-S.-O. über eine wellige, mit viel Sbeit bedeckte Sandebene. Ein Rudel von etwa zehn Stück Antilope Oryx zeigte sich, doch gelang es nicht, sie zum Schusse zu bekommen. Ueberall sah man Stücke von Straußeneiern liegen und zahlreich kam hier der Fennek (Fenecus Brucei) vor, ein graciöses kleines Thier mit großen Ohren, das fast die Gestalt eines Fuchses zeigt. Um 8 Uhr frühstückte man an der Oertlichkeit Ez-Zeiba, wo ein auf der Jagd verdursteter Bruder Rabah's begraben lag. Er war bei glühender Hitze, während die anderen Schaamba unbeweglich in Sandlöchern still lagen, einem Trupp Gazellen gefolgt und nicht zurückgekehrt. Erst am Abend des dritten Tages fanden sie seinen ausgetrockneten Leichnam; derselbe war so steif, daß man ihn wie einen Stock in den Sand stecken, und so leicht, daß man ihn wie einen leeren Schlauch tragen konnte.

Am 8. Februar wurde der Weg schwieriger und alle Augenblicke waren hohe „Adern" zu übersteigen oder zu umgehen. Dann aber betrat man die Gegend Ez-Zemul-el-Abar (d. h. die größten Dünen); die parallelen Längsdünen-Ketten hörten auf und es begann ein wirres Durcheinander von Sandbergen, die an 500 m im Durchschnitt über den seltenen Thalgründen aufstiegen. So weit das Auge reichte, sah es nichts als auf- und abwogende Sandmassen, die den Wellen eines wild bewegten Meeres glichen. Hat man in endlosem Zickzackwege den Gipfel solchen Berges erreicht, so blickt man zuweilen in einen tiefen Schlund mit so geründeten und glatten Rändern, wie ein riesiger Trichter; das Auge erschrickt vor der Tiefe des Abgrundes und selbst die Kameele weichen mauchmal mit ängstlichem Gebrülle zurück. Dennoch sind diese Sandmassen von ganz junger Bildung. Rabah behauptete, daß sein Großvater in seiner Jugend die Reise von Uargla nach Ghadames mit leicht beladenen Kameelen in acht Tagen gemacht hat. Damals dehnte sich dort eine unebene Sandfläche aus, wo sich hier und da Brunnen und eine holzige Begetation fand. Sein Vater hatte die

Ansicht von Ghadames. (Nach einer Photographie.)

Tümen noch im Zustande der Sinf gesehen: „Und jetzt, Nasse, hebe den Kopf und schau hin; Dein Käppchen wird Dir eher zwischen die Ohren fallen, ehe Du ihre Spitze erblickst." Der Auf- und Abstieg auf diesen beweglichen Sandwegen ist entsetzlich ermüdend; die Karawanen schlagen stets einen nördlichern Weg ein, und nur einige kühne Jäger benutzen ihn noch. Wer ihn in der heißen Zeit in praller Sonne betreten wollte, ginge seinem sichern Tode entgegen. Kein Wunder darum, daß die einzigen Spuren, welche man antraf, die von Kameelen waren, mit welchen Rabah vor neun Monaten die Reise nach Ghadames gemacht hatte. Am Brunnen Hasi Botthin hatten sich Rabah und sein Sohn zum ersten und letzten Male die Hände gewaschen und zwar auf folgende seltsame Art: sie gossen etwa $1/2$ Liter Wasser in einen kleinen eisernen Eimer, tauchten vorsichtig ihre, mit den Spitzen zusammengehaltenen Finger hinein und ließen sie dann so trocknen. Largeau, der sich gleichfalls seit drei Tagen nicht gewaschen hatte, benutzte am 9. Februar die Gelegenheit, als die Schaamba ihm den Rücken gewendet, um hinter einem Strauche verstohlen seinem Gesichte und seinen Händen die Wohlthat einer Waschung zukommen zu lassen. Es offen zu thun, dazu scheute er sich vor seinem Führer, der diese Verschwendung gewiß nicht gebilligt hätte.

Am 10. Februar prophezeite Rabah Regen, was Largeau benutzte, um im Marschiren Samenkörner von Acacia gummifera, mit denen er sich in Biskra versehen hatte, auszustreuen, in der Hoffnung, daß sie aufgehen und sich vermehren würden. Unterwegs schoß Rabah eine Gazelle; kaum rollte das Thier in den Sand, als sich der Schütze darauf stürzte, ihm den Kopf gegen Osten drehte und unter Anrufung Allah's den Hals durchschnitt. Dann zog er ihm das Fell ab, holte ihm ein halbausgetragenes Junges aus dem Leibe, leerte Magen und Eingeweide aus, ohne sie zu waschen, wickelte letztere um das Junge, machte daraus ein großes Bündel und schnürte es in einen ledernen Sack. Dann wurde die Gazelle in das Fell eingeschlagen, dasselbe mit den Füßen an einem Kameelsattel befestigt und weiter marschirt. Abends zeigten sich dann Rabah und sein Sohn wieder in ihrer abstoßenden Unreinlichkeit: das oben beschrie-

Digitized by Google

bene Bündel, aus dem Jungen, dem Magen und den Eingeweiden bestehend, wurde sofort in ein, mit Kohlen und heißer Asche ausgefüttertes Loch gesteckt, so gebraten und, trotz dem efeterregenden Geruche, den es verbreitete, verschlungen. Zwei Tage vorher hatte der Sohn seinen schmierigen Rock über dem Lagerfeuer, auf welchem der Kochtopf brodelte, ausgeschüttelt, um sich des Ungeziefers zu entledigen, und konnte nicht begreifen, daß Largeau's Diener Ali darüber unwillig geworden war.

Der nächste Tag (11. Februar) brachte erwünschte Abwechslung. Nach Mittag war eine Hitze zum Ersticken, und das Thermometer zeigte um 1 Uhr 25 Minuten 52° C. Etwa anderthalb Stunden später jagte der Südost schwarze Wolken herauf; plötzlich ein Blitz und fürchterlicher Donner. Um 2 Uhr 50 Minuten sprang der Wind rasch nach S.W. herum und führte das Gewitter herauf, welches sich wie ein Wolkenbruch auf die Reisenden ergoß. Zehn Minuten später herrschte vollkommene Ruhe, dann wieder Südost. Um 3 Uhr 45 Minuten wieder Südwest und ein zweites, ebenso kurzes, aber noch schlimmeres Unwetter, so daß sich die zitternden und brüllenden Kameele nicht von der Stelle rühren wollten; selbst die Menschen mußten sich mit aller Kraft an Gestrüpp, das in der Nähe war, festhalten. Bis 4½ Uhr war es dann wieder still; der Wind wurde dauernd Südwest und der Regen hielt an, so daß man in dem kleinen Thale El-Hajadh (so heißt eine, von den Kameelen

Der Kaimakam und die Dschemâa von Ghadames.

gern gefressene, saftreiche Pflanze, Cornulaca monacantha) lagerte.

Zitternd erhoben sich die Leute am nächsten Morgen von ihrem naßkalten Lager. Die Dünen hatten eine dunkelgelbe, von schwarzen Adern durchzogene Färbung angenommen; das Aussehen der Landschaft war entschieden ein tranriges, und noch immer strömte der Regen herab. Trotzdem aber riß der Sturm Sandkörner in Massen los und schleuderte sie den Marschirenden ins Gesicht und an die Beine, wo sie wie Nadelspitzen wirkten. Gegen Mittag änderte sich das Aussehen der Dünen; Largeau hatte zuerst große isolirte Dünen gesehen, dann solche in parallelen Ketten, dann ein Chaos von Sandbergen aller möglichen Gestalten, weiterhin mächtige viereckige Ughrad, welche an der Basis zusammenstießen, und nun waren es längliche Massen von 1200 bis 1500 m Länge, Berge mit abgerundeten Gipfeln, deren Höhe zwischen 500 und 800(?)m wechselte. Am Nachmittage nahm die Wuth des Sturmes zu, so daß schließlich die Kameele den Dienst verweigerten, und man nun 3 Uhr schon ein elendes Lager bezog. Kaum, daß das Wetter etwas Feuer anzunmachen und einen Kuskussu halb gar zu kochen gestattete.

Gegen 9 Uhr des folgenden Tages hörte der Regen endlich auf, der Wind ging nach Nordost herum und der Himmel klärte sich auf. Aber erst um 2 Uhr schien die Sonne mit voller Kraft herab, trocknete die durchnäßten Kleider und erwärmte die zitternden Glieder der Wanderer. Nach einem starken Marsche lagerte man an der Stelle Zennl el Ghardaja („Dünen von Ghardaja"), so genannt, weil die Dünen dort denen von Ghardaja, einer Stadt der Beni-Mzab, ähnlich sehen sollen. Mit einer zweiten Tasse Kaffee und einem Glase Pfefferminz wurde hier Rabah's Ankun-

Digitized by Google

digung gefeiert, daß man am zweitnächsten Tage Ghadames erreichen werde.

Am 14. Mittags wurden die Dünen lichter, weniger hoch und anders gestaltet; es waren Rechtecke von 1000 bis 1500 m Länge, gegen Nord und West senkrecht abfallend, sanft geneigt nach Süden und Osten, wo sie sich in langen „Adern" fortsetzen: ein Beweis, daß man sich den Sandsteinebenen näherte, wo der, die Zemmul-el-afbar vergrößernde Sand seinen Ursprung hat. Nach und nach wurden die Thäler zwischen den Dünen breiter und ebener; gegen Abend waren es schon keine Ughrend mehr, zwischen denen man hinzog, und am nächsten Tage nach dem Frühstück erblickte man in der Ferne endlich die heißersehnten Palmen von Ghadames. Bald darauf betrat man die Hamada, welche mit mächtigen Blöcken eisenhaltigen Sandsteins bedeckt ist, zwischen welchen tiefere Stellen liegen, wo der helle Sandstein oder Molasse im Zustande der Verwitterung zu Tage tritt. Dann erreichte man die Sebchat el-Malah, den „Salzsumpf" vor Ghadames, der nicht immer passirbar ist. Nach Regengüssen wird er gefährlich; wenige Tage vor Largeau's Ankunft war ein Hirt mit 70 Ziegen darin versunken. Glücklich wurde er passirt und das Thor der Stadt Ghadames lag vor dem Reisenden, der von dem türkischen Kaimakam Si Mohammed ibn Aischa und dem Gemeinderathe, den der vorangeeilte Rabah benachrichtigt hatte, empfangen und gastlich aufgenommen wurde.

Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier.

Mittheilung aus dem Museum Godeffroy in Hamburg. Von **J. E. D. Schmeltz.**

III.

Bericht von F. Hübner. Mioko, November 1877.

Ist Jemand von der Häuptlingsfamilie krank, so wird gewöhnlich ein „Duk-Duk" veranstaltet, da eben nur diese reich genug ist die Kosten dieser Ceremonie bezahlen zu können. Diese Festlichkeit dauert ungefähr eine Woche und die Eingeborenen sagen, daß, wenn der Kranke den Duk-Duk sieht, er entweder besser wird oder schnell stirbt. Bei dieser Festlichkeit oder religiösen Ceremonie wird an einem der Tambu-(Tabu-)Plätze, die von Weibern und Kindern bei Todesstrafe nicht betreten werden dürfen, einer oder mehrere Männer ganz in Laub eingehüllt, so daß nur die Beine hervorragen; auf den Kopf wird dann die Duk-Duk-Maske gestülpt, die gewöhnlich vom Bast des Faubaumes angefertigt wird. In dieser Kleidung nun durchläuft der Träger die Insel, Jeden anbettelnd, auch die Weißen müssen dann Tabak oder Muschelgeld bezahlen. Weiber und Kinder müssen sich, da sie bei schwerer Strafe den „Duk-Duk" nicht sehen dürfen, um diese Zeit verbergen; überhaupt wird ihnen nicht gesagt, daß ein Mann von der eigenen Insel darin steckt, sondern „Turangan", einer ihrer Götter. Gewöhnlich gehen die zum Duk Duk Eingekleideten per Canoe erst nach einer andern Insel und kommen von dort zurück, präsentiren sich also zuerst auf dem Wasser. Verliert der Mann im Duk-Duk seine Maske vom Kopf, oder fällt er so hin, daß die Spitze derselben die Erde berührt, so wird er getödtet. Ich wurde von einem Häuptling zum Einfleiden des Duk-Duk geführt, von Eingeborenen „das Sehen des Tambu" genannt. Das Laub, in das der Mann gehüllt wird, ist zu lauter einzelnen Kränzen verflochten, der unterste Kranz wird an zwei Schnüren, die von den Schultern herunterreichen, befestigt, er befindet sich direkt über der Hüfte. Es werden dann mehr und mehr solcher Kränze über den Kopf geschoben, die an dem untersten ihren Stützpunkt haben, bis der Mann bis über den Hals in Laub eingehüllt ist, und nun wird ihm der Duk-Duk-Hut auf den Kopf gesetzt.

Während dieser Feierlichkeit führen die Anwesenden Scheinkämpfe auf, schreien und toben; die jungen Leute laufen auf einzelne der Älteren zu, gewöhnlich einen dreimaligen Anlauf nehmend, schließlich stellen sie sich dem ältern Mann mit dem Rücken zugekehrt hin und erhalten von ihm einen derben Schlag auf denselben, hierauf ruft der Geschlagene „Boro!" (d. i. Schwein) und läuft weg. Es hängt dies wohl damit zusammen, daß die Tambuleute kein Schweinefleisch essen dürfen. Ueber den Zusammenhang des Tabu mit der Duk-Duk-Feierlichkeit konnte ich nichts erfahren, da die Leute, die nicht Tambu sind, nichts wissen, und die anderen (die Tambuleute) nicht darüber sprechen. Will Jemand Tambu werden, so hat er einige Monate lang in sitzender Stellung in einem Hause des ersten Tambuplatzes zuzubringen; er darf in dieser Zeit nicht sprechen und kein Weib darf ihn sehen, er wird aber während dessen gut gefüttert und daher natürlich sehr fett. Ist diese Zeit abgelaufen, so vollführt er einen Tanz, die Weiber können ihn dann sehen und er ist „Tambu"! Nun darf er kein Schweinefleisch, auch einzelne Seethiere nicht mehr essen, indem er sonst, wie allgemein geglaubt wird, sterben würde [1]).

Wir sehen daß der Bericht Hübner's in vielen Punkten von dem Kleinschmidt's abweicht, so zum Beispiel mit Bezug darauf, daß Hübner behauptet, diese Ceremonie werde nur aufgeführt, sobald ein Mitglied einer Häuptlingsfamilie erkrankt, mit Rücksicht auf die Leidauer, die Hübner nur auf die einer Woche beschränkt, angiebt, und ferner mit Rücksicht darauf, daß Hübner behauptet Weiber und Kinder müssen sich während der Dauer der Ceremonie verborgen halten; jedoch sind dies vielleicht nur unscheinende Abweichungen und wird sich durch fernere Berichte gewiß die nöthige Uebereinstimmung zwischen dem bis jetzt Vorliegenden herbeiführen lassen. Es haben derartige Verschiedenheiten in Berichten verschiedener Beobachter ja einen sehr natürlichen Grund in der Schwierigkeit, die der Fremde stets bei den Naturvölkern empfindet so bald er in ihre innersten mythologischen und psychologischen Geheimnisse einzudringen versucht. Dies hebt ja auch Bastian in seinem Buch treffend hervor, und dennoch scheint sich der Naturforscher immer noch in günstigerer Lage mit Rücksicht auf einen Erfolg in derartigen Forschungen zu befinden als die unter solchen Völkern lebenden Missionäre. Vor ihnen, die, wie

[1]) Siehe Schmeltz und Krause: Op. cit. S. 17, Taf. III, Fig. 1.

Digitized by Google

Kleinschmidt in einer nebensächlichen Notiz bemerkt, behufs Förderung ihrer Religionslehre, die heidnischen Sitten und Gebräuche öffentlich bloßstellen und als Aberglauben erklären, werden solche Gebräuche und Sitten aufs Aeußerste vor heimlicht.

Verschwiegenheit, sagt Kleinschmidt, stellt der Eingeborene als erste Bedingung dem weißen Mann gegenüber, der es wünscht über geheilige Sachen und Gebräuche Näheres zu sehen und zu erfahren; er muß sich durch längeres Freitles, ehrliches Verhalten sein ganzes Vertrauen erworben haben, was bei den Missionären aus dem angegebenen Grunde nicht der Fall sein kann. So hatte Kleinschmidt von Seiten der Eingeborenen von „Nukuanu" auf Neu-Britannien das Versprechen erhalten, ihn zu einer dem Duk-Duk ähnlichen Ceremonie, „Long-Long" genannt, einzuladen und ihm alles zu zeigen und zu erklären, nicht aber dem Missionslehrer, weil der — plaudern konnte und auf diese Weise die Weiber von geheiligten Dingen, die nur eine Sache der Männer seien, und der sie strengstens fern bleiben sollen etwas erfahren würden. Und nur so ist es auch möglich, daß dieser Missionslehrer, der einer der intelligentesten und der Sprache der Eingeborenen am mächtigsten ist, trotzdem er schon eine längere Zeit an Ort und Stelle lebt noch heute völlig im Dunkel über Zweck und Wesen dieser Ceremonie sich befindet. Auch hier läßt sich deutlich eine Uebereinstimmung und die Richtigkeit des von Bastian mit Bezug auf die Missionäre Gesagten erkennen, wie auch hier in den Kleinschmidt'schen Mittheilungen ein neuer Beleg für die, von Bastian hervorgehobene Thatsache enthalten ist, daß die religiösen Ideen der Naturvölker stets durch eine beschränkte Anzahl Eingeweihter oder Auserwählter bewahrt und durch mündliche Ueberlieferungen weiter vererbt werden.

In einer andern gelegentlichen Note zu seinem diesmaligen Bericht sagt Kleinschmidt, daß auf einem Duk-Duk-Platze bei „Nukuanu" auf Neu-Britannien nach dem Bericht eines Missionslehrers ein hölzerner Götze aufbewahrt werde, den nie die Frauen, sondern nur die Männer gegen Erlegung von Tevaro sehen dürfen. Die darnach befragten Eingeborenen gaben indeß vor, ganz und gar nichts Näheres darüber zu wissen. Auch hier muß Weiteres der Zukunft überlassen bleiben ebenso wie darüber, aus welchem Grunde Kleinschmidt in seinem diesmaligen Bericht des Vorganges nicht erwähnt, über welchen er am 27. März 1880 von Mioko schreibt[1]):

„Heute hat der Duk-Duk oder Religionsmann auf Pal-Pal, dem andern Ende der Insel Mioko, Schädel aufgenommen und in Körben in die Hütten der Familien der Verstorbenen, behufs Aufbewahrung derselben placirt wie dies hier Sitte ist."

Es würde zu hiernach die Duk-Duk-Ceremonie auch zweifellos mit dem Ahnenkultus (Schädelkultus) in Verbindung stehen und diese Sitte scheint im Neu-Britannia-Archipel ja in ganz bedeutendem Maße verbreitet zu sein. Wir treffen Schädelmasken, hergerichtet, indem man den Vordertheil des Oberschädels mit dem Unterkiefer verband, auf der Vorderseite dann die Fleischtheile aus Kittmasse und ebenso die bei jenen Eingeborenen übliche Bemalung des Gesichtes wieder nachahmte. Auf der Rückseite ist stets in der Nähe der Gelenkköpfe des Unterkiefers eine Querstange befestigt, an welcher sich des Oestern deutliche Eindrücke von Zähnen befinden, ein Beweis also, daß diese Masken wahrscheinlich bei Tänzen im Munde gehalten werden. Außer diesen kommen indeß auch solche, ihnen äußerlich freilich ähnliche Objekte vor bei denen stets die Querstange fehlt, die Augenlöcher geschlossen und die Augen nachgebildet sind, außerdem ist der Mund hier in manchen Fällen weit geöffnet, eine Nachbildung der Zunge zeigend. Der Gesammteindruck dieser Dinge ist überhaupt ein derartiger, daß man sich unwillkürlich gemüssigt sieht die Frage aufzuwerfen, ob hier nicht der Versuch gemacht sei, die Züge eines verstorbenen Helden des Stammes oder einer Verwandten auf Theilen seines Schädels zu fixiren; sich also zu bleibender Erinnerung ähnlich wie bei uns durch Bilder unserer verstorbenen berühmten Männer, unserer Verwandten und Freunde, das Bild desselben zu bewahren. Diese Vermuthung erhielt schon früher eine bedeutende Stütze durch das Vorkommen von, wenn auch in roher Art und Weise bemalten Schädeln; bestätigt wurde sie indeß durch zwei, neuerdings von Kleinschmidt eingesandte Schädel, an denen die Fleischtheile durch eine Kittmasse und die Augen durch Deckel einer Turtenbunschmecke, Turbo petholatus dargestellt, und die außerdem in der üblichen Weise bemalt sind. Einer dieselben begleitenden Notiz Kleinschmidt's zufolge ist es „auf Neu-Britannien Sitte, die Schädel Verstorbener, nachdem alles Fleisch verfault, wieder auszugraben, sie zu reinigen, in solcher Weise zu restauriren und sie dann in der Familie aufzubewahren". Der Schädeldienst dürfte also auch hier endgültig nachgewiesen sein. Ferner ist der Schädelkultus neuerer Zeit auch von den Neu-Hebriden[2]) nachgewiesen und erübrigte es noch, denselben auch von den wichtigeren Inselgruppen Melanesiens, den Viti und Salomo-Inseln ꝛc. nachzuweisen[3]). Von großem Interesse ist es nun, daß dem Museum Godeffroy vor Kurzem ein durch Rauch gebräunter, augenscheinlich deformirter Schädel von der Insel „Fiabel" der „Salomo-Gruppe" zugegangen ist, über den ein Herr, der das deutsche Kriegsschiff „Ariadne" auf seiner Fahrt durch den Stillen Ocean begleitete, folgendes an das Museum schreibt:

„Mir wurde beim Besuch der Insel „Sava" in der Salomo-Gruppe im December 1878 das Nachstehende über derart geränderte Schädel von unserm eingeborenen Pootsen mitgetheilt:

Besonders hervorragende Männer, welche sich durch Kriegführung ꝛc. Macht und Ansehen erworben haben, genießen auch noch nach ihrem Tode besondere Verehrung, und zwar deshalb, weil man glaubt, daß der Geist des Verstorbenen auf den Verehrer übergehe und ihn zu gleichen Thaten fähig mache.

Nachdem die Leiche ungefähr ein halbes Jahr in der Erde gereift, wird die Grube geöffnet und der Schädel aus derselben entnommen. Eine Reihe verschiedener Procedüren werden dann mit demselben vorgenommen, besonders ein lang andauerndes Räuchern, und nachdem dies für genügend gehalten, wird der so präparirte Schädel zum Zweck des Kultus in den öffentlichen Tempeln aufgestellt."

Auf den Viti-Inseln scheint nach Allem, was über dieselben bekannt geworden, der Schädelkultus nicht gelübt zu werden[4]), trotzdem sich hier noch Krause's Untersuchungen der papuanische (melanesische) Typus am reinsten im Schädel erhalten hat[5]). Andererseits findet sich der Schädelkult bei polynesischen Eingeborenen wieder, bei denen Krause am

[1]) Schmeltz und Krause Op. cit. S. 433.

[2]) Schmeltz und Krause Op. cit. S. 121.

[3]) Auch aus dem Sta Cruz- oder Königin-Charlotte-Archipel liegen in Comm. Goodenough's Berichten Beweise für das Vorhandensein des Schädelkults vor.

[4]) Schmeltz und Krause Op. cit. S. 549 und 575.

[5]) Dr. Krause findet die Erklärung dafür darin, daß die Vitier in Folge ihres regen, Jahrthunderte andauernden Verkehrs mit Polynesiern (den Tonganern) so viel von polynesischen Sitten und Gebräuchen angenommen haben, daß ein Theil ihrer ursprünglichen Sitten und ihres Charakters verwischt ist und manche Forscher dies Volk sogar zu den Polynesiern zählen.

Digitized by Google

Schädel derselben Merkmale papuanischer Mischung fand: „den Eingeborenen der Markesas- und Echiquier-Inseln und denen Neuseelands“. Wir sehen einerseits also auch hier, wo wir jetzt die Institution des Schädelkults auf allen melanesischen Inseln kennen gelernt haben, einen Beweis für einen sich durch die ganze melanesische Race hinziehenden Ideengang, wie ihn Bastian in so schöner Weise für die Polynesier nachgewiesen hat. Und andererseits sehen wir wiederum, daß Merkmale melanesischer Mischung an Schädeln von polynesischen Völkern auch durch das Auftreten einzelner melanesischen Gebräuche unter ihnen begleitet werden.

In der Sitzung vom 10. December 1880 der Berliner ethnologischen Gesellschaft wurden von Prof. Rudolf Virchow zwei Schädelmasken aus Neu-Britannien, die dem ethnologischen Museum neuerdings zugegangen waren, eingehend besprochen [1]) und auch unsere Ansicht erwähnt, daß der Gebrauch solcher Masken mit dem Ahnenkult zusammenhänge. „Jedoch fehle noch ein wichtiges Zwischenglied, nämlich der Beweis, daß derartige Dinge oder mindestens Schädel von den Verwandten selbst in solcher Weise präparirt würden“; dieser Beweis scheint ja nun durch die neuesten Kleinschmidt'schen Beobachtungen erbracht. Was indeß jene beiden am angegebenen Orte besprochenen Schädelmasken anlangt, so weicht die eine außerordentlich von allen uns bekannten ab und an beiden finden sich auffallender Weise die Merkmale der Charaktere der beiden oben besprochenen Maskenformen gleichzeitig neben einander. Es erscheint uns indeß zweifelhaft, daß jene beiden Stücke bei Tänzen benutzt worden seien, um so mehr als ja die geschlossenen Augenhöhlen und die Bildung des Mundes schon dagegen sprechen. Wir sind daher weit eher geneigt auch diese beiden Masken für eine Art von Portrait zu erklären und die Tuerstange, die zum Festhalten der Masken mit den Zähnen bei jener gewöhnlichen Art dient, welche sich auch an beiden in Rede stehenden Stücken findet, hier auf Rechnung einer spätern Zuthat, wie solche uns öfter vorgekommen, zu setzen.

Damit schließen wir für heute unsere Mittheilungen über Religionsgebräuche melanesischer Völker; mögen auch sie tauglich sein zu dienen als ein Baustein, der in den Bau der vergleichenden Psychologie sich einfügen läßt.

[1]) Verhandlungen der Berl. Gesellsch. für Ethnologie ꝛc. 1880, S. 404 u. ff.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. **F. W. Paul Lehmann.**

III.

Von Ober-Porumbach zum Lacu Builea.

Die Häuser von Ober-Porumbach (rum. Porumbacu de susu) liegen zu beiden Seiten des Riu mare und bedecken den Flächenraum eines Quadratkilometers. Der Riu mare oder „große Bach“ entspringt am Nordwestabfall des Negoi, nimmt unmittelbar nach seinem Austritte aus dem Gebirge einige größere Waldbäche auf und eilt dann in einem oft 500 m breiten und mehrere Meter tiefen Thaleinschnitte in unregulirtem Bette zwischen Gerölls- und Sandablagerungen nach Unter-Porumbach (Porumbacu de josu) und zum Alt. Der Charakter aller, aus dem Hochgebirge über die Diluvialebene zum Alt fließenden Wildbäche ist im Wesentlichen derselbe. In engen, tief einschneidenden Thälern stürzen die meist unmittelbar unter dem Kamm entspringenden, wasserreichen Bäche hinab zur Diluvialebene, die sie in nahezu nordsüdlicher Richtung durchschneiden und in eine Reihe kleiner, von niedrigen Steilrändern umgrenzter Plateaus verwandeln. Selten sind die Bachein schnitte von der Breite des beträchtlichen Riu mare; nach Osten hin wächst mit der Breite der Alt-Ebene ihre Länge, während sich ihre Tiefe etwas verringert.

Wie am Riu mare Unter- und Ober-Porumbach, so korrespondiren weiter nach Osten Kerz und Klein-Kerz und dann ein unteres und oberes Arpasch, Ucia, Bistea und Szombat (rum. Sambata de josu und Sambata de susu). In dem westlichen Theile der Alt-Ebene haben wir zwischen dem Gebirgsfuße und dem Strome gewöhnlich nur zwei Dörfer, in dem breiten östlichen dagegen drei bis vier. Durch die unteren Dörfer (mit Ausnahme von Kerz) führt die Hermannstadt und Kronstadt verbindende Chaussee, während die oberen Ortschaften meist nur durch Feldwege mit einander verbunden sind; der Verkehr geht nach den unteren Dörfern gleichen Namens zur Reichsstraße. Für die Unterkunft von Reisenden ist in den unteren Dörfern schlecht, in den oberen gar nicht gesorgt.

Die Häuser von Ober-Porumbach, die Viehställe und Schuppen, die Dorfstraße machen einen sehr primitiven Eindruck. Man vermißt Sauberkeit und Wohnlichkeit, im Fenster den freundlichen Schmuck der Blumen, am Hause das sorgfältig gepflegte Gärtchen und die schattige Laube. Die Landwirthschaft steht noch auf niedriger Stufe. Die Wirthschaftsmethode ist in allen rumänischen Dörfern der Alt-Ebene das Dreifeldersystem, welches ja selbst den meisten sächsischen Bauern noch als das non plus ultra rationeller Bodenkultur gilt. Natürlich kann innerhalb der Grenzen dieses System sowohl sorgfältig und gut, als nachlässig und schlecht gewirthschaftet werden. In Ober-Porumbach scheint man von dem Werthe des Düngers noch eine sehr ungenügende Vorstellung zu haben; wenigstens war er vielfach so abgelagert, als sei er für die Abfuhr durch Regenwasser und den Riu mare bestimmt. Wer freilich gesehen hat, daß man in rumänischen Ortschaften Wasserrisse, die dem Verkehr hinderlich zu werden drohen, mit Mist ausfüllt, den kann die Gedankenlosigkeit der Ober-Porumbacher Bauern nicht verwundern.

Die Felder der einzelnen Ortschaften sind in drei große Schläge getheilt, die der Reihe nach als Winterschlag, Sommerschlag und Brache benutzt werden. Gebaut wird Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Flachs, Hanf und Mais oder „Kukuruz“. Der Mais, dessen Anbau in den Kornfeldern noch 1686 vom Landtage bei sechs Gulden Strafe verboten wurde, wird heute in ganz Siebenbürgen mit Ausnahme der kälteren Hochebene des Szeklerlandes mehr oder

Digitized by Google

weniger kultivirt. Er ist die eigentliche Brotfrucht der Rumänen, die aus dem in Wasser gekochten Mehl eine Art Polenta bereiten, welche von ihnen Mamaliga, von den Sachsen Palatschken genannt wird. Mit Milch, Käse, Zwiebeln und Knoblauch genossen, bilden die aus Maismehl bereiteten Klöße oder leigartigen Kuchen den Hauptbestandtheil aller Mahlzeiten, das eigentliche Nationalgericht der rumänischen Bevölkerung.

Das Klima Siebenbürgens mit seiner hohen Sommertemperatur und seinen reichlichen Niederschlägen im Juni ist für die Maiskultur sehr günstig. Heiße Sommer und strenge Winter mit einer Kälte bis zu — 34° C., eine große Amplitude der täglichen Wärmeschwankung charakterisiren das Kontinentalklima des bergumgrenzten Hochlandes. Die Alt-Ebene steht im Ganzen etwas niedriger, als die Cibins-Ebene bei Hermannstadt, welche nach 20jährigen Durchschnitte für die Monate Januar, Februar, März und April Temperaturen von — 3,76, — 0,97, + 3,36 und + 8,8° C. aufweist. Derartige Durchschnittszahlen geben natürlich nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von den jährlichen Schwankungen. Oft stellt sich bereits im Februar ein kurzer Vorfrühling ein, und bringt die Blüthen der ersten Frühlingsblumen zur Entfaltung, und ebenso oft holt der April mit Schnee und Eis die Versäumnisse des Winters nach. Verderblicher noch als die Strenge schneearmer Winter werden die Rückfälle in der Temperatur und die Spätfröste des Frühlings für die Saaten. Der Mais, welcher erst bei einer Bodentemperatur von 8 bis 9° C. keimt, wird verhältnißmäßig spät dem Schooß der Erde anvertraut, gedeiht aber bei den reichlichen Niederschlägen und der zunehmenden Wärme schnell. Bis Ende Juni wird das junge Maisfeld zur Säuberung von Unkraut zwei Mal gehackt, in der ersten Hälfte des Juli steht es in Blüthe. Bei einer Durchschnittstemperatur von 19° C. (Juli und August) gelangt die junge Frucht zur Reife in der zweiten Hälfte des September, dessen sonnig heitere Tage ein prächtiges Erntewetter gewähren, während der Weizen bei den häufigen Sommerregen der Gefahr auf dem Felde „auszuwachsen" so oft ausgesetzt ist, wie im deutschen Vaterlande. Zuweilen verschiebt sich die Maisernte bis in die ersten Tage des Oktober, 1870 fiel sie fast durchweg aus, da der Juni seine Schuldigkeit absolut nicht gethan hatte. Von Kleeban sah ich auf der Alt-Ebene keine Spur, glaube aber getrost versichern zu können, daß er mit gutem Erfolge betrieben werden könnte. Das sächsische Dorf Neustadt im Burzenlande, das durch den Mangel an großem Weideareal zu einer intensivern Wirthschaft gezwungen wurde, baut den Klee mit dem besten Erfolge. Die Ober-Porumbacher und viele ihrer Nachbaren könnten Weideareal entbehren und trotzdem ihren Viehstand besser ernähren und von ihren Feldern bei reichlicherer Düngung höhere Erträge erzielen, als sie es heute thun [1]).

[1]) Nach der Zählung von 1870 kamen auf die Quadratmeile:

	Pferde	Rindvieh	Büffel	Schafe	Ziegen	Schweine
Im Fogarascher Distrikt . . .	218	1176	170	1960	105	587
In Siebenbürgen	197	910	61	1928	200	525
In Deutschland	340	1506	—	2528	234	725

Die Ziffern für den Fogarascher Distrikt kommen dem mittleren Durchschnitt für Siebenbürgen, der zwischen großen Extremen liegt, ziemlich nahe. Ein spezielleres Eingehen auf diese Verhältnisse ist hier unthunlich. Das heutige Fogarascher Komitat umfaßt den frühern Distrikt und ein Stück im Südwesten des Burzenlandes. Die Ziffern sind wahrscheinlich hier und da zu niedrig.

Die gemeinsame Feldordnung hält die beiden verfeindeten Hälften Ober-Porumbachs zusammen. Wüßten die Bewohner mit einer Separation ihrer Felder fertig zu werden, so würden sich — nach der Versicherung meines Wirthes — zu beiden Seiten des Riu mare zwei gesonderte Gemeinden konstituiren. Weder die Cis- noch die Trans-Ober-Porumbacher wollen ihren Kindern den täglichen Schulweg über den Bach zumuthen, der allerdings mitunter seine Schwierigkeiten haben mag. Anstatt auf gemeinsame Kosten eine Brücke zu bauen, haben sie schließlich lieber wie brüben eine Schule errichtet. Da das Bildungsinstitut auf dem rechten Ufer des Riu mare der romantisch am Bache gelegenen Erziehungsstätte, in der ich ein Unterkommen fand, ebenbürtig sei, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls kann ich versichern, daß das Vorhandensein zweier Schulen in Ober-Porumbach nicht auf Rechnung der neuerdings so rühmenswerthen Fürsorge der Rumänen für ihre Volksschulen zu setzen ist.

Von leichten, goldigen Wolkenschleiern umhüllt, grüßten mich die ragenden Höhen, als ich mich am Morgen von dem harten Lager auf den Schulbänken erhob. Die zart gewobenen Nebelschleier über dem Bache „zerrannen in Glanz und Licht"; die rauschenden Fluthen lockten mich hinaus, um Brust und Antlitz zu waschen. Zu meinem Erstaunen gewahrte ich in der Thür des Hauses ein schlankes, deutsches Mädchen, das ärmlich gekleidet, mit einem schwermüthigen Zuge im jugendlichen Gesicht hinausblickte in die vom Morgenglanze verschönte Natur. Das arme Ding mochte sich bei dem für ein Schulhaus wenig passenden Familienleben, in das ich bald einen Einblick gewinnen sollte, nicht gerade glücklich fühlen. Seine Mutter, die kinderreiche Wittwe eines deutschen Officiers, war in schon gereiften Jahren die Genossin des rumänischen Lehrers und Schnapswirthes, eines starkknochigen Mannes mit rothen Gesichtszügen, geworden. Um 6 Uhr forderte die Dame des Hauses meinen jungen Begleiter und mich auf, in ihrem Wohnzimmer ein Frühstück einzunehmen. Während der Herr Präceptor über die mangelhafte Bildung der „dummen Bauern" in gebrochenem Deutsch klagte und uns Pferd und Knecht für die Weiterreise anpries, ließen wir uns den vortrefflichen Kaffee schmecken. Wir waren mit der doamna — sie schien es im strengsten Sinne zu sein — über den Lohn für Mann und Roß schnell einig, ergänzten unsere Vorräthe durch Wein und Cigarren und brachen unter Führung des viel gepriesenen Giorgin zu neuer Bergfahrt auf.

Wir überschritten den Bach, erreichten bald den Rand des Tiluvialplateaus und wanderten über daßelbe in nordöstlicher Richtung nach Serata. Wenn das Gebirge sich uns nicht in der Ausdehnung wie in Gircsfau präsentirte, so erschien es dafür um so höher und mächtiger. Der Höhenunterschied zwischen der Fogarascher Kette und der ihr vorgelagerten Alt-Ebene ist noch um ein wenig größer, als derjenige zwischen der Hohen Tatra, ihrem bekannteren und öfter besuchten Gegenstücke in der Karpathenwelt und dem breiten Hochthal mit den Duellen von Waag und Poprad. Zwischen Ober-Porumbach und dem Negoi beträgt der Höhenunterschied 2066 m (2536 bis 470), zwischen der Gerlsdorfer Spitze und Gerlsdorf nur 1872 m (2663 bis 791). Wenn die letztere trotzdem höher erscheint, so ist dies durch ihre Lage bedingt. Sie erhebt sich wie die meisten der Tatra-Gipfel ersten Ranges nicht im Kamme, sondern

Digitized by Google

auf einem der sich schnell in das Hochthal absenkenden Ausläufer. Die Negoišspitze liegt über dem Horizonte von Ober-Porumbach 7° 39′, die Gerlsdorfer über dem des gleichnamigen Dorfes 11° 44′.

Von Serata, wo in einem Bacheinschnitte unter der Dilnvialdecke weiche, hellblaue Thonschiefer anstanden, wanderten wir durch kahle, von mehreren kleinen Bachrinnen gefurchte, Brachfelder nach Klein-Kerz (Chertisiora), das in seinem ganzen Habitus lebhaft an Ober-Porumbach erinnerte. Obwohl die Sonne heiß herniederbrannte und wir nur einmal in dem spärlichen Schatten eines einsam stehenden, wilden Birnbaums etwas gerasten hatten, setzten wir unsern Weg fogleich fort und schritten nach Süden durch schöne Maisfelder auf das Gebirge zu, welches sich immer großartiger vor uns aufthat. Der rauschende Laitabach, in dessen wildes Hochthal, die Strunga Tracului, ich vom Gipfel des Negoi herabgeblickt hatte, hemmte unsere Schritte. Giorgiu ritt auf dem Braunen durch das Wasser und schickte das müde Thier dann zurück, um auch meinen jungen Gefährten und mich trockenen Fußes auf das rechte Bachufer zu bringen. Bald wanderten wir den Wellen des Kerzer Baches entgegen, zwischen die Gebirgsausläufer hinein. Herrlicher Buchenwald schmückte die Lehnen, schlanke Erlen und unter ihnen breitblättriger Huflattich umsäumten den schäumenden Wildbach. Die üppige Vegetation der nähern Umgebung, die ragenden Höhen im Hintergrunde waren so schön, daß wir uns, um das prächtige Landschaftsbild in Muße zu genießen, auf einem Rasenplatze im Schatten einer Buche ausstreckten und erst durch heranziehende Regenschauer zum Aufbruche nach der nahen Glashütte bewogen wurden. In der kleinen Schenke, der Glashütte, die 640 m hoch einsam zwischen den hier bereits 900 m überragenden Buchenlehnen liegt, rasteten wir während eines kräftigen Regengusses und stiegen dann, obwohl der Himmel noch wenig vertrauenerweckend aussah, am Buteanu-Ausläufer in die Höhe. Wir mochten 1100 m Meereshöhe erreicht haben, als ein kräftiges Donnerwetter losbrach. Anfangs machten wir unter dem Laubdach mittelhoher Buchen Halt, als auch dieses keinen Schutz mehr gewährte, stiegen wir auf schlüpfrigem Pfade — wenn man von einem solchen sprechen darf — mühsam weiter. Der Regen ließ bald nach, und als wir der obern Grenze der Fichtenregion, die hier 1700 m hoch liegt, nahe waren, eröffnete sich ein großartiger Blick auf die schroffen Felspartien des Piŝcu Builea. Zwischen dem Piŝcu Buteanu und Piŝcu Domna fließt der Kerzer Bach aus zwei Quellarmen zusammen, die sich nach je 6 km langem Laufe zu beiden Seiten des schmalen und schroffen Piŝcu Builea in etwa 900 m Meereshöhe vereinigen. Der Piŝcu Builea ist mit dem Gebirgskamme durch eine grasbewachsene, von Wasserrunsen hier und da zerrissene Einsattelung verbunden und läuft dann als zackiger Felskamm 3 km nach Norden zwischen den beiden in der Horizontalprojektion etwas über einen Kilometer von einander entfernten Bächen hin, in die er oft über 500 m mit schroffen Wänden (durchschnittlich vom Kamme zu den Bächen noch 45°) abfällt. Von einer 1967 m hohen Felspartie senkt sich der Grat schnell und läuft aus nach weiteren 3 km als schmale, waldbewachsene Scheide bei dem Vereinigungspunkte der dicht neben einander hinfließenden Wildwasser. Bis tief in den Fichtenwald hinunter konnte man die steil nach Norden fallenden Gesteinsbänke, deren Köpfe den zackigen Kamm bilden, verfolgen. Oben zwischen den Zacken und Felsenwänden drängt sich wuchernd das Knieholz hervor. Die selbst für das kletternde Bergschaf zu große Schroffheit dieser Partien hat sie bis jetzt vor der Brandlegung der Hirten und dem verwüstenden Weidebetriebe in ursprünglicher Schönheit bewahrt. Ein Sturm, der mir den Schirm überklappte und den des jungen C. zerbrach, fegte über die Höhen, riß diesen Felsen ihre Hülle in Fetzen und deckte andere auf Augenblicke mit wallenden Wolkenschleier.

Jetzt wogten weißgraue Nebelmassen durch das Thal wie ein Riesenstrom unter dem Kamme des Piŝcu Builea hin, dann wieder trennten sie sich und ließen das Auge 500 m tief über schroffe Fichtenhänge hinabblicken in die gähnende Tiefe. Wie angewurzelt stand ich, mich selber vergessend, dem großartigen Schauspiel gegenüber.

Ein empfindlicher Schüttelfrost mahnte mich unangenehm zum Aufbruch. Bald hatte indessen der kundige Giorgiu für gründliche Erwärmung gesorgt. Dieser gewiegte Führer, der in der Ebene über die Dummheit der Freier geschimpft und mit seiner Kenntnis geprahlt hatte, bis er auf die unangenehmen Eigenschaften des Eigenlobes hingewiesen wurde, führte uns, unsere Zweifel durch seine zur Schau getragene Zuversichtlichkeit auf kurze Zeit beseitigend, längs des Abhanges in eine absolut pfadlose Wildnis, deren düsterer Charakter noch durch die Spuren eines großen Waldbrandes verstärkt wurde. Halb verkohlt ragten die dürren Stämme gespenstisch aus dem sich schroff vor uns niedersenkenden Abhange empor. Schweißtriefend und froh, daß unser Pferd nicht das Genick gebrochen hatte, kehrten wir auf den Kamm des Ausläufers zurück und fanden nach einigem Suchen die ersehnte Stina.

Ein stattlicher Grankopf mit buschigen Brauen, grauen Augen und mächtigem Schnurrbart hieß uns freundlich willkommen und schürte, damit wir unsere Kleider trocknen könnten, das in der Mitte der Hütte brennende Feuer. Der Regen rauschte bald wieder auf das Dach der Stina nieder, und der Wind pfiff zwischen den Balken der Wände hindurch, daß das Feuer flackerte. Gegen Abend drangen Sonnenstrahlen durch die Spalten in den raucherfüllten Raum. Wir traten ins Freie und wurden durch einen prächtigen Anblick überrascht. Zwar lag dicht über uns eine dichte Nebelbank, welche den ganzen Kamm des Gebirges bis zu 1700 m hinab umhüllte und sich weit nach Norden über das Land breitete, aber unter derselben lagen Berge und Thäler in glänzendem Schimmer. Ueber das zwischen Buteanu und Albola tief einschneidende Thal Arpaŝelu schweifte der Blick in die prächtig beleuchtete Alt-Ebene. Weißschimmernd erhoben sich die Kirchthürme inmitten ausgedehnter Häuser- und Baumgruppen, wie ein buntscheckiger Teppich lag von Silberstreifen durchzogen die Alt-Ebene mit ihren ausgedehnten Getreide-, Mais- und Brachfeldern vor dem Gebirge ausgebreitet. Noch nie hatte sich mir das siebenbürgische Binnenland in solcher Ausdehnung und Klarheit gezeigt! Alle Bacheinschnitte und Bodenschwankungen traten bei der schrägen Beleuchtung der scheidenden Sonne wirksam hervor.

Auf einigen dünn gepflasterten Scheiten, die über den nassen Boden gelegt waren, breiteten wir in einem Winkel der Stina einen Reisepelz und unsere Plaids zum Nachtlager aus. Bis zum Mittage des nächsten Tages hielten uns Regen und Nebel in der Hütte gefangen, dann wanderten wir, da Giorgiu's Examen ganz ungenügend ausfiel, unter Führung eines kleinen Hirtenbuben längs des Piŝcu Buteanu bald auf dieser, bald auf jener Seite der hier und da aus seinem Kamme hervorragenden Felsen, bis wir an einen kleinen Teich kamen, der fast 1900 m hoch in einer niedrigen Senkung des Bergrückens liegt. Dicht hinter demselben entließen wir unsern kleinen Führer und stiegen, von Giorgiu und seinem Braunen gefolgt, steil hinab in das Hochthal, dem das östliche der zum Kerzer Bache ver-

Digitized by Google

einigten Wildwasser entströmt. An dem untern Ende einer Thalstufe, die plötzlich jäh abfällt, lag zwischen Felstrümmern und stark verwitterten Knieholzbeständen eine, einer großen Haubehütte gleichende Stina, zu der wir den sogenannten Bergführer mit dem Pferde schickten, während wir thalauf wanderten, um den 2050 m hoch gelegenen Bergsee Lacu Bulea zu besuchen.

Das mit Grasflächen und Trümmerhalden bedeckte Thal steigt $1^1/_2$ km langsam empor zwischen den verrüsten Lehnen des mächtigen Buteanu und den pittoresken, weiter oben geschilderten Felsenwänden des Piécu Bulea, zu dessen Kamme man aus der Mitte der Thalsohle in einem Winkel von 38° emporblickt. Bei einem großen, aus mächtigen Blöcken bestehenden Trümmerhaufen, der sich durch den dunklen Schmuck des Knieholzes schon aus ziemlicher Entfernung auf dem Thalboden markirte, und einer aus dem Buteanu breit vorspringenden Felsnase, an der ich Gletscherschliffe fand, verweilten wir längere Zeit und stiegen dann zu einer neuen Thalstufe empor. Merkwürdig kontrastirten die breiten buckelförmigen, theilweise aus dichtem Kalkstein bestehenden Erhebungen derselben mit den scharf und spitz aus den Abhängen und Kämmen hervortretenden Schichtenköpfen der Schiefer; die tellerartigen, flachen Becken trugen in dem vergilbten, halbverfaulten Gras noch die Anzeichen der erst kürzlich geschwundenen Schneedecke. Wir kletterten über eine zweite, weniger hohe Thalstufe empor und standen plötzlich vor dem grünlichen, von einzelnen Schneelagern umgebenen See, der sich 300 m lang und nirgends über 100 m breit unter der ihn um 300 m überragenden Wand des Gebirgskammes hinzieht. Durch einen niedrigen Felsenvorsprung wird der See in zwei fast gleich große Becken gegliedert. Der Untergrund war, obwohl sich nirgends senkrechte Wände unter den Wasserspiegel hinabsenkten, immer nur auf geringe Entfernung sichtbar. Deutlich spiegelte das durch keinen Luftzhauch getrübte Wasser das Bild der von Gewölk umspielten Berge wieder.

Wir betrachteten still das interessante, engumrahmte Hochgebirgsbild und wandten uns dann zurück zur Stina, über die hinweg wir unmittelbar in die Alt-Ebene blickten. Ein bildhübscher, dunkeläugiger Hirt sprang uns leicht wie eine Gemse entgegen und forderte uns in einer mit deutschen Brocken untermischten Rede auf, bei ihm zu nächtigen. So wenig und der unfreundliche, tiefäugige Genosse dieses muntern Gesellen gefiel, und so wenig verlockend die Aussicht auf eine Nacht in dieser erbärmlichen Stina war, wir blieben, um wenn irgend möglich in der Frühe des nächsten Tages die benachbarten Hochgipfel zu ersteigen.

Tiger auf Java.

Von **E. Metzger.**

Wer lange in einem fremden Lande gelebt und sich mit demselben vertraut gemacht hat, geräth gewöhnlich in ein gelindes Erstaunen, wenn ihm eine über dasselbe handelnde Reisebeschreibung in die Hände kommt, die von einem durchreisenden Besucher geschrieben ist, und er kommt zu der Ueberzeugung, daß Urtheile à la Tissot keine specifisch französische Errungenschaft sind, wie man hin und wieder nur zu gern anzunehmen geneigt ist.

So habe ich mich manchmal verwundert, was für merkwürdige Sachen über die niederländischen Kolonien, deren wichtigster Theil Java mir durch längern Aufenthalt daselbst ziemlich bekannt geworden ist, geschrieben werden. Wie oft habe ich mir vorgenommen, nichts, was von Touristen über dies prächtige Land geschrieben ist, zu lesen und doch werde ich meinem Vorsatz untreu, wenn ich in einem, mir von der Buchhandlung zugeschickten Buche einen bekannten Namen aus dem malayischen Archipel entdecke und dadurch eine Art Heimweh in mir erweckt wird.

So ging es mir auch mit Dr. O. Kuntze's „Reise eines Naturforschers um die Welt“ (s. oben S. 13 ff.) und bei diesem Werke, ich muß es gestehen, fand ich mich angenehm überrascht durch die Treue, mit der der Verfasser seine Beobachtungen ohne viel Reflektionen aufgefaßt und niedergeschrieben hat, und wenn ich nun auch die Auffassungen des Herrn Verfassers nicht überall theile und auch Irrthümer durchaus nicht fehlen, ja sogar manche recht starke sich in seinem Buche befinden, so ist es gegenüber einem solchen Werke doch einmal der Mühe werth zu versuchen, einzelne Punkte zu klären.

Für heute möchte ich mir einige Worte über das Vorkommen von Tigern auf Java, welche Herr Dr. Kuntze doch zu sehr auf den Hintergrund zu schieben scheint, mitzutheilen erlauben.

Ich muß im Voraus bemerken, daß im Allgemeinen, was er über das Erscheinen dieser Thiere, namentlich aber darüber sagt, daß Europäer durch dieselben noch nicht angefallen worden sind und die Art, wie er dies erklärt, vollkommen richtig ist. Ehe ich jedoch hierauf näher eingehe, erlaube ich mir zunächst einige trockene Thatsachen mitzutheilen, die den kolonialen Berichten sowie dem Budget von Nederl.-Indien entnommen sind, und über deren Zuverlässigkeit ich weiter sprechen werde.

Auf Java (circa 19 Millionen Einwohner) werden in den Jahren 1878, 1879 und 1880 214 Menschen als durch Tiger getödtet in den Listen verzeichnet. Diese Zahl ist entschieden zu klein, denn nicht nur fehlen aus einzelnen Provinzen alle Angaben darüber, wie ausdrücklich bemerkt ist, sondern die mitgetheilten Zahlen beweisen für einzelne Theile des Landes deutlich, daß dort entweder besondere Schutzengel ihren Einfluß geltend gemacht haben müssen oder aber, daß die Beamten die richtigen Zahlen nicht mitgetheilt haben, resp. nicht im Stande waren dieselben zu ermitteln.

Dagegen kann man durchaus nicht annehmen, daß mehr Unglücksfälle in die Listen aufgenommen sein sollten, als wirklich stattgefunden haben.

Zur Vergleichung führe ich Folgendes an: In den Preanger Regentschaften ($1^1/_4$ Millionen Einw.) sind in den erwähnten drei Jahren 99 Fälle verzeichnet. Dies ist meiner Ansicht nach ein Beweis, daß der Tiger doch nicht so ganz ungefährlich ist und Menschenfleisch liebt, wenn er es nur bekommen kann. Es ist wahr, die südliche Hälfte der Preanger gehört mit zu den wildesten Theilen des Landes, aber der südliche Theil von Bantam, namentlich die vom Schiff aus gesehenen, so herrlichen Gegenden an der südlichen Einfahrt der Sundastraße, sind in dieser Beziehung

Digitized by Google

ebenso gefährlich, wie irgend ein anderer Theil von Java und doch ist in den Jahren 1878 bis 1880 dort kein einziger durch Tiger verursachter Unglücksfall registrirt, und da sich ähnliche Beispiele anführen ließen, glaube ich daher, wie schon erwähnt ist, annehmen zu können, daß die Zahl der Unglücksfälle größer ist, als oben angegeben wurde. Ich will mich in dieser Beziehung an keine Schätzung wagen — die doch nur sehr unsicher sein könnte —, da es sich ja eigentlich nicht um die Zahl der Unglücksfälle, sondern um das Vorkommen der Tiger handelt und hier ist es, meiner Ansicht nach, die Zahl der getödteten Thiere, die vielleicht es erlaubt einen Schluß auf das Vorkommen und die Zahl der lebenden zu machen.

Die niederländische Regierung zahlt für das Tödten eines Königstigers dreißig Gulden, für das eines schwarzen oder gefleckten Panthers zehn Gulden Prämie. Im Budget für 1881 und 1882 sind für diese Ausgaben je 16 000 Gulden für Java, je 10 000 Gulden für die anderen Besitzungen ausgeworfen; wirklich bezahlt sind jedoch (in allen Besitzungen): 1872 etwa 26, 1873 circa 26, 1874 circa 35, 1875 circa 26, 1876 circa 24, 1877 circa 27, 1878 circa 26, 1879 circa 27, 1880 circa 26 Tausend Gulden. Im Durchschnitt beträgt die wirklich ausbezahlte Summe von 1872 bis 1880: 27 100 Gulden im Jahre und wenn man davon für Java, der Annahme des Budgets entsprechend, 16/26 rechnet, kommen auf diese Insel etwa 16 800 Gulden.

Nimmt man die Prämie im Durchschnitt zu zwanzig Gulden an (was entschieden zu hoch ist, da viel weniger Königstiger als Panther erlegt werden), so kommt man auf die, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, immer schon recht ansehnliche Zahl von 840 getödteten Tigern. Doch auch diese Zahl ist zu klein; obwohl nämlich die Regierung es verboten hat, wird gewöhnlich die Ablieferung des Felles verlangt, um die Ausbezahlung der Prämie zu erlangen, oder wenigstens wird vom Fell der Schwanz, ein paar Ohren oder sonst ein Theil weggenommen, um zu verhüten, daß die Prämie für dasselbe Fell zweimal ausbezahlt wird. Wer also gern ein ganzes Tigerfell besitzen möchte (in den Besitz eines solchen unversehrten Felles zu kommen ist allerdings sehr schwer; wenn ein Tiger getödtet ist, wirft sich Alles auf ihn und bringt der Leiche noch Wunden über Wunden bei), muß es vom glücklichen Besieger des Raubthieres zu bekommen suchen, ehe die Prämie bezahlt ist, und so glaube ich noch weit hinter der Wirklichkeit zurück zu bleiben, wenn ich die Zahl der jährlich auf Java allein getödteten Tiger auf 1000 bis 1200 annehme (um nur eine Zahl zu nennen).

Nun darf man nicht vergessen, daß der Eingeborene den Tiger aus eigenem Antriebe nur dann verfolgt, wenn er ihm Schaden gethan hat. Es hängt dies mit seinem eigenthümlichen Glauben an Seelenwanderung zusammen, der vielfach in den Tödten des Tigers die Erlösung der armen Seele aus ihrem zeitweiligen Aufenthalt — sowie in dem Anrichten von Schaden seitens des Tigers das Zeichen dazu sieht. Zuweilen macht sich allerdings die höhere Aufklärung der Häuptlinge und ihre Sucht nach der Prämie geltend und wird Ursache, daß die Tiger systematisch verfolgt werden. Schon die große Gleichmäßigkeit in der Zahl der getödteten Tiger (mit Ausnahme von 1874 besteht kaum ein nennenswerther Unterschied in der ausbezahlten Prämie) muß hier auffallen.

Der noch nicht von der Kultur beleckte Eingeborene nennt den Tiger meist „Großvater“. Das Wort „Tiger“ (mal. matjan, sundan. meong, niedr. javan. matjan, hoch javan. simo) wagt der Eingeborene im Freien kaum zu sagen; er flüstert dasselbe nur tonlos; nur die Bewegung der Lippen deutet an, was er hat sagen wollen.

Daß man den Tiger nur selten zu Gesicht bekommt, wenn man ihn nicht aufsucht, ist gewiß richtig. Darum weicht aber der Tiger dem Menschen noch nicht aus; die Erklärung ist sehr einfach; der Tiger geht nur Nachts auf Raub aus, verläßt erst in der Dämmerung sein Lager, kehrt mit dem Anbruch der Morgendämmerung zu demselben zurück und ist, wenn er einmal sich zur Ruhe begeben hat, so apathisch, daß er dort, wenn man ihn sucht, sich leicht überraschen läßt; noch viel weniger steht er der Beute wegen bei Tage auf und nur, wenn der Liebe Leid ihn quält, verspätet er sich wohl einmal und ist in der Zeit überhaupt am gefährlichsten und macht sich auch in der Nacht durch sein Gebrüll bemerkbar. Der Unterschied ist so auffallend, daß ich oft in einer tigerreichen Gegend auf meine Frage: Was Neues von den Tigern? die Antwort erhielt: Sie sind ausgewandert, aber über zwei Monate (oder X Monate) kommen sie zurück, um hier Hochzeit zu feiern.

Es muß also ein großer Zufall sein, wenn man einem Tiger auf einem seiner Streifzüge begegnet, denn bei Nacht geht weder ein Europäer noch ein Eingeborener in einer durch Tiger unsicher gemachten Gegend aus, wenn er nicht muß, und verläßt die gebahnte Straße nicht ohne Noth. Wenn nun Tessman nie einen Tiger in Freiheit gesehen hat, so ist dies sehr erklärlich, da er doch wohl seine Forschungen nur über Tag anstellte. Dagegen hat Junghuhn, wie ich glaube, mitgetheilt, daß er Tiger in Freiheit angetroffen hat, wenigstens erinnere ich mich, daß in der prächtigen Beschreibung des nächtlichen Thierlebens an der Südküste der Tiger eine Rolle spielt, und an verschiedenen Stellen spricht er davon, daß er wenn nicht den Tiger, doch die Spuren seiner Thätigkeit an Menschen und Thieren gesehen hat.

Gesehen habe ich übrigens selbst, trotzdem ich denn doch beinahe den ganzen westlichen Theil von Java außerhalb der gebahnten Wege durchlaufen und Wege zurückgelegt habe, die sich denen Tessman's und Junghuhn's wohl an die Seite stellen lassen, nur drei Mal Tiger in Freiheit, dagegen bin ich öfter und mandmal in sehr unangenehmer Weise von ihrer Nähe überzeugt worden. Auch von meinen Untergebenen kann ich Aehnliches sagen; nur sehr selten sind Tiger gesehen worden, während sehr oft kein Zweifel über ihre Nähe bestehen konnte.

Eine solche Begegnung will ich nun beschreiben, sie wird auch noch zur nähern Erklärung des Vorhergehenden beitragen können. Ich befand mich im Jahre 1869 auf der Station der Triangulation Tjitakap, auf einem der Hügel an der Südküste von Java, deren Fuß von den fluthen des Indischen Oceans bespült wird. Ursprünglich war dieser Punkt auch für astronomische Beobachtungen bestimmt gewesen und hatte man deßhalb auf längeren Aufenthalt gerechnet. Der Pfeiler für die Beobachtungen war etwa 30 Meter von meiner Hütte entfernt; rund um gruppirten sich Häuser für die mich begleitenden Häuptlinge und Arbeiter, Vorrathskammern, Ställe für Pferde u. s. w., das ganze Etablissement aber war von einem ziemlich starken, hohen Bambuzaun umgeben — zum Schutz gegen die Tiger. Am Tage meiner Ankunft war ich sehr ermüdet; der volle Mond machte astronomische Beobachtungen ziemlich unmöglich und wie reizend auch die Landschaft war, über welche der Sonnenuntergang eine zauberhafte Gluth geworfen hatte, welche mit der den Tropen eigenthümlichen Schnelligkeit dem Dunkel wich, während die silbernen Strahlen des Mondes bald Kraft genug gewannen, die ganze Umgebung taghell zu erleuchten und die Schatten der Hügel

Digitized by Google

über die leicht gekräuselten Wellen des Meeres zu werfen, so ließ ich mich doch hierdurch nicht anregen; ich war zu müde, diese träumerische Stille und zum Schlafen ein und die malerische Gruppe, die ich vor mir hatte: um ein Feuer der Wehhana mit seinen Häuptlingen, am andere Feuer meine Träger und Arbeiter, alle mit der den Sundanesen eigenthümlichen Lebhaftigkeit sprechend und lachend, dazu das Stampfen und Wiehern der Pferde in den an den Zaun grenzenden Ställen, das Krachen der Bambus, in denen der Reis gekocht wurde, waren mir zu bekannt, um noch ein besonderes Interesse zu erregen. Das Mondlicht wetteiferte mit den Flammen der mächtigen Holzfeuer, die angelegt waren, um die Tiger auf genügenden Abstand zu halten, beide warfen ein scharfes, grelles Licht auf die dunkeln, nackten Leiber der Arbeiter und entlockten dem Schmucke und den Waffen der Häuptlinge blitzende Strahlen. Doch ich war, wie gesagt, zu müde und zog mich zurück. Kaum daß ich noch im Stande war, dem frugalen Abendessen einige Ehre zu erweisen; der dumpfe Lärm in meiner Umgebung wirkte einschläfernd und bald lag ich auf meinem Feldbett zwischen Wachen und Träumen.

Auf einmal fuhr ich auf, ich meinte einen fernen Schuß gehört zu haben. Schnell ging ich in den Vorhan der Hütte, wo meine persönlichen Diener schlafen sollten, Niemand war zu sehen; am Zaune bemerkte ich Gruppen, die sich um die Häuptlinge, welche mit den Waffen in der Hand dort standen, gebildet hatten; die Wächter der Pferde waren zu ihren Thieren getreten, ihre Messer hatten sie gezogen, die Klingen blitzten im Mondlicht.

Mit vieler Mühe erfuhr ich, daß ein Tiger um den Zaun geschlichen war, und daß man blind auf ihn geschossen hatte, um ihn zu verjagen. Bald aber kam er zurück und schlich vorsichtig an den Ställen entlang; vergebens suchte ich den Häuptling, dem das Gewehr gehörte, zu bewegen, scharf zu schießen, oder mich schießen zu lassen. Die einzige Antwort war: mein Herr, der Tiger hat uns nichts Böses gethan, ich wage es nicht ihm Böses zu thun; kommt er hier durch den Zaun, so werden wir Dich und uns schützen.

Ich muß bekennen, wiewohl dieser Schlußsatz recht tröstlich klang, war mir doch gar nicht recht wohl dabei, denn die ungeheure Unverschämtheit des Tigers, der trotz der fünfzig bis sechzig Menschen, die anwesend waren und trotz des blinden Schusses in der Nähe des Zaunes lauern blieb, prophezeite nicht viel Gutes. Gleichwohl wagte ich es nicht auf kategorische Weise zu verantlassen, daß ihm eine gute Kugel zwischen die Rippen gejagt wurde.

Man wird mir dies vielleicht verbeuten, aber in meinem Umgang mit den Eingeborenen habe ich immer ihren Glauben (resp. Aberglauben) und ihre Sitten, soweit als nur irgend mit meinen Arbeiten verträglich war, zu schonen gesucht, und namentlich nie meinem persönlichen Gefühl auf Kosten des ihrigen nachgegeben.

Nachdem ich also durch einige trockene Bemerkungen die Häuptlinge vergebens zu überzeugen gesucht hatte, daß es doch gescheiter sei, diesem unverschämten Thiere — unverschämt nämlich, weil es sich erlaube meine, einer Sternguckers, Nachtruhe zu stören — etwas Böses zuzufügen, als abzuwarten, bis es uns etwas Böses zugefügt habe, wünschte ich ihnen wohl zu schlafen und hat nur noch einige blinde Schüsse abzufeuern, um den „Großvater" zum Rückzug zu bewegen.

Das geschah denn auch und kein Tiger ließ sich mehr dort sehen, die Eingeborenen aber hatten Stoff zu mancher Erzählung gefunden, wobei sie ihre Muthmaßungen über die (frühere) Persönlichkeit des Tigers austauschten, der ganz fremdlich gekommen sei, mich bei meiner Arbeit zu beobachten, und als er gesehen habe, daß ich nicht arbeite, und von Flintenschüssen gestört, ärgerlich weggegangen und nicht wiedergekommen sei.

Weshalb nun der Tiger nicht mehr Menschen und Hausthiere frißt? Ein guter Wildschweinsbraten soll ihm lieber sein. Außerdem aber frißt er auch Hirsche, Rehe, wilde Hunde, Seeschildkröten, die ihm aber zuweilen übel mitspielen sollen. Von dem Reichthum des Thierreiches kann sich nur der eine Vorstellung machen, der dasselbe an einer besonders günstigen Stelle beobachtet hat. Obwohl die Gegenden, die Dr. Knutze besucht hat, theilweise recht wildreich sind, ist doch die Gelegenheit nicht besonders günstig, um das Wild in Rudeln zu sehen, d. h. in einer Anzahl, die selbst für den erfahrenen Jäger etwas Ueberraschendes hat. Weiter östlich, auch am Strande des indischen Oceans, giebt es solche Stellen, wo man in der Tümmerung Hunderte von wilden Schweinen sich unter die zahmen Büffel auf der Weide mengen sieht, die sich hierdurch nicht im Geringten stören lassen.

Daß nun der Tiger vorkommenden Falles sich lieber ein Schwein holt, als daß er sich der Gefahr aussetzt, mit den spitzen Hörnern eines kräftigen Büffels Bekanntschaft zu machen, ist ziemlich begreiflich. Außerdem ist der Tiger nach Allem, was ich von ihm gehört habe, ein feiges Thier. Abgesehen davon, daß ihm in allen Jagdgeschichten Blutdurst und Feigheit vorgeworfen werden und daß doch solchen Geschichten meist ein charakteristischer Zug zu Grunde liegt, welcher der Natur entlehnt ist, so ist mir doch ein Fall bekannt — ich habe den Mann und die schrecklichen Wunden, die ihm der Tiger beigebracht hatte, selbst gesehen — wo der Tiger einem Menschen, den er von hinten besprungen, die Tatzen in die Schulter, die Zähne in den Nacken eingeschlagen hatte, ihn aber wieder los ließ, als der Mann, wahrscheinlich unwillkürlich, krampfhaft mit den Händen nach ihm stieß (wobei er vielleicht das Auge traf). Allgemein wird behauptet, daß der Tiger nur einmal nach seinem Opfer springt, wenn er aber den Sprung verfehlt, ihn nicht wiederholt.

Diejenigen Eingeborenen, welche wirkliche Jäger sind, was allerdings nicht häufig vorkommt, greifen den Tiger am liebsten Morgens ganz früh in seinem Lager an; ein wohlgezielter Schuß eröffnet und beendet gewöhnlich den Streit, ist er nicht tödtlich getroffen, so sucht der Tiger zu flüchten; nur wenn er keinen Ausweg findet, stürzt er sich auf seinen Feind. Andere, jedoch seltener und selten allein, lauern ihm auf, wenn er auf seinen Raubzügen ist und suchen ihn zu locken; Häuptlinge und Europäer veranstalten wohl auch große Jagden, bei denen der Tiger häufig nicht geschossen wird.

Uebrigens beweist der Glaube der Eingeborenen an „gute" und „böse" Tiger — ein Unterschied, der wohl nur darauf beruht, daß die einen Nahrung die Menge unter dem Wilde finden, die anderen aber schlecht genährt sind oder aber auf ihren Liebeswegen vergessen haben der Jagd nachzugehen und nun, wenn sie zufällig einer Beute begegnen, den Einflüsterungen ihres knurrenden Magens nachgeben — daß wirklich Umstände bestehen, unter denen Menschen und Thiere den Anfällen des Raubzuges weniger ausgesetzt sind. Diese auffallende Erscheinung findet sich auch bei Krokodilen — man sieht die Eingeborenen manchmal an einer Stelle ganz ruhig baden, während nicht weit davon es von jenen Thieren wimmelt und kein Eingeborener es wagen würde, sich da ins Wasser zu begeben. Dies habe ich so häufig selbst gesehen, und es ist so gut begläubigt, daß die Erklärung nur in ganz bestimmten örtlichen Ver-

Digitized by Google

hältnissen (die aber noch nicht aufgeklärt sind) gesucht werden muß.

Da Dr. Kuntze's Werk die Veranlassung zu diesem Aufsatz gegeben hat, möchte ich nur noch zwei Punkte berühren, die in einer etwaigen zweiten Auflage wegbleiben könnten, nämlich

1) die fortdauernden Fehler in der Orthographie, wo er sogar ganz allgemein vorkommende Wörter und Eigennamen fehlerhaft geschrieben hat: Kati für Kassi (Pfund für gib), Krij für Krieg, Hedsji für Hadji — Herr Bratsch für Herr Praatje; zu Andemans giebt er die Aussprache Oldemans statt Andemans. Daß er den Unterschied zwischen d, dh, t, th nicht beobachtet hat, es sind dies vier verschiedene Buchstaben des javanischen Alphabets (sundanesisch kennt allerdings nur d und t), ist weniger auffallend. Doch hätte dieser Punkt wohl mehr Sorge verdient, da Herr Dr. Kuntze selbst die mitteldeutschen Landsleute vor solchen Verwechselungen warnt[1]). Es kann meiner Ansicht nach für Reisende in so civilisirten Ländern wie Java ist, selbst wenn sie die Sprache nicht kennen, nicht unmöglich sein, die Namen durch Eingeborene (mit deren Schrift) aufschreiben und dies später transcribiren zu lassen.

2) Könnte die Zahlenkombination über Mischlinge und Kreuzungen Seite 395 ruhig wegbleiben; einen praktischen Zweck hat sie doch kaum und für eine theoretische Untersuchung fehlt, wie Herr Dr. Kuntze selbst mittheilt, jegliches Material.

Beiläufig und um vielleicht ein scheinbar dunkles Räthsel aufzulösen, will ich noch erwähnen, daß die „eigenen hölzernen Kreuze, welche die Frauen oft in und über dem Kopf tragen" (S. 337), vermuthlich die Ani-Ani's sind, die Werkzeuge zum Schneiden des Padie (Reis auf dem Felde). Man kann eine Abbildung dieses Instruments bei Crawfurd, History of the Indian Archipelago I, 348 (Javanese suckle), finden.

[1]) Er erzählt sogar Seite 289 einen gewürzten aber hübschen Scherz, jedoch bei ihm die Pointe verloren. Buher ist Reisbrei, auch warmer Umschlag, puper die menschliche Singgelegenheit. Der Doktor — von dem Kuntze spricht, wenn ich nicht irre G., ein Sachs — wollte einer an Zahnschmerzen leidenden Dame warme Umschläge verschreiben und rieth ihr: Machen Sie sich einen warmen „puper".

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Was die englischen Kanfleute schon lange befürchteten, ist jetzt zur Thatsache geworden: die Chinesen haben sich nicht allein eines Theiles des Großhandels in den chinesischen Häfen bemächtigt, sondern gehen jetzt auch daran, ihren bisherigen Lehrmeistern in deren eigenem Lande Konkurrenz zu machen. An Bord des Anfang December in London eingetroffenen Dampfers „Meifoo" (von 1745 Tons Brutto), welcher der erste ist, welcher unter chinesischer Flagge eine Ladung chinesischer Produkte, namentlich Thee, direkt von China nach Europa bringt, befindet sich eine größere Anzahl chinesischer Kaufleute, welche in London eine chinesische Handelsgesellschaft bilden und den direkten Handel zwischen England und China in die Hand nehmen will.

— Jeder, der einmal ein Kaden'sches Buch gelesen hat, wird stets gern nach einer neuen Gabe dieses Autors greifen, welcher unter die besten derjenigen gehört, welche uns Deutschen das italienische Volk bekannter und dadurch sympathischer zu machen bestrebt sind. Gern empfehlen wir darum auch Kaden's neuestes Buch, die „Skizzen und Kulturbilder aus Italien" (Jena, H. Costenoble 1882); wenn auch nicht alle darin enthaltenen neun Aufsätze streng in unser Fach einschlagen, sondern historischen und literaturgeschichtlichen Inhalts sind, so beeinträchtigt doch fast jeder irgend eine Seite des italienischen Volkscharakters und bringt sie uns näher. Von besonderem Interesse erscheinen uns „Räubergeschichten", „Der Esel des heiligen Joseph", welcher sich auf die Thierquälerei der Italiener bezieht, und namentlich „Aberglauben und besondere Bräuche beim Volke des Südens", und darin wieder derjenige Abschnitt, welcher von den Ueberresten antiken Glaubens beim heutigen Volke handelt. Zwei sonderbare Bräuche erlauben wir uns hier anzuführen: „Wohin thut man aber einen Brauch wie den des Ochsen des S. Sapito? In Loreto Aprutino wird am Feste dieses Heiligen ein Ochs, dem man Hörner und Schwanz mit Flittergold und Bändern geschmückt hat und auf dessen mit rother Decke belegtem Rücken ein reichgekleideter Knabe reitet, vor die Kirchenthür geführt, dort muß er vor dem zahlreich versammelten Volke niederknieen, steht dann auf und wird in die Kirche geführt. Was er bei dieser Gelegenheit an Düngstoff fallen läßt, dient zur Bestimmung der Fülle oder Dürftigkeit der bevorstehenden Ernte." Noch toller ist Folgendes: „In die Apotheke des Volkes ist groß und als Hausapotheke billig und bequem. In Heil und Frommen der leidenden Menschheit seien noch eine Menge verschiedener braver Mittelchen genannt, doch will ich bei Haupthellmitteln, der „Königin im Glase", in erster Linie Erwähnung thun: es ist der Urin. Um das Jahr 1856 fand der einst Fra Pasquale von Caforia in ganz besondern Ruf. König Ferdinand der Gläubige ließ diesen Mönch zu sich ins Schloß kommen, räumte ihm eine Wohnung ein, überhäufte ihn mit den Ehren eines Heiligen, als des „ganz besondern Saftes" wegen. Der Aberglaube hatte den königlichen Stengel erhalten, Tausende von Krüppeln, Lahmen, Blinden, Syphilitischen und mit allen möglichen Krankheiten und Gebrechen Behafteten versammelten sich nun jeden Morgen vor dem königlichen Schlosse, riefen den Wundermann mit Schimpf- und Schmeichelnamen und standen und harrten, „bis der Liebliche sich zeigte" und den segenstreichen Stoff über sie ausſprenzte, wo man zufrieden war, wenn man nur ein Tröpfein erhaschte. Ja, der Urin! der von Säuglingen ist gut gegen entzündete Augen, bei schweren Geburten, bei Fieber; warmer Kuhurin heilt Kahlköpfigkeit und Rote."

— Trotz allem Elende im Innern hat die türkische Regierung Muße gefunden, ihr Maß- und Gewichtssystem zu ändern. Am 1. März 1881 (a. St.) soll für Längen-, Flächen- und Raummaße das Meter-system in Anwendung kommen.

— In der Oktobersitzung der Sektionen für Geologie und Mineralogie der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Petersburg berichtete Herr Glinka über seine Besteigung des Magnetberges Katschanar (etwas südlich vom 60° nördl. Br. im Ural) im vergangenen Sommer. Der Hauptkamm des Gebirges liegt westlich von dem genannten Berge; der Katschanar selbst ist in der Richtung von Nord nach Süd 8 Werst lang bei einer Breite von etwa 3 Werst. Der Berg ist von beiden Abhängen aus zugänglich, beschwer-

Digitized by Google

licher aber von Osten her, von wo Glinka den Aufstieg unternahm. Am Wege dahin liegt das Platinabergwerk des Herrn Burdakow, am Flusse Is. Die Ufer desselben bestehen aus weißem silurischem Kalkstein, oben mit Alluvialboden überdeckt, in dem man riesige Mammuthknochen findet. Vom Flüßchen Mokra ab ging der Weg durch dichten Wald, in dem sibirische Cedern, Tannen, Kiefern und Lärchenbäume vorherrschten. Die Seiten des Berges sind mit Geröll bedeckt; höher hinauf wird die Vegetation ärmer. Mühsam nur erreichte man die sogenannten Magnetgruben. Die Erzadern sind von Natur grobförnig und nehmen sichtlich an Massigkeit zu, je tiefer sie hinabreichen. Die Magnetnadel fängt schon auf einige Saschen Abstand von einer solchen Stelle an sich nach allen Seiten zu drehen und über den Gruben neigt sich der Südpol nach abwärts. Nachdem der nördliche Gipfel des Katschkanar erstiegen worden, waren hier die „Löcher" zu erklimmen, senkrecht aufragende Felsspartien, von denen aus man eine großartige Rundschau über die Umgegend hat. Auch in diesen „Löchern" befinden sich in dem Gestein Schichten von Magneteisenerz, was aller Wahrscheinlichkeit nach Murchison zu der Annahme eines vulkanischen Ursprungs des Magneteisens vom Katschkanar führte; Glinka aber bezweifelt die Richtigkeit dieser Annahme. Nach der vorgenommenen barometrischen Messung beträgt die Höhe des Katschkanar annähernd 3100 Fuß (945 m) über dem Meere.

Asien.

— Auf seiner Reise von Kerman nach Bender Abbas 1879 passirte General Houtum-Schindler den Engpaß Jendân, den er als eine, die oöwestlich streichenden Gebirgsschichten in nordsüdlicher Richtung durchschneidende Spalte beschreibt (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. 1881, S. 342). Dieselbe ist anfangs nur einige Fuß breit, der Weg oft von großen Steinblöcken gehemmt und zu beiden Seiten steigen hohe, fast senkrechte Felsenwände empor. Mit Recht heißt dieser Paß Tenge-i-Jendân, „der Gefängniß-Paß". Es ist vorgekommen, daß plötzliche Regengüsse das sonst trockene Strombett in einen reißenden Wildbach verwandelten, der Karawanen, die sich gerade in dem „Gefängnisse" befanden, gänzlich zu Grunde richtete. Vor zwei Jahren überfiel ein solches Mißgeschick eine aus mehr als hundert mit Henna beladenen Eseln bestehende Karawane. Die Eseltreiber konnten sich mit Noth retten, indem sie sich an größere Felsblöcke anklammerten, sämmtliche Esel jedoch wurden entweder durch die vom Wasser herunter gewälzten Felsblöcke getödtet oder vom Wasser in die Ebene hinabgeschwemmt. Das untere Strombett und ein großer Theil der Schamûl-Ebene sollen längere Zeit von Henna roth gefärbt gewesen sein. Die 13 engl. Miles des eigentlichen Engpasses wurden von Schindler's Karawane in sieben Stunden zurückgelegt. Die von Beiern halb vergehrten Kadaver von 11 Eseln und 7 Kameelen, die in dem Passe lagen, bezeugten, wie schwierig die Passage für Packthiere ist. Die 18 Thiere waren der Verlust einer vor zwei Jahren hier durchgegangenen, ziemlich bedeutenden Karawane.

— Ujfalvy's Pläne, als er sich im Frühling 1881 nach British-Indien begab, waren nicht so weitreichend, als die „Times" seiner Zeit (s. „Globus" XL, S. 63) meldeten. Seine Absicht war nicht, in Gesellschaft seiner Frau nach Tibet einzudringen, sondern, wie er an Prof. von Hochstetter am 22. Juni schreibt, zunächst die Landschaften Kulu, Lahul und Spiti ethnologisch zu erforschen, was ihm auch in gewisser Hinsicht gelungen ist. Sodann wollte er das östliche Kaschmir und die Gegenden von Skardo und Leh besuchen und die Völkerschaften am obern Indus mit denen des obern Jarartes und Oxus vergleichen, um spätestens im December in Europa wieder einzutreffen.

— Der erste Schritt zur Erbauung von Telegraphenlinien in China ist geschehen; am 19. September ist die Linie zwischen Schanghai und Tschin-kiang am Jangtse mit Beglückwünschungstelegrammen der Behörden eröffnet worden. Die weitere Linie bis Peking soll binnen drei Monaten hergestellt werden; dieselbe folgt dem Großen Kanale und macht rasche Fortschritte, nachdem das circa 2 engl. Meilen lange Kabel durch den Jangtse-kiang gelegt war. Am 1. December war sie bereits bis Tien-tsin fertig.

Afrika.

— Wir haben früher (Bd. XXXIX, S. 240) von der Gründung einer deutschen Station in Ostafrika, zu Kakoma im Lande Uganda, berichtet. Die dort befindlichen Herren Dr. Böhm, Dr. Kayser und Reichard waren anfangs für ihre Ruhe und Sicherheit ganz auf freundliches Einvernehmen mit den Eingeborenen angewiesen; es gelang ihnen aber durch taktvolles Benehmen, sich bei den Uganda-Leuten so sehr in Gunst und Ansehen zu setzen, daß sie auf Einladung derselben jetzt ihre Station nach Gunda, dem Hauptorte von Uganda, verlegen. Als der Häuptling des Distrikts, Mkimangombe, der sich im Gegensatz zu den Bestrebungen wenig entgegenkommend gezeigt hatte, kürzlich gestorben war, knüpfte seine Schwester und Nachfolgerin Disha ein freundschaftliches Verhältniß mit der deutschen Station an und schlug schließlich den Mitgliedern derselben vor, nach Gunda überzusiedeln und ihr durch Rath und That die Herrschaft über den Distrikt und die Aufrechterhaltung ihres Ansehens nach außen und friedliche Beziehungen mit den Nachbardistrikten zu erleichtern. Herr Reichard begab sich darauf an Ort und Stelle, um die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und schloß einen Vertrag mit der Fürstin und den Großen des Landes, demzufolge ihm und seinen Freunden ein Terrain zur Anlegung der Station innerhalb des Hauptdistriktortes und die nöthigen Ackerfelder zum Unterhalt ihrer selbst und ihrer Leute überwiesen werden sollen. Die Deutschen sollen ferner das Recht haben mit der Fürstin zu Gericht zu sitzen und über Krieg und Frieden zu entscheiden, und die Leute von Gunda die Pflicht, ihren Gästen das Stationshaus zu erbauen und die Felder derselben zu bearbeiten. In Folge dieser günstigen Bedingungen werden die Reisenden nicht allein sehr viel früher die Selbsterhaltung der Station erreichen können, sondern auch sehr viel mehr in der Lage sein, den civilisatorischen Aufgaben einer Station gerecht zu werden. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht arbeiten dieselben fleißig, und wir werden bald eine Reihe zuverlässigerer astronomischer Ortsbestimmungen aus der Gegend besitzen, als bisher vorhanden waren.

— Dr. Buchner ist Anfang September 1881 in Loanda eingetroffen, nachdem er vorher noch einige Zeit im Osten der portugiesischen Kolonie Angola verweilt hat, um seine Reisenotizen zu sichten und zu vervollständigen und besonders um noch linguistisch thätig zu sein.

Inhalt: B. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — J. E. D. Schmelz: Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier. III. (Schluß.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. III. — E. Meyger: Tiger auf Java. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 15. December 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

V.

Am Abend desselben Tages empfing Largeau die Besuche der Notabeln der Stadt, der Mitglieder des Gemeinderaths und des Medschlis, des Gouverneurs Si Mohammed bu Aischa, des Befehlshabers der türkischen Garnison und des Si el-Hadsch Atija; letzterem und dem Gouverneur übergab er die für sie bestimmten Empfehlungsbriefe, in welchen als sein einziger Zweck angegeben war, Handelsverbindungen zwischen Algerien und Ghadames anzubahnen. Schon am nächsten Morgen erschien der Gouverneur abermals und nahm die für ihn bestimmten Geschenke in Empfang, ein Hack aus Tuggurt, eine Jagdflinte mit Zündhütchen und Pulver, ein vergoldetes Notizbuch mit sechs Stiften, ein halbes Ries Papier, einen silbernen ciselirten Becher, Schmuckgegenstände für seine Frau und Spielsachen für seinen Knaben, während Si el-Hadsch Atija einen Hack, eine doppelläufige Pistole, einen silbernen Becher, zwei große Geschäftsbücher, ein magisches Tintenfaß, eine Spieldose und verschiedenes Spielzeug für seinen Sohn erhielt.

Ghadames, heute ein Hauptshandelsplatz zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Sudan, soll der Sage nach von Leuten aus der Oase Siwa gegründet worden sein. Die Largeau meint, deuten auch Kapitelle, Säulentrommeln und Basreliefs, welche jetzt in einem kleinen Kirchhofe vor den Thoren der Stadt vereinigt sind, auf eine ägyptische Kolonie. Unbekannt ist der Zeitpunkt, wann der Ort aus den Händen der Schwarzen, welche noch heute den Grundstock der Bevölkerung bilden, in die der Berbern übergegangen ist. Largeau's haltlose Spekulationen, welche die Berbern von Ghadames mit den makedonischen Briges und kleinasiatischen Phrygiern in Zusammenhang bringen möchten, können wir hier füglich übergehen.) 19 v. Chr. wurde dann Ghadames, dessen inschriftlich bezeugter antiker Name Cidamus lautete, vom Consul Cornelius Balbus erobert und blieb wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte lang beim römischen Reiche. Wenigstens gehörte sie unter dem aus dem nahen Leptis stammenden Kaiser Alexander Severus zur Provinz Numidia. 646 wurde sie von den Arabern erobert; türkisch ist sie erst in neuester Zeit geworden. Es ist heute eine Stadt von etwa 7000 Einwohnern, welche in einer Oase von 24000 Palmenbäumen liegt; eine theils aus Lehm, theils aus Steinen errichtete Mauer umgiebt sie. Ihre Straßen, eng, aber reinlich, sind von den oberen Stockwerken der Häuser überdeckt und erhalten Licht und Luft nur durch hier und da angebrachte Luftlöcher, so daß in ihnen theilweise die vollständigste Dunkelheit herrscht. Die solide aus Luftziegeln erbauten Häuser bestehen meist aus einem Erdgeschoß, welches als Magazin dient, und einem obern Stockwerke, wo der Besitzer wohnt; doch haben sie keine andere Oeffnung als die Eingangsthür und erhalten Licht nur durch eine Oeffnung in der Terrasse. Jedes Stockwerk enthält ein großes Zimmer in der Mitte, um welches sich Duëras, kleine Räume, gruppiren, welche man auf den ersten Blick für Wandschränke zu halten geneigt ist. Gekocht wird gewöhnlich auf den Terrassen, welche alle mit einander in Verbindung stehen und ausschließlich für die Frauen reservirt sind.

Die Stadt umfaßt zwei Hauptquartiere, Beni-Dasit und Teskut, welche durch eine Mauer von einander getrennt sind und sich früher feindlich einander gegenüber standen; dieselben zerfallen wieder in Schuëras, deren Zahl sechs

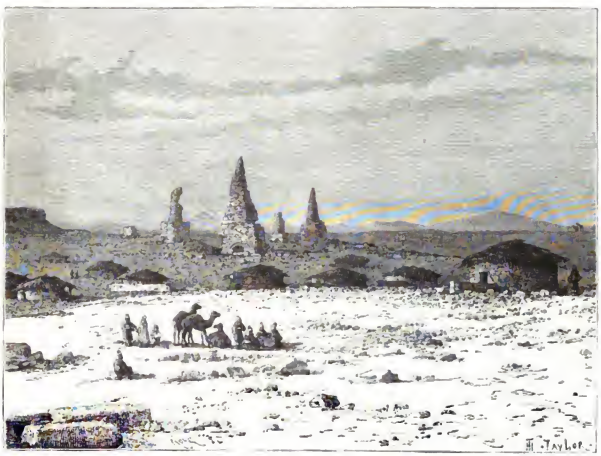
Digitized by Google

Frau aus Ghadames. (Nach einer Skizze Largeau's.)

Digitized by Google

beträgt. Die Bevölkerung besteht aus zwei Klassen, den Edelen von Berber-Abstammung und den Plebejern, welche einheimische Neger oder Atrias sind, und zu denen noch die Nachkommen freigelassener Sklaven kommen. Die vorhandenen Sklaven werden gut behandelt und haben das Recht des Erwerbens und Besitzens; nur selten kommt es vor, daß ein Sklave nach 10 bis 15 Jahren Knechtschaft sich nicht in der Lage befinden sollte, sich frei zu kaufen. Arabier giebt es nur sehr wenig.

Obwohl die Frauen in Ghadames nur Nachts angehen, um die Moscheen zu besuchen, so konnte Largeau doch in seiner Eigenschaft als Arzt mehr als eine bewundern; außerdem machten es manche, von Neugier getrieben, möglich, auf dem Wege zur Moschee sich zu ihm zu schleichen, um unter dem Vorwande, irgend welche Krankheit zu haben, dort die Gebetszeit zuzubringen, den Fremden zu betrachten und auf seine Kosten Bemerkungen auszutauschen. Negerinnen, Mulattinnen und Frauen von Atrias kamen in großer Menge, wenn sie Morgens Wasser holten. Im Allgemeinen sind die Damen von Ghadames, wohlverstanden die von reiner Race, meist schön, und ihre regelmäßigen Züge erinnern an den griechischen Typus in seiner Vollendung. Auf der Straße tragen sie ein langes Gewand von lebhafter Farbe — Roth wird bevorzugt —, welches unter dem rechten Arme hindurchgeht und auf der linken Schulter zusammengehalten wird, darüber ein weißes Wolltuch, auf



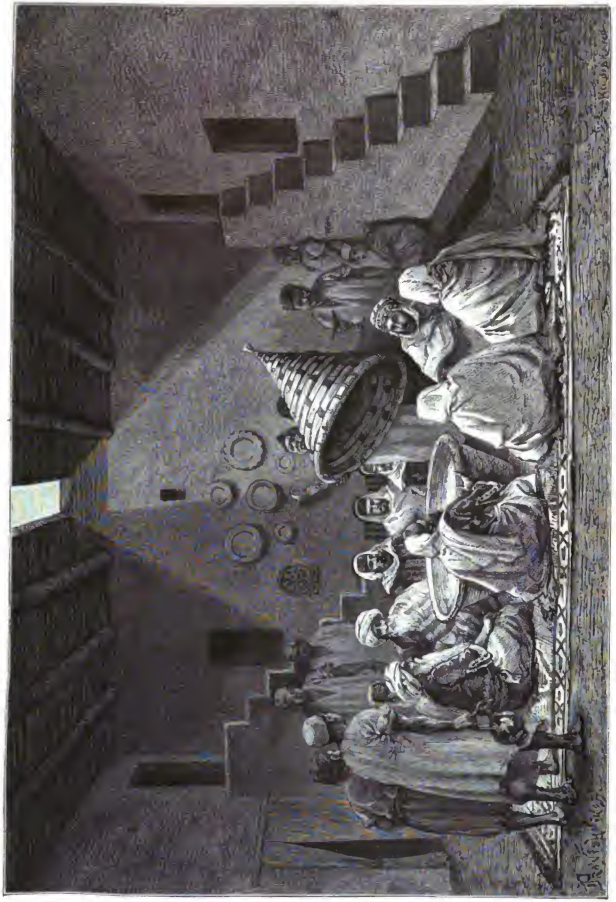
Ein Tuarck-Dorf und alte Gräber bei Ghadames. (Nach einer Photographie.)

dem Kopfe eine phrygische Mütze, die von einem seidenen goldbefranzten Tuche umgeben ist. Den untern Theil des Kopfputzes schmückt eine Art Diadem, das je nach dem Vermögen und der Freigebigkeit des Mannes aus Gold oder Kupfer besteht. Vor der Mitte der Stirn hängt stets eine große rothe Troddel, deren Gebrauch Sklaven untersagt ist; dazu tragen sie Halsbänder von Korallen oder rothen Perlen und an den Füßen reich gestickte Schuhe von rothem Leder.

Freitags findet ein wenig besuchter Markt statt, wo die wenig zahlreichen Einwohner der Umgegend ihre geringen Bedürfnisse befriedigen. Eine richtige Vorstellung vom Handel und Reichthume der Stadt, welche vorzugsweise Stapelplatz ist, kann man sich dort nicht bilden. Er beginnt nach dem Gebete, welches um 1 Uhr Nachmittags stattfindet, und wird auf einem ganz kleinen Platze abgehalten, zu welchem ein großer überwölbter Eingang führt, eine Art Saal mit Divans auf den Seiten, wo sich die großen Herren der Stadt zum Plaudern niederlassen. Jeder ruft seine Waare aus, preist sie an und überläßt sie dem, welcher am meisten bietet. So werden Packe Straußenfedern, allerlei Gewebe, Matten, Teppiche, Kleider aus aller Herren Länder, Waffen, Leder, Mehl, Gerste, Datteln, Oel, Kameele, Hammel u. s. w. verkauft.

Ein zweiter Markt, welcher gewiß nicht der weniger unterhaltende ist — doch dürfen Männer sich auf demselben nicht sehen lassen — wird täglich auf den Terrassen von der Frauenwelt abgehalten. Es werden dort die verschiedensten Dinge verkauft, Ohrgehänge, Ringe, Armbänder, Talismanbüchsen aus ciselirtem Silber, Behälter für

Digitized by Google



Die Tista. (Nach einer Skizze Largeau's.)

Digitized by Google

Kohöl (Schwarz zum Färben der Brauen und Wimpern), Spiegel, Kämme, Wohlgerüche, Küchengeräthe, Lebensmittel von allerlei Art u. s. w. Bei dieser Gelegenheit sollen die Frauen von Ghadames oft wahres Mitleid und Gutherzigkeit entwickeln: zeigt sich dort eine Wittwe, welche allein für ihre Familie zu sorgen hat, so kann sie sicher sein, nicht mit leeren Händen heimkehren zu brauchen. Die eine giebt ihr ein Maß Mehl und sagt: „Nimm, ich leihe es Dir; Du kannst es mir zurückgeben, wenn Dir Allah mehr giebt, als Du brauchst.“ Eine andere theilt ihr von ihren Feigen für die Kinder mit, und eine dritte bringt ihr Butter, vielleicht als Entgelt für irgend einen Dienst, den die Arme ihr in früheren Zeiten einmal geleistet hat.

Verläßt man Ghadames durch das südliche und zugleich Hauptthor und besteigt zwischen Sandsteinblöcken hindurch den Hügel, an dessen Fuße sich der neue Begräbnißplatz hinzieht, so hat man eine weite Umschau über das Land. Gegen Norden steigt das Terrain an bis zu einem Hügel mit zackigem Kamme; nach Westen und Nordwesten hin sieht man die fahlen Gipfel hoher Dünen des Erg; im Nordosten, Osten und Südosten dehnt sich die Hammada aus, ganz mit Gurs übersäet, welche sich mauergleich in die Ferne hinziehen, und im Süden und Südwesten senken sich tiefe Schluchten zu der Schchat-el-Malah. In dieser Richtung bemerkt man auf den Sandsteinblöcken Eindrücke wie von einem Pferdehufe; die Eingeborenen schreiben dieselben der Stute des Propheten zu. Einige Schritte gen Westen führen zu antiken Gräbern, welche bei den Einwohnern der Stadt El-Asuam (die Götzenbilder) heißen; es sind sechs an der Zahl, vier davon gut erhalten und von drei verschiedenen Gestalten. Die erste ist diejenige eines Obelisken, 5 m hoch auf einem Unterbau von 3 m Höhe, aus rohen Sandsteinblöcken errichtet und durch einen Dolomit-Mörtel zusammengehalten. Die Südostseite ist sehr zerstört, die drei anderen aber ziemlich gut erhalten; an der dicken Mörtelschicht, welche die Blöcke bedeckt, kann man noch deutlich die Fugen der Steinplatten erkennen, mit welchen wahrscheinlich vor gar nicht langer Zeit noch das ganze Denkmal überkleidet war. Den zweiten Typus bildet eine große viereckige Säule, oben mit einer vorspringenden Krönung. Zwei andere Gräber haben die Gestalt eines Kreuzes, wie es in Irland vor Einführung des Christenthumes

Die Schchat el-Malah. (Nach einer Photographie.)

vorkommt; der südliche Arm derselben ist vollständig verschwunden. Die letzten beiden Gräber sind sehr zerfallen; ihre Erbauung schreibt H. Duveyrier dem lybischen Volke der Garamanten zu. Im Innern jedes Grabmales hat man eine ovale, gut gewölbte Kammer von der Länge eines großen Menschen gefunden und in derselben angeblich Gebeine und kleine Lampen aus gebranntem Thone. Zur Zeit von Largeau's Besuch stand neben diesen Denkmälern ein kleines Tuareg-Dorf.

1 km westlich von der Oase, auf demselben Plateau, erhebt sich ein halb zerstörter Thurm, der augenscheinlich rund war und nach oben sich etwas verjüngte, 5 m hoch und 12 Schritt im Durchmesser. Oben schloß ihn eine Platteforme ab, an deren Nordseite ein zweiter kleiner ovaler Thurm steht, welcher eine gleichfalls ovale, 2 m lange, offenbar einst gewölbte Kammer umschließt. Aus der Form dieses kleinen Thurmes und der Sorgfalt, mit welcher der Bewurf der Kammer geglättet ist, möchte Largeau schließen, daß er als Begräbnißort diente; er zeigt Anklänge an die sardinischen Nurhagen und die Thürme auf den Balearen (s. „Globus“ XXX, S. 118).

Largeau hatte sich mit den Mitgliedern der Dschemáa und des Medschlis, sowie mit den ersten Kaufleuten in Verbindung gesetzt, welche sich alle bereit erklärten, mit Algerien Handelsverbindungen anzuknüpfen. Am 28. erschien der Gouverneur, gerade als Largeau sich von seiner Lagerstelle, einem Gepardenfelle, das über eine Matte gebreitet war, erhob, und theilte ihm mit, daß die Notabeln ihn erwarteten, um ihm die Tiffa anzubieten. Sie begaben sich in einen ziemlich geräumigen Saal, in welchem 26 Personen, darunter 15 Sklaven und Diener, versammelt waren, und in dessen Mitte ein irdener Napf stand, so gewaltig, wie ihn Largeau noch niemals gesehen hatte: die Spitze seines aus Palmenblättern geflochtenen Deckels erreichte fast Mannshöhe.

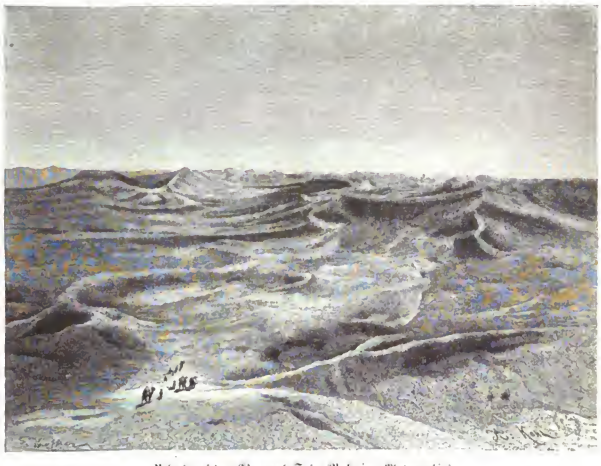
Zu elf Personen nahm man um die Schüssel auf Teppichen Platz und saß dennoch bequem. Wie ihm der Gouverneur erklärte, war es das Prachtstück der Stadt, welches nur in Gebrauch genommen wird, wenn ein Einwohner von Bedeutung von einer langen Reise zurückkehrt. Nach alter Sitte ißt man aus ihr nur mit den Fingern, nie mittels Gabel oder Löffel. Ein paar Sklaven mit Waschbecken, Kanne und Handtuch machten die Runde bei den Tischgenossen: dann gab ein alter Herr das Zeichen zum Zulangen, und jeder eröffnete den Angriff auf die Riesenschüssel, welche einen angenehm schmeckenden Brei aus Mehl, Milch und Honig enthielt. Bei der nachfolgenden Unterhaltung erklärten sich mehrere der Anwesenden bereit, Largeau nach Frankreich zu begleiten, um die

Digitized by Google

dortigen Fabriken zu besehen und Probeeinkäufe zu machen. Ihr Gast mußte ihnen das leider ausreden, da er nicht Mittel genug besaß, sie in seiner Heimath gastfreundlich zu empfangen, ja sie auch nur bis Alger zu schaffen, und auf eine Unterstützung Seitens der Regierung und der Handelskammern nicht rechnen durfte. Doch versprach er im nächsten Jahre mit einer Karawane französischer Kaufleute zurückzukehren und seine Gastfreunde abzuholen. Ein Brief des Gouverneurs sicherte den Franzosen gute Aufnahme zu.

Da inzwischen die heiße Jahreszeit rasch herankam, setzte er seine Abreise nach Suf auf den 6. Mai fest, miethete andere Kameeltreiber, da Rabah nach Uargla zurückgekehrt war, und verließ am bestimmten Tage um 2 Uhr Nachmittags die gastliche Stadt, eine Strecke weit begleitet von den Notabeln in ihren schönsten Gewändern und von fünfzig Reitern der Garnison, während auf dem Sandsteinhügel die Menge des Volkes versammelt war und zur Feier des Ereignisses, wie üblich, die Flinten abschoß.

In diesem Tage konnte man doch nicht mehr weit gelangen, lagerte also schon bald nach 5 Uhr, nachdem man die schlimme Sebchat el Malah überschritten hatte. Die Karawane umfaßte neun Personen: Largeau und seinen Diener Ali, drei Kameeltreiber Bel Kasem ben Baschir, Ann ben Menafer und Messaud ben el Bahadi, ferner den zwanzigjährigen Bel Kasem ben Amar, den riesigen, fast vierzigjährigen El Fehem ben Mohammed, den Neger Belel,



Ughrud auf dem Wege nach Suf. (Nach einer Photographie.)

der Messaud's Diener war, und den ehrwürdigen Nasser ben Rhotaja. Letzterer hatte sich nach Verlust von Weib und Kind so an die Wüste gewöhnt, daß er im Dorfe vor Langeweile fast umkam; seine jungen Freunde nahmen ihn deshalb stets mit in die Dünen, obwohl er dort nicht mehr jagte, sondern trieb, was ihm beliebte.

Der achte März war ein anstrengender Tag: in der Sonne waren es 58° und man mußte ein wahres Chaos von spitzen Ughrud, tiefen Schluchten, die vielfach von „Adern" durchsetzt wurden, und Dünen bis zu 150 m Höhe durchschneiden. Die Frühstückrast wurde am Fuße des Ughrud El Hanamed gemacht; derselbe führt den Namen eines östlich von Ghadames lagernden Stammes und ist bekannt durch ein vor 60 Jahren geliefertes Gefecht zwischen Leuten von Suf und einer Bande von Hanamed's, welche letzteren ihren hinterlistigen Ueberfall der Suafa insgesammt mit dem Leben bezahlen mußten. Am Boden eines ziemlich tiefen Loches zeigte man dem Reisenden noch ein Dutzend Schädel, welche die Suafa stets von Neuem, wenn sie der Sand bedeckt, herausgraben.

Beim Erwachen am 9. März fanden sich der Reisende und seine Gefährten von einer Menge kleiner gelber Skorpione umgeben; es soll das nach Angabe der Jäger stets der Fall sein, wenn sich während der Nacht Chwind erhebt. Am selben Tage sah man beim Sif el Akel Ueberbleibsel eines Kampfes, welchen im Jahre 1870 die Schaamba und die Leute von Sinaun gegen einander ausgefochten hatten. Schädel, einzelne Knochen und zwei vollständige Skelette, halb im Sande begraben, lagen noch herum, wie sich überhaupt längs dieses Weges zwischen Ghadames und Suf

Digitized by Google

zahlreiche Gräber von gefallenen Kriegern, Ermordeten und umgekommenen Sklaven finden. In trauriger Einförmigkeit ging der Marsch in ungefähr nordwestlicher Richtung die nächsten Tage weiter. Ein Ereigniß betrübender Art war es, daß zwei Schläuche zerrissen, der eine in Folge dessen, daß das Horn einer Gazelle, die man am Kamelsattel aufgehängt, ihn durchstoßen hatte; man war von nun an gezwungen kleinere Wasserrationen zu vertheilen, was besonders unangenehm empfunden wurde, als am 13. ein heftiger Samum losbrach und den Reisenden trotz aller Vorsichtsmaßregeln den feinen Staub in Augen, Nase und Mund jagte. An der Stelle Mekiem el-Asel (Honig-Paß), so genannt, weil Jemand dort einmal einen Topf voll Honig zerbrochen hatte, lagerte man, von Durst erschöpft. Mehrmals mußte man in der Nacht aufstehen, um den niederfallenden Sand von sich abzuschütteln, und dennoch war man am nächsten Morgen halb von demselben begraben. Obendrein hatten sich fünf Kameele verlaufen, deren letztes die Jäger erst lange nach Mittag und nach unsäglichen Anstrengungen herbeizuschaffen vermochten. Erst kurz vor 3 Uhr konnte man aufbrechen, ein Zeitverlust, den man Angesichts des drohenden Wassermangels dadurch wieder einzubringen suchte, daß man am folgenden Tage (15. März) um 3 Uhr früh aufbrach und 13½ Stunden lang marschirte. So setzte man es durch, am 16. um 8 Uhr 20 Minuten glücklich den „Neuen Brunnen“, Bir el-Dschedid, zu erreichen, der trotz seinem Namen der älteste weit und breit ist. Er ist 12,9 m tief, sein Wasser 21° warm und sehr angenehm; es gilt für das beste in diesem Theil der Wüste und ist das süßeste, welches Largeau in der Sahara getrunken hat. Nachdem sich die Menschen gelabt, kamen die Kameele daran, welche seit 11 Tagen kein Wasser gesehen hatten, und einige arme kleine Viech, welche Largeau's Lente in ihre Heimath mitnahmen und unterwegs nur dreimal nothdürftig getränkt hatten.

Am 17. überschritt man die Ebene Debebabit, d. h. „Mit den Schuhen“; diesen Namen führt sie, weil die Kalkschiefer-Blättchen, mit welchen sie bedeckt ist, die Araber zwingen, ihr Schuhwerk anzulegen. Darauf folgen die „Meschdinen“ (Zemmel ed-Tegig), die aus weißem, gypsigem Kalke bestehen und so ihren Namen rechtfertigen; sie besitzen eine verhältnißmäßig reiche Vegetation und können als Weideplätze dienen. Am nächsten Tage trennten sich die meisten Begleiter Largeau's von ihm, um zu Stammesgenossen, die in der Nähe lagerten, zu stoßen, und er behielt nur drei Kameeltreiber bei sich.

Am 19. Nachmittags betrat man eine Gegend, die vorzugsweise als El-Erg (die Adern) bezeichnet werden kann. Bou dort an bis über El-Ubeb hinaus ist die ganze, natürlich sehr gewellte Ebene mit niedrigen weißen „Adern“ bedeckt, welche sich wie mächtige Furchen in der Richtung von Nordosten nach Südwesten erstrecken. In dieser Richtung wird auch sonst in der Sahara der Sand vom Winde fortbewegt. Am 20. war der Weg mitten im Erg schlecht genug, aber alle schritten munter zu in dem Gedanken, daß ihre Leiden bald ein Ende erreichen würden, daß man sich Suf nähere und bald Sonnenglnth und saulendes Wasser mit kühlem Baumschatten und einem frischen Trunke vertauschen könnte.

Die Fahrt des „Rodgers“ nach Wrangel-Land[1]).

Am 16. Juni 1881 verließ der von der amerikanischen Regierung ausgesandte Dampfer „Rodgers“ den Hafen von San Francisco, um im Eismeere, nördlich der Beringstraße, eine Suchexpedition nach dem seit September 1879 verschollenen Polarschiffe „Jeannette“ auszuführen. An Bord des „Rodgers“ befanden sich der Befehlshaber, Lieutenant Robert M. Berry und 35 Mann; nähere Angaben über die Mannschaft und Ausrüstung dieser Expedition werden bereits in dieser Zeitschrift mitgetheilt[2]).

Nach 33tägiger Ueberfahrt traf der „Rodgers“ am 19. Juli in Petropawlowsk (Kamtschatka) ein, fuhr am 26. nach St. Michael, der am Norton-Sund gelegenen Handelsstation im nördlichen Alaska, weiter, und von dort nach der St. Lorenz-Bai, auf der sibirischen Seite der Beringstraße, wo er am 18. August ankangte. An diesen Stationen wurden Pelzkleider, Eskimo-Hunde und Schlitten, einige Tschuktschen-Jäger, sowie frische Kohlenvorräthe an Bord genommen. Schon am 19. passirte der „Rodgers“ die Beringstraße und dann den Polarkreis und erreichte am 21. Kap Serdze-Kamen, die Nordspitze der Tschuktschen-Halbinsel, wo bei einem kleinen Dorfe geankert wurde, von dessen Bewohnern man aber aus Mangel an Dolmetschern keine Erkundigungen einziehen konnte, worauf nach kurzem Aufenthalt der Kurs direkt nach Norden genommen wurde. Am Abend des 23. kam Kap Hawaii, die Südostspitze von Wrangel-Land, in Sicht und am nächsten Morgen waren bei kaltem klaren Wetter sowohl letzteres als die Herald-Insel deutlich zu sehen. Gegen Mittag hielt der „Rodgers“ an der westlichen Seite der Herald-Insel, welche eisfrei gefunden wurde. Lieutenant Manning wurde mit einer Bootsmannschaft ans Land geschickt, was in Folge der heftigen Brandung nur mit Mühe gelang. Von der höchsten Spitze der Insel wurde eine Umschau nach Spuren der „Jeannette“ und der vermißten Walfischfänger gehalten, aber ohne Erfolg; so selbst der vom Zollkutter „Corwin“ am 31. Juli errichtete Steinhaufen auf der Nordostspitze wurde nicht einmal gesehen. Wrangel-Land war in voller Sicht, aber nach Norden war trotz der klaren Luft keine Spur von Land zu sehen. Nachdem das Boot wieder an Bord genommen, fuhr der „Rodgers“ noch eine Strecke weit an der Südküste entlang und richtete dann den Kurs nach Kap Hawaii auf Wrangel-Land.

Am nächsten Morgen um 10 Uhr war man in Sicht desselben; das östliche Ufer war mit dickem Packeis besetzt, das sich, so weit man sehen konnte, nach Norden erstreckte. Langsam durch die offenen Wasserstraßen im losen Eise auf der Südseite dampfend, näherte der „Rodgers“ sich allmälig dem Lande und konnte um 10 Uhr Abends, etwa eine halbe englische Meile vom Ufer, in 6 Faden tiefem, eisfreien Wasser Anker werfen. Zur Feier des glücklichen Erfolges wurden zwei Raketen abgebrannt. Am Morgen des 26. August untersuchte ein Boot eine benachbarte Lagune, in

[1]) Nach dem officiellen Berichte des Lieutenant Berry und den Briefen des Specialkorrespondenten im „Newyork Herald“ vom 17. und 18. November 1881.

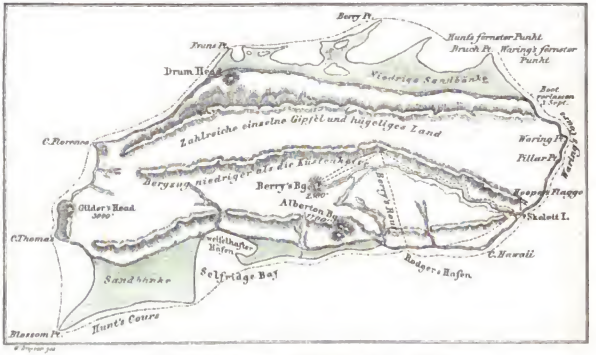
[2]) Vergl. „Globus“ Bd. XL, S. 108.

Digitized by Google

welcher man hinter einer niedrigen Sandspitze einen ausgezeichneten kleinen Hafen mit tiefem Wasser und gutem Ankergrund fand. In diesem wurde der „Rodgers“ festgelegt, worauf man sogleich die Vorbereitungen für die drei Suchexpeditionen begann, welche das neue Land erforschen sollten.

Wrangel-Land (das Kellett-Land der englischen Admiralitätskarten), dessen Existenz seit dem Jahre 1822 durch den russischen Gouverneur Wrangel nach den Aussagen der Küsten-Tschuktschen, welche bei klarem Wetter vom Kap Jakan aus die hohen Berge des fremden Landes im Norden sehen konnten, bekannt geworden, wurde erst 1849 von dem englischen Kapitän Kellett von der Herald Insel aus gesehen. Im August 1867 fuhr der amerikanische Walfischfänger „Nile“, Kapitän Long, in kurzer Entfernung von der Südküste entlang, aber ohne eine Landung zu machen, und seitdem ist Wrangel-Land fast jedes Jahr von den Walfischfängern gesichtet, aber noch nie betreten worden; denn auch die erst kürzlich gemeldete Landung des Kapitän Tallmann, mit dem Schoner „Talbot“ schon im Jahre 1866, scheint an Mangel von Beweisen und innerem Widersprüchen zu leiden [1]). Die erste authentische Landung auf Wrangel-Land führte Lieutenant Reynolds von „Corwin“ am 12. August 1881, also 13 Tage vor der Ankunft des „Rodgers“, aus. (Vergl. „Globus“ Bd. XL, S. 320.)

Am Nachmittage des 27. August verließen die drei Forschungsexpeditionen das Schiff. Die erste derselben, welche in das Innere der Insel dringen und einen hohen Punkt besteigen sollte, wurde von Kapitän Berry selbst angeführt, der von dem Schiffsarzt Dr. Jones und vier Mann begleitet wurde, darunter Frank Melms, einem Mitglied der Schwatka'schen Expedition nach König-Wilhelm-Land



5 10 15 20 25 Kilometer. Ungefährer Maßstab: 1 : 2 800 000.

Wrangel-Land nach den Aufnahmen des „Rodgers“.
(Die Originalskizze giebt folgende Positionen an: Berry Point 71°52' n. Br.; Blossom Point 70° 50' n. Br. 179° 28' östl. L. Greenw.; Rodgers Hafen 70° 57' n. Br.; 178° 10' westl. L.; Waring Point 71° 18' n. Br. 177° westl. L.)

1878 bis 1880. Die zweite, unter Lieutenant Waring mit Dr. Castillo und fünf Mann, sollte in einem Boot der Küstenlinie nach Osten folgen, und die dritte unter Lieutenant Hunt mit dem Ingenieur Zane und fünf Mann hatte die Instruktion, die Fahrt um die Insel in westlicher Richtung auszuführen. Beide Boote wurden mit Vorräthen auf 15 Tage ausgerüstet. Das Hauptschiff blieb mit 19 Mann unter Befehl des Lieutenants Putnam zurück, welcher mittlerweile Vermessungen des Hafens und der benachbarten Küstenlinien ausführen sollte. Der Verlauf der drei Expeditionen muß nun getrennt verfolgt werden.

1. Lieutenant Berry's Expedition ins Innere. Diese Abtheilung ging zuerst in fast nördlicher Richtung gegen 20 engl. Meilen weit in die Insel hinein. Die Begetation im Innern war äußerst spärlich und unterschied sich durch Nichts von derjenigen an der Küste. Von Thierspuren wurden nur diejenigen einiger Füchse und Feldmäuse gesehen; die von Kapitän Tallmann berichteten Spuren von Moschusochsen wurden nirgends entdeckt. Zwei Hügelketten folgen dem Lauf der nördlichen und südlichen Küsten, während eine Centralkette, die aber niedriger als die Küstenberge ist, in ost-westlicher Richtung die Insel durchzieht. Zwischen den verschiedenen Höhenzügen befindet sich kahles, wellenförmiges Land, welches von Bächen durchströmt wird, die anscheinend von dem Schnee der Bergketten genährt werden. Lieutenant Berry bestieg einen, fast im Centrum der Insel gelegenen, gegen 2500 Fuß hohen Berg, von wo er offenes Meer rings um die Insel sehen konnte, mit Aus-

[1]) Dagegen tritt Dr. Lindeman neuerdings (Deutsche Geogr. Blätter IV, S. 319 ff.) nachdrücklich für Tallmann's Priorität hinsichtlich der Entdeckung von Wrangel-Land ein.

Digitized by Google

nahme des Westens und Südwestens, wo eine hohe Bergkette die Aussicht verhinderte. Jedenfalls wurde aber der bisher unbekannte, insulare Charakter des Wrangel-Landes außer Zweifel gestellt. Nachdem man eine Anzahl Pflanzen- und Mineralproben sowie mehrere gut erhaltene Mammuthstoßzähne gesammelt, trat die Expedition die Rückkehr zum Schiffe an. In der Nacht des 3. September traf Lieutenant Berry bei demselben ein, da er voraus gegangen war, um seinen durch Strapazen und Schneestürme erschöpften Leuten Hilfe zu holen, und am nächsten Tage befanden sich alle Mitglieder dieser Abtheilung wieder wohlbehalten an Bord. Während ihrer Abwesenheit hatten die Zurückgebliebenen drei Eisbären, die wohl auf schwimmendem Eise vom Festlande herübergekommen sein mögen, sowie 10 Walrosse erlegt. Die genaue Lage des „Rodgers-Hafen“ war zu 70° 57′ nördl. Br. und 178° 10′ westl. L. bestimmt worden.

2. Waring's Expedition nach Osten. Diese Abtheilung trat ihre Bootfahrt mit günstigem Winde an und erreichte am Abend Kap Hawaii, wo gelandet und gelagert wurde. Am nächsten Morgen fuhr das Boot in eine Flußmündung ein, in deren Nähe die vom „Corwin“ aufgerichtete Flaggenstange sowie die niedergelegten Dokumente gefunden wurden. Am Nachmittag passirte man ein Vorgebirge, welches sich durch eine gegen 100 Fuß hohe Felsensäule auszeichnete und deshalb „Pillar Point“ benannt wurde. Hier stellte sich schweres Packeis ein, das, so weit das Auge reichte, sich nach Osten erstreckte. In der Nähe des Ufers waren noch einige schmale Wasserstraßen frei, durch welche das Boot langsam weiter fuhr und so die Ostspitze — Waring's Point — passirte. Am Abend mußte jedoch das Boot vor undurchdringlichem Eise ans Ufer gezogen werden. Von einem hohen Hügel aus sah Waring, daß die Küste sich jetzt nach Westen wandte und in lange, niedrige Sandspitzen auslief, welche große Lagunen voller Packeis bildeten. Am nächsten Tage gelang es noch, während 6stündiger schwerer Arbeit, um weitere 5 Seemeilen vorzudringen und dadurch die Nordwestspitze zu erreichen, aber dann begann der Nordwind die Eisfelder dicht aus Ufer zu treiben, so daß wieder das Boot ans Land gezogen werden mußte, um es vor dem Zerdrücken zu retten. An dieser Stelle blieb die Expedition drei Tage lang liegen, vergeblich auf ein Aufbrechen des Eises wartend. Am 2. September sandte Waring einige seiner Leute bis zu der nächsten, gegen 15 Meilen entfernten Landspitze, von wo sie die Küstenlinie nach Westen bis zur Biegung nach Südwest sehen konnten. Diese Spitze — Bruch Point benannt — war der weiteste von dieser Expedition erreichte Punkt, denn am nächsten Tage beschloß Waring, das Boot zurückzulassen und zu Fuß über Land zum Schiffe zurückzukehren. Auf einem Hügel wurde eine Signalstange mit einem Bericht aufgestellt, das Boot aus dem Bereich der Fluth gezogen und umgekehrt; und am frühen Morgen des 3. September inmitten eines starken Schneesturmes der Rückmarsch angetreten. Nach großen Anstrengungen und in sehr erschöpftem Zustande traf diese Abtheilung am nächsten Tage wieder am Rodgers-Hafen ein.

3. Hunt's Expedition nach Westen. Derselbe Wind, welcher die vorige Expedition bei ihrer Abfahrt begünstigte, zwang diese Abtheilung zu der schweren Arbeit des Ruderns, so daß sie Abends 9 Uhr beim Lagern sich erst 9 Meilen westlich von dem Schiffe befand. Auch am nächsten Tage blieb der Gegenwind sehr hinderlich; bei einer Landung zur Untersuchung eines vermeintlichen Kairns wurde ein großer Eisbär erlegt. Am dritten Tage passirte das Boot die südwestliche Spitze der Insel (Blossom-Point) an einer niedrigen, grossen Sandbank, und dann wandte sich der Kurs nach Norden. Jetzt stellte sich viel Eis ein, und trotz angestrengter Arbeit gelang es nur 4 Meilen zurückzulegen. Am folgenden Tage konnte die Expedition nur vorwärts bringen, indem Wege durch das Eis geschnitten und das Boot mit Stricken zum Lande aus weiter gezogen wurde, und Tag auf Tag mußte diese mühselige Arbeit fortgesetzt werden. Auf diese Weise wurden die westlichen Vorgebirge passirt, und erst am 5. September erreichte das Boot die nördliche Spitze, Evans Point. Von hier konnte Hunt deutlich die nordöstlichen Vorgebirge der Insel, wo Waring am 3. September umkehrte, sehen. Die ganze Nordküste bestand aus einer Reihenfolge von niedrigen Sandspitzen, zwischen welchen große, aber sehr seichte Lagunen lagen, in welchen das Boot fortwährend festlief. Manche dieser Spitzen ließen 20 bis 25 Meilen weit vom Festlande ins Meer hinaus, und dabei waren sie so dicht mit Eis besetzt, daß die Expedition oft noch um Mitternacht beschäftigt war, durch einzelne Wasserstraßen einen geeigneten Lagerplatz zu suchen. Nachdem Hunt einen Punkt erreicht, wo ihn nur noch wenige Meilen von Waring's letztem Lager trennten, sah er sich, wie Jener, von demselben undurchdringlichen Packeis gezwungen umzukehren. Die Rückfahrt wurde in fünf Tagen ausgeführt, und am Abend des 11. September befanden sich wieder sämmtliche Mitglieder der Expedition an Bord des „Rodgers“.

Obgleich es somit keinem der Boote gelang, die Umschiffung von Wrangel-Land auszuführen, ist dieselbe dennoch insofern vollständig, als die beiden Umkehrpunkte in deutlicher Sicht von einander waren. Der Hauptertrag der Expedition besteht somit in der vollständigen geographischen Aufnahme dieser bisher so geheimnißvollen Insel, dagegen ist ihr Hauptzweck — den Schleier über das Schicksal der „Jeannette“ zu lüften —, verfehlt, denn nirgends wurde die geringste Spur derselben entdeckt, trotzdem Kapitän De Long die Absicht hatte, Berichte auf Wrangel-Land niederzulegen [1]).

* * *

[1]) Die „Jeannette“ ist, wie sich inzwischen herausgestellt hat, von Wrangel-Land, soweit bessen sie am 2. September 1879 zuletzt gesehen wurde, nach Nordwesten vorgedrungen oder dorthin getrieben und hat dort ihr Ende gefunden. Das bezügliche Telegramm aus St. Petersburg vom 20. Decbr. 1881 lautet:

Die Regierung von Jakutsk wurde benachrichtigt, daß neun Eingeborene des Sdganskier Bezirks am Kap Martin (Nordostspitze des Lena-Deltas), 140 Werst nördlich vom Kap Bykow, am 14. September ein großes Boot fanden mit elf Personen von dem Dampfer „Jeannette“, welcher nach vielen Leiden Schiffbruch gelitten hatte. Der Abjunkt des Distrikthchefs wurde sofort benachrichtigt, mit einem Arzt und Medikamenten den Schiffbrüchigen Hilfe zu leisten, sie nach Jakutsk zu bringen und nach der übrigen Mannschaft zu suchen. 500 Rubel wurden zur Deckung der ersten Kosten angewiesen. Der zu dem geschilderten Dampfer gehörige Ingenieur Melville sandte drei identische Telegramme an den Besitzer des „Newyork Herald“, Bennet, in London, an den Sekretär der Admiralität in Washington und an den amerikanischen Gesandten in Petersburg. Die Schiffbrüchigen litten an Allem Mangel. Melville meldet, daß der Dampfer „Jeannette“ am 23. Juni unter dem 77. Breitengrade (genauer 77°15′) und dem 157. Längengrade vollständig von Eismassen eingeschlossen war. Die Schiffbrüchigen, welche in drei Abtheilungen in Booten aufgebrochen waren, wurden 50 Meilen nordwestlich von der Mündung der Lena durch heftige Stürme und Nebel getrennt. Das Boot Nro. 3 unter der Führung Melville's erreichte am 17. September die östliche Mündung der Lena, wo es durch Eisschollen bei dem den heidnischen Eingeborenen bewohnten Weiler Bolonenga festgehalten wurde. Das Boot Nro. 1 unter Besehl von Lieut. de Long ist an der nördlichen Mündung der Lena gelandet; die Mannschaft desselben befindet sich in einem furchtbaren Zustande, da mehreren Personen die Gliedmaßen abgefroren sind. Zur Unterstützung der Unglücklichen, die sich in äußerster Gefahr befinden, ist eine Expedition abgegangen. Vom Boote Nro. 2 fehlen noch alle Nachrichten.

Digitized by Google

Am 13. September, nach 19tägigem Aufenthalt, verließ der „Rodgers“ seinen Hafen, um noch einen Vorstoß gegen Norden auszuführen. Nach einem, durch Packeis verhinderten Versuche, das von Waring am Nordostende zurückgelassene Boot abzuholen, wandte sich das Schiff wieder zur Herald-Insel, wo ebenfalls ein Versuch, auf der östlichen Seite zu landen, mißlang. Sodann wurde der Kurs direkt nach Norden genommen, bis am 16. der Rand des Packeises unter dem 73° nördl. Br. getroffen wurde; doch gelang es nach N.-O. noch weiter vorzudringen, bis am 19. der „Rodgers“ seinen nördlichsten Punkt unter 73° 44′ nördl. Br. und 171° 48′ westl. L. erreichte, überhaupt der höchste, je im Norden der Beringstraße erreichte Punkt. Von hier konnte vom Maſtkorbe aus nach Norden kein Land gesehen werden, sondern es ergaben auch die Lothungen, daß die Meerestiefe, je weiter das Schiff nach Norden kam, zunahm: und zwar von 20 bis 30 Faden bei der Herald-Insel bis zu 82 Faden an diesem Punkte. Der Meeresboden war bald hart, bald bestand er aus schwarzem Sande oder, wie an der tiefsten Stelle, aus bläulicher Erde.

Nun kehrte der „Rodgers“ zum nordöstlichen Theile von Wrangel-Land zurück, wo er am 22. eintraf, und da mittlerweile der Wind das Eis etwas verschoben hatte, gelang es diesmal Waring's Boot und alle zurückgelassenen Gegenstände seiner Expedition wieder zu erlangen, worauf der Kurs nochmals nach Norden genommen wurde, um das hier von einem Walfischfänger vermeintlich gesehene Land zu finden. Die Fahrt ging am Ostrande des Packeises entlang, bis am 24. unter 73° 28′ nördlicher Breite und 179° 52′ westl. L. ein weiteres Vordringen durch die Wendung der Eiskante nach Osten verhindert wurde. Auch hier war kein Land im Norden sichtbar, und die Wassertiefen nahmen von 10 Faden bei Wrangel-Land bis zu 32 zu. „Ich hielt es für unnütz“, sagt Lieutenant Berry in seinem Berichte, „zu dieser Jahreszeit noch weiter in dieser Richtung vorzudringen, da bei diesem Versuche das Schiff in Gefahr gerathen würde, vom Packeis eingeschlossen zu werden und überwintern zu müssen, und zwar ohne genügenden Zweck; denn es ist schwer zu sagen, in welche Richtung die „Jeannette“, nachdem sie vom Eise befreit wurde, von Wind und Strömung getrieben wurde.“

Am 26. September erreichte der „Rodgers“ wieder die Herald-Insel, und dieses Mal wurde bei einer Landung der vom „Corwin“ errichtete Steinkairn am Nordostende gefunden. Sodann nahm das Schiff den Kurs nach der sibirischen Küste, die es beim Kap Jakan erreichte. Auf einer Insel, 20 Meilen westlich von Kap Serdze Kamen, wurde hierauf eine Winterstation mit Hütte und Vorräthen errichtet, in welcher Lieutenant Putnam mit fünf Mann zurückgelassen wurden. Derselbe hat Instruktionen, während des Winters vermittelst Schlittenpartien die Nachforschungen längs der Küste fortzusetzen. Der „Rodgers“ kehrte durch die Beringstraße zurück, und traf am 15. Oktober in der St. Lorenz-Bai ein, wo er sich gegenwärtig im Winterquartier befindet. Im nächsten Frühjahr gedachte Lieutenant Berry, nachdem er in der Plover-Bai neue Kohlenvorräthe eingenommen, so weit als möglich nach Norden vorzudringen, ein Plan, welcher infolge der Auffindung der Besatzung der „Jeannette“ nun wohl Aenderungen erfahren wird.

F. Birgham.

Turkmenisches.

1. Ethnographisches über die Teke.

Von Dr. O. Heyfelder.

Meinen Bemühungen, möglichst viel auch nachträglich noch[1]) über die Bewohner der Achal-Teke-Oase zu erfahren, wurde dadurch Vorschub geleistet, daß ich diesen Sommer in Pjatigorsk mit meinem Dolmetscher zusammen traf. Dies war Fürst Argutinsky, ein Armenier, welcher auch die allgemeine Tatarensprache spricht und den Häuptling Tekma-Syrdar zu mir begleitet hatte. Als Tekma-Syrdar in Bami weilte, wünschte er den Hakim-Pascha, den Pascha unter den Kerzlen, zu besuchen, für welchen die Orientalen eine große Verehrung fühlen. Er war einigermaßen enttäuscht, daß ich keinen andern Turban trug als die Offiziere und seinen andern Talar, sondern eben auch den grünen Rock und die grüne Mütze im Winter, den weißen Rock und die weiße Mütze im Sommer, daß Haar und Bart beschnitten waren nach allgemein militärischem Brauch. Er sowie sein Begleiter betrugen sich ehrerbietig, doch mit vollkommener Freiheit und über dem braunen Gesicht des Dux Tecorum lag etwas, das davon zeugte, wie diese Braunen gewohnt seien, schwerttragende Männer zu bedräuen. Er selbst ist nicht von dem schönern, reinern Typus der Achal-Tekes; der Schädel ist dolichocephalisch, die Backenknochen sind etwas hervorstehend, die Nase nicht von edler Krümmung oder bedeutender Gestalt. Die Hautfarbe war stark gebräunt, doch nicht gelb. Wir selbst waren ungefähr ebenso dunkel schattirt, wenn auch die Blonden unter uns mehr ins Röthliche spielten. Einem Teke, der schon im Sommer 1880 gefangen genommen worden und wegen einer Wunde in dem Baracken-Hospital zu Tschikischlar, also geschützt vor Wind und Sonne, monatelang lag, bleichte das Gesicht so, daß er vollkommen weiß war wie ein Europäer. Dabei hatte er ein ovales Gesicht, blaue Augen, eine Adernase, dunkles Haar, war etwas über Mittelgröße, das Skelett nicht grob, doch auch nicht grazil; er erinnerte mich lebhaft an die kaukasischen Bergbewohner. Diese beiden Männer möchten so ziemlich die beiden Haupttypen der Achal-Tekes repräsentiren. Blonde habe ich keine gesehen, Dicke ebensowenig, selbst die Frauen entbehren der Leibesfülle. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß wir wahrscheinlich die wohlgesitzten, vornehmeren Frauen gar nicht zu sehen bekommen haben.

Während die Perser, die mich besuchten, wünschten „Möge dein Schatten lang werden“, so begnügte sich Tekma-Syrdar mit einem einfachen Salem alik, nahm nicht ohne Würde Platz (trotz seiner höchst einfachen Kleidung) und sprach gleich von ernsten und praktischen Dingen. Dabei wurden die Nachbaren, sowohl die Turkmenen als die Perser mit einer gewissen Verachtung, letztere außerdem mit einer gewissen Gehässigkeit erwähnt. Von den ersteren erzählte er

[1]) Vergl. „Globus“ XL, S. 8, 26, 154.

Digitized by Google

uns, wie sie, die Tekes, dieselben zu Paaren getrieben und zuweilen bis ans Kaspische Meer verfolgt haben. Mit den Persern aber haben sie seit Menschengedenken Krieg geführt. Bald zogen die Tekes über die Grenze, brandschatzten persische Dörfer und führten den Raub an Teppichen, Herden, Vorräthen, wohl auch an Frauen in ihre Oase hinweg. Nach einiger Zeit rafften sich wieder die Perser auf, sammelten ein kleines Heer, stiegen über den Kopet-Dag hinab gegen Aschabad, gegen Gök-Tepe oder Bami, zerstörten den Tekes ihre Obstgärten und Wasserleitungen, raubten ihnen die Herden und die Vorräthe. So war es gekommen, daß die befreiten persischen Gefangenen, die persischen Arbeiter, die ich zu Desinfections- und Assanisationsarbeiten gedungen, und die herbeigetriebenen persischen Kamelente mit besonderer Vorliebe Geräthe, Kleider und Teppiche aus der Festung Dengil-Tepe stahlen, nachdem diese erobert war. Sie mochten Manches als Provenienzen aus ihrer Heimath erkennen. Jedenfalls war eben jetzt einmal wieder an ihnen die Reihe zu rauben. Darüber, wie überhaupt über die dreitägige Plünderung der Festung verlor Tetma-Sydar kein Wort. Das schien Usus. Dagegen sprach er sich ganz streng mißbilligend darüber aus, daß Perser unter Zulassung unserer-seits Weideplätze in den Bergen nahe der Grenze oder auf der neutralen Zwischengrenze abgemäht hatten. Da die Tekes im Hochsommer mit ihren Familien und ihren Herden in das Gebirge ziehen, so ist es, wie er ganz klar entwickelte, Lebensbedingung für sie, daß die Weiden dort unversehrt bleiben. Auf meine Frage, ob Niemand in den Festungen der Ebene zurückbleibe, erwiderte er: „die Alten“ und wie es scheint, auch die Armen. Auch hier fällt die Billigiatur nicht Allen zu. Als ich weiter frug, wo die Herden im eigentlichen Winter weilten, da ich bemerkt hatte, daß die Vorräthe an komprimirtem Heu oder besser „geflochtenem Klee“ und an Gerste (ihre Pferde fressen Gerste statt Hafer) nur für die Hausthiere, nicht aber für Herden ausreichten, so zeigte er mit der Hand nach Osten und sagte: „Wir haben dort noch Weideplätze, welche im Winter grün sind.“

Während die Jomuden vollkommene Nomaden sind, so bewohnen die Tekes bestimmte Stellen und wandern nur mit ihren Herden nach dem Bedürfniß und dem Zwang der Jahreszeiten bald der Frische, bald der Wärme nach. Auf die Berauhung handeltreibender und ackerbauender Nachbaren sind sie angewiesen, weil ihr eigenes Gebiet nicht fruchtbar und nicht mannigfaltig genug ist, um sie ausgiebig zu ernähren. Einmal aber gewohnt, im Sattel zu sitzen und das Schwert zu schwingen, ezging es ihnen, wie andern Raubrittern auch. Sie fanden es dann leichter, angenehmer, einträglicher, zuletzt sogar ehrenvoller, die Karawanen zu überfallen und mit dem Speer, Säbel, Dolch in der Hand die Teppiche, Pelzwaren (hoch geschätzt im Orient), Schmuck, Vorräthe für Mund und Magen zu gewinnen, als sie durch Pflugschaar und Schaufel dem Boden abzuringen. Daß sie jedoch geschickte und rührige Arbeiter sind, haben uns die in Dengil-Tepe vorgefundenen Werkzeuge, Schmieden, Laboratorien bewiesen und dasselbe konnte ich beobachten, wenn Tekes bei den Assanisationsarbeiten mit Hand anlegten.

Diese großartige Arbeit nämlich, die 7000 Menschenleichen und die ungezählten Thierkadaver durch Verbrennen und Begraben unschädlich zu machen, den Augiasstall in dem Innern der Festung, wo 35000 Menschen mit ihren Herden und Hausthieren zusammengedrängt gewesen waren, zu reinigen, Gräben und Erdlöcher auszufüllen, Lehmmauern zu zerstören: diese Arbeit habe ich so zu sagen allein und ohne alle landläufigen Hülfsmittel ausgeführt. Civilisirte Nachbarvölker gab es nicht, die gleich den Belgiern und Schweizern von 1871 ihre Hülfskommissionen auf das Schlachtfeld geschickt hätten. So ausgiebige Mengen Desinfectionsmittel enthielten unsere Apotheken nicht. Bis dieselben aus Baku und Tiflis in Eilmärschen herbeigeschafft wurden, vergingen doch sechs bis acht Wochen. Soldaten sollten zufolge von General Skobelew's Befehl nicht verwendet werden. Geld ward mir angewiesen, sonst nichts. So mietheten wir, oft etwas zwangsweise, bald einige hundert Perser, bald einige hundert Tekes, doch nie beiderlei Nationen zugleich. Die einen wie die anderen verlangten am Abend Bezahlung in Silbergeld, so daß ich theils aus der Feldkasse, theils durch Einwechseln auf dem Markt täglich 60 bis 100 Rubel zu beschaffen hatte. Am Abend erschienen dann die Arbeiter, einige hundert Mann stark, vor meinem Zelt, ließen sich im Halbkreise auf ihre Fersen nieder, legten die Werkzeuge ab und erhielten Bezahlung. War ein Schriftgelehrter unter ihnen, so schrieb er die Quittung. War kein solcher da, so halten wir einen vom Markte. Die Tekes führten die Schaufeln und Hacken mit großer Energie. Obgleich ich Dolmetscher und Aufseher engagirte und zukommandirt erhielt, so geschah es mir, daß ich im Eifer zu zeigen, was ich wollte, selbst ein Werkzeug ergriff und grub oder beschüttete oder sprengte. Das gefiel ihnen ganz besonders und mit einem lauten Allahgeschrei gaben sie ihren Beifall kund. Doch die Schaufel ließen sie mir nicht lange in der Hand, sondern entrissen sie mir alsbald, um selbst weiter zu arbeiten. Dagegen hatten die Perser ein besonderes Talent alle auf einen Haufen zu drängen, zu schreien, zu wirthschaften, aber dabei blutwenig zu thun. Stand man nicht immer dabei, so beschütteten sie die Leiche ein wenig mit Erde und gingen davon; dann hatte ich nach drei Tagen die Aufgabe, zum zweiten Male zu begraben. Allen that es leid, Waffen, wenn auch verrostet, Kleider, wenn auch blutbefleckt, mit den Leichen zu bestatten. Nicht selten mußte ich die Reitpeitsche erheben, um es zu verhindern, daß halb faule Leichen in der Art entkleidet wurden von den Persern, um damit zu handeln, von den Tekes um die Sachen selbst zu tragen. Gewiß fand trotz aller Aufsicht derartige Kleidungsstücke in den Handel gekommen und haben als Träger der Infektion gewirkt. Meine Leute durften mir keinen Teppich, absolut nichts in mein Zelt bringen und selbst nicht plündern.

In einem Punkte waren aber die Arbeiter ganz gleich, ob Chalsäter, wie die Perser sich nannten, oder Tekes. Sie steigerten mich alle Woche mit dem Taglohn. Im Anfang arbeiteten sie den kurzen Wintertag von 9 Uhr Morgens bis 5 oder 6 Uhr Abends für 25 Kopeken nach Landespreis, dann verlangten sie 30, 40, zuletzt 50 und sagten, es sei schwere und widerliche Arbeit. Durch diese Arbeiten kam es, daß ich einen großen Theil der Befestigungsmauern im Namen der Hygiene zerstörte, theils um die Massengräben in den Festungsgräben ausgiebig mit Erde zu beschütten, theils um der Luft größern Zugang zu dem innern Flächenraum derselben zu verschaffen. Diese frisch beschüttete Erdfläche ließ ich mit Gerste, schwarzer Hirse und anderen bei den Tekes vorgefundenen Sämereien besäen.

Diese Assanisationsarbeiten betrachteten die Tekes, trotz der Bezahlung, als ihnen von uns aufgelegte Frohne. Die verschiedenen Rule wechselten mit einander ab, so daß wir dieselben Arbeiter nie länger als einen bis zwei Tage hatten, was natürlich das Werk nicht förderte. Als ihre eigenen Feldarbeiten begannen und die Mehrzahl mit ihren Familien an die früheren Wohnorte verzogen, stellten sie sich gar nicht mehr zur Arbeit und wir waren wieder auf unsere zwar geschickten, aber weit lässigeren Perser angewiesen.

Digitized by Google

2. Merw und seine Bewohner.

L. Ueber dieses Thema bringt der „Russ. Inval.“ im Wesentlichen nach den Berichten des englischen Zeitungskorrespondenten O'Donnovan, welcher einige Zeit als Gefangener in der Oase zugebracht hat, in einem längern Artikel folgende Angaben:

Als nach dem Tode Nadir-Schah's die persische Macht in Verfall gerieth, wandten sich die Chiwa unterthänigen Nomaden zur Erlangung besserer Weideplätze zum großen Theile nach Süden; die heutigen Merw-Tekes ließen sich um Sarachs, am Flusse von Meschhed, andere Turkmenenstämme längs des Murghab nieder, bis hinab zur Grenze von Afghanistan bei Pendschde; das waren die Salori- und Sarakí-Turkmenen. Die jetzige Oase Merw gehörte den Sarakí. Die Merw-Tekes verdrängten sie von dort und nöthigten sie schließlich nach manchen Zwischenfällen sich weiter südwärts am Murghab anzusiedeln, ihre frühere Stadt Porsa Kala ging in den Besitz der Tekes über, und liegt, von diesen zerstört, noch heute in Trümmern.

Die Saraken sind jetzt unabhängig von den Teks und in steter Feindschaft mit denselben, soweit nicht einzelne mit jenen vermischt wohnen und, für die Bewässerung der Felder von ihnen abhängig, wenigstens äußerlich gute Beziehungen unterhalten. Die oberhalb am Murghab wohnenden Saraken machen aus ihrer Feindschaft gegen Merw kein Hehl. Die zwischen Merw und den Saraken wohnenden Salaren sind aber von den Merw-Tekes unbedingt abhängig.

Letztere selbst zerfallen in zwei große Stämme, die Tochtamyschen und die Otamyschen; erstere leben in dem Gebiete östlich des Murghab, letztere westlich dieses Flusses. An der Spitze jedes Stammes steht ein besonderer Chan, bei den Tochtamyschen Baba Chan, Sohn des unter den Turkmenen berühmten Kuschid-Chan, der vor 22 Jahren den Persern eine große Niederlage beibrachte, und bei den Otamyschen Amaniaz-Chan. Die Tochtamyschen beanspruchen den Vorrang sowohl der Zahl nach als wegen der Herkunft ihres Chans. Jeder Stamm theilt sich wieder in zwei Zweige und diese in zusammen 24 kleinere Gruppen. Aeußerlich kann nur das erfahrene Auge des Eingeborenen Unterschiede zwischen den Männern verschiedener Herkunft erkennen. An der Spitze jeder der 24 Gruppen steht ein Aeltester, der Ketchoda, eine Art Lokal-Patriarch. Die 24 Ketchoden unter Vorsitz der beiden Chane, Baba-Chan und Amaniaz-Chan, sowie unter Zuziehung der Geburtsältesten („der Grauhärtigen“) bilden die Medschlis oder das Parlament von Merw. Die Sitzungen dieser Versammlung finden öffentlich unter freiem Himmel statt; die Mitglieder sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Erdboden, im Kreise um sie her steht die Volksmenge und wird auch bei den wichtigsten Berathungen von den Verhandlungen nicht fern gehalten. Die Beschlüsse dieser Versammlung haben Gesetzeskraft. Nach Feststellung eines Beschlusses durch die Medschlis treffen die beiden Chane mit den wichtigsten Mitgliedern des Rathes alsbald die Anordnungen zur Ausführung desselben, welche den „Sardars“ obliegt.

Die Bezeichnung Sardar wird jedem Turkmenen beigelegt, der Befähigung zur Führung im Felde bewiesen hat; zu diesen gehört z. B. auch der Vertheidiger von Gök-Tepe, der vielgenannte Peterburgu Tyhma Sardar [1]). Leute, die sich bloß durch Tapferkeit auszeichnen, erhalten die Benennung „Bogadur“ oder abgekürzt „Batur“.

Zur Aufrechterhaltung der Sicherheit in der Steppe besteht in Merw eine besondere berittene Polizeiwache, die während O'Donovan's Gefangenschaft und nach dessen Rathschlägen wesentlich vervollkommnet wurde.

Aus den verschiedenen Orten sind 1000 Familien nach Merw übergesiedelt, die ihre Kibitken an einem besonders dazu bestimmten Theile der Stadt aufgeschlagen haben, und verpflichtet sind, auf die erste Anforderung des obersten Polizeichefs, des „Jaguelbaschi“, tausend Reiter aufzustellen. Sobald die Nachricht von einem räuberischen Einfalle eingeht, wird diese Wache zur Verfolgung aufgeboten, und wenn sie die Plünderer ergreift, erhält sie eine Belohnung aus den Mitteln der Schuldigen. Einen bestimmten Sold aber bekommen diese Wächter nicht, auch fehlen zu dessen Bezahlung die Mittel, da es in Merw in Ermangelung aller Abgaben einen Centralfond zur Befriedigung der öffentlichen Bedürfnisse nicht giebt.

Die Verwaltung von Merw entbehrt überhaupt jeder bestimmten Form. Streitigkeiten zwischen Privatpersonen werden z. B. durch Schlägereien entschieden, die nicht selten mit Todtschlag enden, der aber in diesem Falle nicht mit Strafe belegt wird. Nur Streitigkeiten über Hab und Gut oder beim Kauf und Verkauf, kommen zur Entscheidung des betreffenden Chans, der, wenn er es für nöthig findet, gegen die Prozessirenden sich des Stocks bedient. Ein Trieb nach Gesetzmäßigkeit ist unter den Tekes nicht zu finden; auch die nach O'Donovan's Plan organisirte Polizeiwache wird deshalb nicht lange Bestand haben, denn die öffentliche Meinung in Merw steht der Freiheit räuberischer Einfälle theilnehmend gegenüber.

Die Truppen der Merw-Teks, wenn man da überhaupt von Truppen reden kann, bestehen aus dem Aufgebot aller physisch kampftüchtigen Leute, von denen man annimmt, daß sie die Handhabung der Waffe von Hause aus kennen. Höhere Führer oder niedere militärische Befehlshaber giebt es nicht, und der ganzen Masse Bewaffneter fehlt jedes innere geistige Band. Noch dazu geht nach O'Donovan den Turkmenen jede Vorstellung ab von der Heiligkeit der Pflicht oder von der Ergebenheit an eine Sache oder einen Führer; sie sind von Natur hinterlistig und im höchsten Grade treulos.

Auch auf ihre Befestigungen können die Merw-Tekes nicht stolz sein. Ihre Feste, das vor etwa 20 Jahren zum Schutz gegen die Perser erbaute Fort Chan-Kala, entspricht durchaus nicht dem, was man unter einer Festung versteht. Der Erdwall ist ohne jede Sachkenntniß angeschüttet, so daß er bei jedem Regen ausgewaschen wird und zusammenfällt; fast ohne jede Berechnung der Linien geführt, vereitelt er jede Möglichkeit bestreichenden Feuers gegen den Angreifer. Auf der obern Fläche des Walles, dessen Böschungen ungemein steil sind, liegt eine Brustwehr von Lehm, die auch stete Ausbesserung erfordert. Die Bewaffnung mit alten, vor 20 Jahren den Persern abgenommenen, vielfach schadhaften Geschützen, deren Rohre neben den morschen Lafetten an der Erde liegen, entspricht dem Zustande der Befestigung. An Kriegsvorräthen und Munition ist buchstäblich nichts vorhanden. Dies beunruhigte jedoch die Tekes nicht. Auf O'Donovan's Frage wegen dieser seltsamen Erscheinung zu einer Zeit, wo sie auf den Angriff der Russen gefaßt sein mußten, erwiderten sie, wenn es nöthig sei, fänden sich auf dem Bazar Leute genug, die Pulver zu machen verständen, und Geschosse fände man hinlänglich, wenn man da nachgrübe, wohin die Perser während ihres Angriffs meist ihre Schüsse gerichtet gehabt hätten.

[1]) Dr. Heyfelder's Tekma-Syrdar (s. oben).

Digitized by Google

Estnische Märchen in deutscher Uebersetzung.

Unter dem Volk der Esten giebt es viel Märchen und Sagen. An den langen nordischen Winterabenden sitzen Jung und Alt gern bei gemeinsamer Arbeit zusammen und lauschen den Erzählungen und Gesängen einer alten Frau oder eines alten Mannes. Wenig davon ist ins große Publikum gekommen. Eine Sammlung estnischer Märchen und Sagen veranstaltete in Folge einer Aufforderung von Seiten der finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors der damalige Arzt in Perm, Dr. Fr. Kreutzwaldt, der verdiente Herausgeber des Kalewipoeg. Die Kreutzwald'sche Sammlung wurde im Jahre 1866 unter dem Titel „Eests wahra ennemuistored juttud“ von der finnischen Literaturgesellschaft veröffentlicht; sie umfaßt auf 368 Seiten 43 größere und 18 kleinere Stücke. Mit Bewilligung der Helsingforser Gesellschaft und des Herrn Dr. Kreutzwaldt hat nun Herr Ferdinand Löwe in Stuttgart die Märchen übersetzt. Die erste Hälfte der Uebersetzung erschien bereits 1869[1]), (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 366 S., 8°); die zweite Hälfte erschien erst jetzt in Dorpat bei E. Mattieß (175 S., 8°, 1881).

Die deutsche Uebersetzung Löwe's liest sich leicht und angenehm; F. Löwe, auch sonst als Uebersetzer russischer und englischer Bücher wohlbekannt, hat sich jedenfalls ein Verdienst erworben mit der Veröffentlichung seiner Uebertragungen. Erst dadurch hat er dem gebildeten Publikum es ermöglicht, einen Einblick in das innere Leben der Esten zu thun — einen Einblick, der bisher verschlossen war, so lange die Märchen nur im Estnischen vorlagen. Es giebt freilich sogar einige kleine Sammlungen estnischer Märchen von Rußwurm, Hurt u. s. w. Die erste größere Zusammenstellung und Uebersetzung wird erst jetzt durch Kreutzwaldt und Löwe geboten.

Man darf nur nicht in den estnischen Märchen eine ganz besondere eigenthümliche und eigenartige Märchenwelt erwarten. Wie viel des hier Dargebotenen specifisch Estnisch ist, ist sehr schwierig zu bestimmen. Unzweifelhaft ist es, daß wir es hier mit dem Einflusse der verschiedensten Zeiten und Völker zu thun haben. Die Esten haben wie viele andere Völker ihre Märchenstoffe von anderen Völkern entlehnt. Wir finden in einzelnen Märchen Züge, welche unverkennbar auf lettische und litauische Elemente hinweisen; einzelne Märchen sind gleichen Inhaltes, wie deutsche und schwedische; wieder andere Märchen sind unzweifelhaft russischen Ursprunges. Wie sollte es auch anders sein? Seit Jahrhunderten leben Esten und Letten dicht neben einander unter steter und vielfacher Berührung; ebenso leben seit langer Zeit Schweden mitten unter den Esten. Die Esten hatten in früherer Zeit als schwedische, später als russische Soldaten während ihres Kriegslebens vielfach Gelegenheit fremde Märchen zu hören, warum sollten sie anziehende Erzählungen nach ihrer Heimkehr am häuslichen Herde nicht wiederholen? Am wenigsten dürfen wir uns wundern deutsche Märchen unter den Esten zu finden. In Folge der vielfachen gerade von Seiten der Deutschen ausgegangenen Kulturbestrebungen, in Folge der vielfachen Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Estnische; oft wohl auch aus der Linderstube der deutschen Familien in Stadt und Land ist so manches deutsche Hausmärchen übergegangen in das estnische Volk und gilt heute als estnisches.

In der zweiten Hälfte der Kreutzwaldt'schen Sammlung findet sich ein Märchen unter dem Titel „Die schnellfüßige Königstochter“, welches dem Grimm'schen „Sechse kommen durch die ganze Welt“ entspricht. Das bekannte Märchen „Vom Fischer und seiner Frau“ erscheint in estnischem Gewande als „Der zaubermächtige Krebs und das unersättliche Weib“ (Kreutzwald-Löwe S. 81 bis 88); aus dem Aschenbrödel oder Aschenputtel ist eine estnische Aschen-Trine geworden. Die sieben Schwaben haben sich in sieben Schneider verwandelt: „Wie sieben Schneider in den Türkenkrieg zogen“ (S. 95 bis 106); sie haben mit ihrer Nationalität auch ihrem Gewerbe auch ihre Namen gewechselt. „Der Erste der durch Ferd. Löwe gewählte Hauptmann, der die scharfe Spitze der Lanze trägt, wurde Nasemann genannt, weil seine Nase den Anderen die Wege zeigen sollte. Die fünf folgenden erhielten die Namen: Einkraftmann, Zweikraftmann, Dreikraftmann, Vierkraftmann und Fünfkraftmann, was freilich nicht bedeuten sollte, daß Einer von ihnen die Kraft von drei oder vier Männern gehabt hätte, sondern nur anzeigen, in welcher Reihenfolge sie marschiren mußten, damit ja keine Irrung entstehen könnte. Der siebente wurde Schwanzmann genannt, weil das hintere Ende des Lanzenschaftes auf seiner Schulter lag.“ Im Uebrigen bestehen die estnischen Schneiderlein dieselben Abenteuer wie die braven Schwaben.

Wir geben als Probe das erste Märchen der zweiten Hälfte (S. 1 bis 4) hier wieder.

Bäumling und Borkling.

Einem geizigen Wirthe machte es unaufhörlich Aerger und Kummer, daß Knechte und Mägde nicht bei ihm aushielten. Obwohl er nicht mehr Arbeit von ihnen verlangte als andere Wirthe, so fand doch der Unterschied Statt, daß er seinen Dienstleuten nicht so viel zu essen gab, daß sie satt werden konnten. Hatte einer das Hundeleben ein viertel oder aber ein halbes Jahr ertragen, so zwang ihn der Hunger, wieder davon zu laufen; und als es endlich in der Runde umher bekannt geworden war, warum das Gesinde nicht blieb, da wurde es dem knauserigen Wirthe ganz unmöglich noch Bedienung zu bekommen. Weit von Allentaken[2]) lebte ein berühmter Weiser, zu dem eilte der Wirth sich Rath zu erholen, brachte ihm einen Sack voll Geld und andere Geschenke und fragte bei ihm an: ob es nicht möglich sei, Knecht und Magd zu finden, die sich mit weniger Nahrung begnügten und den Wirth nicht kalt und kahl fräßen. Der Weise erwiderte: „Möglich ist das Ding wohl, allein es geht über meine Kraft, da mußt Du zum alten Wirthe[3]) gehen, der Dir allein helfen kann.“ Darauf gab er weitere Anleitung, wie der

[1]) Estnische Märchen. Aufgezeichnet von Fr. Kreutzwaldt.

[2]) Der nördlich vom Peipus und westlich vor der Narowa gelegene Theil des jetzigen Gouv. Estland.

[3]) Der alte Wirth oder der alte Bursche ist der Böse oder der Teufel.

Digitized by Google

Mann an drei Donnerstagsabenden, kurz vor Mitternacht, einen schwarzen Hasen im Sacke auf den Kreuzweg gehen und dort pfeifen müßte, damit der alte Wirth komme. „Versucht dann selbst, wie Ihr Handels eins werdet“, sagte der Weise, „ich kann hier nicht weiter helfen. Aber laß Dich nicht betrügen.“ Als der Mann fragte, wo er einen schwarzen Hasen herkriegen sollte, hieß ihn der Weise eine schwarze Katze mitnehmen. Als nun der nächste Donnerstag gekommen war, steckte der Wirth die Katze in den Sack und ging auf den Kreuzweg, obwohl ihm etwas bänglich zu Muthe war. Er pfiff und wartete, aber es kam Niemand. Endlich pfiff er noch einmal und dachte dabei: wenn er jetzt nicht kommt, so habe ich den Weg umsonst gemacht. Da erhob sich in der Luft ein Geräusch, als ob ein Blasebalg in der Schmiede getreten würde, dann sah er eine dunkele Masse oben in der Luft schweben und eine Stimme fragte: „Was willst Du, Brüderchen?“ — „Ich habe einen schwarzen Hasen zu verkaufen“, erwiderte der Mann. „Komm nächsten Donnerstag, ich habe heute keine Zeit, mit Dir einen Handel zu machen“, sagte die Stimme und damit entschwand auch die dunkele Masse dem Blicke des Hinaufschauenden. Der Mann war wohl etwas verdrießlich, daß er den Weg umsonst gemacht hatte, allein was half's, Höheren gegenüber muß ein geringer Mann nur geduldig sein. Den zweiten Donnerstag ging die Sache besser von Statten. Gleich auf das erste Pfeifen erschien ein alter Männchen mit einem Schusterfack und fragte: „Was willst Du, Brüderchen?“ Der Mann antwortete wieder: „Ich habe einen schwarzen Hasen zu verkaufen.“ „Was kostet er?“ fragte der fremde Alte. Der Mann erwiderte: „Ich verlange für den Hasen weiter nichts als einen Knecht und eine Magd, die mir dienen, aber nicht kopp und kahl fressen.“ — „Auf wie viele Jahre willst Du den Vertrag abschließen?“ fragte der alte Wirth. „Meinethalben auf die Zeit meines Lebens,“ gab der Bauer zur Antwort. Aber der Fremde bedeutete ihn, daß dies durchaus nicht angehe und daß sie keinen andern Vertrag abschließen könnten als auf sieben oder zweimal sieben Jahre. „So komme nächsten Donnerstag und bringe Deinen schwarzen Hasen mit, ich werde Dir dann einen Knecht und eine Magd bringen, denen Du weder Speise noch Trank zu geben brauchst, nur mußt Du sie bei der Hitze des Nachts zum Weichen ins Wasser legen, sonst welken sie und sind nicht mehr im Stande zu arbeiten.“

Der Mann war am Abend des dritten Donnerstages wieder am Kreuzweg und pfiff, worauf der alte Wirth sogleich erschien, aber allein, weder ein Knecht noch eine Magd war mitgekommen. „Du mußt mir von Deinem Ringfinger drei Tropfen Blut zur Festmachung des Vertrages geben, damit Du nicht zurücktreten kannst“, sagte der Fremde. Der Mann fragte, wo denn der Knecht und die Magd wären. „Im Sacke“, erwiderte der alte Wirth. Da nun der Schusterfack nur klein war, fürchtete der Bauer einen Betrug. Der Fremde, welcher dessen Gedanken zu errathen schien, sagte: „Ich betrüge Dich nicht.“ Dann ergriff er den Sack und warf einen Quaft [1]) von der Größe eines Hedekittel heraus, indem er sagte: „Hier ist der Knecht!“ Ein langer breitschultriger Mann stand sofort neben dem alten Papa. Ein zweiter Quaft flog aus dem Sacke und es war ein Mädchen daraus geworden. „Deine Diener sind hier, sie werden nichts zu essen verlangen“, sagte der Fremde. „Jetzt gieb mir die Blutstropfen zur Besiegelung und den schwarzen Hasen, dann kannst Du nach Hause gehen.“ Der Mann that wie verlangt und fragte zuletzt, wie denn die neuen Diener wohl hießen. „Des Knechtes Name ist Baumling und der Magd Name ist Borkling“, sagte der alte Wirth, steckte den vermeintlichen Hasen in den Sack und ging seiner Wege. Der Bauer aber ging mit seinem Gesinde heim.

Der Knecht und die Magd thaten Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend ihre Arbeit, ohne jemals Nahrung zu fordern, was den Wirth sehr erfreute, und wenn sie manchmal an einem heißen Sommertage zu welken schienen, so wurden sie zur Nacht eingeweicht und waren am andern Morgen so frisch und stark wie zuvor. Der geizige Wirth scharrte nun jedes Jahr immer mehr Geld zusammen, weil er seinem Gesinde weder Brot zu geben noch Lohn zu zahlen brauchte. So waren endlich zweimal sieben Jahre bereits vorüber gegangen, nur noch einige Wochen fehlten. Dem Wirthe kam die Sorge, daß er die Diener verlieren könnte, darum dachte er hin und her, wie es wohl möglich wäre, die Frist zu verlängern.

Eines Morgens war er aufgestanden und sah, daß Knecht und Magd noch nicht bei der Arbeit waren. Er meinte, sie schliefen noch auf dem Boden und kletterte die Leiter hinauf. Aber da war Niemand zu finden. Auf der Stelle, wo sie geschlafen hatten, fand er einen verfaulten Baumstumpf und ein Häufchen Borkenrinde. Da wurde es ihm plötzlich klar, was die Namen des Knechts und der Magd bedeutet hatten: ohne Zweifel waren die Beiden durch Zauberei aus Holz und Borke gemacht. Eben wollte er der Treppe wieder hinunter steigen, als eine Hand ihn an die Gurgel packt und ihn auf dem Flecke erwürgt. Die Frau fand später auf dem Raude des Bodens nichts weiter als drei Blutstropfen. Als sie in die Kleie [1]) ging, nahm sie wohl, daß die Korntasten leer waren und die Gedrüfte nur mit welken Birkenblättern angefüllt. So war mit einem Mal alle Habe dahin und die verwittwete Frau starb vor Kummer ebenfalls: doch erfuhr sie nichts davon, daß der alte Bursche den Wirth, der ihm aus Geiz seine Seele verkauft, erdrosselt hatte. Diesen Lohn hatte nun der geizige Mann davon, daß er seinen Reichthum frevelnder Weise zusammengespart hatte.

* * *

Mit dem „Bösen“ oder dem „Schwarzen“ haben die Esten viel zu schaffen. Ein anderes Märchen „Des Schützen abhanden gekommenes Glück“ (S. 135 bis 142) erzählt von einem Freischütz, der mit dem „alten Wirth“ einen Kontrakt schließt und in Folge dessen stets vom Glück begünstigt wird — unter einer Bedingung, bei jeder Gattung Wildes das größte zu schonen. Einmal begegnet dem Schützen eine Anzahl Füchse; darunter ein prächtig großes Thier. Der Schütze legt, das Versprechen vergessend, auf den größten Fuchs an — die Kugel nimmt eine umgekehrte Richtung und tödtete den Meineidigen.

Wir setzen noch eine zweite kleine Sage her, welche, wie es scheint, nicht allen bekannt ist, besonders offenbar mit Erinnerungen alter Umwälzungen der Erdoberfläche zusammenhängt (S. 165 bis 167).

Emnujäw und Withsjäw (der Mutterse und der Pfützensee).

Nachdem Altvaters Güte dem Menschengeschlecht hier zu Lande Wohnsitze bereitet, den Boden gesegnet, daß er ihnen Frucht bringen, die Wälder mit Vögeln und Vierfüßlern angefüllt hatte, schuf er auch einen See mit klarem,

[1]) Quaft — eine baltische Provinzialisme für einen Authenbesen.

[1]) Vorrathskammer.

Digitized by Google

kaltem und erquickendem Wasser, aus welchem die Menschen sich jederzeit einen stärkenden Trunk holen konnten. Am hohen Ufer des Sees wuchsen grüne Eichen- und Lindenwälder, in deren Schatten die schönsten Blumen blühten, während in den Wipfeln der Bäume Morgens und Abends Vogelgesang ertönte, so daß eitel Wonne und Zauber das Menschenherz erfüllen mußte. Solch' ein glücklich Loos hatte Altvater's Wille seinen Kindern bereitet. Aber dies Glück war nicht von langer Dauer, denn die Menschen wurden übermüthig, thaten was ihr böses Herz ihnen eingab und wurden endlich so verderbt, daß Altvater länger kein Wohlgefallen an ihnen haben konnte; die Ohren sausten ihm, da er immerfort von ihrer Bosheit hören mußte. Da sprach Altvater eines Tags: „Ich will meine entarteten Kinder für ihre Rücksichtslosigkeit züchtigen und zwar dadurch, daß ich das erquickende Wasser mit sammt dem See ihnen entziehe, vielleicht daß die Qual des Durstes sie bessert und allmälig auf den rechten Weg zurückführt.“ Und siehe! eines Tages stieg im Süden eine schwarze drohende Gewitterwolke auf, und zog näher und näher, bis sie über dem See stand, wo sie gleichsam ausruhte und ihren Rand säulenartig zum See hinabstreckte. Plötzlich begann das Wasser des Sees zu zischen und zu steigen und sich so lange aufzublähen, bis es die Wolkensäule berührend, mit ihr sich vereinigte, und dergestalt verschwand in wenig Augenblicken alles Wasser aus dem See bis auf den letzten Tropfen.

Die schwarze Gewitterwolke schwebte mit ihrer Ladung weiter und entschwand vor Abend den Blicken der Zuschauer. Das vormalige Becken des Sees war leer und es war nur sumpfiger Schlamm für Frösche zurückgeblieben; aber auch diesen trockneten nach einigen Tagen die Sonnenstrahlen und der Wind aus. Jetzt erhob sich großes Geschrei und Wehklagen unter den Leuten: der Durst quälte sie, weil sie nirgends mehr ein anderes Trinkwasser fanden, als von dem Regen in Vertiefungen des Bodens sich ansammeln ließ. Allmälig füllten zwar Regenschauer und das Schneeschmelzen des Frühlings den frühern Raum des Emmujäw wieder bis zum Rande, aber es war weiches Pfützenwasser, was weder den Durst hinlänglich stillte noch den Körper zu erquicken vermochte. Die Leute legten dem See nun zum Schimpf den Namen Wirthsjäw (Pfützensee) bei und dieser Name ist ihm auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Die schönen hohen Ufer mit den grünen Laubholzrandungen und den blühenden Blumen sind aus der Umgebung des Sees längst verschwunden; an ihrer Stelle bildeten sich Moräste, in denen nicht viel Anderes wächst, als einige kränkliche Kiefern.

Als späterhin des Durstes Pein die frevelnden Menschen etwas gebessert hatte und ihre Klagen und Bitten mit jedem Tage wehevoller zu Altvaters Ohr emporstiegen, erweichte es sein Herz und er erbarmte sich ihrer wiedermm. Gleichwohl wurde ihnen der frühere See nicht wieder zurückgegeben, sondern Altvater ließ überall schmale unterirdische Rinnsale entstehen, goß das vormalige Wasser des Emmujäw hinein und befahl zugleich dem Wasser so zu fließen, daß es hier und da aus dem Boden herausprudelt, damit die Menschen ihren Durst löschen könnten. Damit aber die unterirdischen Wasseradern im Winter nicht zu kalt und im Sommer nicht zu heiß würden, ordnete Altvaters Weisheit an, daß im Frühling ein Kaltstein in die Quelle gelegt werde, der im Herbst herausgenommen und zum Winter mit einem Wärmestein vertauscht wird: wodurch bewirkt wird, daß die Quelle niemals gefrieren könne, wie sonst Bäche, Flüsse und Seen sich mit Eis bedecken.

* * *

Auch die Esten haben die Vorstellung, daß es „Mondleute“ giebt; nur ist es bei ihnen kein Mann, sondern ein unschuldiges Mädchen, das seiner Reinheit wegen von der Erde aufgehoben wurde. Wie das geschah, das erzählt die folgende Sage (S. 164 bis 166).

Das Mädchen von Wastjalasild.

Vor Zeiten ging einmal an einem freundlichen stillen Sommerabend ein frommes Mädchen sich in einem Bache unweit Wastjalasild zu baden, um die von der Hitze des Tages ermatteten Glieder zu stärken. Der Himmel war klar, die Luft wehte lind und aus dem nahen Erlengebüsch ertönte die Nachtigal. Der Mond stieg am Horizonte auf und blickte liebreich auf des Mädchens Kopfband, ihr hellgelbes Haar und ihre rothen Wangen. Der Jungfrau Herz war unschuldig, keusch und rein wie Quellwasser, das durchsichtig ist bis auf den Grund. Plötzlich fühlte sie in ihrem fröhlichen Herzen ein unbekanntes Sehnen sich regen, so daß sie ihren Blick nicht mehr vom Antlitz des Mondes wegwenden konnte. Weil sie nun so fromm, keusch und unschuldig war, so gewann der Mond sie lieb, und nahm sich vor, ihr die geheime Sehnsucht und das Verlangen ihres Herzens zu stillen. Aber die fromme Maid trug nur den einen Wunsch im Herzen, den sie nicht laut werden zu lassen wagte: aus dieser Welt zu scheiden und am hohen Himmel ewig bei dem Monde zu leben. Der Mond errieth auch die unausgesprochenen Gedanken ihres Herzens.

Die Luft des lieblichen Abends war wiederum mild und still, die Nachtigal flötete im Erlengebüsch durch die Nacht, der Mond schaute in den Grund des Baches von Wastjalasild hinab, aber nicht mehr einsam wie vorher; der Jungfrau liebes Gesichtchen schaute mit ihm in den Bach durch die Wellen hindurch in die Tiefe und blieb von der Zeit ab bis auf den heutigen Tag nur neben dem Mond sichtbar. Doch am hohen Firmament zu wohnen hat das Mägdlein jetzt ihre Freude und Genüge und hegt den Wunsch, daß auch andere Mädchen mit ihr dieses Glückes theilhaftig werden könnten. Freundlich blickt deshalb ihr Auge in mondheller Nacht von oben auf die Erde herab und ladet schmeichelnd ihre staubgeborenen Schwestern zu sich zu Gaste. Da aber nicht eine von ihnen so fromm, keusch und unschuldig ist, wie sie, so kann auch keine zu ihr hinauf in den Mond kommen. Das Mondmägdelein wendet darum von Zeit zu Zeit ihre Augen traurend ab und bedeckt ihr Antlitz mit einem schwarzen Tuche. Gleichwohl giebt sie deswegen die Hoffnung nicht auf, vielmehr hofft sie immer noch, es werde sich künftig einmal unter ihren irdischen Schwestern eine finden, die so fromm, keusch und unschuldig ist, daß der Mond sie zu sich rufen könne, um des glückseligen Lebens theilhaftig zu werden. Darum wendet die Mondjungfrau von Zeit zu Zeit mit wachsender Hoffnung ihr Auge zur Erde nieder, mit freundlichem Lächeln und unverhülltem Antlitz, wie an dem seligen Abend, wo sie zum ersten Male vom hohen Himmel herab in den Bach von Wastjalasild hinunter schaute. Aber auch die besten und verständigsten der staubgeborenen Mädchen sind nicht charakterfest, und weichen, ehe man sichs versieht, vom rechten Pfade ab, und keine von ihnen ist so fromm, keusch und unschuldig, daß sie des Mondes Gesichtzin werden könnte. Wenn das fromme Mondmädchen dessen inne wird, so bemächtigt sich ihrer der Unmuth von Neuem und sie verhüllt ihr Gesicht abermals mit dem schwarzen Trauertuche.

* * *

Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die Esten auch noch eine andere Sage in Betreff der „Mond-

Digitized by Google

lente“ besitzen. Es gilt unter den Esten als eine sündhafte Handlung, am Sonntag zu baden. Einst ging nun ein Ehepaar an einem Sonntag in die Badstube und als es eben mit Wasser angefüllte Eimer forttragen wollte, da wurde es von den zürnenden Göttern sammt dem Wassergeschirr von der Erde aufgehoben und zum warnenden Exempel im Monde aufgestellt. Im Vollmond kann Jedermann das unglückselige Ehepaar sehen: die dunkeln und hellen Stellen der Mondscheibe werden für zwei menschliche Figuren gehalten, welche ein Wassergefäß zwischen sich haben. (Man vergleiche über die letztgenannte Variante der Sitten aberglaubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten von Böcker, beleuchtet von Dr. Kreutzwald. St. Petersburg 1854, S. 103.)

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Ein Telegramm aus Queensland meldet, daß Generalmajor Feilding's (l. „Globus“ XL, S. 287) Expedition, welche die Linie für eine Eisenbahn nach dem Golfe von Carpentaria aufnimmt, am 15. November in Point Parker an jenem Golfe eingetroffen ist. General Feilding wird zur See nach Brisbane zurückkehren, während sein Begleiter C. Robinson seinen Heimweg zu Lande machen wird, um noch eine zweite Linie zu rekognosciren.

— Es hat ja seine Richtigkeit, daß die australischen Goldfelder bei Weitem nicht mehr so ergiebig sind wie in früheren Jahren, allein immerhin kommen noch sehr bedeutende Funde vor. So ward kürzlich auf den Temora-Goldfeldern im Süden der Kolonie Neu-Süd-Wales ein Riff aufgefunden, dessen Quarz zwiefend Unzen Gold von der Tonne lieferte. Eben so wird von den Ballarat-Diggings in Victoria berichtet, daß dort am 30. September dieses Jahres aus einem 100 Pfund schweren Quarzstücke nicht weniger als 83 Pfund reinen Goldes gewonnen wurden.

Südamerika.

— Das „South American Missionary Magazine“ enthält einen Brief des Lieutenants Jones d. d. San Pedro am Rio Purus, 27. Juli 1881, welcher überraschende Angaben über die Entwickelung menschlicher Thätigkeit an jenem Strome macht. Derselbe ist allein von allen Zuflüssen des Amazonenstromes während der Regenzeit fast seiner ganzen Länge nach befahrbar. Seit 1865, als Chandless ihn zuerst erforschte, hat ein beständiger Zuzug von Menschen dorthin stattgefunden, besonders um Guttapercha zu sammeln. Während der Regenzeit fahren monatlich mindestens zwei Dampfer denselben circa 1600 Miles weit aufwärts und während der trockenen Saison circa 1000 bis zur „Caroeira“ 6 Miles oberhalb S. Pedro, und dieselben sind stets schwer mit Gütern und Passagieren beladen. Man berechnet die Bevölkerung am Purus selbst, seinen Seen und Zuflüssen jetzt schon auf rund 30 000, und am Rio Acre (etwa 300 Miles oberhalb S. Pedro) sollen gegenwärtig nicht weniger als 1000 Menschen sich mit Kleinhandel und Guttaperchasammeln beschäftigen. Im März und April 1881 betrug die Zuwanderung allein 3000 Personen, so daß die gewöhnlichen Dampfer der Amazonenstrom-Schifffahrts-Gesellschaft nicht ausreichten. Der Handel geschieht jetzt hauptsächlich, wenn nicht ganz und gar, in Guttapercha, doch werden in wenigen Jahren sich demselben andere Produkte zugesellen, da der reiche Boden am Rio Purus besonders für Reis, dann für Zucker und Kaffee geeignet sein soll. Da der Strom Jahr für Jahr besser bekannt wird, nicht durch Brasilianer, sondern durch Fremde, meist Nordamerikaner, wird auch der Handel in demselben Maßstabe zunehmen. Die brasilianische Regierung will Chinesen dorthin einführen; das jetzt dort anzutreffende Volk, meist Auswanderer aus der Provinz Ceara, welche vor etwa drei Jahren durch Hungersnoth schwer zu leiden hatten, ist nämlich wenig werth, trage, hat stets die Cigarre im Munde und sucht Händel.

— Die „Times“ berichten von dem Abschlusse einer mehrjährigen Forschungsreise, welche der Nordamerikaner Dr. E. R. Heath im Norden Bolivias ausgeführt hat. Er hat den R. Beni etwa 300 englische Meilen weit von seiner Mündung in den Madeira aufwärts untersucht und ihn, mit Ausnahme eines kleinen Falles, durchweg schiffbar gefunden. Seine Tiefe soll zwischen 27 und 500 (!) Fuß wechseln; er hat sich sein Bett in einer durchschnittlichen Tiefe von 30 Fuß durch rothen Thon und Gneiß gegraben und wird vielfach von senkrechten Uferwänden eingefaßt. Was Mr. Heath über die Produkte des besuchten Landes berichtet, klingt sehr vielversprechend — aber leider hat man diese Melodie schon zu oft gehört, um sie für etwas anderes als Zukunftsmusik halten zu können. In wenigen Jahren — heißt es da — werden die großen Resourcen dieses Landes entwickelt sein und man wird die Wirkung dieses Binnenhandels in Europa und Amerika verspüren. Unter den Produkten ist besonders Guttapercha, dann der „beste Kaffee der Welt“ und Chinarinde zu nennen; letztere wird stellenweise an den Grenzen der Civilisation in großer Ausdehnung gebaut. Ein einziger Planter besitzt einen Wald von 1 000 000 Bäumen, ein anderer von 200 000; der Vorrath an jenem unschätzbaren Arzneistoffe soll nahezu unerschöpflich sein. Während seiner Reisen kam Heath mit vielen wilden Stämmen in Berührung. Einen derselben beschreibt er als von weißer Farbe, aber von indianischer Physiognomie. Ein anderer Stamm im Thale des Beni besteht aus Kannibalen, welche alljährlich, um sich Menschenfleisch zu verschaffen, Einfälle in die Gebiete ihrer Nachbaren machen. Viele dieser Stämme gehen völlig nackt, andere haben nur sehr geringe Bekleidung. Wiefach finden sich Spuren früherer Besiedelung, und stellenweise zahlreiche Felsritzungen in den Uferwänden; manche davon erscheinen an der Stelle von Hochwassermarken, und zeigten nach Heath an, wann es gefährlich war, den Strom zu befahren. Es befinden sich darunter Zeichen, welche einem Anker ähneln; im Ganzen aber gleichen sie den Felsritzungen, welche an verschiedenen Stellen im Westen der Vereinigten Staaten gefunden worden sind. Ruinen von steinernen Gebäuden kommen hier und da häufig vor. Fauna und Flora am Beni bieten viele noch unbeschriebene Species dar; der Paläontologe E. D. Cope hat die gesammelten Thiere zur Bestimmung übernommen.

Inhalt: V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. V. (Mit fünf Abbildungen.) — F. Birgham: Die Fahrt des „Rodgers“ nach Wrangel-Land. (Mit einer Karte.) — Turkmenisches: Dr. O. Heyfelder: Ethnographisches über die Teke. L. Merrw und seine Bewohner. — Esthnische Märchen in deutscher Uebersetzung. — Aus allen Erdtheilen: Australien. — Südamerika. — (Schluß der Redaction 23. December 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

VI.

In En Nachla („der Palmenbaum") wurde gefrühstückt; es ist das eine Anzahl kleiner Palmgärten zwischen hohen Sandadern, deren Kämme gleichfalls mit Palmen bepflanzt sind, um ihr Vorrücken zu verhindern. Dann führte ein kurzer Marsch über hohe, vollkommen kahle Dünen, welche im Südosten das Suf Thal begrenzen, den Reisenden nach Amiesch, der ersten Oase desselben, und um 11 Uhr erreichte derselbe El Ued, die Hauptstadt, wo ihn der dortige Chalifa Si Mehemed ben Tuati mit zwanzig Notabeln empfing und bewirthete.

Suf liegt zwischen dem 4. und 5. Grade östlicher Länge von Paris und zwischen dem 33. und 34. Grade nördlicher Breite; es ist ein schmales Thal, dessen südliche Hälfte das Dorf Amiesch mit seinen Gärten einnimmt. Von Ued an theilt es sich; der eine Arm geht nach Nordwesten, der andere fast direkt nach Norden. Die größte Länge des bebauten Theiles beträgt nicht über 30 km. Wie die anderen Flüsse der Sahara auch hat der Ued Suf einen unterirdischen Lauf; man benutzt aber hier das Wasser in anderer Weise, als wie im Ued Righ, wo man artesische Brunnen gräbt. Will man einen Garten anlegen, so gräbt man geduldig eine im Durchschnitt 15 m tiefe Grube bis zu der unterirdischen Wasserschicht, erweitert dieselbe dann je nach der Größe, welche der Garten erhalten soll, und pflanzt die Palmen hinein, so daß ihre Wurzeln beständig feucht sind, während sich ihr Gipfel in der sonnendurchglühten Luft schaukelt. Es giebt derartige Gärten, welche bis 200 Palmen zählen; ihr Eigenthümer hat nichts zu thun, als nach der Ernte den während des letzten Jahres hineingewehten Sand herausschaffen zu lassen. Dieser Schutt bildet um jeden Garten hohe Hügel, welche durch Hecken aus Palmzweigen befestigt werden. Auf dieselbe Weise sucht man auch die Dünen am Vorrücken zu hindern. Im Verhältniß, wie der Schutt zunimmt und die Dünen wachsen, werden jene Hecken erneuert, und so sieht man in dieser merkwürdigen Gegend nur Palmenwipfel, welche in größerer oder kleinerer Anzahl über hohen Sandhügeln hervorragen.

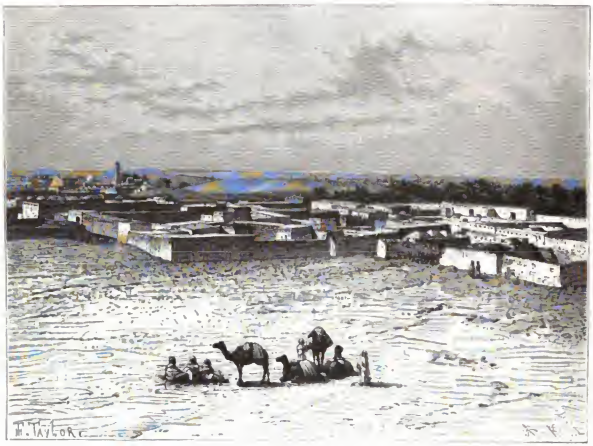
Außer Palmen baut man im Suf noch Knapp, Tabak, Henna, Zwiebeln, Gerste, Apfelsinen, Feigen, Wein, Aprikosen, Mohrrüben, Wassermelonen, Kartoffeln, letztere erst ein neu eingeführtes Produkt, welches sich vorzüglich bewährt hat, u. s. w., und zwar außerhalb der Palmenpflanzungen in besonderen Gärten, welche aus Ziehbrunnen bewässert werden. Der Suf hat drei Hauptcentren und daneben sieben Dörfer; erstere heißen El Ued (das Thal), Kuinin (die Verborgene) und El Oemar (die Leuchtende). Die anderen sind Amiesch (die Mischungen), Bu Hernes (der strenge Mann), Ez Zeggum (Name einer Speise aus Sahne und gekneteten Datteln), Behima (die Eiclin), Taghzut (Ort, von wo man in den Krieg zieht), Tichebila (die Fette) und Sidi Aun (Herr Aun). Alle diese Orte, welche durch zerstreute Häuser längs der Wege in Verbindung stehen, liegen auf der Höhe außerhalb der Palmgärten. Die Häuser sind zwar klein und sehr leicht gebaut, dabei aber so zierlich und sauber, wie man sie im Ued Righ nicht findet; sie sind 7 bis 8 m lang, $1^1/_2$ bis 2 m breit und so hoch, wie ein mittelgroßer Mann. Innen ist der Boden oft ausgehöhlt; erbaut sind sie aus rohen gewürfelten Kalksteinblöcken. Die guten schon nicht dicke Mauer wird nach dem Dache zu immer dünner; das letztere besteht aus drei bis vier kleinen

Digitized by Google

Kuppeln, welche von Balken aus Palmenholz getragen werden. Die Thür ist schmal und so niedrig, daß ein gebückter Mann kaum hindurchgehen kann; von Fenstern giebt es nur ein ganz kleines Loch neben der Thür, durch welches auch der Rauch entweicht, und der ganze Hausrath innen besteht nur aus einigen Thonkrügen zur Aufbewahrung der Lebensmittel und ein paar Pflöcken in der Wand zum Aufhängen von Kleidern und Waffen. Sand ersetzt den Fußboden und eine neue Schicht Sandes das Auskehren. El Uëd zählt etwa ein Tausend solcher kleiner Häuser; man braucht sich also nur auf die Fußspitzen zu stellen, um den ganzen Ort übersehen zu können, mit Ausnahme der Kasba und eines weithin sichtbaren Minarets. Die Straßen sind ziemlich breit, aber krumm; der Wind allein sorgt für ihre Reinlichkeit, indem er allen Unrath mit Sand zudeckt.

Die Suafa (Bewohner von Suf) haben vom Araber nur Tracht und Sprache. Unter sich sind sie ungemein ehrlich; jeder Dieb erhält die Bastonnade und wird aus dem Orte gejagt. Sonst sind ihre Sitten ziemlich locker, und zwar in Folge des Vagabundirens der Männer, welche theilweise in den Orten des Tell verschiedene Gewerbe betreiben, theils, wie die Rebäia, im Erg die Jagd ausüben. Da außerdem die Nomaden im Sommer mit Familien und Herden in die Wüste ziehen, so sind die Ortschaften zu dieser Jahreszeit fast menschenleer.

Die Suafa besitzen zahlreiche Herden, treiben deshalb



Ansicht von El Uëd. (Nach einer Photographie.)

auch einen großen Wollhandel und verfertigen viel Gewebe. Die Frauen, denen in jedem arabischen Lande die größere Hälfte der Arbeit obliegt, halten mehr als 5000 Webstühle in Bewegung und fabriciren Burnusse, Haiks und sehr schöne Teppiche. Begreiflich daher, daß einem Manne dort viel daran gelegen ist, mehrere Frauen zu haben; denn das sind ebenso viele Arbeiterinnen, welche ihm schönen Gewinn abwerfen: während sie am Webstuhle Geld verdienen, raucht der Herr Gemahl würdevoll die Pfeife und schlürft seine Tasse Kaffee dazu.

Von El Uëd kehrte Largeau über Tuggurt nach Biskra zurück.

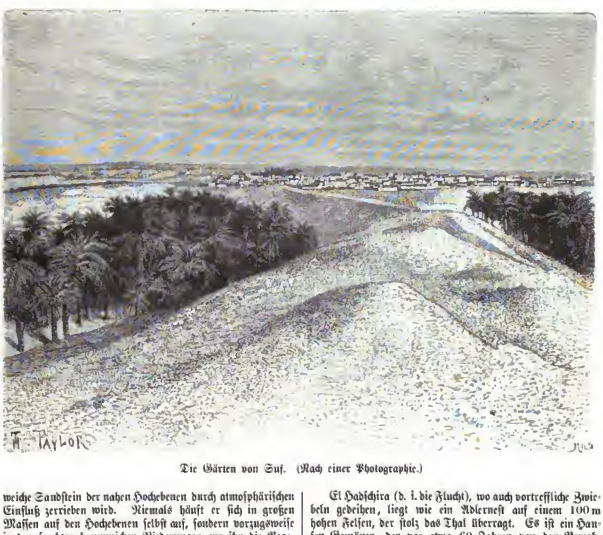
Seine zweite Reise, welche er 1875 bis 1876 in Gesellschaft dreier junger muthiger Leute nach Ghadames unternahm und die Gründe, derentwegen er die Lösung der „transsaharischen" Frage nicht in Ghadames, sondern in Uargla zu finden suchte, übergehen wir hier und wenden uns zu seiner dritten Reise. Mit Briefen des Kaisers von Marokko und des Großscherifs von Uësan versehen, verließ Largeau am 9. December 1876 Marseille, verlor aber in Folge Geldmangels an vier Monate, ehe er am 5. Mai von Tuggurt nach Südwesten, nach Uargla, aufbrechen konnte. Ihn begleiteten außer zwei wenig brauchbaren Führern und seinen Kameeltreibern drei Diener, die ihn „bis aus Ende der Welt" begleiten wollten: Bu Zid, der Koch, ein mohammedanischer Jude aus Tuggurt, Ahmed ben El-Thaleb Jussuf und Bel Kasem. Der eine Führer, El-Hadsch, verirrte sich schon zwischen Tuggurt und Temasinin, während der Simum wehte und das Thermometer im Schatten auf 43° C. stand. Am 6. wurde in Temasinin die Kara-

Digitized by Google

wane noch um zwei Kameele verstärkt und zählte von nun an sieben Männer und neun Lastkameele, deren jedes etwa 150 kg zu tragen hatte. Am folgenden Tage wurde nur eine kurze Strecke zurückgelegt, da die Lasten schlecht vertheilt waren; schon um 10 Uhr Morgens wurde bei den schönen Pflanzungen der Oase Belet Amer Halt gemacht. Am 8. wurde der Nordwest äußerst unbequem; auf der sandigen, mit 4 bis 5 m hohen Adern bedeckten Ebene, über welche der Weg führte, jagte er Sandtromben auf, die den Wasserhosen auf dem Meere glichen. Bei den Ruinen von Baghdad, welche zwei Kuppen der steilen, das Ued Mijâ überragenden Felswände krönen, wurde gelagert. Dort nahe einem Dickichte von hohem Schilfe und Tamarisken berichtete El-Hadjch von den Sagen, welche sich die Wüste von der einstigen Blüthe jener Stadt und ihren riesigen, jetzt von bösen Geistern bewachten Schätzen erzählt.

Am 9. führte der Weg anfangs auf dem Plateau hin, welches das mit Dickicht erfüllte Thal des Ued Mijâ überragt. Dann aber stieg man in dasselbe hinab, ließ an den Dornen manchen Fetzen von seiner Kleidung und hatte fortgesetzt immer höhere und höhere Dünen zu überschreiten. Zwischen denselben lagen, wie im Suf, in runden Vertiefungen die Palmengärten der Bewohner von El-Hadschira, welche es indessen nicht verstehen, den Sand durch stets erneuerte Zäune zu befestigen, und bald gezwungen sein werden, anstatt ihrer versandeten Pflanzungen weiter westlich neue anzulegen.

Hier wie überall entsteht der Sand dadurch, daß der



Die Gärten von Suf. (Nach einer Photographie.)

weiche Sandstein der nahen Hochebenen durch atmosphärischen Einfluß zerrieben wird. Niemals häuft er sich in großen Massen auf den Hochebenen selbst auf, sondern vorzugsweise in den feuchten baumreichen Niederungen, wo ihn die Vegetation festhält, die Feuchtigkeit zusammenhackt. Dort bildet er im Laufe der Jahrhunderte Dünen bis über 500 m Höhe. In manchen Thälern jedoch, wie im Suf und Ued Mijâ, ordnet er sich in niedrigeren Adern an, welche nur an der Ostseite der Oasen oft höher sind, weil die Bewohner dort durch Zäune den Sand aufzuhalten suchen. Doch befestigt das einzig wirksame und dauernde Mittel gegen die Versandung darin, die Dünen und Hochebenen nach dem Vorschlage Ramel's mit Eucalyptus oleosa zu bepflanzen; in Australien bedeckt dieser Baum schon weite Strecken, welche den Hochebenen der Sahara durchaus gleichen.

El Hadschira (d. i. die Flucht), wo auch vortreffliche Zwiebeln gedeihen, liegt wie ein Adlernest auf einem 100 m hohen Felsen, der stolz das Thal überragt. Es ist ein Haufen Gemäuer, der vor etwa 60 Jahren von den Bewohnern eines nahen, jetzt in Trümmern liegenden Dorfes, welches räuberischen Angriffen allzu sehr ausgesetzt war, aufgeführt wurde. 5 bis 6 km nördlich davon liegt in einem trockenen, in den Ued Mijâ mündenden Thale die kleine Oase Thajebin (das Entzücken), wo, wie in El Hadschira, die eingeborenen Sahara-Neger unter den Beled-Amer und Aguffa verschwunden sind.

Am 10. wurde der Marsch nach Südosten fortgesetzt, bald auf dem Sandsteinplateau, bald in dem buschigen Thale, wo nur ab und zu einige armselige Palmen an die einstige Kultur der Neger erinnerten. Am nächsten Tage

Digitized by Google

stieß auf einem Rennkameele ein Führer zu ihnen, den der Aga von Uargla geschickt, und unter seiner Leitung erreichte man über die Schcha Safsim, in welche die Ued Rta und Ued Mzab münden, um 1 Uhr Mittags die herrliche Oase Nguffa, ein Kfar von 151 Häusern, welches von einer ziemlich gut erhaltenen Mauer und hohen viereckigen Thürmen umgeben ist. Die sorgfältig gepflegten Gärten tragen auf einem sandig-lehmig-kalkigen Boden sehr kräftige Palmen, und zwar meist ohne Bewässerung, woraus folgt, daß die wasserhaltige Schicht sehr dicht unter der Erdoberfläche liegen muß. Vorzüglich gedeihen Aprikosen, Feigen und Granaten; auf freien Stellen Luzerne, Gerste, Kohl, Zwiebeln, Wassermelonen, Kürbisse, Mohrrüben, Kohlrüben und an den Rändern der Bewässerungsgräben prächtige Baumwollstauden von der rothen sudanischen Art. Doch wunderte sich Largeau nicht mehr über die gute Pflege der Gärten und das hübsche Aussehen der steinernen, oft zweistöckigen Häuser, als er erfuhr, daß der Ort ausschließlich von Sahara-Negern bewohnt ist.

Nach einer köstlichen Nacht brachen sie am 12. Mai um 5 Uhr auf und erreichten vier Stunden später den von viereckigen Thürmen umgebenen Bordsch Ba-Mendil. Bis dort kamen ihnen der von ihrer Ankunft benachrichtigte Aga Si Abd-el-Kader ben Amar und dessen Schwager entgegen und geleiteten den Reisenden in die für ihn bestimmte Wohnung im Bordsch. Der Aga ist ein Mann von noch nicht 50 Jahren, welcher seinen Rang und das Kreuz der Ehrenlegion sich ehrlich im Dienste Frankreichs erworben hat; es ist ein hagerer, großer, bronzefarbener Mann mit einer Adlernase. Da er keine Schulbildung besitzt, steht ihm sein Schwager Si-Mohamed, der das Lyceum in Alger und die Schule in Saumur besucht hat, als Sekretär und Chalifa zur Seite.

Wir übergehen hier, wie Largeau dort mehrere Tage verlor, um für seine große geplante Reise nach dem Niger und Senegal Führer und Kameele zu suchen, wie er seine Abreise auf den 23. Mai festsetzte und zuletzt, durch wissentlich gefälschte Nachrichten getäuscht, beschloß bis zum Oktober in Uargla zu bleiben.

Wenn man in der Morgenfrühe einen der Thürme des

Panorama eines Theiles von Uargla, von der Kasba aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Bordsch Ba-Mendil ersteigt, sieht man zu seinen Füßen den Schott von Uargla oder Erweiterung des Ued Mzjä, dessen gelber Boden die Farbe des Löwenfelles zeigt, und darin in nordsüdlicher Erstreckung eine große schöne Insel dunkelgrünen Laubes, von hundertjährigen Palmen überragt. Zu diesem Grün liegt die Stadt verborgen und nur die Spitzen zweier weißen Minarets verrathen ihre Existenz. Fern im Osten erhebt sich auf dem rechten Ufer des Schott eine lange Kette hoher hellgelber Dünen, überragt von dem kolossalen Ghurd Mettem Othiu (das von den Kameelen geliebte Thälchen). Zur Rechten und Linken dehnen sich von Norden nach Süden die Ghur von Ba-Mendil aus, isolirte Felsmassen, an deren Fuße von den früheren fruchtbaren Pflanzungen sich nur einige dürftige Palmen erhalten haben. Diese Ghur sind die Vorposten des Schäb, eines Felsplateaus mit tief durchfurchten Rändern. Gerade im Süden aber erblickt man eine große Spalte, durch welche der Ued Mzjä in den Schott von Uargla mündet, und in deren Mitte sich schroff der sagenreiche Gara Krima erhebt.

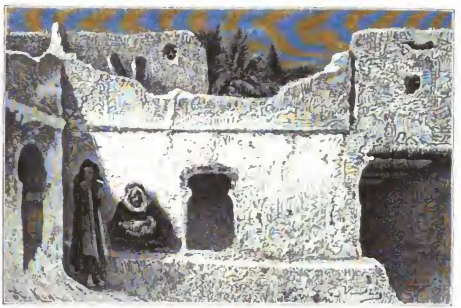
Von Ba-Mendil führt ein gewundener Pfad in 20 Minuten zu den ersten Palmen von Uargla, zuerst durch verlassene Gärten, dann zwischen Lehmmauern hin. Zuletzt erreicht man den breiten, mit sandenden Wasser gefüllten Graben und die Stadtmauer, neben deren Thore sich rechts ein verfallener Thurm erhebt. Die Stadt selbst liegt höher als die Oase, wie diese letztere wiederum eine Insel bedeckt, welche sich über dem Schott erhebt und einst von tiefem Wasser umgeben war. Ihre Straßen sind unregelmäßig, schmal und schmutzig, manche zum Theil überdeckt, die aus rohen Steinblöcken erbauten Häuser elend und nur wenige zweistöckig. Sieben Thore führen in die Stadt, welche 1400 Häuser mit ebenso viel Familien und drei durch Mauern von einander getrennte Quartiere zählt: diejenigen der Beni-Sissim, die von den alten Herren des Landes abstammen, der Beni-Uagin, der Nachkommen von Sklaven, und der Beni-Brahim oder Abkömmlinge edlen Stammes. Neben dem Sultansthore liegt die Kasba mit doppelter Mauer und bastionnirten Ecken: dort erhebt sich die frühere Wohnung der einheimischen Sultane, ein Gebäude im Style der

Digitized by Google

maurischen Häuser in Alger, prätentiös und von schlechtem Geschmacke. Uargla besitzt 18 Moschеen, darunter zwei, die malekitische und die der Beni-Mzab, mit eigenthümlichen Minarets, 20 m hohen, viereckigen, schiefstehenden Thürmen, welche nur hier und da durch enge Luken Licht empfangen. Auch die Moschee Sidi Salah erregt durch ihren sonderbaren Styl einiges Interesse. Aber von den alten prächtigen Häusern, welche dort einst existirten, und von der schönen Moschee, welche Emir Bu Zeteria 1228 bis 1229 erbauen ließ, haben sich nur dürftige Reste bis auf den heutigen Tag erhalten.

Von den 1400 Familien der Stadt gehören 1250 zu

Straße in Uargla. (Nach einer Skizze Largeau's.)



Bedeckte Straße in Uargla. (Nach einer Skizze Largeau's.)

den Sahara-Negern und nur 150 zur weißen Race, und von letzteren wieder 100 zu den Beni-Mzab, 12 zu den Mehadjcheria (mohammedanischen Juden) und 38 zu den Arabern.

Die eigentliche Oase Uargla erstreckt sich von Norden nach Süden 8 km weit, umfaßt ein Areal von 64 qkm und auf demselben 221 035 Palmen, welche den besten Sorten der Sahara angehören; aber in Folge der Verheerungen der Nomaden sind das außer einigen Weinreben, Feigen- und Aprikosenbäumen die einzigen Bäume, welche dort gezogen werden. Gemüse giebt es wenig, aber viel vorzügliche Luzerne, Kohl, Beschena und etwas Gerste für milchende Ziegen und Schafe. Die Berieselung geschieht, wo sie nöthig ist, mittels artesischer Brunnen, deren es etwa

Digitized by Google

140 giebt; ihre mittlere Tiefe beträgt 35 bis 40 m, ihre Leistungsfähigkeit 600 Liter in der Minute und ihr meist magnesiahaltiges Wasser ist 25° C. warm.

Außer der gleichnamigen Stadt umfaßt das Agalik von Uargla den Ksar Nguſſa mit 151 von Negern bewohnten Häuſern und 47 216 Palmen, die Zauja Sidi Chnil mit 10 Marabuts und 4763 Palmen, Schott oder Ain Amer (109 Häuſer, 20 702 Palmen), Adſchadſcha (90 Häuſer, 16 329 Palmen) und Nuſſiat (40 Häuſer). Dazu kommen an Nomaden die Schaamba Bu Ruba (400 Zelte) im Oſten und Südoſten, die Beni-Sur (250 Zelte) im Südoſten, die Mochadma (350 Zelte) im Südweſten, die Said Otyba (250 Zelte) und die Fatnaſſa (60 Zelte), ſo daß das Agalik im Ganzen 26 190 Einwohner zählt, 14 400 anſäſſige und 11 790 nomadiſche. Daß die Bevölkerung aber früher zahlreicher geweſen ſein muß, beweiſen die zahlreichen Ruinen von Dörfern und Reſte von Bewäſſerungsgräben, welche man auf den höher liegenden Theilen des Schott antrifft.

Die Sahara iſt vielleicht das geſundeſte Land auf der

Moſchee Sidi Salah in Uargla. (Nach einer Skizze Largeau's.)

Erde; epidemiſche und endemiſche Krankheiten ſind dort faſt unbekannt und Dank ihrer großen Mäßigkeit ſterben die Nomaden nur an Altersſchwäche oder eines unnatürlichen Todes. Die Oaſen dagegen und die ſumpfigen Niederungen der Schotts machen davon eine Ausnahme; dort herrſcht vom April bis Ende Herbſt das gefürchtete tehem oder Sumpffieber, das ſeine Opfer faſt ausſchließlich unter der weißen Race ſucht. Denn die Nomaden ziehen beim Eintritte der Hitze in die Wüſte und die Neger ſind gegen die Krankheit gefeit. Das Klima von Uargla iſt, wie das der Sahara im Allgemeinen, im Winter ein gemäßigtes; im Sommer dagegen herrſcht dort eine unbändige Hitze, und der Temperaturunterſchied zwiſchen Tag und Nacht iſt in der einen wie in der andern Jahreszeit ſtets ſehr bedeutend. Im Januar z. B. ſteigt das Thermometer bei Tage im Schatten mitunter bis zu 35° C., während es Nachts oft bis 5° unter Null fällt. Ebenſolche Wechſel kommen im Sommer vor; während des Juli, des heißeſten Monats, zeigte Largeau's Maximalthermometer 19 Mal 50° C. im Schatten; am 25. ſtieg es ſogar auf 55° und ſank Nachts auf 29,2°.

Digitized by Google

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. **F. W. Paul Lehmann.**

IV.

Buteanu und Bunatore.

„Ich athmete lang und athmete tief und begrüßte das himmlische Licht“, als ich am Morgen des 25. Juli aus der Schauerhöhle unter dem Builea-See, die auf der Generalstabskarte euphemistisch als eine Stina verzeichnet ist, hervorkroch. Auf dem harten, feuchten Felsen waren die Glieder steif und kalt geworden, da das spärliche, in einigen

Die Süd-Karpathen zwischen Negoi und Coltia Vistearmare.

Knieholzstümpfen schwälende Feuer mehr für Rauch als für Wärme gesorgt hatte. Indessen machte die Klarheit, in der die Höhen erglänzten, gar bald die Nacht, in der „alle Gemüthlichkeit aufgehört hatte“, vergessen und gemahnte, wie es in einem rumänischen Volksliede heißt:

> Die Gebirge zu erkiegen,
> Zu ersehn die ganze Welt,
> Auch zu sehn der Donau Fluth,
> Fein von Nebeldunst umruht.

Nach Einnahme einer erwärmenden Tasse Thee und eines frugalen Morgenimbisses fühlten mein junger Freund und ich uns völlig frisch und reiselustig und wanderten mit Zurücklassung des lügenhaften Ignoranten Giorgiu unter unserer eigenen Führung aufs Neue das Hochthal hinauf. Wir ließen den Builea-See zu unserer Rechten liegen und gelangten nach Absolvirung eines tüchtigen Kletterstückchens auf den obersten Thalboden unmittelbar unter dem Bunatore. Wilder und kühner, als am Builea-See, thürmen sich die Felsen. Mächtige Trümmerhalden und dicke Schneelager umrahmen einen kleinen, flachen Gebirgsteich. Ueber die 500 m zum zackigen Bunatore emporstrebenden Felsen hinauf zu klimmen, hätte selbst ein Alpenfex bei dem besten Willen, etwas recht Halsbrecherisches zu unternehmen, nicht vermocht, da manche Partien der groteske Wand senkrecht abstürzten. Wir konnten entweder über Schutthalden zu einer Scharte des Gebirgskammes emporsteigen, oder mußten über steile Grashänge zunächst eine Einsattelung zwischen dem Buteanu (2353 m) und dem Bunatore (2510 m) zu erreichen suchen. Wir wählten den zweiten Weg und stiegen auf den Klettersteigen der Bergschafe, nur einmal eine bedenkliche Stelle passirend, empor zu der rasenbedeckten Einsattelung, von der wir zu das schutterfüllte Hochthal des Arpaschiefu hinabblickten. An einem hellschimmernd aus dem Kamme hervortretenden Kalkfelsen vorüber schritten wir auf schmaler Bahn ein Stück auf den Bunatore zu. Immer schroffer senkten sich nach beiden Seiten die Abhänge, immer zackiger und schartiger ward der Grat; nach dem Arpaschiefu fiel eine majestätisch vorspringende Felsenwand senkrecht ab. Aus diesem Thal herauf kam über die schrofsen Gehänge eine flüchtige Gemse, die ganz in unserer Nähe den Kamm erreichte und auf schwindlichtem Pfade in kühnen Sprüngen dem Bunatore zueilte. Mir schien es gerathener, ihrem Beispiele nicht zu folgen. Ich wandte mich rückwärts gegen den Buteanu, dessen Gipfel ich ohne besondere Schwierigkeit erreichte.

Der Buteanu ist der höchste von allen auf den nördlichen Ausläufern sich erhebenden Gipfeln und verbindet die Vorzüge eines Gipfels vom ersten Range mit denjenigen, welche vorgelagerte Höhen für die Umschau und den Einblick in den Bau einer Kette oder eines Massivs bieten. Ueber steile Abhänge blickt man vom Kulminationspunkte 700 bis 1000 m hinab in die tief einschneidenden, schnell nach Norden fallenden Thäler, die zu beiden Seiten des im Süden aufragenden Bunatore als groteske Amphitheater in den Kamm hineingreifen. Wilder, zackiger und schroffer sind die Formen im Hintergrunde des Arpaschiefu, aber sie entbehren dafür des Reizes, welchen den Umgebungen des Lacu Builea der Kontrast des grünschimmernden, glatten Seespiegels verleiht. Die Kugel aus einem preußischen Infanteriegewehre würde über die tiefen Thalschluchten weg gegen die Abhänge der Albota und des Piscu Builea fliegen, deren stattliche Kämme man in ihrer ganzen Länge überblickt. Von keinem im Hauptkamme gelegenen Punkte übersieht man die stattliche Reihe der durchweg mit gewaltigen Präcipissen nach Norden fallenden Gipfel, die Sättel und Scharten so gut, wie vom Buteanu. Wegen seiner für den ganzen Nordabhang dominirenden Höhe schweift der Blick nach Westen und Osten über die benachbarten Kämme des Piscu Builea

Digitized by Google

und der Albota hinweg, so daß ein zackiger Kamm hinter dem andern emporragt. Wir sehen von einer ermüdenden Aufzählung der zur Rechten und Linken nach einander aufragenden Ausläufer ab und fassen nur die hervorragenden Partien des schwerlich wilden Panoramas ins Auge!

Majestätisch ragt im Südwesten mit weißen Schneeflecken geschmückt der große Negoi aus dem Kamme hervor und etwas nach Rumänien zurückspringend sein ebenbürtiger, gleichnamiger Bruder. Der die zwischenliegenden Kämme des Piécu Builea und Donuma weit überragende Negoi-Ausläufer erscheint vom Buteanu aus gesehen noch imposanter, als von der Serbota aus. Vier beträchtliche Schneefelder lagen über der Waldgrenze in den von Felswänden umrahmten Vertiefungen seines Südabhanges. Jenseit des Piciora Negoi grüßt als alter Bekannter der durch seine flache, gründewaschene Kuppe kenntliche Scara Gipfel herüber und hinter ihm wieder taucht die dreigipflige Csorta empor. In seinem Totaleindruck war das im Südosten entrollte Bild noch gewaltiger, als das eben geschilderte. Hier zogen graue Wolken die Thäler hinauf gegen den Kamm und erschwerten auf dem noch unbekannten Gebiete die Orientirung, da immer nur der eine oder der andere der Hochgipfel in nackter Wildheit aus dem wallenden Gewölke hervortrat.

Wir stiegen auf den Thalboden unter der Wand des Bunatore zurück und kletterten von hier über steile Schutthalden zu einer Einsenkung des Kammes, von der wir nach Süden in einen kleinen Gebirgsteich, den Jäfere Kepreresce, hinabblickten, dessen Spiegel nicht unbeträchtlich höher als der des Builea gelegen ist. Aus dem Gebirgskamme erhoben sich vor der Paltina (2393 m) noch zwei Gipfel, deren Namen ich nicht nennen kann. Nach Südosten senkten sich die Schluchten zum Capriratiathale[1]), welches zum Quellgebiete des an Kurtea d'Argis und Pitesti vorüberfließenden Argis gehört. Auf dem Gebirgsauskläufer zur Linken des Capriratiathales erhob sich der Munte Rijos und seitwärts hinter ihm ein etwas kleinerer ganz ähnlich geformter Gipfel, beide mit Steinhaufen auf den Spitzen. Der im S.-O. sich erhebende Munte Rijos ließ uns den Nordabhang sehen und machte den Eindruck einer dem Rücken aufgesetzten, flachen, stark von der Verwitterung angegriffenen Riesenpyramide. Unter ihm traten an den Abhängen zum Capriratiathale vier mit Schutt und Schnee gefüllte Einsenkungen hervor. Im Allgemeinen ist der Anblick der langen, grasbedeckten Rücken monoton und öde. Wir stiegen höher gegen den Bunatore empor längs eines nach Siebenbürgen als schroffe Wand, nach Rumänien als steiler Grashang sich absenkenden Grates, der in einer gerade südlich des Bunatore gelegenen Spitze gipfelte. Noch trennte uns vom Hochgipfel eine scharf in einen Grat eingeschnittene Scharte, von der zwei wilde Kamine hinabführten in die Hochthäler zu beiden Seiten des etwas aus dem Kamme vorspringenden Berges. Wir betrachteten eben prüfend die nicht gerade einladende Passage, als wir zu unserm Erstaunen auf der höchsten Spitze einen singenden Hirten bemerkten, der, sowie er unser ansichtig ward, gewandt und leicht zu uns herüberkletterte und verwundert meine Karten und Instrumente betrachtete. Zu erfragen über die uns unbekannten Kuppen und Thäler des Südabhanges war von dem munteren Gfobanen nicht viel, denn ihm war alles „Munte“ und „Berfu“, d. h. „Berg“ und „Hochgipfel“, und mein Kompaß und Meßkruecht interessanter, als die ganze Gebirgswelt.

Die Kletterei nach dem Bunatore hinüber erinnerte mich lebhaft an die vom kleinen zum großen Glockner. Waren die Dimensionen hier kleiner und fehlte der trügliche Schnee, so fehlten dafür auch Seile, Steigeisen und die vorzüglichen Kaiser Führer!

Eine detaillirte Schilderung des sich aus vom Gipfel des Bunatore darbietenden Panoramas würde den Leser bei den nothwendig werdenden Wiederholungen ermüden. Die nähere Umgebung ist bereits hinreichend charakterisirt, die Ferne zeigte im Norden und Süden mit geringen und, wie mich dünkt, vortheilhaften Verschiebungen die von dem 6 km entfernten Negoi genossene Aussicht. Rumäniens Ebene lag jenseit der weit in dasselbe verlaufenden Höhenzüge in einem leichten Dunstschleier, der nur undeutlich in weiter Ferne einen Kirchthurm (Pitesti?) durchschimmern ließ.

Die Generalstabskarte, die sich in allen zu Siebenbürgen gehörigen Gebieten vortrefflich bewährt hatte, zeigt auf den nach Rumänien hinüber greifenden Theilen einige kleine Ungenauigkeiten. So fehlt der Gemsenteich „Jäfere Kepreresce“ auf der Karte; der Rücken, den sie als vom Bunatore ausgehend zum Munte Rijos zeichnet, zweigt sich erst etwas weiter östlich vom Kamme ab. Aus dem Arpaschieh würde man, wenn man nicht den Hals bei der Kletterei bräche, über eine scharf einschneidende Scharte direkt hinüber gelangen in die obersten Schluchten des Capriratiathales und nicht nöthig haben, erst das südlich des Bertopelu (2459 m) einschneidende Thal zu betreten, welches die Generalstabskarte zu weit nach Nordwesten verlängert. Auch in Bezug auf die Terrainschraffirung ließe sich Einiges sagen. So sieht Munte Lepista auf der Generalstabskarte aus wie eine schmale, flachwellige Hochebene, die plötzlich mit Steilwänden in die sie umschließenden Thalschluchten abfällt. Diese Zeichnung paßt nur für den nördlichsten Theil des Rückens unmittelbar hinter der Paltina, wo aus einer kleinen Hochfläche ein einzeln stehender Felsenpfeiler aufragt; weiterhin verläuft Munte Lepistia als hochgewölbter Rücken, dessen Abhänge, wie alle anderen, zwar steil, aber keineswegs durchweg schroff und felsig sind. Im Ganzen scheint dieser Theil der Karte nur eine Vergrößerung der im Maßstabe 1:288 000 von dem österreichischen Generalstabe herausgegebenen Karte der Walachei in sechs Blättern zu sein. Natürlich führe ich diese meine Beobachtungen nicht an, um an dem schönen Kartenwerke zu mäkeln. Die Aufnahme dieses unwegsamen Hochgebirges ist bei der Schwierigkeit der Verpflegung und den Unbilden der Witterung wahrlich keine Kleinigkeit. Niemand kann mehr Ursache haben, als ich, den Generalstäblern dafür dankbar zu sein, daß sie ihre Darstellung nicht wie gewöhnlich hart an der Landesgrenze abbrechen, sondern auch das anstoßende rumänische Gebiet mit berücksichtigten[1]).

Wohlbehalten kehrten wir zu unserm am Morgen verlassenen Ausgangspunkte zurück, hießen Giorgin das Pferd beladen und stiegen an den rechtsseitigen Gehängen hin ziemlich steil hinab, um jene Thalstufe zu überwinden, über die gleich hinter der Stina der Bach rauschend und tosend im Stromschnellen und Fällen aus der Region des Knieholzes in den Fichtenwald hinabstürzt. Wir erreichten einen kleinen Thalboden, auf dem eine verlassene, halbverfallene Stina stand. Hier machten wir zwischen üppig wuchernedem rumex unter einem mächtigen Ahorn Halt, um noch einmal in Muße unsere Augen an dem Thale zu weiden. Vor allem fesselte der prächtige Wasserfall, dessen schäumende Fluth zwischen dem Grün buschiger Erlen niederwalle, unsere

[1]) Augenscheinlich derselbe Name wie Kepreresce; Capriratia schreibt die Gen.-St.-Karte.

[1]) Das ist auf der Grenze gegen die Walachei mit Terrainschraffirung, Angabe der Waldgrenze, aber ohne Einzeichnung von Aquidistanten-Horizontalen geschehen. Die Sektionen, welche in die Moldau übergreifen, brechen die Darstellung an der Landesgrenze ab.

Digitized by Google

Blicke. Zur Rechten und zur Linken erhoben sich düstere Fichtenwände, über ihnen ragten aus dem Krummholz hervor einige hohe Felsenzacken, und im Hintergrunde wurden über dem Wasserfalle einige Formen der starren Hochgebirgswelt sichtbar.

Ich gebe dem Falle wegen der Großartigkeit des Sturzes und der Schönheit der Umgebung vor allen mir bekannt gewordenen, gleichartigen Bildungen dieses Gebirges den Vorzug. Den mächtigen Wasserfall, welchen Samec in seiner kleinen Schrift die „Alpen des Altlandes“ [1]) im Süden des Negoi anführt, habe ich nicht gesehen. Der eben genannte Verfasser führt von allen Wasserfällen nur diesen an und schreibt darüber: „Endlich ist ein Wasserfall auf südlicher Seite des Negoi zu erwähnen. Ein mächtiger Bach (Popolog?) stürzt nämlich da plötzlich 16 Klafter (30 m) tief auf einen nur durch diesen Bach seit jeher allmälig ausgeschwemmten Felsabsatz, wo der Strahl sich in Tausende theilt, die wieder auf analoge Felsen 12 Klafter (fast 23 m) tief herabstürzen. Offenbar eine erhabene Erscheinung, aber auch ein dumpfer Donner, gegen den ein Gewehrschuß vollkommen verschwindet.“

Neben dem Wildbache zur Glashütte hinabzugelangen, war nicht möglich, wir mußten wieder längs der Berglehnen auf- und abwandern und klettern und kamen unter jener Waldbrandstätte hin, in die uns vor zwei Tagen unsere Vertrauensseligkeit in Giorgiu's Gebirgskenntniß hineingeführt hatte, in den Buchenwald und durch ihn schnell hinab zur Hütte, in deren Wirthshäuschen wir hungrig, durstig und entsetzlich müde anlangten. Mit der Ruhe sollte es freilich fürs Erste nichts werden, da Giorgiu plötzlich ein höchst eigenthümliches Abenteuer einfiel. Da er wegen seiner Lügenhaftigkeit und der schlechten Behandlung des mit bemerkenswerthem Geschicke kletternden Pferdes mehrmals Verweise erhalten hatte, beschloß er heimzukehren. „Es sei kein Haffter und kein Futter für das Pferd vorhanden!“ Als der Wirth das Nöthige beschafft hatte, erklärte Giorgiu plötzlich, das Pferd gehöre seinem Bruder, der desselben dringend zur Arbeit bedürfe. Da ich mich für seine Deklamationen taub erwies und ohne ein Wort in das Häuschen ging, wandte er sich an die vor demselben versammelten Glasarbeiter und klagte diesen mit erhobener Stimme und lebhaften Geberden seine Noth. Die Arbeiter, meist Deutsch-Böhmen, hatten während der Sonntagsruhe den geistigen Getränken zum Theil mehr als genügend zugesprochen und erwärmten sich lebhaft für das Loos des Unglücklichen. Es entstand vor dem Wirthshause ein solcher Skandal, daß ich es rathsam fand, mich meines Revolvers zu versichern und hinauszutreten. „Er muß ihm zahlen, er muß ihn gehen lassen!“ riefen die Glasarbeiter; „der Rumäne lügt ja!“ versicherte halb ängstlich der Wirth. Auf meine Frage: „Wer will etwas von mir?“ erhielt ich nicht sogleich eine Antwort und benutzte den Moment der Ruhe, um den Leuten zu sagen: „Glaubt Ihr, daß dem Mann Unrecht geschieht, so sagt ihm doch, er soll mich verklagen, und holt die Ortsbehörde.“ Es wird ja nicht schwer sein, einem einzeln im fremden Lande reisenden Manne Raison beizubringen.“ Ein Arbeiter rief: „Wir glauben ihm ja gar nicht, wie ist denn die Sache?“ Ich antwortete: „Glaubt, was Ihr wollt, ich stehe nur den Rede, der ein Recht hat, mich zu fragen.“ Giorgiu schien zu empfinden, daß seine Chancen sich verschlechterten, er erklärte, er werde den „Richter“ oder Schulzen von Kl. Kerz holen (!), warf sich wüthend aufs Pferd und sprengte davon — um nach fünf Minuten andern Sinnes zurückzukehren mit der Frage, ob ich einen Stellvertreter annehmen werde. Obwohl es nicht unwahrscheinlich war, daß nach erfolgter Zahlung der Stellvertreter mit Giorgiu verschwand, erklärte ich mich zur Vermittlung der Glasarbeiter einverstanden, denn auf diese wirkte der Vorfall als plötzliche Unterbrechung der ermüdenden Einförmigkeit ihres abgeschiedenen Lebens noch immer sehr erregend. Nach fünf Minuten hatte Giorgiu einen angetrunkenen Bauern aufgegabelt und ihm, wie ich später erfuhr, auseinandergesetzt, mit dem preußischen Ingenieur, der täglich 40 Gulden von seiner Regierung bekäme, sei ein glänzendes Geschäft zu machen. Daß der Bauer den fünffachen Betrag der üblichen Taxe forderte, ging selbst Giorgiu's enragirtesten Sachwaltern über den Spaß. Ich ließ dem betrunkenen Rumänen bedeuten, er solle mir mit seinen Liebkosungen und Ergebenheitsbezeugungen drei Schritte vom Leibe bleiben und folgte der Einladung des Wirthes, mit meinem jungen Begleiter zum Abendessen zu kommen. Wir hatten uns gerade zu Tische gesetzt und freuten uns an dem lang entbehrten Anblicke einer saubern Decke und der glitzernden Teller, als ich mich plötzlich bei der Schulter gefaßt fühlte und dicht vor mir das widerwärtige schnapsdurstende Gesicht des angetrunkenen Bauern erblickte. Wir elektrisirt hieb ich mit der Faust auf den Tisch und schnellte mit einem „Draus“ in die Höhe. Der Bauer, den meine Gesten nicht vertrauenerweckend erscheinen mochten, stürzte zur Thür hinaus und lief davon. Von draußen herein schallte es unter Geächter: „Der Herr versteht's mit die Rumäner! Das sind Schweinhunde!“ Zwei Arbeiter erschienen im Zimmer und führten, während wir schweigend unsern Hunger stillten, diese Ansichten des Weitern aus, bis der Wirth sie bewog, uns wenigstens in Ruhe essen zu lassen. Giorgiu erbat und erhielt „einen Wein“, die Gemüther hatten sich beruhigt und bald konnten auch wir uns der wohlverdienten Ruhe hingeben.

Am nächsten Morgen wanderten wir unter Führung unseres Wirthes bei herrlichem Wetter nach der Arpascher Glashütte. Anfänglich gingen wir am rechten Ufer des Kerzerbaches im Schatten eines prächtigen Buchenwaldes dahin, dann wanderten wir ostwärts durch einen vom Weidebetrieb arg mitgenommenen Niederwald, in welchem der Fußsteig unter dichtem Gebüsch und wuchernden Gras oft völlig verschwand. Zur Rechten erhoben sich von Buchenwald bedeckte Berglehnen, im Hintergrunde des Arpaschichu-Thales, dessen rauschenden Bach wir überschritten, tauchten zackige, kahle Bergformen auf und verschwanden dann hinter der breit vorspringenden, rasenbedeckten Bergnase der Arbota (1941 m), unter welcher der gleichnamige Bach entspringt, der die nördliche Hälfte dieses Ausläufers in zwei parallele Rücken getheilt hat. Giorgiu verlor von dem schlecht gestalteten und bepackten Pferde zweimal die ganze Bagage, zerbrach dabei aber glücklicher Weise nur seine eigene Schnapsflasche. Da er immer wieder auf das für den schwierigen Pfad hinlänglich bepackte Thier kletterte, faßte ich ihn schließlich zu eindringlicherer Belehrung beim Bein und warf ihn ins Gras. Das half! Er sah mich zuerst wüthend an, war aber bald wieder ganz wohlgemuth und delektirte sich an unreifen Haselnüssen, die er in Menge von den kräftig

[1]) Das Büchlein erschien 1865 in Hermannstadt und gewährt manche Belehrung. Der wackere Verfasser, ein Förster, ist selbst im Winter einmal auf den mehrfach besuchten Hochgipfeln gewesen. Perioden bau und sprachlicher Ausdruck machen das Schriftchen oft unlesbar; vielfach vermißt man, was man bei dem offenen Auge und warmen Interesse des Verfassers bedauern muß, die nöthige naturwissenschaftliche Bildung. Ein Abschnitt handelt vom Einfluß des Mondes auf das Wetter, ein anderer, der sich meiner sachlichen Kritik entzieht, über Forstacquisitionsverhältnisse. Wo ich dem Verfasser eine Notiz verdanke, werde ich selbstverständlich auf ihn verweisen.

Digitized by Google

gedeihenden Sträuchen riß. In der Arpascher Glashütte trennte ich mich ungern von meinem treuen Gefährten, deſſen Stiefel den Dienſt für weitere Bergtouren abſolut verſagten; während er, gefolgt von Giorgin und ſeinem Braunen, thalwärts wanderte, ſchickte ich mich in Geſellſchaft eines deutſchen Glasbremers zu neuen Exkurſionen an.

Die Aymara-Race.

Von **Ch. Nuſſer** in Baſel.

I.

Von den verſchiedenen indianiſchen Stämmen, welche die ſpaniſchen Eroberer bei ihrem Eintritt in Peru vorfanden, ſind es vornehmlich zwei, die Quichua- und Aymara-Indianer, welche ſich Dank ihrer großen numeriſchen Stärke einem gänzlichen Untergang entziehen konnten. Zwar giebt keiner der ſpärlichen, ſich oft widerſprechenden Berichte, welche bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, glaubwürdigen Aufſchluß über die eigentliche Seelenzahl des Inca-Reiches, allein es darf angenommen werden, daß ſie eine ungeheure geweſen ſein muß.

Schon die meilenweit ſich erſtreckenden Spuren uralter Waſſerleitungen und Ruinen einſtiger Anſiedelungen ſind ſprechende Zeugen, daß unter der Inca-Dynaſtie das Hochplateau der Anden, von Quito bis Potoſi und noch weiter ſüdlich bis Tupiza, eine Bevölkerung von vielen Millionen zu ernähren hatte. Das konnte es auch bei der Genügſamkeit jener Race, bei der tiefdurchdachten geſellſchaftlichen Ordnung, welche jedem Individuum ſeine Rolle zuwies, wo aber auch der Staat zu gleicher Zeit ſorgfältig über die Bedürfniſſe des Einzelnen wachte. Dieſe Ordnung vor den ſtaatlichen Einrichtungen, welche ſich ſelbſt jetzt noch, dem ſeit Jahrzehnten andauernden republikaniſchen Zerſetzungsproceß zum Trotz, in der Bedeutung ausſpricht, die im ärmlichſten Indianerdorfe der mit Silber beſchlagenen vara (Stock) des eingeborenen Alcalden zu Theil wird, erfreute ſich von Seiten der Spanier nicht der gebührenden Würdigung. Und doch, welch' andere Reſultate hätte die ſpaniſche Regierung aus dem Erwerb jenes Erdtheils erzielt, wenn ſie dem nur zu oft unverantwortlichen Treiben ihrer Beamten und Günſtlinge mit energiſcher Hand Einhalt zu gebieten verſtanden hätte! Es darf hier wohl betont werden: ſie ſuchte die erſten Fehler durch nachträgliche, zum Schutz der Eingeborenen erlaſſene Geſetze wieder vergeſſen zu machen, vermochte aber mit ihren guten Abſichten nicht mehr durchzudringen.

Die zügelloſen Abenteurer, welche ſich zuerſt in die eroberten Provinzen theilten, brachten den Landesbewohnern neue Krankheiten, neue, ihrer bisherigen Lebensweiſe widerſtrebende Laſten und Einrichtungen mit. Wie wilde Thiere, denen ein Menſchenleben gleich Null iſt, wüthete ein Theil derſelben unter den hülfloſen Eingeborenen. Was die letzteren im Laufe der Zeit aber mehr als alles andere anfreib, war der Zwang zur Bergwerksarbeit, zu den Obrajes (Fabriken für Wollſtoffmeberei ꝛc.) und die damit verbundene unmenſchliche Behandlung.

Die Folge war, daß dieſe Stämme, welche gegenwärtig noch ihre alten Wohnſitze auf der Hochebene der Anden einnehmen, auf ein paar Millionen Seelen zuſammengeſchmolzen ſind.

Die Aymaras hatten ſich zwiſchen die viel zahlreicheren, ihnen auch an Intelligenz weit überlegenen Quichuas hineingeſchoben; zu welcher Zeit aber und aus welchen Urſachen dieſes Eindringen ſtattfand, iſt ein Umſtand, der nie genügend aufgeklärt werden wird.

Das Sprachgebiet der Aymaras iſt ziemlich ſcharf abgegrenzt. Es erſtreckt ſich auf eine Länge von circa hundert ſpaniſchen Leguas von Puno am Nordende des Titicaca-Sees bis nach der Minenſtadt Oruro, nimmt die ganze Breite des Gebirgsrückens von der weſtlichen zur öſtlichen Cordillera ein und ſteigt ſogar noch in einige der heißen, vom Oſtabhang auslaufenden Thäler, die Yungas, nieder.

Hier begegnet es aber bald wieder dem Quichua-Idiom, durch welches es von allen Seiten eingeſchloſſen iſt; nur am Weſtabhang nicht, an welchem die wenigen, früher exiſtirenden Urcimwohner durch die Meſtizen verdrängt worden ſind; denn eine große Bevölkerung konnten die zwiſchen der ſandigen, ſteinigen Küſte auftretenden fruchtbaren Einſchnitte überhaupt nicht beherbergen.

Die Aymaras nehmen alſo noch genau den gleichen Platz ein, den ſie zur Zeit der Ankunft der Spanier inne hatten. Am dichteſten ſind ſie am Ufer des Titicaca in der bolivianiſchen Provinz Omaſuyos gruppirt. Glücklicher als ihre nordamerikaniſchen Brüder, bleibt ihnen deren trauriges Schickſal erſpart, denn ſie ſind Ackerbauer, hängen an der Scholle und wüchen unter verunſinnigen, ſittlichenden Regierungen wieder ganz gut gedeihen, ein noch nützlicheres Element der dortigen Geſellſchaft ſein, als ſie es ſchon ſind. In ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit bieten die Aymaras das Bild eines kräftigen Menſchenſchlages dar. Sie ſind durchgehends von Mittelgröße, mehr zu gedrückter als aufrechter Haltung geneigt. Es iſt dies von der von Jugend auf angenommenen Gewohnheit, Laſten auf dem Rücken zu tragen, abzuleiten. Der atado, ein über die Schulter und unter dem entgegengeſetzten Arm durchgehendes zuſammengefaltetes Tuch, deſſen Enden auf der Bruſt geknüpft werden, und in welchem ſie Lebensmittel und andere Gegenſtände mit ſich führen, fehlt bei beiden Geſchlechtern niemals. Die tagelang gebückte Stellung beim Feldbau, welcher noch mit den denkbar primitivſten Werkzeugen und Pflügen betrieben wird, die Sitte, die Kinder, welche nicht ſelten bis zum dritten Jahre geſtillt werden, fortwährend auf dem Rücken zu tragen, muß dieſe Anlage zu einem gewölbten Rücken im Gefolge haben. Beine und Schenkel ſind kurz, ſo daß die Körperhälfte nicht wie bei der weißen Race dem Schooßbein entſpricht, ſondern weiter oben zu ſuchen iſt.

Je kälter und dem Winde ausgeſetzter die Gegend iſt, in welcher ſich der Indianer aufhält, deſto gebräunter iſt ſeine Hautfarbe. Vom dunkeln Kupferton der Hochlandsbewohner geht ſie beim Indianer der Yungas in Gelb über, nicht nur der anhaltenden Transpiration wegen, ſondern auch in Folge der ſchädlichen Dünſte, welche der Körper in der damit geſättigten heißen Atmoſphäre aufzuſaugen hat.

Es gehört eine lange Uebung dazu, die bartloſen, alle wie in einer Form gegoſſenen Geſichtszüge der Indianer

Digitized by Google

zu unterscheiden. Eine abnorm niedrige, schmale und zurücktretende Stirn endigt in dem so spitz auslaufenden Schädel, daß der Hut eines zehnjährigen europäischen Knaben darin einem ausgewachsenen Indianer paßt. Die Stirn erscheint aber noch schmäler, als sie ist, dadurch, daß die Kopfhaare ganz nahe an die Augenbranen herantreten, oft nur einen stark baumenbreiten freien Zwischenraum lassen. Kokette Mestizenmädchen, welchen dieses unangenehme Erbtheil zugefallen ist, helfen sich hier und da durch Rasiren — sie sind dann gewöhnlich häßlicher als zuvor!

Mit großen, prachtvoll tiefschwarzen Augen, gleich Sternen, starrt das indianische Kind die ungewohnte Erscheinung des Fremden an, stundenlang, ohne einen Laut von sich zu geben, als wäre ihm die Furcht vor dem Unterdrücker schon angeboren!

Beim Heranwachsen ändert sich die Physiognomie; sie wird breit und platt, die an die Azteken mahnende, wie ein Haken gebogene Nase nähert sich dem regelmäßig geformten Mund, der die prachtvollsten Zähne verbirgt — so lange ein grünlicher, zähe haftender Schleim nicht den leidenschaftlichen Cocakauer verräth.

Das Weiße der Augen nimmt eine gelbliche Färbung an, aber der geschlitzte, beinahe chinesische Schnitt der unter allen Umständen tiefschwarzen Augen giebt ihnen ein verschleiertes Ansehen. Große Sorgfalt verwendet der Indianer auf sein langes, straffes, schwarzes Haar, welches bei den Männern zu einem Zopf, bei den Weibern in zwei Zöpfe geflochten auf dem Rücken hängt. Erst sehr spät fängt es an sich zu bleichen, und Individuen mit ganz weißen Haaren, welche hin und wieder angetroffen werden, sind jedenfalls von ihrem hundertjährigen Geburtstag nicht sehr weit entfernt. Trotz der oder mehr noch wegen der aufs Allernothwendigste beschränkten Lebensweise erreichen sie ein hohes Alter; viele aber erliegen dem unmäßigen, immer mehr um sich greifenden Branntweingenuß; periodisch fordert auch eine Typhusepidemie unzählbare Opfer. In den Städten wird unentgeltlich geimpft. Die Indianer haben also Gelegenheit sich vor den Pocken zu schützen, profitiren indeß nur wenig von dieser wohlthätigen Einrichtung. Die Pocken sind daher in jenen Gegenden endemisch, richten aber lange nicht mehr die Verheerungen an wie früher, weil auch die Indianer sie besser zu kuriren gelernt haben.

Zwar verschieden lauten die Urtheile, welche über diese Race abgegeben worden sind. Der eine heißt sie faul, kriechend und falsch, der andere fleißig, furchtsam und willig. So ziemlich die Mitte zwischen diesen Extremen wird zu einer richtigen Beurtheilung führen. Schon der Umstand, daß sie in ihrer socialen Stellung in zwei Kategorien zu theilen sind, deutet an, daß sie unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden müssen. Die Communarios, d. h. solche Familien, welche auf Ländereien angesiedelt sind, welche vom Staat beansprucht werden, zahlen eine höhere Kopfsteuer als die Colonos (Hörige), welche die Landgüter der Privatpersonen zu bewirthschaften haben. Sie sind daher auch turbulenter, gewissermaßen sprödere als letztere, welche, obwohl frei und nicht gerade Sklaven, doch von ihren Herren in einem möglichst strengen Abhängigkeitsverhältniß gehalten werden.

Jede Familie bewohnt eine kleine Hütte, deren vier Wände aus Lehmziegeln errichtet sind. Nur durch eine ganz niedere, enge Thür kann sich etwas Licht hineinstehlen. Das mit Cordilleragras (ichu) bedeckte Dach hat keinen Rauchfang, und wenn in der Hütte gekocht wird, gestaltet sich der Aufenthalt darin zu einem unerträglichen. Ueberdieß wird, wer einmal sich verleiten ließ, sein Nachtlager unter einem solchen Obdach aufzuschlagen, es nicht zum zweiten Mal versuchen. Lieber wird er vor der Thür unter freiem Himmel biwonakiren, so gut es geht, als von Legionen jener schnell hüpfenden Peiniger um die ganze Nachtruhe gebracht zu werden. Der in der Hütte herrschende Schmutz ist so unsagbar, wie derjenige des Wirthes selbst. Wie sie steht und geht, schläft die Familie, Jahr aus Jahr ein, in den gleichen Kleidern auf den gleichen Schaffellen. Vor dem Wasser haben die Indianer eine unüberwindliche Scheu. Sie waschen sich nie und sind folglich mit Läusen überdeckt. Ungenirt, am hellen Tage, lesen sie sich gegenseitig das in den Kleidern und auf dem Kopf sich anhaltende Ungeziefer ab, um es sofort zu verspeisen. Eine ganz originelle aber sehr wohlthätige Einrichtung soll, um der krassen Unreinlichkeit einigermaßen zu steuern, unter den Incas bestanden haben. Für jeden Kopf war ein Läusetribut zu entrichten, bestehend aus einem fingerlangen Schilfrohr voll dieser Parasiten.

Zur Kleidung dienen ihnen die selbst gewebten und gefärbten Wollstoffe (jerga). Die Männer tragen eine kurze, indigoblaue Jacke, blaue oder schwarze Weste, bis an die Knie reichende anliegende Hosen aus weißer naturfarbener Schafwolle, Filzhut und einen meist dunkelfarbigen Poncho. Hier sei aber sofort bemerkt, daß besonders in Betreff der Ponchos, je nach den Cantonen und Provinzen, welchen die Indianer angehören, ein großer Unterschied in Farbe und Zeichnung herrscht. Wer viel mit diesem Volk zu thun hat, ist im Stande augenblicklich zu sagen, aus welcher Gegend der Träger dieses Kleidungsstückes stammt. Die kräftigen Waden sind unbekleidet, ebenso die Füße, welchen nur die aus Rindsleder geschnittenen Sandalen (ojotas) Schutz gegen die Unebenheiten des Bodens gewähren.

Bei den Weibern ist der Oberkörper von einer ihrer Büste anpassenden Jacke (jubon) umschlossen; zwei bis drei übereinander angelegte Röcke (polleras) schützen den Unterkörper; jung haben sie drolle, plumpe Formen, älter werden sie abschreckend häßlich.

Auch die Weiber haben Sandalen, den Kopf bedecken sie sich mit einem bizarren hohen Hut, der mit schwarzem Tuch oder Baumwollsammet überzogen ist und einige Aehnlichkeit mit der Ulanen-Czapka hat.

Dem Poncho der Männer entspricht das Pullo der Weiber, nur daß, statt wie beim Poncho den Kopf durch die in der Mitte befindliche Oeffnung zu stecken und die Decken von allen Seiten über die Schultern, Brust und Rücken herabhängen zu lassen, das Pullo über den Rücken und Schultern gelegt auf der Brust mit dem Topo (silberne oder messingene in Löffelform auslaufende Nadel) zusammengehetet wird.

Was von silberner Scheidemünze in Realen, Medios und Cuartillos in ihre Hände fällt, bleibt der Circulation entzogen und schmückt ihre bunstarbigen Gebrechtel, auf welche ordentliche Münzsammlungen aufgenäht sind. Männer sowohl wie Weiber sind von Kindheit auf an handbreite Binden aus starkem Wollstoff (fajas) gewöhnt, welche dreioder viermal über der Hüfte geschlungen, den Körper, ohne einen nachtheiligen Druck auszuüben, einen festern Halt geben.

Es ist sicher, daß dieser Gebrauch sie befähigt, erstaunlich große Distanzen mit Leichtigkeit zurückzulegen. Von ihrer Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen können ganz bemerkenswerthe Beispiele angeführt werden. Die Postillone, welche im Inlande die Reisenden von einer Station zur andern begleiten, halten mit einem Maulthier, das die langen sechs spanischen Leguas in drei Stunden zurücklegt, gleichen Schritt. Die Couriere, welche früher die Post vom Hochlande nach der Küste (85 Leguas) zu befördern hatten,

Digitized by Google

durchmaßen diesen Weg in sechs Tagen, um unverzüglich, im gleichen Zeitraum, die Rückpost abzuliefern. Dazu gehören indianische Lungen, welchen eine Steigung von circa 12000' nichts anhaben kann. Nur mit wenig Lebensmitteln ausgerüstet, treten sie ihre Reisen an, die gewöhnlich die mehr oder minder von ihren Sitzen entfernte Hauptstadt zum Ziele haben. Stets aber führen sie einen reichlichen Vorrath ihrer so geliebten Coca mit sich, von der sie nun einmal, selbst wenn ihnen Essen und Trinken in Hülle und Fülle zu Gebote steht, nicht mehr lassen können. Mit den Cocablättern kauen sie zugleich eine schwärzliche „Llipta" genannte Masse, welche nichts anderes, als eine aus den Stengeln der Quinoa gewonnene unreine Potasche ist. Der Hauptmann, den sie, so lange das Cocakauen in mäßiger Weise getrieben wird, aus diesem tonischen Reizmittel ziehen, ist, daß es den Verdauungsprocess anregt. Die Nahrung, die der Indianer in einem strengen Klima nur zu häufig kalt genießt, ist dazu noch recht schwer verdaulich. Sie besteht aus verschiedenen Arten von Kartoffeln, der hirsearigen quinoa, ehuño (Kartoffel, die zwei bis drei aufeinanderfolgende Nächte dem Gefrieren ausgesetzt, in der Sonne dann ihres Wassergehaltes entledigt und getrocknet worden ist), Bohnen und dem an der Luft getrockneten Charque des schwammigen Llamafleisches. Nicht die Coca, wie vielfach behauptet wird, beschränkt sie weite Strecken ohne Nahrung zurückzulegen, sondern ihre Genügsamkeit, welche sie durch eine kleine Dosis Coca von Zeit zu Zeit unterstützen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Auf S. 344, Sp. 1, Z. 23 v. u. des vorigen Bandes findet sich Dr. Stecker's Angabe, daß der Name des großen abessinischen Sees Tana (und nicht Tsana) laute. Dazu bemerkt uns einer unserer ersten Orientalisten, daß Tsana nicht falsch, sondern die ältere Form ist. Heutzutage spricht man in Gondar ꝛc. das alte ts durchweg wie t, aber in Godscham soll man nach d'Abbadie's Dictionnaire noch ts sprechen, daher zu vermuthen ist, daß die Anwohner des Südufers noch Tsana sagen. Ein Beitrieb mehr davon, wie leicht sich ein Reisender in solchen Dingen irren kann, der die Landessprache nicht gründlich kennt.

— Wie „The Athenaeum" (Nro. 2825, S. 817) berichtet, ist Mr. Pearson, einer der englischen Missionäre, aus Uganda zurückgekehrt und hat eine Menge geographischer Daten mitgebracht, wie Breiten und Längen, eine Aufnahme der Umgebung von der Hauptstadt Rubaga und eines Theiles der Westküste des Victoria Nianza, meteorologische Bestimmungen u. s. w. „Er lobt die allgemeine Genauigkeit von Stanley's Werk sehr und fand fast alle seine Breiten richtig." Wem soll man da glauben? Dr. Emin Bey z. B. schreibt (Petermann's Mitth. 1880, S. 472): „Da ich nun wieder Papier besitze, will ich mich an eine Arbeit über Uganda machen. Stanley, für den ich gewiß die größte Hochachtung habe, schrieb leider über Uganda so viel Falsches, daß es an der Zeit ist, die thatsächlichen Verhältnisse darzulegen." Was Stanley's Breiten anlangt, so darf man wirklich gespannt sein, zu erfahren, ob sie über die von Speke den Sieg davon tragen werden, was wir einstweilen bezweifeln; daß seine Längenbestimmungen besser gar nicht ausgeführt wären, zeigt die Thatsache, daß er den Stanley-Pool nach seinen Beobachtungen um circa 1½ Grad zu weit östlich angelegt hat (s. „Globus" XL, S. 384). Aber Mr. Pearson selbst hat sich bereits über Stanley ausgesprochen (Church Missionary Intelligencer VI, Oktober 1881, S. 617): „Sonnabend, 1. Januar 1881. Nach dem Frühstück und Gebet gingen Mr. Mackay und ich nach der französischen Mission (in Rubaga) und aßen dort. Die Missionare waren sehr liebenswürdig, und der ganze Besuch verlief in angenehmer Weise. Ich suchte in Stanley's Buch, eine französische Uebersetzung, „Le Continent Mysterieux". Die Bilder sind wunderbar; ich konnte keine Stelle wieder erkennen. Die Abbildung von Rubaga könnte für jeden andern Platz dienen. Das Bild von Mtesa's Amazonen machte mich stutzen. Ich bin fast zwei Jahre im Lande gewesen und habe nie von einem solchen Corps gehört. Die Franzosen indessen sagen, das Buch sei gut und einfach geschrieben." Auf welcher Seite die Wahrheit liegt, wird sich ja wohl bald ergeben. Nichts kann uns aber den Fortschritt in der Erforschung Afrikas mehr verdeutlichen, als diese Thatsache, daß Stanley's Buch 1878 erschien und schon drei Jahre später sich die Kritik mit Erfolg zu regen beginnt. Nebenbei sei bemerkt, daß seit der glücklichen Rückkehr der drei Uganda-Häuptlinge aus London die englischen Missionare sich seitens Mtesa einer guten Behandlung zu erfreuen haben.

— In Mozambique (Portug. Ostafrika) hat sich im Juni 1881 eine Geographische Gesellschaft gebildet, welche darauf hin arbeitet, daß die Küsten und Flüsse der Provinz aufgenommen werden, und außerdem eine Expedition nach dem Niassa-See plant. Allerdings ist das Land zwischen demselben und der Küste fast unbekannt und einer Erforschung sehr bedürftig.

— Briefe der Reisenden Pogge und Wißmann vom 30. Juli 1881 aus Kimbundo und vom 11. August aus Mieketa (8 Tagereisen nordnordöstlich von Kimbundo) melden, daß die Reisenden Muffumbo, die Hauptstadt des Muata Jamvo, als nächstes Reiseziel aufgegeben haben, nicht sowohl, weil auch Dr. Buchner während eines langen Aufenthaltes bei diesem Fürsten die Ueberzeugung gewonnen hat, daß derselbe zu Reisen von seinem Lande aus nach Norden oder Osten keine Bewilligung gewähren würde, sondern weil Streitigkeiten zwischen dem Muata Jamvo und dem Stamme der Kioko einstweilen die Straße nach Muffumba unpassirbar gemacht hatten. Die Reisenden haben, gestützt auf anscheinend zuverlässige und sehr günstig lautende Erkundigungen, als nächstes Ziel das Gebiet des Häuptlings Mukenge im Tuschilange-Lande gewählt. Der Weg dorthin führt während etwa 56 Tagereisen auf dem linken Ufer des Tschilapa-Flusses bis zum Kassai und nach Ueberschreitung des letztern während etwa 14 Tagereisen bis in die Gegend der Mündung des Lulua in den Kassai. Ungefähr fünf Tagereisen östlich von dem dortigen Sitze des Häuptlings Mukenge soll dann der große See liegen, von dem Schütt durch Erkundigungen erfahren hat. Die Tschilange erfreuen sich eines vortrefflichen Rufes der Friedlichkeit und Gastfreundlichkeit, und das einzige Hinderniß, das sich nach Dr. Pogge's Ansicht dem Reisenden entgegenstellen könnte, wäre eine Verweigerung des Weges durch den Kalunda Häuptling Kalangulo, der unter der Botmäßigkeit des Muata Jamvo steht. Da die Residenz desselben aber fern vom Wege liegt, so hofft der Reisende dieser Gefahr durch vermehrte Schnelligkeit des Marsches entgehen zu können. Die Afrikanische Gesellschaft hat diese Nachrichten mit großer Genugthuung entgegen ge-

Digitized by Google

nommen; denn die Erreichung des Zieles, das sich die Reisenden jetzt gesteckt haben, ist von ungleich größerer Wichtigkeit, als eine dritte Reise zum Muata Jamvo. Der Sitz des Muatope liegt bereits mehrere (?) hundert Kilometer nördlich vom Endpunkte der Stuitt'schen Reise, und die Reisenden werden sich dort auf vollständig jungfräulichem Gebiete des Kongo-Beckens, nahe dem 5. Grade südlicher Breite, befinden, und vielleicht keinerlei Schwierigkeiten finden, den erwähnten See zu untersuchen und den Kongo zu erreichen.

Australien.

— Die internationale Industrieausstellung in Sydney, welche nach ihrem Schlusse nach Süd-Australien wandern, wurde in Adelaide vom 21. Juli bis zum 24. September 1881 offen gehalten. Der Besuch belief sich in den 65 Tagen auf 276092 Personen, was, da die Kolonie am 1. August 1881 erst 289537 Seelen zählte, für einen außerordentlichen Erfolg spricht. Eingenommen wurden 10440 Pf. St. Die Ausstellung hat aber damit noch nicht ihr Ende erreicht. Sie wird nunmehr nach West-Australien wandern, und sollte dort im November 1881 in Perth eröffnet werden. Man möchte dies für ein Wagniß halten, denn diese größte Kolonie des Kontinents hat doch erst eine Bevölkerung von 31000 Seelen. Die Ausstellung wird dann ihre letzte Wanderung antreten und zwar nach Christchurch, einer wichtigen Stadt mit ungefähr 33000 Seelen in der Provinz Canterbury auf der südlichen Insel von Neu-Seeland, wo sie im März 1882 eröffnet werden soll.

Die Kolonie Süd-Australien geht schon jetzt mit dem Projekte um, im Jahre 1886, wo sie ihren fünfzigsten Geburtstag feiert, in Adelaide eine internationale Ausstellung im größten Umfange zu veranstalten.

— John Richard Stuthorpe (s. „Globus" XXXIX, S. 207 und 288) ist wieder aufgetaucht. Er richtete am 10. September 1881 von dem Städchen St. George in Queensland aus ein Schreiben an den Premierminister Sir Henry Parkes in Sydney, in welchem er seine frühere Behauptung wiederholt, daß er die beiden Tagebücher von Leichhardt und dessen Schwager Classen sowie deren Teleskop und Kompaß aufgefunden habe. Er ist bereit, diese Gegenstände an die Regierung von Neu-Süd-Wales auszuliefern, wenn diese ihm eine Belohnung von 6000 Pf. St. gewährt. Stuthorpe steht in Australien in dem Rufe, daß er es mit der Wahrheit immer sehr leicht nimmt, und darum schenkte man denn auch dieser seiner wiederholten Aussage anfänglich wenig Glauben. Es scheint aber denn doch, als wäre dieselbe dies Mal nicht ohne Grund. Wenigstens hat die Regierung von Neu-Süd-Wales die Sache nicht von der Hand gewiesen, sondern sich entschlossen, die verlangte Prämie von 6000 Pf. St. unter der Bedingung zu zahlen: 1. daß die Journale als wirklich echt befunden werden; 2. daß sie in gut erhaltenem Zustande überliefert werden; 3. daß Stuthorpe eine von der Regierung von Neu-Süd-Wales auszurüstende Expedition an den Ort führe, wo die Gegenstände aufgefunden wurden und wo, nach seiner Aussage, noch andere Leichhardt-Reliquien sich vorfinden sollen. Die Regierung von Neu-Süd-Wales ist zu diesem ihrem Entschlusse durch den Premierminister von Queensland, Sir Arthur Palmer, veranlaßt worden, welcher in dieser Angelegenheit genauere Erkundigungen eingezogen hatte und sich gegen seine frühere Ansicht jetzt überzeugt hält, daß Stuthorpe wirklich obige Reliquien besitze. Sir Palmer erfuhr nämlich von Mr. Kirke in Brisbane, einem durchaus glaubwürdigen Manne, welcher mit Stuthorpe in näherer Beziehung steht und Einsicht in die aufgefundenen Journale erhielt, Folgendes: Leichhardt's Journal wurde in einer mit Gummi verwahrten Blechbüchse am Fuße eines markirten Baumes, wo Classen es vergraben hatte, aufgefunden. Auf jeder Seite desselben steht Leichhardt's Signatur. Classen's Journal giebt an, daß er, Classen, ausgeschickt wurde, um nach Wasser zu suchen. Als er nach zwei Tagen zurückkehrte, fand er Leichhardt todt. Auch die übrigen Mitglieder kamen aus Mangel an Wasser um, nur Classen gerieth in die Hände der Eingeborenen. Er begrub den Leichnam von Leichhardt und verwahrte die ihm angehörigen Sachen. Classen führte sein Journal in Kürze fort. Die Eingeborenen erlaubten ihm aber nicht, zu den Weißen zurückzukehren, und als er einmal eine Flucht versuchte, wurde er eingeholt und derbe gezüchtigt. Als Classen im Jahre 1877 fühlte, daß er nicht mehr lange leben werde, begab er sich an die Stelle, wo er Leichhardt's Journal vergraben hatte, öffnete die Blechbüchse und that auch sein Journal hinein. Die letzten Blätter von Classen's Aufzeichnungen fand Stuthorpe in einem ledernen Beutel, welcher mit dessen Leiche vergraben worden war. Aber das Papier war zerfallen und die Schrift unleserlich. Wenn dies wahr ist, so muß sich Classen zu jener Zeit oft nur fünfzig englische Meilen von Weißen entfernt befunden haben. Stuthorpe giebt an, daß das Papier von Leichhardt's Journal das Wasserzeichen 1830 trage, d. i. 17 Jahre vor dem Datum seiner letzten Reise. Nun ist nachgewiesen, daß Leichhardt sich auch auf seiner vorletzten Reise eines solchen Papieres bediente. Ferner sagt Stuthorpe aus, daß Leichhardt's Handschrift der seines Freundes Kirke, den wir oben erwähnten, außerordentlich gleicht. Auch dies hat sich aufs Vollkommenste bestätigt.

— Wie hoch der verstorbene Dr. L. Leichhardt in Australien in Ehren gehalten wird, beweist folgende neuste Handlung. In Lostdus lebt noch eine Schwester von Leichhardt mit ihrer Tochter in sehr traurigen Verhältnissen. Der Bruder resp. Onkel hatte diesen seinen Verwandten immer die treueste Liebe bewahrt und ihnen seine Hülfe zugesagt. Die Regierung von Neu-Süd-Wales, davon unterrichtet, hat nun die Zusage auf sich genommen. Sie sandte mit der letzten Post nicht nur eine Geldsumme an diese Familie ab, sondern wird auch dem Parlamente der Kolonie eine Vorlage unterbreiten, derselben einen festen Jahresgehalt auszusetzen eventuell eine einmalige größere Summe zu bewilligen.

Nordamerika.

— Die riesige Nickajack-Höhle, deren Verhältnisse mit den wohlbekannten Mammuth- und Wyandotte-Höhlen in Kentucky und Indiana rivalisiren, liegt nahe dem Punkte, wo die Südgrenze von Tennessee mit der Grenzlinie zwischen Georgia und Alabama zusammenstößt. Obwohl ihre Gallerien schon viele Meilen weit untersucht sind, so hat man bis jetzt doch noch kein Ende erreicht. Neuerdings wurde sie zum Theil von den Herren Cope und Packard erforscht; dieselben fanden am Eingange in Gestalt von Kohlen und Rußschreien zahlreiche Spuren früherer menschlicher Bewohnung und in der Höhle selbst wie in ihren Gewässern sehr interessante Thiere, wie am Eingange einen augenscheinend neuen Salamander und weiterhin einen schneeweißen blinden Backfrebs, dann verschiedene andere Krustaceen, alle blind, und zwei Grillen. Von den fünf Species, welche lebend in den Gewässern der Höhle gefunden wurden, waren alle bis auf eine von denen der Höhlen in Kentucky und Indiana verschieden und dammen wahrscheinlich von anderen oberirdischen Species, als diese. Cope und Packard haben ihre Resultate im „American Naturalist" veröffentlicht.

— Die Nachfrage nach Alligatorhäuten ist in stetem Wachsen. Noch alles Krokodilleder wird nach Europa versandt, woselbst es zu den verschiedensten Galanteriewaaren, Stiefeln ꝛc. verarbeitet wird. Bis vor wenigen Jahren war New Orleans noch der Hauptstapelplatz für diesen Artikel, doch ist in Louisiana die dadurch hervorgerufene Ausrottung der Alligatoren so empfindlich fühlbar, daß man dort bereits allen Ernstes von einer zukünftigen „Krokodilzucht" (Alligator farming) spricht.

— Die Kohlen aus den Minen bei Newcastle, 3 Miles östlich vom südlichen Theil des Lake Wostington, wurden in früheren Jahren (wie ich in meiner Skizze „Ein

Digitized by Google

Ausfuhr nach dem Puget-Sund" seiner Zeit in diesen Blättern mitgetheilt habe) auf eine sehr umständliche Weise über den Wassingtons- und Union-See und zwei Verbindungsbahnen nach ihrem Verschiffungsort am Puget-Sund befördert. Diese Art von Transport hat längst aufgehört und es werden die Kohlen bereits seit einigen Jahren auf einer 20 Miles langen Eisenbahn direkt von den Minen nach Seattle verlandt.

Jene Minen sind zu Anfang dieses Jahres in den Besitz des durch große Eisenbahnbauten und kolossale Unternehmungen bekannt gewordenen Villard (eines Deutschen, dessen von ihm amerikanisirter Name eigentlich Hilgard ist) übergegangen. Villard hat neues Leben in den Betrieb jener Minen gebracht und beabsichtigt, den ganzen Kohlenbedarf von San Francisco aus dem Produkt derselben zu decken. Auf den Werften bei Chester, in Pennsylvanien, wurden auf seine Bestellung drei große Kohlentransportdampfer gebaut, welche die Namen „Willamette", „Umatilla" und „Walla Walla" führen und jeder 3500 Tonnen (à 2200 Pfund) Kohlen laden können.

Ich nahm den „Willamette", der bereits in Seattle angelangt ist und dort gerade Kohlen einlud, persönlich in Augenschein. Der ganze Raum des gewaltigen Schiffes ist für den Kohlentransport eingerichtet. Von dem sich weit und hoch in den Hafen hinauserstreckenden Pfeilerquai werden die Kohlen direkt aus den von den Minen anlangenden Kohlenwagen in den Dampfer hinunterbefördert. Das Ausladen in San Francisco geschieht durch Dampf vermittels eines mächtigen eisernen Hebeapparats. Auf der Rückfahrt nehmen diese Dampfer Wasser als Ballast in großen „tanks" ein, welche zusammen 900 Tonnen Wasser fassen können. Diese „tanks" werden in Seattle in anderthalb Stunden ausgepumpt und wieder mit Kohlen angefüllt. Alle jene Dampfschiffe besitzen elektrisches Licht. Ein vierter Dampfer, der „Mißfissippi", ein älteres Schiff, welches 1800 Tonnen Kohlen zu laden vermag, wurde von Villard gekauft und ist für den Kohlentransport von Seattle nach Portland bestimmt.

Der Kohlentransport von den Minen nach Seattle, welcher sich auf der alten Route über die Seen Washington und Union auf anderthalb Dollars per Tonne stellte, beträgt auf der neuen Eisenbahnlinie nur sechzig Cents; und, die Kosten des Minenbetriebs mitgerechnet, bis ins Schiff nur einen Dollar per Tonne. Die Transportkosten von Seattle nach San Francisco belaufen sich auf drei Dollars die Tonne, so daß die Kohlen, in San Francisco niedergelegt, auf vier Dollars die Tonne zu stehen kommen. Gegenwärtig beträgt der Marktpreis in San Francisco sieben Dollars die Tonne. Die Dampfer und Segelschiffe befördern jetzt zusammen täglich 600 bis 800 Tonnen Kohlen von Seattle nach San Francisco. Sobald die großen neuen Dampfer aber alle an Ort und Stelle sind, werden sie den Kohlentransport ausschließlich übernehmen, der alsdann auf 1000 Tonnen täglich festgestellt werden soll. Die Fahrt von Seattle nach San Francisco legen jene Dampfer in 72 Stunden zurück.

Villard's Hauptkonkurrenten im Kohlenhandel sind gegenwärtig die Verschiffer von Kohlen aus Australien (Sydney) und aus Nanimo, in Britisch Columbia am Golf of Georgia. Die Schiffe, welche jene Kohlen nach San Francisco bringen, haben aber nur das Recht, für eigenen Bedarf dieselben frei zu beziehen, und müssen einen Dollar Importzoll für jede dort niedergelegte Tonne Kohlen entrichten [1]).

Die Kohlenfelder bei Seattle sind von einer Mächtigkeit von 27 Fuß und liegen in drei Schichten ziemlich unter einander. Die Ausdehnung derselben beträgt zwei Miles von Süden nach Norden und, soweit sie verfolgt wurden, zwölf Miles von Westen nach Osten. Man glaubt, daß sie sich 40 Miles weit nach Osten bis an den Fuß der Kaskade Range erstrecken. Bis jetzt wurden die Kohlen nur von der Oberfläche genommen; doch hat man bereits damit begonnen, Gänge in die Tiefe hinunterzubauen.

Für Seattle ist der Aufschwung des Kohlenhandels von größter Wichtigkeit. Die allgemeine Geschäftslage ist dort gegenwärtig besser, als seit Jahren; und da auch der Holzhandel prosperirt und die Aussicht auf die Vollendung der großen vom Obern See nach Portland und dem Puget-Sund im Bau begriffenen Northern-Pacific-Eisenbahn allmälig näher rückt, so träumen Seattle und sein Terminus-Konkurrent Tacoma jetzt beide, ebenso wie San Diego, nur noch von der „glänzenden Zukunft".

Theodor Kirchhoff.

Südamerika.

— Im Decemberheft (1881) der „Proceedings" der Royal Geographical Society theilt F. A. Simons seine neuen Beobachtungen über die Sierra Nevada de Santa Marta im nordöstlichen Columbien mit, eine Gegend, welche für uns Deutsche ein besonderes Interesse dadurch gewinnt, daß das Augsburger Handlungshaus der Welser dorthin einen Kriegszug unternehmen ließ. 200 Deutsche und Spanier und ein großes indianisches Heer unter Alfinger's Führung gingen im Thale des Rio Cesar, der im Südwesten der Sierra Nevada fließt, hinab bis zu dessen Einmündung in den Magdalena, wo sie ein an Gold so enorm reiches Volk fanden, daß Alfinger einen Theil seiner Indianer mit den Schätzen belud und sie nach Coro (in der heutigen venezolanischen Provinz Falcon), wo er gelandet war, zurückschickte. Er wartete dort, wo er war, auf Verstärkung; als dieselbe aber nach Jahresfrist nicht kam, und seine Leute um ihn starben, trat er den Rückmarsch an und zwar, wie es scheint, gerade über die Sierra Nevada hinweg, wo viele Indianer und selbst Spanier der Kälte erlagen. Zuletzt stieg er in ein heißes tropisches Thal hinab, wo er selbst starb. Den höchsten Berg dieser Sierra hat nun Simons wenigstens bis zu einem Punkte circa 500 Fuß unter dem anscheinend unerreigbaren Gipfel bestiegen, anfangs in Begleitung von Indianern, die aber schließlich weiter zu gehen sich fürchteten und den Engländer die letzten vier Stunden allein klettern ließen. Den höchsten Punkt giebt Simons zu 17 500 Fuß = 5330 m an. Er vermuthet ferner, daß die Sierra in früheren Zeiten auf einer Insel lag, indem der Magdalenenstrom einen östlichen Arm dort hindurch sandte, wo jetzt nur durch eine unmerkliche Erhebung getrennt der Rio Ranchería nach Norden ins Meer, der Rio Cesar nach Süden dem Magdalenenstrome zufließt. Diese Ansicht gewinnt dadurch an Bedeutung, daß nach P. L. Sclater, welcher Simons' Vogelsammlung untersucht hat, auf der Sierra Nevada eine Anzahl eigener Species, namentlich von Kolibris, vorkommt, woraus folgt, daß die Sierra sehr alter Bildung sein muß. Und dies unterstützt die Simons'sche Hypothese, daß der Magdalena früher östlich von der Sierra geflossen ist und diese selbst, wenn nicht eine Insel, so doch schärfer von der Haupt-Cordillere geschieden war, als jetzt. Die gesammelten Pflanzen sind leider noch nicht auf diese Frage hin geprüft; übrigens macht die feuchte Luft die Anlage von Herbarien dort sehr schwierig. Die Anwohner des Gebirges, welche sich mit Anbau von Kaffee und Zucker, mit Rumdestillation und Viehzucht beschäftigen, sand Simons gastfreundlich und das Reisen ganz sicher; Feuerwaffen braucht nur derjenige bei sich zu führen, welcher sich mit Politik abgiebt.

— Die Proceedings der Royal Geographical Society (Decemberheft S. 738) berichten über einen Brief, welchen der unermüdliche, aber leider nicht ganz zuverlässige französische Reisende Ch. Wiener an Mr. Edward Whymper über seine neuesten Flußfahrten im nördlichen Peru und in Ecuador gerichtet hat. Datirt ist derselbe vom Mai 1881 aus Jurimaguas am Rio Huallaga. Nachdem er Südamerika von Westen nach Osten auf dem Rio Napo und dem Amazonenstrome durchkreuzt hatte, um mit einem Reisegefährten

[1]) Es wird also Villard nicht schwer fallen, jene Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen und, bei gleicher Güte seines Produkts, den Kohlenhandel in San Francisco an sich zu reißen.

Digitized by Google

zusammenzutreffen, welcher sich indessen nicht einstellte, fuhr er auf einem kleinen, ihm von der brasilianischen Regierung zur Verfügung gestellten Dampfer den Amazonenstrom bis zur bekannten Enge Pongo de Manseriche (77½° westl. L. Gr.) hinauf, seiner dessen linke Zuflüsse Morona, Pastaza und Tigre, letztern 515 Miles weit. Seine Hauptaufmerksamkeit hat er indessen dem obern Marañon oberhalb der Einmündung des Huallaga zugewendet, einer der unbekanntesten (?) Gegenden des innern Südamerika (Wertheimann's Arbeiten im Departamento Iquitos von Peru und anderes scheinen Mr. Wiener unbekannt geblieben zu sein). Er fand dort einen neuen Zufluß, den Santiria, welchem er 250 Miles weit bis zu seinem Quellsee folgte und ebenso weit zahlreiche Nebenflüsse schiffbar fand. Die Wälder an seinen Ufern hatten Ueberfluß an Guttaperchabäumen und Sassaparilla. Wiener fügt hinzu, daß er das erforschte Gebiet im Maßstabe 1 : 10 000 mappirt und 400 astronomische Beobachtungen angestellt habe.

— Eine ungemein sauber gearbeitete, mühsame und gediegene Abhandlung zur Geschichte der Geographie im 16. Jahrhundert hat Prof. Franz Wieser in Innsbruck geliefert in seiner Schrift „Magalhães-Straße und Austral-Kontinent auf den Globen des Johannes Schöner" (Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung, 1881. Preis 5 Mark). Wir skizziren im Folgenden den Hauptinhalt der Arbeit. Schöner, 1477 zu Carlstadt in Franken geboren, 1547 als Professor der Mathematik in Nürnberg gestorben, schrieb zahlreiche Werke über Mathematik, Astronomie (häufig auch Astrologie) und Geographie und galt als einer der bedeutendsten Mathematiker und Kosmographen seiner Zeit. Seinen Hauptruhm jedoch verdankt er seinem großen Erdglobus vom Jahre 1520, der sich auf der Stadtbibliothek in Nürnberg befindet und bis ganz vor Kurzem neben der gleichalterigen Karte „Typus orbis universalis" von Petrus Apianus als die erste Karte galt, auf welcher die Neue Welt den Namen „America" führt. Wieser weist dagegen nach, daß derselbe schon auf zwei Globen aus dem Jahre 1515 vorkommt, welche in Frankfurt a. M. und Weimar aufbewahrt werden und beide nur Abdrücke einer und derselben Arbeit sind, die nach Wieser's Beweisführung ebenfalls von Schöner herrührt. [Inzwischen hat jedoch „A Collector" im Athenäum (Nro. 2803 vom 16. Juli 1881, S. 80) über die glückliche Erwerbung eines Exemplars der „Cosmographia" des Hylacomylus (zu deutsch Waldseemüller aus Freiburg i. B., welcher zuerst 1507 den Namen „America" vorschlug) berichtet, welches eine schon 1514 von L. Boulengier in Kupfer gestochene Erdkarte mit der Legende „America noviter reperta" enthält.] Auf jenem großen Globus von 1520 erscheint nun dort, wo die Magalhães-Straße liegt, bereits eine große Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Stillen Ocean, während doch Magalhães erst am 21. Oktober 1520 an die noch ihm benannte Meerenge gelangte. Ein direkter Zusammenhang zwischen dieser Entdeckung und der Schöner'schen Zeichnung ist also undenkbar. Es hat letztere aber zu vielen Erklärungsversuchen Anlaß gegeben, und manche Autoren (S. Harrisse, Rev. Mutton Maury) glauben sogar an eine Entdeckung der Durchfahrt vor Magalhães, Maury an eine solche durch Martin Behaim. Die Quelle aber, aus welcher Schöner seine Straße geschöpft, ist eine Zeitungsnachricht, die „Copia der Newen Zeytung aufs Presilig Landt", zufällig das älteste erhaltene Flugblatt, welches ausdrücklich die nun so geläufig gewordene Bezeichnung „Zeitung" führt. (Auf diese Entstehung hatte übrigens bereits vor 15 Jahren Prof. S. Ruge aufmerksam gemacht.) Wieser macht es nun wahrscheinlich, daß diese „Copia" von einer in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts stattgefundenen portugiesischen Expedition, vielleicht unter Anführung des Christowão Jaques, handelt, ferner daß ihr Original von einem italienischen Faktor in Lissabon verfaßt und an sein Handlungshaus in Italien geschickt und vielleicht durch Vermittelung des Augsburger Handlungshauses der Welser nach Deutschland gekommen ist, wo sie ins Deutsche übersetzt und etwa Ende 1508 oder 1509 in Augsburg gedruckt wurde. Diese „Zeytung" berichtet, daß jene portugiesische Expedition unter dem 40. Breitengrade ein Kap, mit welchem Brasilien ende, gesunden und umsegelt habe; auf der andern Seite habe man auch Land gesehen, und die ganze Gegend habe an die Straße von Gibraltar erinnert. Sechzig Meilen weit sei man in diesen „culfo" (d. i. griechisch κόλπος, Golf) hineingefahren und dann, durch ein Unwetter gezwungen, umgekehrt. In dem „culfo" aber die Magalhães-Straße zu sehen, hindert schon die Breitenangabe; denn dieselbe liegt südlich vom 52. Grade. Wieser hält es für wahrscheinlich, daß darunter die Bahia de San Matias (circa 41° südl. Br.) zu verstehen sei. Dabei macht er sallerdings nicht als erster, sondern erst später als P. A. Tiele, der ihm unbekannt geblieben) darauf aufmerksam, daß der Name Brasilien (terra do Brazil) für das jetzt damit bezeichnete Land oder für die am 1. Mai 1500 durch Cabral so getaufte Ilha da Santa Cruz schon 1504 vorkommt. „Diesen Wechsel — schreibt der portugiesische Historiker João de Barros empört — habe der Teufel gerathen; als ob der Name eines Holzes, welches Tuch färbt (gemeint ist das Farbholz von Caesalpinia brasiliensis, das Brazil-Holz), etwa wichtiger wäre, als der jenes Holzes, das durch das Blut unseres Erlösers geröthet worden!"

Die zweite Hauptfrage, welche Prof. Wieser behandelt, betrifft das Austral-Land, jenen Kontinent, welcher sich auf den beiden Schöner'schen Globen rings um den Südpol lagert, und dessen Existenz schon von manchen alten Philosophen, namentlich den meisten Alexandrinern, behauptet wurde. Schöner wurde wohl durch die „Quatuor navigationes" des A. Vespucci veranlaßt, diesen Kontinent, den er aus Mißverständniß als Brasilia inferior bezeichnet, auf seine Erdkugel zu setzen. Die älteste Karte aber, auf welcher dieses antarktische Festland als „Terra Australis" bezeichnet wird, ist nach Wieser erst die Nova et integra universi orbis descriptio des bedeutenden französischen Gelehrten Orontius Finaeus (Oronce Fine aus Briançon) vom Jahre 1531, welcher im Uebrigen eine Arbeit Schöner's offenbar benutzt hat, und zwar wahrscheinlich den Globus von 1523 (s. unten). Gerhard Mercator hat dann fünfzehn Jahre später (1538) die Weltkarte des Finäus neu bearbeitet; der einzige davon erhaltene Abdruck ist kürzlich in einer Privatbibliothek zu New-York aufgefunden worden und ist die älteste uns erhaltene Karte des berühmten Geographen. Wieder drei Jahre später (1541) veröffentlichte Mercator einen dem kaiserlichen Kanzler de Granvella gewidmeten Erdglobus (Exemplare davon in Brüssel, Wien und Weimar erhalten), auf welchem das Austral-Land, welches in den südostasiatischen Gewässern bis über den Wendekreis emporreicht, zum ersten Male ausdrücklich als fünfter Erdtheil bezeichnet wird. In dieser Gestalt pflanzte sich das circumpolare Austral-Land noch lange Zeit hindurch besonders auf deutschen, niederländischen und italienischen Karten fort und verschwand auch dann noch nicht, als die Inselnatur Neu-Guineas, des Feuerlandes, ja Neu-Hollands längst festgestellt war.

Das Schlußkapitel behandelt die späteren Globen Schöner's, den anscheinend ganz verloren gegangenen dritten von 1523, welcher bereits die Entdeckungen des F. Cortez und die Ergebnisse der Magalhães'schen Expedition enthielt, und den vierten von 1533, von dem Prof. Wieser auf der Militärbibliothek in Weimar ein Exemplar nachweist. Mögen seinem mühevollen Forschereifer noch mehr dergleichen Funde zu Theil werden und ihm Anlaß zu weiteren solchen fruchtbringenden Studien geben.

— Nach einem Berichte des kaiserlichen Minister-Residenten zu Santiago ist im „Diario Oficial de la Republica de Chile" von dem Freg.-Kapt. Luis Pomar, maritimem

Digitized by Google

Gouverneur von Callao, veröffentlicht worden, daß Kapitän Meyer von dem Schoner „Phönix“ auf der Reise von Chamerico nach Callao am 9. August dieses Jahres eine auf den Karten nicht angegebene kleine Insel, anscheinend von neuer Bildung, gesehen hat. Dieselbe schien von Brandung umgeben zu sein und hatte in der Richtung Nord-Süd wenig mehr als 1 Seemeile Ausdehnung, dabei eine Höhe von 15 m in ihrem mittlern Theil; auf ihrer höchsten Stelle war ein weißer Fleckeu zu erkennen. Diese Insel liegt 188 Seemeilen in S. 52° 20′ W. von der Spitze Agnia, ungefähr in 7° 48′ südl. Br., 83° 48′ westl. L. Kapitän Meyer fügt hinzu, daß ihm die Annäherung an einigen Stellen der Insel leicht erschien, und daß nur Mangel an Zeit und die Dunkelheit der Nacht ihn verhinderten auf weitere Einzelheiten zu achten.
(Nachrichten für Seefahrer.)

Polargebiet.

— Der V.-St.-Dampfer „Alliance“ ist von seiner Suche nach der „Jeannette“ im Atlantischen Oceane (s. „Globus“ XL, S. 208) am 1. November unverrichteter Sache, wie vorauszusehen war, in Halifax (Nova Scotia) eingelaufen. Am 16. September war er von Hammerfest nach Spitzbergen abgegangen, hatte unter Segel bis zum 25. gekreuzt und war dabei bis 79° 36′ nördl. Br. vorgedrungen. Dann kehrte er längs des Eisrandes, welcher nach übereinstimmenden Angaben in diesem Jahre viel weiter gegen Süden und Osten vorgerückt und viel massiger ist, als sonst, nach Renkjavik zurück. Die norwegischen Walrossjäger, welche sonst bis zur Hinlopen-Straße und selbst bis zur Nordküste von Spitzbergen vordringen, konnten dies Jahr nicht einmal so weit nach Norden und Osten gelangen, wie die „Alliance“. Der Grund davon, daß die Eisfaune jetzt to weit südlich liegt, ist, daß der letzte Winter streng war und im Juli und August die gewöhnlichen Südwinde ausblieben. Allen Fangschiffen, welche die „Alliance“ traf, wurde eine Beschreibung der vermißten „Jeannette“ übergeben, irgend welche Auskunft aber konnte man natürlich nicht erhalten. Die Offiziere legten botanische und zoologische Sammlungen an und notirten alle zwei Stunden die Temperatur und specifische Schwere des Seewassers.

— Mit der vor Kurzem erschienenen 11. Lieferung von Nordenskiöld's „Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“ (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) ist der erste Band dieses Werks beendet; er enthält 31 Bogen, das Porträt Nordenskiöld's in Stahlstich, 206 Holzschnitt-Illustrationen und 7 Karten. Es ist ein im besten Sinne populäres Werk, das auf jeder Seite Zeugniß ablegt von dem hohen wissenschaftlichen Streben des Autors, von seiner unvergleichlichen Erfahrung in arktischen Dingen und seiner umfassenden Gelehrsamkeit. Eingeflochten in die Schilderung der eigenen Erlebnisse und Thaten ist eine ziemlich ausführliche Geschichte der auf Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt gerichteten Seereisen der Engländer, Holländer, Russen und Norweger, welche durch Reproduktion alter Karten und Holzschnitte in interessantester Weise illustrirt wird. Wenn die Rede auf zoologische, botanische, geologische und sonstige physikalische Dinge kommt, so benutzt dies Nordenskiöld regelmäßig, um aus dem reichen Schatze seiner in den arktischen Gewässern gesammelten Erfahrungen vielerlei dahin Bezügliches mitzutheilen und die betreffende Erscheinung im Zusammenhange zu erörtern. Reichen Zuwachs wird auch die Ethnologie durch die Abschnitte über die Tschuktschen und Eskimos enthalten. Kurz, ein vorzügliches Reisewerk, auf welches näher einzugehen wir wahrscheinlich noch Veranlassung haben werden. Band 1 schließt mit der Schilderung der gezwungenen Ueberwinterung bei Pitlekai und des Weihnachtsfestes 1878/9; von Band 2 sind bereits 4 Hefte erschienen, welche die Tschuktschen, das Nordlicht, Thier- und Pflanzenleben, Meteorologie und die Entwickelung unserer Kenntniß von der Nordküste Asiens behandeln.

— Am 20. December 1881 ist eine Deputation des Vorstandes der Royal Geographical Society bei dem ersten Lord der Admiralität dahin vorstellig geworden, daß die Regierung im kommenden Frühjahr ein Schiff zur Aufsuchung der „Eira“ aussenden möge. Auf derselben ist bekanntlich Mr. Leigh Smith im Juni nach Franz-Josephs-Land gegangen (s. „Globus“ XL, S. 192), ohne, wie er beabsichtigte, im letzten Herbste zurückzukehren. Da die Lebensmittel an Bord der „Eira“ nur bis zum August 1882 reichen, auch ihre Boote zu schwer sind, um weitere Strecken über das Eis geschleppt werden zu können, so würde nach Ansicht der Deputation ihre Besatzung in großer Gefahr schweben, wenn das Schiff bis zu jenem Zeitpunkte im Eise festgehalten würde, und Mr. Leigh Smith's Verdienste als Nordpolfahrer rechtfertigten das Eingreifen der Regierung vollständig. Lord Northbrook verhieß, daß dieselbe die Angelegenheit in reiflliche Ueberlegung ziehen werde. Seitdem sind aus Tromsö Nachrichten eingegangen, welche die Hoffnung erwecken, daß Mr. Leigh Smith's Fahrt von Erfolg gewesen ist. Kapitän Jsaakssen, von der norwegischen Walfänger-Jacht „Proven“, sah die „Eira“ am 30. Juni bei Matoschkin Schar (der die beiden Hälften von Nowaja Zemlja trennenden Straße) am Rande des Eises, einige Seemeilen von der Küste. Am 2. Juli sah er die „Eira“ wieder, und zwar nach Süden dampfend, und schließt daraus, daß Mr. Smith nicht im Stande war, sich seinen Weg längs der Küste von Nowaja Zemlja zu bahnen. Man vermuthet, daß er aber auch im Süden die Karische Straße (zwischen Nowaja Zemlja und der Insel Waigatsch) nicht passiren konnte, da man ihn später von Gänseland (Theil der Westküste Nowaja Zemlja's zwischen den 71. und 72. Breitengrade) nordwärts steuern sah. Nach Kapitän Jsaakssen befand sich das Eis während des Juni und Juli angetroffen in seiner gewöhnlichen Lage; am 8. August aber war es gänzlich verschwunden und am 16. befand sich kein Eis mehr 20 Seemeilen weit nordwärts von Nowaja Zemlja, wohl aber kam eine schwere See von Norden her. Daraus folgt, daß weithin, vielleicht bis Franz-Josephs-Land, offenes Meer war, und Kapitän Jsaakssen glaubt bestimmt, daß Mr. Smith letzteres erreicht hat, und will sich nicht darüber wundern, wenn derselbe diesmal dem Pole sehr viel näher gekommen ist.

— Frühzeitig im letzten Sommer landete die Kopenhagener Kommission für die geologische und geographische Erforschung Grönlands eine Expedition unter Lieut. Holm dorthin, welche gegen Ende des Jahres zurückgekehrt ist. Dieselbe hat den südlichsten Theil des Landes besucht, die dort liegenden großen Inseln umfahren und die genaue Lage von Kap Farewell, der Südspitze Grönlands, bestimmt. Das Land selbst wurde bis zu einer Linie erforscht, welche den Tatermiut-Fjord an der Westküste mit dem Lindenows-Fjord an der Ostküste verbindet; es enthält namentlich an der Westseite prächtige Alpenscenerien mit enormen Gletschern, während der niedrige Osten mit Eis und Schnee bedeckt ist. Diese gefrorene Schicht bildet, wie der Erdboden darunter, Hügel und Thäler; hier und da ragen aber auch Bergspitzen aus der unermeßlichen Winterlandschaft auf. (Nature.)

Inhalt: V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. VI. (Mit sechs Abbildungen.) — Th. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. IV. (Mit einer Karte.) — Ed. Ruffer: Die Anmara-Race. I. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. — (Schluß der Redaction 30. December 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

VII.

Nachdem sich der Reisende an dem Panorama, welches ihm der Thymus in Ba-Mendil bot, satt gesehen, durchstreifte er, um die drohende Langeweile zu verscheuchen, die Plateaus und Schluchten der Umgegend und untersuchte namentlich eine Anzahl prähistorischer Fundstätten mit Pfeilspitzen aus Feuerstein, Höhlenwohnungen und Ruinen einstiger Berber-Ortschaften. Zuletzt aber faßte er den Entschluß, dem Sumpffieber Trotz zu bieten und seine Wohnung nach Uargla selbst zu verlegen, um der Langeweile in seinem Gefängnisse, dem Bordsch von Ba-Mendil, zu entgehen. Er miethete also ein neues, kaum fertig gewordenes Haus unweit der Kasba, welches mit seiner einen Seite an die Moschee Sidi Bu Aku stieß. Dasselbe bestand aus einer Umfassungsmauer, an welche fünf Zimmer oder besser fünf sehr niedrige, enge und sehr dunkele Nischen angebaut waren, welche sich auf den in der Mitte liegenden Hof öffneten. Im Hintergrunde des Hofes führte eine schlechte, an die Mauer sich lehnende Treppe auf die Terrasse. Dort empfing Largeau bald zahlreiche Besuche von Kranken beiderlei Geschlechts, welche ihn tagtäglich um Arzneien, namentlich aber um Talismane gegen die sonderbarsten Krankheiten anbettelten.

Die Hitze nahm inzwischen täglich zu; eine bleierne Gluth lastete über der Oase und wahrhaft schrecklich war die Ausstrahlung auf der Hamada (Felsenplateau). Am 23. Juni waren es um 2 Uhr Nachmittags 48,5° C. im Schatten, so daß Largeau kaum zu athmen vermochte. Wie erfreut war er, als einige Stunden später ein Gewitter losbrach und es in Strömen regnete! Rasch entkleidete er sich und nahm auf der Terrasse seiner Hütte ein erquickendes Regenbad. Am 1. Juli waren es bei Südost und schwerer, mit Elektricität gefüllter Luft sogar 50°. In der folgenden Nacht grollte zwar der Donner; aber in Uargla regnete es nicht. Um so ausgiebiger fiel er weiter im Süden, in Tidikelt und im Ued Mijá. Marabuts, welche einen Trupp Sklaven von Ain-Salah zum Verkaufe brachten, theilten Largeau mit, daß sie drei Tage lang durch die Fluthen aufgehalten worden seien. Am 6. Juli stieg bei Südwind das Thermometer auf 52°; das war der Anfang jener vierzigtägigen Periode, welche den Namen sáma (die tödtliche) führt. Während derselben tritt jede Krankheit besonders schwer auf; der geringste Schnitt erfordert augenblickliches Einschreiten, namentlich bei den durch die feuchte Hitze geschwächten Weißen; der Biß der Viper tödtet binnen wenigen Augenblicken, der Stich eines Skorpions in einigen Stunden.

Wie viel Kranke erbaten während dieser vierzig Tage Largeau's Hilfe! Darunter auch Neger und Negerinnen, deren häßlichste entschieden seine Nachbaren von gegenüber waren. In ganz Uargla hatten sie an Mißgestalt keine Nebenbuhler, den verrückten Derwisch Ben-Nun höchstens ausgenommen. Zu der Hitze gesellten sich dann noch bei Tage die Fliegen, Abends Skorpione und Muskitos zur Nachtzeit. Largeau beobachtete in dieser Zeit stets die Vorsicht, beim geringsten Unwohlsein zum Brechen einzunehmen und zu purgiren; als Getränk benutzte er Molken oder frischen Palmwein. Auch abgekochtes Brunnenwasser ist ein gesunder Trank. Aber nur wenige Schritte von der Oase entfernt, auf den nahen Plateaus, im Kfar Ruíjat selbst, athmet man eine reine Luft; dort hat die stärkste Hitze seinen

Digitized by Google

andern Einfluß auf den Weißen, als daß sie ihn zu einer längern Siesta nöthigt, und den Nomaden dort sind Fieber und Leberkrankheiten unbekannte Dinge.

Am Sonntag, dem 8. Juli, kamen bei der hübschen Temperatur von 53,7° mehr als fünfzig Gallsüchtige, um sich ärztlichen Rath zu holen. Die Nacht darauf aber war, von den Muskitos abgesehen, köstlich, da das Thermometer auf 28° sank. Am Montag waren bei klarem Himmel nur 50,5°; unweit der Oase verirrten sich, durch eine Fata Morgana getäuscht, drei Araber und erlagen dem Durste. Am 10. Juli trat ein leichter angenehmer Nordost ein und die Temperatur stieg auf nur 49,8°. Vom 11. bis 20. betrug sie im Schatten durchschnittlich höchstens 50,5°; der heißeste Tag, der 19. Juli, zeigte bei einem erstickenden Südwinde 52,6°.

Und gerade in dieser Hundstagszeit feiern die Neger in Uargla am liebsten ihre Hochzeiten, zur Zeit von Largeau's Anwesenheit an einem Tage deren fünfzehn auf einmal. Die Dauer eines solchen Festes beträgt im Durchschnitt fünf Tage. Am ersten Tage begeben sich gegen 4 oder 5 Uhr Abends die Verwandten und Freunde des Brautpaares in Procession vor die Thore der Stadt, um dort zu schmausen. Voran die Frauen, in Reihen zu vieren oder fünfen, im Tritte marschirend, die Eilbogen am Leibe, den Unterarm vorgestreckt, mit den Händen den Takt schlagend und mit den Lenden wunderbare Bewegungen nach vorn und hinten machend. Die ältesten gehen zu Anfang und zum Schlusse und schließen so die jungen Mädchen ein, welche gleichfalls, nur mit mehr Grazie, Hände und Lenden taktmäßig bewegen. Dann folgen in regelloserm Haufen die Männer und das Orchester, aus einer Clarinette und zwei großen Holzpauken bestehend. Aus dieser mehr oder weniger zerlumpten und schmutzigen Menge steigt ein unerträglicher Geruch ranzigen Oeles auf. Draußen angelangt, zünden sie ein großes

Largeau's Nachbarn in Uargla. (Nach einer Photographie.)

Feuer an, um welches die Mädchen in zügellosen Bewegungen tanzen, während die alten Weiber schwatzend die Speisen zubereiten und die Männer theils Flinten losfeuern, theils im Kreise hockend sich Geschichten vom Teufel, von Genien, weißen Gazellen u. s. w. erzählen. Bald tritt Stille ein und Alles drängt sich zu den großen Holzschüsseln, in welchen Kuskussu mit ranziger Ziegenbutter, unsagbare Saucen und Ragouts einladend dampfen. Dazu wird Palmwein und Ziegenmolke, in welcher gewöhnlich zahlreiche Ameisen hermuschwimmen, getrunken. Nach der Mahlzeit wird noch etwas geplaudert, und dann eilt jeder nach seiner Hütte, macht dort noch eine Zeit lang Jagd auf Skorpionen und wirft sich zuletzt auf den Haufen schmutziger Lumpen, den er sein Bett nennt.

Am zweiten Tage dieselbe Promenade mit Musik; der Schmaus findet aber diesmal bei dem Bräutigam statt, welcher dazu einen Bock schlachtet. Wieder ertönt das Geknalle der Flinten, welche bis oben heran vollgestopft werden; oft platzen sie dabei und verwunden oder tödten Menschen, ohne daß um solcher Kleinigkeit willen das Fest eine Unterbrechung erfährt. Am dritten Tage wird mit den Geschenken, welche der Mann seiner Braut giebt, meist Kleidern und Schmucksachen, welche an Reifen aufgehängt sind, durch die ganze Stadt gezogen, vor den besseren Häusern Halt gemacht, getanzt und gelärmt und zuletzt ein Geschenk erbettelt, welches in die Moschee gebracht wird, damit dort für das Glück der Gatten gebetet werde. Der vierte Tag versammelt Frauen und Mädchen bei der Braut; das männliche Geschlecht ist dabei streng ausgeschlossen und selbst das Orchester muß vor der Thür bleiben. Am fünften und letzten Tage, der stets ein Dienstag sein muß, wird die Braut mit großem Pompe ihrem Manne zugeführt, worauf die Gatten sieben Tage ohne auszugehen im Hause bleiben. Nach Ablauf derselben nimmt der Mann ein Beil, haut damit im Garten einer Palme den Wipfel ab und bringt das Mark derselben seiner Frau, welcher er dabei einen Schlag auf den Kopf giebt. Diese kocht es mit Kuskussu, womit am folgenden Tage die Freunde bewirthet werden. Damit erst hat dann die Hochzeit ein Ende erreicht.

Am 23. Juli stieg die Hitze im Schatten auf 55,1°, so daß selbst die Neger es nicht mehr in den Gärten aushalten konnten. Einige Zeit später fand man an dem drei Tagereisen gegen Südwesten entfernten Kamelbrunnen die Leichen von zwei Arabern und vier Negersklaven, welchen diese gräßliche Gluth tödtlich geworden war. Der 26. war dagegen mit seinen 42 Grad und dem vom Tell her wehenden Nordost entzückend. Aber gegen Abend erschollen Schreckensrufe; eine dichte Wolke von Heuschrecken ließ sich auf die

Digitized by Google

Fest der Neger. (Zum Theil nach Photographien.)

Digitized by Google

Berberfrau in Uargla. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Oase nieder und verschlang die ganze Nacht und den folgenden Vormittag hindurch die Palmenblätter, die Luzerne und die saftigen Wassermelonen, deren Frische in den Hundstagen so wohlthuend ist. Den Nomaden aber war das ein Festtag: was nur laufen konnte, Männer, Frauen, Kinder und Sklaven, eilte herzu und füllte mit den Heuschrecken Säcke, Körbe, Burnusse u. s. w., um sie in Salzwasser abzukochen, in Bockfellen aufzubewahren und ohne weitere Zubereitung später zu verspeisen.

Vom 1. August ab besserte sich mit abnehmender Hitze auch der Gesundheitszustand, mit Ausnahme des 4., wo bei 50,2° auch das Fieber wieder heftiger auftrat. Auch am 17. und 18. wurden noch resp. 51° und 52,3° beobachtet; von da an sank das Thermometer fortdauernd.

Am 23. gegen 10 Uhr Abends wurde Largeau durch ein entsetzliches Getöse, Flintenschüsse, Klappern, Pauken, Schreien, Singen und Wehklagen, geweckt. Ringsum sah er hellen Feuerschein und glaubte schon, daß Uargla brenne. Plötzlich stürzten seine Diener herein, und einer von ihnen schrie: „Ja, Sidi! Wir haben Dir nicht geglaubt, als Du es vor drei Monaten voraussagtest! Wir haben darüber gespottet, und nun ist es doch wahr! O Sidi Largeau! Wie lange wird es dauern? Werden wir den Mond nie wiedersehen? Siehe, die Schlange verschlingt ihn; kannst

Kſar Ruiſat. (Nach einer Photographie.)

Du ſie nicht vertreiben, Du, der doch alles verſteht?“ Nun erinnerte er ſich, daß er ihnen bald nach ſeiner Ankunft in Ba-Mendil für dieſen Tag, den 13. Schâban, eine Mondfinſterniß verkündet hatte. Raſch ſtieg er auf ſeine Terraſſe, um ſich an der Angſt der guten Uarglis zu weiden. Ueberall waren Feuer angezündet, um welche herum ſich Schatten bewegten, ſchrien und zu Allah beteten. Männer ſchoſſen Flinten gegen das angebliche Ungethüm los, um es von ſeinem Vorhaben abzubringen, und Weiber und Kinder riefen den Propheten um Hilfe an. Erſt nach faſt zweiſtündiger Tamer nahm zugleich mit der totalen Verfinſterung der Heidenlärm ein Ende.

Nachdem Largeau Oaſe und Stadt und ihre ſchwarzen wie weißen Bewohner genugſam kennen gelernt und ſich überzeugt hatte, daß die Berbern zwar hier eine gewiſſe Neigung zeigen, die phyſiſchen Merkmale der Negerrace anzunehmen, ihre Frauen ſich aber unter allen durch zierliche Formen und ſchöne Geſichter auszeichnen, verließ er Uargla am 11. September, um ſeine Reiſe nach Süden anzutreten, und lagerte am ſelben Tage unter den Palmen von Kuiſat. Seine Karawane beſtand aus zehn Menſchen, neun Laſt- und vier Rennkameelen; arabiſche Kaufleute, welche in der Gegend von Tuat zu thun hatten, ſollten ſich größerer Sicherheit wegen noch anſchließen. Alle waren wohlbewaffnet und gut verproviantirt; nur an Geld gebrach es Largeau, jetzt, wo er an der Schwelle des Unbekannten ſtand.

Am 12. September war günſtiges Wetter, bedeckter Himmel und leichter Nordweſtwind. Zuerſt führte der Weg etwas abſeits vom Ued Mijâ, deſſen Bett dort mit alluvialem Sande bedeckt iſt, dann in demſelben aufwärts. Die mittlere Breite deſſelben beträgt hier 26 km; zwiſchen ſeinem feinen Gerölle wachſen weit zerſtreut magere Büſche

Digitized by Google

von Anabasis articulata (einheimischer Name Adscheram d. i. knotig, knorrig). Am Brunnen Bu Ghenifa (Brunnen der Angst), dessen schwefelhaltiges Wasser äußerst unangenehm zum Trinken ist, wurde gelagert; nur etwa 200 m davon erhebt sich eine kleine Kubba (Grabkuppel), welche ein reicher Herdenbesitzer des Landes zu Ehren des Sidi Abdel Kader hat bauen lassen. Am nächsten Tage (13. September) wurde der Marsch in dem sandigen Thale fortgesetzt und nach fast zwölf Stunden bei dem Hasi Mohammed ben-Hut, der bei 8 m Tiefe ein 25,5° warmes, nach saulen Eiern schmeckendes Wasser liefert, beendet. Dicht dabei fanden sich zahlreiche bearbeitete Feuersteine; derartige Punkte traf Largeau in den nächsten Tagen noch einige, so am 15. beim Kameelbrunnen (Hasi Tschemel), dessen Wasser weniger unangenehm schmeckte, als das der früheren. Da auf den nächsten vier Tagereisen kein Wasser anzutreffen ist, wurde dort gelagert, die Schläuche gefüllt und die Kameele getränkt. Rings um den Brunnen, der für den ältesten der ganzen Gegend gilt und von Hirten wie Karawanen viel besucht wird, ist die Wüste eine unermeßliche Einöde: kein Strauch, keine Pflanze, kein Grün, auf welchem das Auge verweilen könnte — nichts als Dorngesträpp auf steinigem Boden, den nur einige giftige Vipernarten bewohnen.

Als man am nächsten Tage bei dem halb verschütteten, wasserlosen Brunnen ez Zmaila lagerte, machten die Posten plötzlich Allarm und Alles griff zu den Waffen. Dann zeigten sich etwa 100 Schritt entfernt zwei Männer auf einer Düne. „Men hu?“ (wer da?) rief ein Posten. „Nas šafia!“ (friedliche Leute!) war die Antwort. „Wir sind Marabuts der Zaula Kahila, die in Geschäften nach Ilargla reisen.“ Sie kamen herzu und wurden von Largeau's Leuten erkannt; bald erschien auch ihre Karawane, etwa ein Dutzend Menschen stark, welche 40 Eisel, die in Ilargla verkauft werden sollten, und zehn mit verschiedenen Waaren beladene Kameele mit sich führten. Darunter befand sich ein alter Marabut, den Largeau's Schšamba mit besonderer Ehrerbietung begrüßten; derselbe hatte zwei Briefe des Schreib von Ain-Salah an den Aga von Ilargla und an die Tschemša der Schšamba bei sich. Da mehrere der vornehmsten dieser Tschemša sich bei Largeau befanden, so öffneten diese den Brief. Dadrinnen war unter anderem zu lesen:

Blick auf das Ued Mija. (Nach einer Photographie.)

„Ferner theile ich Euch mit, daß uns von Ilargla die Nachricht gekommen ist, daß ein Franke die Schšamba aufsordert, ihn zu uns in die Stadt Ain-Salah zu geleiten. Daß der Franke nicht zu uns kommt, ja auch nur unserm Gebiete sich nähert! Jeder, der ihn herführte, hätte diesen Entschluß zu bereuen. ... Und Du, Sohn Maissa's! Wir haben gehört, daß Du den Rumi herführst. Denke an den Ruf und die Achtung, die Du genießt; denn, bei Gott, wenn Mulay Thayeb's Sohn selbst ihn herbrächte, wir würden ihn mit jenem zusammen tödten!“

Damit war die Expedition gescheitert. Largeau ersuhr weiter, daß er für einen Spion gelte, der sich Empfehlungsbriefe verschafft hätte; daß sein Bote dem Scheich von Ain-Salah von allen seinen Geschenken nur einen ordinären Haik übergeben, den Rest aber unterschlagen hätte, daß an den nächsten Brunnen, in Trupps vertheilt, die Feinde ihm und seinen fünf angeblich mit Silber beladenen Kameelen auflauerten u. s. w. Er versuchte zwar, seine Begleiter zu weiterm Vordringen zu veranlassen; diese aber erklärten sich durch einen Vertrag mit den Tuareg gebunden und bestanden auf der Umkehr. Am 22. September langte die Expedition wieder in Ilargla an. In Biskra erhalte sich Largeau einen Monat lang von den ausgestandenen Strapazen und namentlich von dem Aerger über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen; am 4. Januar traf er in seiner Heimath Niort ein.

Nach dem, was er auf seiner dritten Reise gesehen hat, und nach seinen eingezogenen Erkundigungen ist er von der Möglichkeit überzeugt, Algerien und den Niger durch eine Eisenbahn zu verbinden und dabei genügendes Wasser anzutreffen, falls die Route sich nicht von den Thälern entfernt. Für die günstigste Linie hält er Biskra Ued Righ Tuggurt Ilargla. Dieselbe schnitte zuerst die Ziban, wo sich 31 Städte und Dörfer mit Gärten, reichlichen Wassermengen und einer seßhaften Bevölkerung von mehr als 18 000 Seelen befinden. Bis Ilargla folgte dann ein breites, fruchtbares Thal, das ganz mit blühenden Oasen besetzt und von einer ackerbauenden Bevölkerung von über 40 000 Seelen in 3 Städten und etwa 30 Dörfern bewohnt ist. Auf dieser Strecke ist der Wasservorrath groß; auf Schritt und Tritt sprudeln bereits artesische Brunnen, deren Zahl sich noch unendlich vermehren läßt. Abgesehen von den Palmenwäldern können dort mehr als 40 000 Hektaren Landes sofort bewässert und mit Baumwolle bepflanzt werden, wozu die Neger die sichere und billige Arbeitskraft stellen. Baumwolle findet sich in jenen Gegenden wild wachsend, und die mit ihrer Kultur in Tuggurt und Ngusa angestellten Versuche fielen sehr gut aus. Dagegen bietet die allerdings

Digitized by Google

etwas kürzere Linie über Laghuat und das Land der Beni Mzab keinen dieser Vortheile; das Gebiet, welches sie durchzieht, ist ein felsiges Plateau mit wenigen kleinen Ansiedelungen.

Von Uargla an bieten sich zwei Linien, eine leicht zu bauende im Thale des Uëd Mijâ aufwärts nach Ain-Salah, welches indessen schon zu Marokko gehört, die zweite im Thale des Igharghar aufwärts nach dem Hoggar-Gebirge. Die dritte Strecke würde von Ain-Salah oder dem Hoggar-Gebirge bis an den Niger reichen, die vierte diesen Strom mit St. Louis am Senegal verbinden. Wir für unsern Theil können aber nicht glauben, daß diese ganze Sahara-Bahn sich jemals in ihrem vollen Umfange verwirklichen wird. Für die erste und vielleicht auch die letzte Strecke, die Senegal-Bahn und die nach Uargla, läßt sich allerdings eine Art Rentabilität denken, und sie werden deshalb wohl auch über kurz oder lang ausgeführt werden. Wie man aber glauben kann, eine Bahn durch das Hoggar-Gebirge und die Wüste bauen und im Stande halten zu können, wo jetzt einzelne Reisende und ganze Expeditionen ihres Lebens nicht sicher sind, wie eine solche Bahn, die fast nichts zu befördern hätte, rentiren soll, ist uns rein unerfindlich. Peru ist gegen die Sahara doch ein menschen- und produktenreiches Land — und bringen dort nicht manche Bahnen kaum die Wagenschmiere für die Lokomotive ein? Largeau's Mahnung, man möge sich eilen, denn Frankreichs ganze Zukunft liege in Afrika, ist gewiß patriotisch und gut gemeint, aber praktisch ist sie gewiß nicht.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. **F. W. Paul Lehmann.**

V.

Von der Arpascher Glashütte über die Podragulpitze nach Fogarasch.

Die Arpascher Glashütte liegt 620 m über dem Meere am großen Arpaschbache, der wie der Kerzer aus zwei durch einen 4 km langen Kamm getrennten Quellarmen zusammenfließt. Die Vereinigung dieser Bäche zwischen den im Westen und Osten zu 1941 und 1964 m aufragenden Kämmen der Albota und des Piscu Teritia liegt tief im Gebirge wenig über 1000 m, so daß das Thal als besonders tief eingeschnitten erscheint. Nach Norden theilt sich Piscu Teritia wie die Albota in zwei parallele Waldrücken. Die Höhen, welche unmittelbar westlich und östlich der Hütte liegen, sind noch unbedeutend und bleiben unter 800 m, steigen aber gegen Süden schnell empor. Mit den Hütten von Arpasch, Kerz und Porumbach haben wir alle in den nach Norden laufenden Querthälern bauernd bewohnten Orte genannt, denn die Schluchten sind eng und entbehren der Thalgründe und Becken, welche dem Anbau Raum gewähren könnten. Bis zu 620 m steigt die Agrikultur am Nordabhange nur auf den Feldern von Ober-Szombat und Breaza und geht auch auf der Südseite bei Salatruku am Topolog und Livesti, der obern Fortsetzung von Kimpulung (Campulungu), nicht viel darüber hinaus.

Die genannten Glashütten, von denen zwei einem ungarischen Grafen, die Porumbacher dem Aerar gehören, sind wie ein Theil der Reichsstraße und eine Menge Dorfschenken von einem Handlungshause in Fogarasch gepachtet. Die Porumbacher Hütte sendet ihre Erzeugnisse per Achse durch den Rothe-Thurm-Paß nach Rimnik, in die kleine Walachei, die beiden anderen liefern besonders nach Bukarest, wohin die Waaren vor dem Bau der Eisenbahn mit einer Ladung von 250 Schock (ein größeres Service = 2 bis 3 Schock) gingen. Man war bei meiner Anwesenheit in beiden Hütten mit der Geschäftslage unzufrieden und besorgt um die Zukunft, da die Anlage einer Glasfabrik in der Nähe der rumänischen Sommerresidenz Sinaia, bei bequemerer und billigerer Verbindung mit Bukarest und Ersparung der Mauth (10 Kreuzer für ein Schock ungeschliffener Glaswaaren) mit erdrückender Konkurrenz drohte. Eine vierte Hütte, die in der Alt-Ebene bei Frek gelegen ist, gehört einem Deutschböhmen und hat ihr Absatzgebiet im Innern Siebenbürgens.

Als ich in der Arpascher Glashütte ankam, erstanden gerade Zigeuner Waaren für ihren Hausirhandel. Ich ward vom Verwalter, der vor Jahren in der schlesischen Josephinenhütte gearbeitet hatte, freundlich aufgenommen und engagirte sofort den mir von E. A. Bielz, einem um Siebenbürgen hochverdienten Forscher, als kundig und zuverlässig empfohlenen Glasbrenner Cramer zum Führer für die nächsten Tage. Cramer arbeitete zwar, beschaffte sich aber sofort einen Stellvertreter und rüstete mit Freuden zur Bergfahrt, denn er ist ein leidenschaftlicher Gemsjäger und der renommirteste Schütze des Gebirges. Die einzige Bedingung, die er machte, war, daß ihm nicht zu viel Gepäck aufgebürdet werde, da er bei seiner schwachen Brust an dem Mundvorrath und dem Gewehr, ohne welches er überhaupt nicht gehe, genug zu tragen habe. Da ich gern bereit war, mein geringes Reisegepäck selbst zu tragen, gingen wir sogleich daran, den nöthigen Proviant zu beschaffen. Wir bekamen nicht nur Brot — was hier durchaus nicht so selbstverständlich ist, wie es manchen scheinen möchte —, sondern auch ein Dutzend hartgekochter Eier und ein gebratenes Huhn, leider aber weder Wein noch Cigarren. Während Cramer sich zur Fahrt rüstete, betrachtete ich von dem kleinen am Hause gelegenen Gärtchen aus das Thal. Freundartig erhoben sich im Grunde desselben mehrere Pyramidenpappeln zwischen den Berglehnen, aus deren niedrigen Buchenbeständen zahlreich eingesprengte Fichten dunkel hervorragten. Sehr hübsch hoben sich die Kulminationspunkte auf dem Teritia-Kamme hinter einander empor, man hätte sie die Leiterköpfe nennen mögen, wie jene von Heiligenblut gegen den Großen Glockner hin sich hinter einander aufthürmenden Gipfel. Die vordere 1681 m hohe Kuppe war auf der mir zugekehrten Seite bis oben hin mit Wald bedeckt, die zweite 1964 m hohe schaute mit verrüsteten Grashängen aus der Waldregion hervor und ward ihrerseits wieder von zwei mit Schneeflecken dekorirten Felsengipfeln überragt.

Der Pfad führte uns unter den Lehnen des Teritia-Auslänfers hin über mehrere kleine, von demselben herabstürzende Gewässer. Wir waren nur selten hundert Meter hoch über dem zur Seite unter uns dahinstürmenden Arpasch-

Digitized by Google

Bache und gingen einige Mal so dicht neben ihm hin, daß wir uns an den rauschenden Stromschnellen und tosenden Wasserfällen erfreuen konnten. Die Thalwandering hatte für mich einen besondern Reiz, da ich sonst immer, wie es in diesem Gebirge die Regel ist, längs der Kämme emporgestiegen war. Sehr üppig und artenreich war die Vegetation [1]: Tannen, Ulmen, Linden, Ahorn und Weiden gaben dem Walde ein sehr mannigfaltiges Gepräge und verliehen dem Thale einen ungewohnten landschaftlichen Reiz. An einer Felsenwand unter der Albota — die Cramer als „Felsenwand“ bezeichnete — machten sich einige Kiefern oder Föhren mit ihren rothleuchtenden Stämmen bemerkbar und im Dickicht unter der Terrina ward mir von meinem trefflichen Führer ein stattliches Exemplar von taxus baccata gezeigt. Das enge, tief eingeschnittene Thal machte besonders bei der Vereinigung der beiden wasserreichen Quellarme, wo die Hochfluthen Gerölle und Baumstümpfe über einander gelagert hatten, einen schauerlich wilden Eindruck. Wir überschritten den von Lacu Podragu in enger Schlucht hervieder brausenden Bach und stiegen zwischen den „Thoren“ — so bezeichnete Cramer den schnell ansteigenden, kurzen Gebirgskamm [2] — und der Albota an dem linken Quellarm empor. Bald ward das Thal weiter, auf dessen vom Walde entblößten Boden wir nach einiger Zeit zu einer zwischen mächtigen Böcken erbauten Stina kamen, die von allen bisher besuchten die am tiefsten gelegene [3] und zugleich die sauberste und beste war. Neben der als Wohnraum benutzten Hütte befand sich eine zweite für die Milchwirthschaft. Wir erhielten ein für die Stinen der Süd-Karpathen comfortables Nachtlager auf einer der Ruhebänke, welche nach Art der Kasernenpritschen an den Wänden angebracht waren.

Am nächsten Morgen war ich vor 6 Uhr auf dem Marsche und stieg über die mehrfach von Kalksteinbänken durchsetzten Terrassen im Thale empor. In den Schutt, der sich hinter den als natürliche Thalsperren wirkenden Felsriegeln angehäuft hatte, war der Bach zuweilen 3 bis 4 m tief eingeschnitten; Lawinenschnee lagerte mehrfach in beträchtlichen Massen auf dem Boden des tiefen Thales, dessen steile Gehänge nur noch spärliche Fetzen des ehemaligen Urwaldes zeigten und höher hinauf ohne jede Spur von Knieholzbeständen (Pinus pumilio) waren. Buscherlen und Zwergwachholder fanden sich vereinzelt an der steilen Lehne, über die wir zu dem 1957 m hoch gelegenen See Podragelu emporstiegen. Der Gipfel des Bertopu (2472 m) oder Großen Arpasch war uns durch einen nach Norden vorspringenden Grat verdeckt, imposant erhob sich zu unserer Rechten der im Bertopelu oder Kleinen Arpasch gipfelnde Felsenkranz, der einen öden, breit und tief in den Hauptkamm hineingreifenden Circus umrahmt. In den kleinen See Podragelu ergoß sich über eine hinter ihm 30 m aufragende Felswand ein Bächlein, dessen stürzenden Wassern ich entgegenkletterte. Ich gelangte auf einen von den schroffen 400 m hohen Abstürzen des Podragu und Bertopu eingerahmten, an die Partie unter dem Bunatore erinnernden Thalboden. Während aber dort die losgewitterten Trümmerblöcke wirr durcheinander lagen, waren sie hier zum großen Theil in einem fast geschwungenen Bogen quer über das Thal gelagert und verriethen deutlich, daß sie einst die Stirnmoräne eines Gletschers gebildet hatten. Die Piscu Domna, Builea und Butcanu zeigte auch der vom Podragu-Gipfel zwischen den Quellarmen des Arpasch-Baches nach Norden streichende Ausläufer nahe dem Hauptkamme eine schwache Einsattelung, über die ich zum Podragu-Thale hinüberstieg, auf dessen oberster flachwelliger Thalstufe ein fast 2 ha großer Gebirgssee und einige kleine Teiche wie kreisrunde, flache Näpfe lagen. Längs der Nordostgehänge des Podragu-Gipfels folgte ich Cramer zu einer Einsenkung des Hauptkammes, von der zwei Csobanen gemüthlich ausgestreckt ihren im Thale weidenden Schafen zuschauten, während ihre großen Hunde uns wüthend entgegenstürzten und nur mit großer Mühe abzuwehren waren. Ich war drauf und dran, eine der Bestien niederzuschießen, aber Cramer warnte vor der Rachsucht der Hirten und erzählte, daß an dieser Stelle einmal ein Gemsjäger aus der Glashütte von rumänischen Grenzwächern vollständig ausgeplündert worden sei. Wir ersteigen zunächst die Podragu-Spitze von der rumänischen Seite, nach der sie mit Grashängen von 42° Neigung abfällt, und blickten von hier in die wilden Thäler hinab, durch die wir emporgeklettert waren. Im Nordwesten zeigte sich drohend aufsteigendes Gewölk, nach Süden war die Ferne auch diesmal nicht ganz klar. Samec berichtet: Vom Moldovan (Coltin Pistea mare), Butjan (Bunatore) und Negoi sieht man nicht nur die Donau, sondern auch Balkan und das serbische Gebirge mit freiem Auge herrlich, wobei der Balkan so nahe erscheint, daß man hierüber staunen müßte, wenn nicht Moldovan u. s. w. so hoch wäre. Ich bin leider nicht so glücklich gewesen, dieses weite Panorama zu überschauen, und begreife nicht, wie man den mindestens 300 km entfernten Balkan in staunenswerther Nähe erblicken kann. Da die Aussichtsweite von einem 2500 m hohen Punkte bei der Refraktion des Lichtes und Depression des Horizontes über 200 km beträgt, d. i. der durchschnittlichen Entfernung der Donau vom Kamm des Fogarascher Gebirges, ist die Sichtbarkeit des Stromes wie die des weiter im Süden aufragenden Balkan indessen nicht unmöglich. Unter der Podragu-Spitze zeigte sich im Süden ein kleiner mit Eis bedeckter See, hinter dem Bertopu trat in unmittelbarer Nähe eine zweite Spitze hervor. Der Neigung verfährt, die Wissenschaft mit einigen neuen Namen von Felsen und Schluchten zu bereichern, würde hier auf der rumänischen Seite noch ein ergiebiges Feld seiner Thätigkeit finden. Unter den nach Osten aus dem Kamme aufragenden Gipfeln (Cramer nannte mir Gorabiu und Ucia mare) ragt dominirend der nach Rumänien vorspringende Coltin Pistea mare (2520 m) hervor. Wir wanderten dicht am Kamme hinter den Gipfeln herum über die steil nach den oberen Schluchten des Duna-Thales abfallenden Grashalden und hatten uns der 1 km langen Schneide des Coltin Pistea, die steil nach beiden Seiten abdacht und nach Norden mit einem gewaltigen Praecipisse in das Hochthal Pistea mare abstürzt, bis auf $1^1/_2$ km genähert, als sich die ersten Donnerschläge vernehmen ließen und graue Wolken über den Kamm jagten. Die Felsrippen des erstrebten Gipfels, zwischen denen sich lange Schneestreifen niederzogen, sahen nicht aus wie ein Aigl gegen ein vielleicht bis in die Nacht andauerndes Gewitter. Cramer, der dieses Terrain noch nie betreten hatte, mahnte zur Umkehr, denn in Nebel und Wolken sei es nicht gut auf unbekannten Pfaden“. Ein Csoban trat zu uns und warnte Cramer — während ich mich damit beschäftigte, zwei nur „Türkisch verstehende“ Hunde durch allgemein verständliche Bewegungen meines Bergstockes fernzuhalten — einen Spion, der sicher nur stehen wolle, wie man am besten ins Land dringen könne, durch das Gebirge zu führen. Lebhaft bedauerte der Hirt, daß

[1] M. Fuß: „Flora Transsilvaniae“. Hermannstadt 1866. L. Reissenberger: Verh. u. Mitth. d. siebenb. Vereins für Naturwissenschaften. 15. Jahrgang. Hermannstadt 1864. Die Arbeit von Heufler über die Kryptogamenflora des Thales Arpasch (Wien 1853) kenne ich nicht.

[2] Der Name wird in siebenbürgischen Chroniken für Heuschrecken gebraucht!

[3] Nach L. Reissenberger's Messung 3157,97 Pariser Fuß = 1230 m.

Cramer mit seinem Gewehr nicht früher zur Stelle gewesen sei, denn soeben habe sich ein Bär unbekümmert um ihn und seine Hunde aus der Herde einen Braten geholt. Solche Ueberfälle Meister Brauns sind nichts Seltenes, Menschen aber fällt er ungereizt nicht an und ist ihnen mit Ausnahme der schlechten Schützen nicht gefährlich. Auch Siebenbürgens gefährlichste Raubthier, der Wolf, zeigt sich im Sommer selten und wagt den Angriff auf den Menschen nur von wüthendem Hunger gepeinigt. Luchse sind noch in diesem Jahrhunderte erlegt worden, scheinen aber nach der Aussage meiner Führer im Fogarascher Gebirge verschwunden zu sein, wie der Steinbock und der einst neben Edelhirsch, Reh und Wildschwein in den Wäldern hausende „Auerochs“ oder richtiger Wisent. Er war noch im 18. Jahrhundert vorhanden und soll erst 1814 in dem letzten seines Stammes ausgerottet sein[1]). Ueber eine Jagd im 16. Jahrhundert berichtet eine Chronik: „Eodem anno (1534) haben die wilden Ochsen, so in den Gebirgen von Girgau (Gyögygö) schaarweis hausen, viel Schaden gethan, auch Menschen und Weiber, so in Wald gangen, mit den Füßen gemordet, darum hat Mylab Istwan nach alter Gewohnheit, und Gebrauch der älteren Woywoden, auf Fabiannstag große Jagd halten lassen, allwo viell Herrn und Edellent zusambkumben seynd, auch viel, und tapfer gezechet worden.“

Dunkler und dichter wurden die Wolken, die über den Kamm flogen; wir wandten uns gegen Ucia mare zurück und stiegen auf einem Klettersteige in das öde, zweitheilig in den Kamm hineingreifende Hochthal. Ein schauerlich düsteres Wolkenmeer umwogte die hier und da gespenstisch aus ihm aufragenden Höhen, Blitze durchzuckten die blaugrauen und aschfahlen Massen, krachend und schmetternd ließen sich die Donnerschläge durch das Tausen des Nordweststurmes vernehmen. Jetzt umhüllten die Wolken auch uns so dicht, daß Cramer und ich uns einmal aus dem Gesichte verloren und nur mit der größten Vorsicht weiter klettern konnten. Ich drängte Schutz zu suchen, aber Cramer meinte: „Abwärts! Abwärts! Es ist halt nichts mit dem Blitz hier oben zwischen den Felsen!“ Ein Hagelschauer rauschte nieder, dann zerrissen die Wolken und gaben einen Moment den Blick ins Ucia-mare-Thal frei. Ueber einen Steilen, mit Gras und spärlichem Gesträpp bekleideten Abhang kletterten wir tiefer hinab. Der Boden war schlüpfrig geworden, der Bergstod naß und glatt. Cramer wäre einmal beinahe hinabgestürzt, hielt sich aber glücklicherweise an einem Wachholderstrauche. Der kurze, heisere Schrei, den er ausstieß, ging mir durch Mark und Bein. Zum zweiten Male rauschte unter Blitz und Donner der Hagel mit Regentropfen untermischt nieder, aber wir waren jetzt soweit hinabgekommen, daß wir unter einem vorspringenden Felsen Halt machten und Athem schöpften. Das Wetter hatte bald ausgetobt und seine größte Wuth erst weiter im östlichen Burzenlande entfesselt, wo es auf mehreren Feldmarken (besonders Helsdorf) den ganzen Erntesegen durch Schlossen von der Größe eines Hühnereies geradezu in den Boden hineingedroschen hatte. Da die Höhen umdüstert blieben und für den kommenden Tag nichts Besseres erwarten ließen, beschlossen wir noch den Marsch nach Ober-Ucia hinab zu versuchen. Das Vesperbrot war bald verzehrt, und vorwärts ging es in beschleunigtem Tempo. Der Charakter des Thales ist auffallend wild, Rüsen und Lawinenzüge gehen von den kahlen Kämmen durch den Waldmantel bis auf die enge Thalsohle, auf der eine beträchtliche Strecke weit der starke Bach unter dem Geröll vollständig verschwindet. Der Pfad führte uns wie gewöhnlich auf den Rücken eines Gebirgswasserlaufes zurück. Als die Sonne unterging, schritten wir zwischen licht stehenden, mächtigen Buchen dahin und erfreuten uns an den prächtigen Ausblicken auf die Waldthäler von Ucia mare und Ucisiora. Zwischen den Bahnen, auf denen durch Ochsen die Stämme hinabgeschleift werden, stiegen wir steil hinab in die Hutwaldungen, überschritten in der Nähe einiger ärmlicher Hütten den Ucia-mare-Bach auf einem Stege und wanderten in der Dunkelheit an seinem linken Ufer entlang. Anstrengung und Mangel an kräftiger Nahrung machten sich fühlbar; oft war es mir, als ob die Gestalt eines mächtigen Reiters in der Dunkelheit vor mir dahinträte. Um 11 Uhr waren wir in Ober-Ucia und pochten an die Thür der Carcina. Wirth und Wirthin hatten ihr Nachtlager in einem Heuschober gesucht und wollten zunächst von Besuch absolut nichts wissen. Als Cramer ihnen aber in rührender Weise vorstellte, daß ein „so weit aus Deutschland gekommener Herr doch nicht in die Nacht hineinlaufen könne“, frohlockte Herr Fuchs aus dem Heu und öffnete uns das Haus. Neugierig kam seine Frau hinterher und brachte uns etwas Wein. Da die Frau Wirthin rundweg erklärte, sie könne in der Nacht nicht, mußten wir uns an den Lobsprüchen erwärmen, die wir uns gegenseitig über unsere Ausdauer ertheilten. Das breite Ehebette der Wirthsleute ward mir zum Nachtlager offerirt. Cramer mußte sich ebenfalls in demselben betten, da ich fürchtete, daß sich der wackere Mann, erhitzt und durchgeregnet wie er war, in dem luftigen Schuppen erkälten könne. Also streckten wir uns nach 17stündigem Marsche auf unserm Lager aus und schliefen dem Morgen entgegen.

Als ich erwachte, hatte Cramer bereits einen Bogen für die Fahrt nach Fogarasch besorgt. Wir frühstückten mit sehr großem Appetit und schieden mit kräftigem Händedruck. Cramer wanderte nach seiner Glashütte zurück, ich zagte über die Steine der langen Gassen von Ober-Ucia, oft fußhoch von meinem niedrigen Sitze emporgeschleudert. Hin und wieder hielt der Wagen, da viele Bewohner aus den Häusern traten und dem Fuhrmann Aufträge für Fogarasch mitgaben. Gleich hinter dem Dorfe sprang der Kutscher, sich jchon umsehend, vom Sitze; er begann schon auf der heimischen Feldmark für Pferdefutter zu sorgen und war neben dem Fuhrwerk herrtrabend von Zeit zu Zeit gestohlene Heubündel auf den Wagen. Der Bach zeigte überall die Zerstörungen der Hochwasser, fünf- und sechsfach getheilt floß er zwischen wüsten Schotterbänken durch Unter-Ucia, bei dem wir die Chaussee erreichten. Die Fahrt ging nun ostwärts auf der schönen Straße fast wagerecht über die Diluvialflächen hin mit kleinen Senkungen zu den an den Bächen erbauten Dörfern. Zur Linken fliegen jenseits des Alt die niedrigen, hier und da kahlen Tertiärhöhen empor, zur Rechten erhoben sich über der Ebene die bis zur Buchenregion hinab umdüsterten Berge, hinter mir schimmerten in der Ferne die Rücken des Mühlenbacher Gebirges. Ein junger Mann stieg zum Kutscher auf den Wagen, ohne daß man für nöthig fand meine Erlaubniß einzuholen. Es war ein recht gut unterrichteter, rumänischer Volksschullehrer, der mich bald in gutem Deutsch um einen Einblick in meine Karten bat und mich lange mit Erstaunen betrachtete, als er hörte, daß ich ein Preuße sei. Er sprach mit großer Anerkennung von den Verdiensten

[1]) Nach Petényi. Siehe Bielz: „Fauna der Wirbelthiere Siebenbürgens“. Hermannstadt 1856, S. 35. — Windisch: „Geographie des Großfürstenthums Siebenbürgen“, Preßburg 1790, giebt S. 27 unter den wilden Thieren auch „wilde Ochsen“ an. — Marienburg in seinem gleichnamigen Werk Hermannstadt 1813, Bd. I, S. 59 sagt: „Auerochsen“ soll man in den ungebeueren Thälcher und Gvögvör Wäldern wie auch (1775 im März) bei dem Dorfe Jüle im Udwarhelyer Stuhle gesehen haben.

Digitized by Google

der sächsischen Pfarrer, mit glühender Liebe von seinem Volke und dessen Vergangenheit, mit Unmuth von den Bedrückungen der Magyaren und mit infernalem Grimm von dem verderblichen Einfluß jüdischer Schenkwirthe und Wucherer. Als ich einen auf magerm Gaule einhertrottenden Popen aus der Ferne für einen polnischen Juden hielt, machte der junge Rumäne eine ganz beleidigte Miene. Mein interessanter Begleiter führte mich durch das kleine dreisprachige Fogarasch und zu dem alten unwallten Schlosse, dessen Ursprung mindestens ins 14. Jahrhundert gehört. Schließlich acquirirte mein freundlicher Führer einen vierspännigen Wagen für mich, dessen jugendlicher Kutscher auf der Fahrt nach Kronstadt begriffen war und mich für 90 Kr. mitnehmen wollte! Zu meinem Erstaunen hielten wir bald in einer Nebengasse vor einem kleinen rumänischen Gerberhäuschen, mit dessen freundlichen Bewohnern ich mich während eines fast zweistündigen Aufenthaltes hinreichend bekannt machen konnte. Da es anfing zu regnen, ward der Wagen mit einem großen Plan aus Sackleinewand überspannt, nicht weniger als sechs rumänische Gerber schickten sich an, den Wagen mit mir zu theilen. Ich wollte schon zurücktreten, entschloß mich aber doch mitzufahren, da die Leute alle sehr manierlich und freundlich waren und zum Theil in deutscher Sprache über ihr Geschäft und ihr Leben belehrende Auskunft gaben. Ich erhielt den besten Platz vorn im Wagen, so daß ich bequem Umschau oder besser Ausschau halten konnte; die Gerber placirten sich lang und quer unter dem schützenden Dach. Vorwärts ging es, erst mit Gefahr umzuwerfen durch ein steiniges Bachbett, dann durch Mais-, Zwiebel- und Tabakfelder zur Chaussee und auf dieser im schärfsten Trabe fort auf Sarkany zu.

„O-i, ho, topaja!“ rief unaufhörlich der vielleicht 14jährige Fuhrmann und schwenkte im Holzsattel auf und ab schaukelnd, von seinem groben, fackleinenen Plaid umweht, die lange Peitsche über den mageren, schnell dahinstürmenden Pferden. Zur Linken breiteten sich die Niederungen des Alt aus, zur Rechten stießen hinter Mundra niedrige Diluvialhöhen dicht an die Straße und verdeckten den Blick nach dem Gebirge zu, bis wir wieder über das Diluvialplateau dahinfuhren. Die Karte giebt diesen Flächen die Bezeichnung „im Walde“ [1]), ich habe nur Weideflächen mit großen Rinder- und Büffelherden gesehen, der Wald ist bis auf einige kleine Parcellen und mehrere geschundene alte Bäume verschwunden. Wir durchfuhren das große halbsächsische Dorf Sarkany und verfolgten die Straße gegen Süd-Ost. Links neben uns war der Weingraben, ein wüster Barranco, eingeschnitten, nach rechts blickte man auf die freundlichen Wiesen am rechten Ufer des Sarkanybaches. Die Chaussee überschritt den Weingraben, so daß wir dieses traurige Bild der Verödung und Vernachlässigung zu unserer Rechten hatten. Vor uns erhoben sich die waldreichen Kuppen des Persanyer Bergzuges, an dessen Fuße im Dorfe Persany den Pferden längere Rast vergönnt wurde. Da das große, mit schmutzigen Dielen, Tischen und Bänken ausgestattete Gastzimmer wenig Anziehung für mich besaß, wanderte ich längs des Baches auf der Straße fort. Die Abendsonne vergoldete die meist mit Niederwald bedeckten Höhen, zwischen denen sich längs der Straße die Maisfelder tief ins Gebirge hinein erstreckten. Zahlreich kehrten die rumänischen Arbeiter ins Dorf zurück, manche betrachteten mich verwundert, einige redeten mich an, alle wünschten ihr „buna sara“. Endlich kam der Wagen. Die Pferde gingen im schärfsten Trabe, denn sie sollten vor einem andern Wiesgespann ihre Ueberlegenheit zeigen. Ohne Aufenthalt ging's freilich trotzdem nicht, bald riß ein Strang, dann drohte ein Rad die Achse zu verlassen. Mehrmals wollte der Kutscher Heu von den noch auf dem Felde arbeitenden Bauern kaufen, war er indessen nahezu mit seinem Verkäufer einig, so kam der zweite Fuhrmann ebenfalls lauflustig heran, und der Bauer forderte dann sofort doppelt und dreifach.

Das gab die ergötzlichsten Scenen; heftige Worte flogen unter lebhaften Geberden hin und wieder; die Gerber sprachen den Bauern laut ihre Mißbilligung aus, einige kletterten sogar zu diesem Zwecke aus dem Wagen. Das Endresultat aller dieser Verhandlungen war, daß beide Kutscher ohne Heu weiter fuhren. Der unsrige bekam bei der wachsenden Dunkelheit Diebsgelüste, ließ sich aber durch den lebhaften Widerspruch der Insassen seines Wagens bewegen, im Sattel zu bleiben. In der Dunkelheit fuhren wir durch das langgestreckte, rumänische Dorf Bideny, dann trat der Mond hervor und beleuchtete unsere Straße. Einige Male stiegen wir aus, um bei stärkeren Steigungen den Gäulen ihre Arbeit zu erleichtern. Endlich kamen wir um den dunkel zu unserer Rechten aufragenden Zeidener Berg herum und hatten vor uns die im Mondlicht schimmernde Ebene des schönen Burzenlandes. Einen außerordentlich freundlichen und saubern Eindruck machten die Häuschen des Marktfleckens Zeiden, den wir fast in seiner ganzen Ausdehnung durchfuhren. Wir hielten vor einem Gasthause. Ueber die im Gastzimmer auf den Dielen schlafenden Rumänen weg gelangte ich zum Schenktisch und fragte, ob ich ein Zimmer und Abendbrot bekommen könne. Mißtrauisch betrachtete mich der sächsische Wirth, ein straffer, junger Mann mit dichtem Schnurrbart, und gab schließlich die Erklärung, das Zimmer würde wohl besetzt sein. Als ich mich jedoch nach dem Herrn Pfarrer erkundigte und erzählte, ich habe vom Herrn Bischof (so nennen die Sachsen ihren Superintendenten) Empfehlungen an ihn, ward ich in ein hübsch möblirtes Zimmer geführt und auf das Trefflichste versorgt. Wer sich längere Zeit im Fogarascher Hochgebirge aufgehalten hat, weiß ein freundliches Zimmer mit gutem Soppha und Bett und einen sauber gedeckten, gut besetzten Tisch zu würdigen.

[1]) Bongars schreibt in seinem Reiseberichte von 1585: passé dans Fogaras, bourg et chateau fort et plaisant et puys à travers les boys une lieue. Couché à Sobarkain.

Digitized by Google

Die Aymara-Race.

Von **Ch. Nuffer** in Basel.

II.

Man kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Aymara ursprünglich ein sehr gutmüthiges, lenkbares Geschöpf gewesen sein muß, das aber durch eine mehr als dreihundertjährige, rücksichtslose, es dem Vieh gleichstellende Behandlung völlig degradirt wurde.

In vielen Stücken sind die heute herrschenden Kreolen und Mestizen um kein Haar besser als ihre spanischen Ahnen. Nimmt es da Wunder, daß sich ein Charakter gänzlich verändert, wenn der Unterdrückte die geringe Habe, die sein eigen ist, muthwillig zerstört, seine Ernten und Herden unbarmherzig geplündert sieht; er dabei in stummer Verzweiflung noch Mißhandlungen zu erdulden hat, welchen er bloß seinen innerlichen Groll, einen furchtbaren, tödtlichen Haß gegen seine Peiniger entgegensetzen kann? Soll der Indianer säen, wo er nicht erntet, wo er um das, was ihm sein Fleiß über seine gewöhnlichen Bedürfnisse einbringt, betrogen und bestohlen wird? Die jetzigen Corregidores und Geistlichen, die der Staat über ihn setzt, sind ebensoviel Geißeln, ebensoviel Blutegel, welche ihn nicht ruhen lassen.

Die Furcht vor seinen Bedrückern, der Abscheu vor Allem, was nicht seiner Race ist, ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Ein falsches, verstecktes Wesen hat er mit der Muttermilch einsaugen müssen. Er ist diebisch und, wo es ihm gelingt, betrügerisch — doch nicht immer —; wird er ja doch unausgesetzt auf gesetzliche und ungesetzliche Weise ausgezogen und hat ihn dies gelehrt Vergeltung zu üben. Sein mürrisches, verstocktes, oft höhnisches Betragen, wo er es ungestraft herauskehren kann, hat zu dem Axiom geführt, daß er nur durch Pelgel zu regieren sei. Zur Schande derjenigen, welche ihn so weit gebracht haben, muß dieser Behauptung beigestimmt werden; denn schadenfroh belächelt er, der sonst nie in ein fröhliches Lachen ausbricht, die Verlegenheit, und welcher man sich ohne seine Hülfe nicht herauszuziehen kann.

Sonst aber ist er unterwürfig, verschwenderisch mit seinem „Kamisaraki tata“ („Wie geht es Dir, Väterchen?“), küßt die Hand, die ihn schlägt und wartet — wohl vergeblich — seine Stunde der Vergeltung ab. Die Zeiten der großen Indianeraufstände, in welchen der lange angesammelte Haß sich durch scheußliche Grausamkeiten Luft machte, sind vorbei. Gänzlich unfähig sich militärisch zu organisiren, werden nach Tausenden zählende tumultuarische Haufen, besonders seit Einführung der Hinterlader, von wenigen disciplinirten Soldaten überwältigt und hingeschlachtet.

Dem Indianer bleibt nichts übrig, als sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben und zu hoffen, daß gerechtere und wohlwollendere Generationen sein Loos verbessern werden. Den Ertrag der Felder hat er dem rauhen Klima, dem magern Boden der puna (Hochplateau) durch mühselige Arbeit abzuringen. Spinnend geht er mit seinem Weib hinter der Llamaherde her, mit welcher er durch unwirthliche Steppen und Gebirge viele Meilen weit Waaren transportirt; die Anfertigung so manchen Gegenstandes aus Llama- oder Schafwolle giebt den weiblichen Gliedern eines Haushaltes viel zu thun. Kurz, an Beschäftigung fehlt es nicht, und möchte daher der Vorwurf der Faulheit vielmals ein etwas übereilter sein. Der Indianer behandelt die Seinen selten schlecht und dann nur, wenn er berauscht ist. Endlos sind die Monologe, in welchen er in angeheiterter Stimmung den Gedanken, die sich in seinem Kopf aufgespeichert haben, freien Lauf läßt. Dann träumt er, wie er tapfer sein, welchen Genüssen er sich hingeben will, wie seine Feinde vor ihm zittern müssen. Wäre die bedauernswürdige Kreatur nicht ein Gegenstand des Mitleides, das plötzlich erschlossene Redetalent würde zum Lachen reizen.

Von ihren musikalischen Instrumenten, pinquillos, kaina, flautas, welches Rohrpfeifen und Flöten unterschiedlicher Gestalt sind, nehmen sie besonders das Pinquillo auf ihren einsamen Wanderungen mit. Bergab, bergauf, ohne den Athem zu verlieren, wo ein Europäer schon nach zwanzig Schritten anhalten müßte, ertönt, wenn der Spieler guter Laune ist, die schrille, einförmige Melodie. Einen gewaltigen, die Nerven heftig aufregenden Eindruck, der sich bis zu Thränen steigern kann, bringt ihre doppelreihige Panksyfeife hervor. Je nachdem sie höhere oder tiefere Töne erzeugen wollen, haben sie Instrumente von kleinerem oder größerem Format. Bei letzterem sind die Laute, welche aus weiten und langen Bambusröhren gezogen werden, von wunderbarer Wirkung. Bier oder fünf gewandte Spieler wissen diesen Pfeifen eine gewisse wilde Harmonie zu entlocken, die aber stets von einer traurigen Stimmung durchweht ist. Die lärmende Caja (eine Art Trommel) begleitet alle ihre musikalischen Produktionen. Auf weite Entfernung schlägt dieser wohlbekannte Ton oft dem Reisenden ans Ohr. Er weiß dann, daß in einer Hacienda der Schutzpatron gefeiert wird. Benutzungsrecht ist der Ruf der Pututos, der aber selten ertönt, und bloß wenn die Indianer in Aufregung sind, sich dadurch zum Sammeln Zeichen geben, Diebe verfolgen u. s. w. Man hört diese großen mit einem Mundstück versehenen Ochsenhörner sehr weit. Als im Jahre 1870 gewissenlose Parteiführer einige Indianerdistrikte zur Theilnahme an Revolutionshändeln aufwiegelten, vernahm man das Blasen der die Indianerzunftige anführenden Pututos, besonders beim weiblichen Geschlecht, eine unheimliche Furcht vor den eigenen Verbündeten. Frauen weinten und schluchzten; es war, als ob der rachedürstende Ton, den die aufgestandenen Indianer in den Nächten der Jahre 1780 und 1811 unaufhörlich erklingen ließen, noch in den Ohren der jetzigen Generation nachklänge. Mehr noch mußte der unbefangene Zuschauer sich über das Verbrechen entrüsten, arme, nur mit der Steinschleuder (honda) und der Keule (macana) bewaffnete Indianer den damals neu eingeführten Renning-von-Gewehren gegenüber zu stellen.

Die christliche Religion, welche in dem für Neophyten passendsten katholischen Ritus den Indianern zugänglich gemacht wurde, ist bei ihnen zum ausgesprochenen Götzendienst herabgesunken. Hierfür ist aber nicht die Religion, sondern ihre Diener verantwortlich, welche in der Ausübung des Seelsorgerberufes nur ein einträgliches Amt sehen, und, statt die Untergebenen zu sittigen, sie durch schlechtes Beispiel de-

Digitized by Google

moralisiren. Alle religiösen Feste, und deren giebt es viele, sind ebensoviel Anläße zu viehischer Trunkenheit.

Von allen Heiligen genießt Santiago das größte Ansehen bei den Aymaras. Sie verehren ihn wie einen zweiten Gott und glauben, daß er bei Gewitter auf seinem Schimmel die Wolken durcheeite und Donner und Blitz erzeuge. In ihrer Einbildung ist der Blitz ein Funken, den das Pferd aus dem Aufschlagen auf das Himmelsgewölbe ausprühst. Wer vom Blitze getroffen wieder zum Leben erwacht, sieht in die Zukunft und ist ein Sohn des Heiligen, der, wie sein Vater, auf die höchste Verehrung Anspruch machen darf.

In einigen Gegenden herrscht der Glaube, daß das Unwetter durch einen Kampf zwischen Santiago und dem Satan verursacht wird. Um dem Heiligen zu Hilfe zu kommen, vertheilen sie auf den Gipfeln der Hügel Knaben von 8 bis 14 Jahren, welche, inmitten eines konfusen Geschreies, als seine Bundesgenossen Steine gegen die Gewitterwolken schleudern. Gewöhnlich kommt es vor, daß einige dieser Unglücklichen die Verwogenheit mit dem Tode büßen müssen, sich in diesen hohen Regionen während eines Gewitters aufzuhalten, dessen elektrische Entladungen Schlag auf Schlag folgen. In diesem Gefecht getödtete Kinder werden mit Blumen bekränzt und mit dem größten Pomp beerdigt.

Eine große Kalamität bedroht das Land, wenn die Regenzeit, die Ende November eintreten soll, sich verspätet. In den Städten erstehen große Prozessionen die Gnade des Himmels und die Indianer veranstalten nächtliche Bittgänge bei Fackelschein, bei welchen ihre Kinder splitternackt die Litaneien aufzusagen haben. Ein betäubendes Schauspiel.

Die durchsichtige, reine Luft in einer Breite, in welcher beinahe alle Konstellationen sichtbar sind, hat den Indianer bei seinen Reisen, während welcher er häufig unter freiem Himmel schläft, frühzeitig auf das Studium des Firmaments hingewiesen. Es war für ihn wichtig, die Bewegung der Sterne kennen zu lernen, um zur richtigen Stunde vor Tagesanbruch seinen Weg weiter fortzusetzen. Die Indianer wissen, daß die Bewegung am Morgen und am Abend der gleiche Stern ist. Wann sie sich Morgens zeigt, geben sie ihr den Namen Kantati-Urnri (Stern der Morgendämmerung); Abends heißt sie Tarpur-Kaniri (Abendlicht). Die drei Sterne des Orionsgürtels heißen Chaca-Ciltu (es giebt keine Uebersetzung für diesen Ausdruck); sie wissen, daß diese Gruppe Ende Juli vor Tagesanbruch sichtbar wird. Das südliche Kreuz wird mit Guara-Guara-Cruz (Sternenkreuz) bezeichnet. Ende Mai ist der Tagesanbruch durch das zum Vorschein kommen dieser Konstellation angezeigt. Die zwei Sterne Alpha und Beta des Centaurus erhielten den Namen Kanra-Naira (Llama-Augen). Das Beta der Hyder wird Jan-jiguiri (Stern, der nicht stirbt) oder Jan-mantiri (Stern, der nicht verschwindet) benannt. Es ist der Polarstern, der den Indianer in seinen nächtlichen Wanderungen über die Puna leitet. Die zwei unter dem Namen Magellans-Wolken gekannten Nebelflecke mußten den durch ihr Licht die Aufmerksamkeit des Indianers auf sich ziehen. Der größere hat den Namen Koto. Wenn in beiden Wolken eine Menge leuchtender Punkte zum Vorschein kommen, so ist es ihm ein Zeichen, daß starker Frost eintritt, weil eben die Atmosphäre ganz frei von Dünsten ist; ein Umstand, der die Entwicklung einer heftigen Kälte begünstigt. Der Indianer sagt daher: der Koto blüht, der Koto pflanzt in lauter Sterne, günstige Nacht um die Kartoffeln anzuwenden und Chuño zu machen. Diese Kenntniß der Zeiten und Stunden, zu welchen die auffälligsten Konstellationen erscheinen und verschwinden, ist von Vater auf Kind vererbt worden.

Durch eine anhaltende Uebung haben ihre Augen und Ohren eine außerordentliche Schärfe erlangt. Von der Spitze eines Hügels vermögen ihre Augen einen Horizont von 15 bis 20 Leguas im Umkreis zu beherrschen. Auf eine Entfernung von zwei Leguas unterscheiden sie deutlich die Thür ihrer Hütte und ihre Llamas, und auf die Distanz von einer Legua sind sie im Stande, einen Reisenden bis ins kleinste Detail zu beschreiben, das Thier, das er reitet, und die Kleidung, die er trägt.

Die Gauchos der argentinischen Republik sind als ausgezeichnete rastreadores bekannt. Die Aymaras stehen ihnen in der Kunst eine Spur (rastro) zu verfolgen nicht nach. Weder die Entfernung noch die Bodenart, steinig oder sandig, noch die unzähligen in den Wegen sich kreuzenden fremden Spuren können sie von der Richtung abbringen, welche das Objekt ihrer Nachforschungen eingeschlagen hat. Es ist begreiflich, daß der Indianer, der seinen Geist wenig mit Ideen rein spekulativer Natur quält, seine ganze Aufmerksamkeit den ihn umgebenden greifbaren Gegenständen zuwendet.

An zwei Sachen, welche sich unseren Augen als absolut gleichartig darstellen, wird er gam charakteristische Unterschiede finden; während wir so, bloß durch in die Augen springende Merkmale, den Unterschied zwischen Früchten zu erkennen wissen, welche aus verschiedenen Gegenden stammen, findet der Indianer, in Folge einer nachhaltigern Beobachtung, Punkte, in welchen die Früchte seines Nachbars von den seinigen abweichen. Dies kann nur dadurch erklärt werden, daß die Lage, Bodenbeschaffenheit, Lufttemperatur gewisse Variationen erzeugt, die eben nur vom Indianer wahrgenommen werden können. So ist er in den heißen Yungas im Stande auszugeben, von welcher Hacienda aus seiner Nachbarschaft die ihm vorgelegten Cocablätter stammen! Aus der zu einem Gewebe verarbeiteten Llamawolle ist es ihm möglich zu beweisen, daß sie einem ihm gehörenden Thiere angehört hatte, den Urheber des Diebstahls zu entdecken. Häufig kommen Klagen dieser Art vor den Dorf-Alkaldes zur Verhandlung, welche meistens den Schuldigen überführen und zum Geständniß seiner That bringen. Man hat sogar schon gesehen, daß sie aus aufgefundenen Knochen die Identität eines ihnen abhanden gekommenen Thieres festzustellen wußten durch die, man kann sagen, anatomische Kennzeichnung der vorgelegten Beweisstücke.

Ob die Prozeßsucht schon zu Zeiten der Incas existirt hat, oder ob sie erst durch die Spanier zur Blüthe gebracht worden ist, läßt sich nicht mehr entscheiden. Das Letztere ist jedoch das Wahrscheinlichere. Soviel ist sicher, daß die Indianer, besonders die Communarios, ein zahlreiches Kontingent zu der Legion von Prozessen stellen, die von einem Schwarm von Winkeladvokaten systematisch ins Leben gerufen werden. Zu Bergen schwellen die Prozeßakten an. Der des Lesens und Schreibens unkundige Indianer ist aber dennoch im Stande, aus dieser Fluth von Papieren ein ihm bezeichnetes beliebiges Dokument herauszuziehen, wenn er einmal mit dessen Inhalt bekannt gemacht worden ist. Er fixirt sich hierbei einzig in die Falten, das Korn und die Struktur des Papieres. Die Gegend, die der Indianer einmal betreten hat, prägt sich seinem Gedächtniß unauslöschlich ein. Dazu gehört auf dem Hochplateau der Anden, wo nirgunter viele meilenweit sich erstreckende, vegetationslose Steppen mit dem Horizont zusammenfallen, ein ganz ausgeprägter Ortssinn. Nicht allein das Sehen, auch die andern Sinne kommen ihm bei seiner Orientirung zu Hülfe. Von vielen Beispielen nur eins. Ein Offizier hatte Depeschen an einen von der gewöhnlichen Route abliegenden Punkt zu bringen und nahm einen Indianer als Wegweiser mit. Mitten in der Nacht hält der Führer an und sagt:

Digitized by Google

„Herr, ich spüre hier einen gewissen Pflanzengeruch, den ich bei anderen Gelegenheiten nicht bemerkt habe. Ich vermuthe, daß wir eine falsche Richtung eingeschlagen haben; warten wir daher lieber den Tag ab.“ Als er anbrach, konnten sie sich denn auch überzeugen, daß sie vom richtigen Weg abgewichen waren.

Das Aymara ist eine arme, für Europäer aber schwer zu erlernende Sprache, welche für Begriffe und Bezeichnungen, die ihr erst seit der Eroberung nothwendig wurden, spanische Wörter aufnehmen mußte. Hat sie auch manche Anklänge an die bedeutend verbreitetere Quichua, so sind beide Sprachen doch grundverschieden, ermöglichen kein sich Verständlichmachen, wie z. B. zwischen dem Spanischen und Portugiesischen. Innerhalb der Aymara-Sprache giebt es aber wieder mit dem Ausdruck „aymara corrado“ bezeichnete Dialekte, welche in ganz abgelegenen Punkten von den scheuesten und zurückhaltendsten Theilen dieses Stammes gesprochen werden.

Die Indianer, welche im Umkreis der Städte leben oder gar deren äußere Quartiere bewohnen, sind durchaus keine Repräsentanten der eigentlichen Race mehr. Die Eigenthümlichkeiten und guten Eigenschaften ihres Stammes sind ihnen schon zum größten Theil verloren gegangen. Oberflächige Schüler der bodenlosen Richtenmäßigkeit, die in der Hefe der Städtebevölkerung herrscht, mit welcher sie in beständiger Berührung sind, macht die Trunksucht, das Faullenzen, die Unehrlichkeit auch bei ihnen erschreckende Fortschritte. Damit stehen aber in innigem Zusammenhang die täglich sich mehrenden Ausschreitungen dieses Proletariats der schlimmsten Sorte, welches leider im Beispiel der ausschlaggebenden Kreise eine Entschuldigung für sein Gebahren in Anspruch nehmen darf.

Sierra Leone im Jahre 1881.

Einen integrirenden Theil der am 3. April 1881 in Großbritannien und allen seinen Besitzungen und Kolonien vorgenommenen allgemeinen Volkszählung bildet der Report on the Census of Sierra Leone and its Dependencies. Die Liste, früher ein Hauptstapelplatz des Sklavenhandels, wurde auf Anregung eines Mr. Smeathan zuerst am 8. April 1787 durch eine Zahl Neger besiedelt, welche als Freigelassene oder alte Soldaten in den Straßen Londons sich herumtrieben und nicht im Stande waren, ihr Brot zu verdienen. Mit diesen Anfängen kolonialer Entwickelung wurde Sierra Leone zu gleicher Zeit der Ausgangspunkt einer thätigen christlichen Mission, die neben dem mörderischen Klima mit der barbarischen Grausamkeit der Eingeborenen einen harten Kampf zu bestehen hatte, dem viele Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Seit jener Zeit hat die Church Missionary Society nicht weniger als 10 Millionen Mark für ihre dortigen Missionsbestrebungen verwendet.

Im Jahre 1808 wurde Sierra Leone zur Kronkolonie erhoben und namentlich zur Ansiedelung von Negern benutzt, welche die englischen Kreuzer den portugiesischen und spanischen Sklavenschiffen abjagten. Die im zehnjährigen Turnus vorgenommenen Zählungen ließen 1871 einen Rückgang der Bevölkerung von 41 624 Seelen im Jahre 1861 auf 37 000 erkennen. Derselbe findet neben einer vielleicht etwas zu hoch gegriffenen Schätzung des frühern Jahres in dem Umstande seine Erklärung, daß eine große Zahl der befreiten Neger von hier aus in ihre Heimath zurückkehrten oder doch als Arbeiter oder Händler an anderen Orten der Westküste ihren Unterhalt suchten. Die diesmalige Zählung ist nun mit peinlichster Sorgfalt vorgenommen und hat folgende Resultate ergeben:

Halbinsel Sierra Leone einschließlich von Britisch Dniah.	53 862	Einw.
Die Los-Inseln	1 371	„
Kikonkey	52	„
Steuerzahlende Faktoreien am Sierra-Leone-Fluß	100	„
Insel Tasso im Sierra Leone-Fluß .	828	„
Britisch Schcrbro mit Einschluß von Bonthe, Mocolo, Mokate, Rumieh, Insel Hock, Yelbana, Victoria, Tasso, Bendoo und Jamaica . .	4 333	„
Summa . . .	60 546	Einw.

Im Vergleiche zu der Volkszählung von 1871 ergiebt das einen Zuwachs an Bevölkerung für Freetown von 7000 und für den westlichen Distrikt von 900 Seelen. Die Zahlenangabe für Scherbro wird von dem Regierungskommissär selbst als höchst unzuverlässig bezeichnet. Er persönlich schätzt die dortige Einwohnerschaft auf wenigstens 7000 bis 8000.

In diesen Ergebnissen eines bestimmten Zählungstages ist indessen eine große und stets wachselnde Zahl von Händlern und dem Innern entweilen, welche ab- und zuziehen, ohne in der Kolonie ihren Wohnsitz zu haben.

In Bezug auf die civilisatorische Entwickelung der Kolonie verdient besondere Beachtung die stetige Abnahme jener kleinen Hütten aus Stroh- und Flechtwerk mit rohem Lehmbewurf, in denen noch 1871 die Mehrzahl der Eingeborenen lebte. Neben einer erheblichen Zahl besserer Häuser ist die größere Hälfte aller Wohngebäude jetzt massiv aus Steinen ausgeführt oder besteht aus Fachwerk mit eingesetzten Ziegeln. Leider erwächst der immer stärker hervortretenden Neigung zum Erwerb eines eigenen Hauses und damit verbundene Seßhaftigkeit eine bedeutende Schwierigkeit in den Verwüstungen, welche durch die starken Regengüsse, deren Jahreshöhe durchschnittlich 160 Zoll erreicht, an solchen Gebäuden wiederzukehren pflegen, die nicht im besten baulichen Zustande erhalten werden.

Die weiße Bevölkerung von Sierra Leone betrug, einschließlich der Dependenzen und der im Hafen vor Anker liegenden Schiffe, nur 271. Von den 163 „Seßhaften“ waren 113 Engländer, 15 Franzosen, 4 Portugiesen, ein Spanier. Der Rest zersplitterte sich auf die anderen Nationalitäten.

Der Bericht betont die bunte Mischung der farbigen Bevölkerung, wie solche in keiner zweiten britischen Besitzung zu Tage treten dürfte. Mehr als sechszig Sprachen und Idiome hört man auf den Straßen Freetowns reden, von denen allerdings nur eine kleine Zahl als bestimmten Stämmen angehörig hat festgestellt werden können. Ebensowenig kann die Mehrzahl der Bevölkerung ihre Abstammung auf einzelne Negerstämme zurückführen, vielmehr erreichte als bestes Kennzeichen für den Ursprung der Kolonie bei der Volkszählung die Kolumne: Befreite Afrikaner und ihre Nachkommen, die Höhe von 35 430. Die Fusion dieser befreiten Neger zu einem einheitlichen Ganzen hat sich unter

Digitized by Google

der Herrschaft des christlichen Glaubens in solchem Umfange vollzogen, daß seit 50 Jahren kein Stammesaufruhr mehr vorgekommen ist.

Eine kurze Charakteristik der umwohnenden Negerstämme, mit welchen die Kolonie in mehr oder minder enger Beziehung steht, ergiebt, daß die zahlreichen Timani, welche unmittelbar an der Grenze von Duiah hausen, als unredlich und indolent gelten und noch auf niedriger Kulturstufe stehen. Eine günstigere Beurtheilung erfährt die kluge Geschicklichkeit und die Betriebsamkeit der Mandingo, doch muß dies Lob auch zum großen Theil auf den arabischen Dolmetscher der Regierungskommission, welcher ihrem Stamme angehört, zurückgeführt werden. Die Fuluma sind schmutzig, aber reich, die Sinn fleißig und arbeitsam, soweit der Afrikaner überhaupt arbeitet. Die kriegerischen Mendi sind Freunde der Briten und haben diesen auch im Aschantikriege Hülfe geleistet.

Seit 1816 hat sich eine bedeutende Zahl von Kru-Negern in Sierra Leone niedergelassen und der Mehrheit nach zum Christenthum bekehrt. Der ganze Stamm der Kru ist europäischer Gesittung zugänglicher, wie die meisten anderen Schwarzen. Sie sind als Matrosen viel begehrt und man hält sie für Handel und Schifffahrt an der afrikanischen Westküste geradezu für unentbehrlich. Sie bilden allenthalben einen Staat im Staate, und wie in Freetown ein aus ihrer Mitte gewählter Führer ihre inneren Streitigkeiten schlichtet, so pflegt selbst an Bord und innerhalb der strengen Disziplin eines Kriegsschiffes dem Obmann der Krubons die Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Seinen und ihre summarische Bestrafung thatsächlich zugestanden zu werden.

Der innere Zustand der Kolonie ist in mancher Hinsicht nicht befriedigend. Es fehlt an landwirthschaftlichen Arbeitern in einem Maße, daß der Regierungskommissär zur Beendigung dieses ungesunden Zustandes ein gewaltsames Einschreiten befürwortet. Thatsächlich ernährt sich die Kolonie nicht aus sich selbst heraus, sondern ist auf die Zufuhr der nachbarlichen eingeborenen Stämme angewiesen, welche die Bodenkultur durch Sklavenhände fördern, und würde geradezu zerfallen, wenn Straßen und Verkehrswege nach dem Innern gesperrt blieben, während die Zahl der müssigen Bettler unverhältnißmäßig groß und in stetem Zunehmen begriffen ist.

Dagegen zeigt sich in der Kolonie eine mit den eigenthümlichen Charaktereigenschaften der schwarzen Race im innigsten Zusammenhange stehende Neigung zur Hervorlehrung äußern unberechtigten Scheins. Krämer nennen sich Handelsherren und Lehrlinge der verschiedensten Handwerke möchten ohne Wissen und Erfahrung als Künstler auftreten. Dies ist um so bedauerlicher, als bei der natürlichen Anlage unter rechtzeitiger Anleitung in Kurzem ein tüchtiger Handwerksstand sich herausbilden könnte. Das Schneiderhandwerk wird bevorzugt und die große Zahl der kleinen Höker und Krämer bildet 23 Proc. der Gesammtbevölkerung.

Unter den 39444 Christen gehören 18860 der englischen Hochkirche an, 17098 sind Wesleyaner und 369 römische Katholiken. Die Kolonie, namentlich aber Freetown, kann sich des Besitzes einer unverhältnißmäßig bedeutenden Zahl von Kirchen, Kapellen und Bethäusern rühmen, welche von den verschiedenen Kirchengemeinschaften mit ihrer gesammten Seelsorge betirt werden. Die Zahl der Mohammedaner ist seit der letzten Zählung auf 5178 gestiegen. Die Ursache dieser Zunahme, unter der mancher proselytische Uebertritt verzeichnet werden kann, ist nicht genau erkennbar, läßt sich aber jedenfalls nicht lediglich auf die wachsende Zahl der durchziehenden Händler zurückführen. Die Hälfte der 16000 Heiden kommt auf das erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit zu England gehörige Gebiet von Duiah und Sherbro, wo damit der eifrigen Missionsthätigkeit ein wirksames Arbeitsfeld sich bietet.

Herrmann Vogt.

Die mexikanische Gemeinde Huexutla.

Von **Karl Lamp.**

Die nachfolgenden Angaben sind einer statistischen Aufnahme der mexikanischen Municipalität Huexutla entnommen, welche die Gemeindebehörde derselben, wie es scheint, auf eigenen Antrieb und mit eigenen Mitteln, ohne Unterstützung und Befehl des Staats Hidalgo, zu dem sie gehört, im Jahre 1873 vornahm und welche im selben Jahre in einem boletin des ersten Bandes der dritten Epoche der „Sociedad mejicana de Geografia y Estadistica“ veröffentlicht ward.

Der Municipal-Präsident macht zu der Aufnahme die Bemerkung, sie sei verhältnißmäßig genau, könne aber nicht Anspruch darauf machen, es ganz zu sein; denn abgesehen davon, daß die mit der Aufnahme beauftragten Personen wegen mangelnder Gewöhnung nicht hinlänglich dafür befähigt seien, „machen vor Allem die Aufzunehmenden Schwierigkeiten, weil sie in der Furcht leben, die Aufnahme habe nur zum Zwecke der Auflegung neuer Steuern und der Ausübung von Soldaten statt, eine Furcht, die in der Praxis früherer Zeiten ihren guten Grund hat.“

Nach der Aufnahme beträgt die Gesammtzahl der Einwohner der Municipalität 19458. Davon sind männlichen Geschlechtes 9608, weiblichen 9850, so daß das Verhältniß des ersteren zu dem letzteren wie 100:102,51 ist. Darunter sind 7837 von den Azteken und 1735 aus Mischehen zwischen Azteken und Spaniern stammende Männer; Abkömmlinge von anderen Racen sind sehr selten; es kommen demnach auf je 100 eingeborene 22,03 nicht eingeborene Männer. Es giebt 7911 eingeborene und 1913 nicht eingeborene Weiber, so daß auf je 100 der ersteren 24,51 der letzteren entfallen. Innerhalb der eingeborenen Bevölkerung kommen also auf 100 Männer 100,48, innerhalb der nicht eingeborenen 111,75 Personen weiblichen Geschlechts.

Diese Daten nun geben uns zu folgenden Bemerkungen Anlaß.

Zunächst fällt die Größe des Gemeindeverbandes auf. Die Municipalität begreift in sich 19 Ortschaften und 19458 Einwohner. Das ist ein sehr ausgedehnter Bezirk. Doch ist Huexutla nicht etwa eine Ausnahme. Vielmehr erscheinen alle mexikanischen Municipalitäten groß, namentlich wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung dünn gesäet ist und daher einen unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt. Nach den Reformgesetzen muß eine Municipalität

Digitized by Google

mindestens 3000 Einwohner zählen. Ob diese Bestimmung die bewußte Tendenz hat, zu nivelliren, wie das im Sinne der Reformpartei lag, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls wirkt sie in dieser Richtung. Denn da ihr zufolge in der Regel mehrere Ortschaften zusammengeworfen werden müssen, um eine Municipalität zu bilden, und da in der größten derselben sich meistens ein und der andere Spanier, Kreole, Mischling, kurz spanisch redende, den Indiern an Intelligenz überlegene Mensch findet, so liegt es nahe, daß den Leuten dieser Art die Leitung der Geschäfte der Gemeinde, der festen Burg des eingeborenen Wesens, in die Hand fällt. Das ist in der Nähe der größeren Städte thatsächlich der Fall. In den entlegeneren Gegenden wissen sich die Indier besser gegen diese Obrigkeit zu wehren. So z. B. wählen sie in der Gemeinde Ixtlixaco, Staats Oaxaca, deren Bevölkerung von artenanwesenden Personen auf 12 000 — eine übrigens, wie ich glaube, übertriebene Zahl — geschätzt wird, in das aus neun Mitgliedern bestehende Ajuntamiento aus Mißtrauen stetig sieben Personen ihrer eigenen Race.

Nach welchen Gesichtspunkten man den Unterschied der Racen festgestellt habe, geht nicht direkt aus der Aufstellung hervor. Die Hautfarbe und der Typus sind dafür nach meiner Meinung ein nicht zureichendes Kriterium; denn die Mischlinge sind in der Mehrzahl ungefähr eben so dunkel gefärbt, wie die Indier. Als wirklich unterscheidende Merkmale sind nach meiner Ueberzeugung nur anzusehen — und werden hier angesehen worden sein — die Sprache und Tracht, die Sitte und Lebensweise, wonach die mexikanische Bevölkerung sich in eine an der Scholle klebende und sie bebauende, nach uralter Sitte lebende, die einheimischen Sprachen redende und andererseits in das „fahrende", wenn wir so sagen dürfen, spanisch sprechende Volk theilt.

Diese verschiedene Lebensweise der beiden Racen ist, wie auch der Municipalpräsident ausdrücklich hervorhebt, der Grund des Umstandes, daß bei den spanisch Redenden die Zahl des männlichen Geschlechtes zu dem weiblichen in einem merkwürdigen Mißverhältnisse steht, während sie bei den Eingeborenen eine normale ist. Wie der Präsident sagt, geht ein sehr großer Theil der großjährigen Männer spanischer oder gemischter Race regelmäßig nach auswärts, sei es im Gefolge der inneren Kriege, sei es, um auf andere Weise ihr Glück zu versuchen, und geht darüber theilweise zu Grunde, während die Frauen in der Regel bleiben und daher ebensowenig decimirt werden wie die Indier beider Geschlechter, die nie, außer wenn sie gezwungen werden, ihre heimathliche Scholle verlassen, unter denen der Sohn im väterlichen Hause bleibt, bis er sich in demselben Gemeindebezirk einen eigenen Hausstand gründet und die daher trotz harter Feldarbeit auf einem Boden, der sumpfig ist und dessen mittlere Temperatur 24° Celsius beträgt, sich gesund erhalten.

Genau zu sagen, welchen Werth die Daten dieser Statistik einer einzelnen mexikanischen Gemeinde für die Beurtheilung der gesellschaftlichen Verhältnisse ganz Mexikos haben, ist nicht möglich. Vielleicht geht man nicht sehr irre, wenn man annimmt, daß — abgesehen von dem spanisch redenden, übrigens sehr dünn bevölkerten Norden — die Verhältnisse in dem bei Weitem größten Theile Mexikos ähnlich seien. Huexutla gehört geographisch in das Flußgebiet des Pánuco, die sogenannte Huasteca, die, wie alle den großen Mittelpunkten des Verkehrs nicht ganz nahe liegenden und gebirgigen Gegenden in Mexiko in hohem Grade und mit Bewußtsein indisch geblieben sind.

Zum Schluß werde noch erwähnt, daß nach der Angabe der Aufnahme von den 19458 Einwohnern der Municipalität 831 lesen und schreiben konnten, während 292 andere des Lesens allein mächtig waren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach dem „Kuryer Poznański" haben im Jahre 1881 die Polen der Provinz Posen im Ganzen 73142 Morgen Großgrundbesitzes an die Deutschen verloren, d. h. bedeutend mehr als in den drei Jahren 1878 bis 1880 zusammengenommen. Denn 1878 verloren sie 37756 M., 1879 nur 7236 und 1880 8897, zusammen 53889 Morgen (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 191). Für das laufende Jahr 1882 wird sich dieses Zurückgehen des polnischen Grundbesitzes vielleicht noch größer herausstellen, da nach dem „Kuryer Poznański" gegenwärtig mehr als 140 Gutsbesitzer der Provinz, darunter sehr viele Polen, ihre Güter zum Verkaufe anbieten.

— Nach der „A. Z." hat die letzte Volkszählung das überraschende Ergebniß zu Tage gefördert, daß in Budapest bei einer Gesammtbevölkerung von 360551 Einwohnern 119692 Deutsche leben, während sich die Zahl der Magyaren auf 198742 beläuft; der Rest vertheilt sich auf die übrigen Nationalitäten. Dazu bemerkt die „Deutsche Ztg." u. a.: „Also ein volles Drittel der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt bekennt sich zur deutschen Muttersprache! Außerdem wird man wohl nicht irregehen, wenn man einen großen Theil der 198742, welche sich als Magyaren ausgeben, für die deutsche Nationalität reklamirt, so daß man wohl mit gutem Grund behaupten kann, die Hälfte der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt bedient sich der deutschen Umgangssprache. Und für diese deutsche Bevölkerung, welche der Bewohnerzahl der Hauptstadt eines deutschen Königreiches gleichkommt, ist keine einzige Mittelschule vorhanden. Kein deutsches Schriftstück wird bei Amt und Gericht angenommen."

— Im December 1881 sind in Griechenland und besonders in Attika so heftige Regenflüsse gefallen, daß die Verbindung zwischen Athen und dem Piräus zeitweise unterbrochen war und selbst die Eisenbahn nicht funktionirte; in Eleusis wurden ganze Häuser weggerissen und die fruchtbare attische Ebene zum Theil verwüstet. Bei Aetolikon (unweit Missolonghi) fand sogar eine Art vulkanischer Eruption statt, durch welche Millionen von Fischen ans Land geschleudert wurden; im ganzen Orte wurde ein intensiver Schwefelgeruch wahrgenommen, und die erschreckten Einwohner, welche das Ende der Welt gekommen glaubten, eilten in die Kirche der Gottesmutter, um Gott und die Heiligen um Hilfe anzurufen.

— Astrachans Reichthum — schreibt ein Korrespondent der „Times" („The Mail" 28. December 1881, S. 2) — stammt von seinen Fischereien. Die Wolga, die zahlreichen Wasserläufe ihres Deltas und die nördlichen Gestade des Kaspischen Meeres „enthalten mehr Fische als die Küsten Norwegens und Neufundlands zusammengenommen," heißt es dort zu Lande. Die beim Fange derselben verwendeten Netze würden, wenn man sie in ihrer ganzen Länge nach auf

Digitized by Google

dem Erdboden neben einander legte, „eine Linie von 40000 Werst Länge bedecken oder zweifach die Entfernung von St. Petersburg nach Tschekand und zurück.“ Der jährliche Ertrag der Astrachaner Fischereien an Heringen, Stören, Sterlet, Lachsen, Hechten, Essen u. s. w. beläuft sich auf 10 Millionen Pud (zu 36 engl. Pfund) im Werthe von 20 Millionen Rubel, wovon auf den Hering allein, von welchem 100 Millionen Stück gefangen werden, vier Millionen Rubel entfallen, obwohl der halbe Fang zu Thran ausgekocht wird und trotzdem daß bis jetzt so raubmäßig, ungeschickt und unbedachtsam gefischt worden ist, daß einige bessere Fischsorten, wie der Stör, schon empfindliche Abnahme zeigen. Außerdem werden andere Sorten, welche man als werthlos wegwarf, jetzt gesangen und auf den Markt gebracht nach dem Grundsatze: „Alles, was ins Netz geht, ist Fisch.“ Mit Ausnahme des Kaviar, der über die ganze Welt verschickt wird, ist der ganze Ertrag dieser Fischereien im gesalzenen oder gepökelten Zustande für den einheimischen Verbrauch bestimmt, da die russische Geistlichkeit ebenso wie die römisch-katholische das „Apothek-Handwerk“ durch lange und häufige Fastenzeiten kräftig unterstützt. Gefischt wird hier besonders im Frühling und Herbst; aber auch im Winter findet keine namhafte Unterbrechung statt, indem man das Eis aufschlägt und die Netze unter der Eisdecke von Loch zu Loch hinzieht.

Der Korrespondent besuchte in einem kleinen Dampfer einige der Fischereien und Etablissements zum Einsalzen und Pökeln; er fand dort zwar in Bezug auf Reinlichkeit und gesunde Oekonomie manche Anstände, sah aber zugleich, daß in der That Astrachans Reichthum als Fischereistation unbegrenzt und unerschöpflich ist.

Wenn im Spätfrühjahr die Wolga die in nördlicheren Breiten gefallenen Schneemassen in geschmolzenem Zustande herabwälzt, bildet die Stadt Astrachan an der Spitze des Deltas eine Insel im weiten Meere, deren tiefste Theile nur durch Dämme vor der Ueberschwemmung geschützt werden. Die acht Hauptarme und hundert kleineren Kanäle und Wasserläufe des Deltas fließen dann in eine weite See zusammen, aus welcher hier und da isolirte Dörfer hervorragen mit Blockhäusern, langen, weiß angestrichenen Gebäuden und hohen Kuppelkirchen, alles, wie die Stadt, durch Dämme geschützt; es sind tatarische, kalmückische, kosakische Dörfer, zumeist Fischereiplätze. In solcher Weise ist eine Bevölkerung von 20000 bis 30000 Seelen über die kahlen Sandbänke, Dünen und Sandhügel zerstreut, Leute von allen Racen, Farben und Religionen, alle bei den Fischereien angestellt, die Tataren und Kalmücken als Handarbeiter, Russen und andere Europäer als Aufseher, Vorarbeiter und geschickte Handwerker; denn die Russen repräsentiren hier die Intelligenz, während die rohe Kraft von den unterjochten Asiaten, sowie von dem schwächeren Geschlecht geliefert wird. Die Weiber thun hier die meiste Arbeit und erhalten nur den halben Lohn (20 Kopeken), wie die Männer (40 K.). So ist es Regel in ganz Rußland. So wird auch z. B. alles Holz, welches die Dampfer der verschiedenen Kompagnien auf der Wolga und ihren Nebenflüssen brennen, in schweren Lasten auf Weiberschultern von den Landeplätzen auf die Schiffe geschafft.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft zu St. Petersburg vom 7. (19.) Oktober machte Oberst Tillo Mittheilungen über seine Beobachtungen der Inklination und Deklination der Magnetnadel innerhalb der Grenzen des russischen Reiches; seine Beobachtungen erfolgten auf den Linien zwischen Tomsk und Krakau einerseits, zwischen Petersburg und Tiflis andererseits. Außer der „Magnetischen Karte des Europäischen Rußland“, welche alle von 1829 bis 1880 vorgenommenen Beobachtungen, etwa 700 an der Zahl, zur Anschauung bringt, und die während des geographischen Kongresses in Venedig ausgestellt war, legte Herr Tillo noch drei neue Karten vor und zwar a) eine Karte des Europäischen Rußland mit den Linien gleicher Deklination und Inklination für die Jahre 1842 und 1880; b) eine Karte des Europäischen Rußland mit den Linien der gleichen stetigen Veränderung der Deklination, welche zeigt, daß im Osten Rußlands die Deklination alljährlich um 3 Minuten, im Westen aber um 7 Minuten abnimmt, und c) dieselbe Karte mit den Linien der gleichen stetigen Veränderung der Inklination, nach der die Inklination im Osten Rußlands alljährlich um eine Minute zunimmt, im Westen aber um je zwei Minuten abnimmt. Die Bedeutung dieser Karten liegt darin, daß sie die Möglichkeit gewähren, für jeden Ort des Europäischen Rußland nicht nur für das Jahr 1882, sondern auch für jeden anderen, freilich nicht zu entfernten Zeitpunkt die Deklination und Inklination der Magnetnadel genau anzugeben.

Asien.

— Dem „Kawkas“ zufolge war unter den Gegenständen, welche dem Archäologischen Kongreß in Tiflis vorgelegt wurden, mit das Bemerkenswertheste eine „Karte der Alterthümer des Kuban-Gebietes“ von Feliytyn, welche zeigt, daß dieses Gebiet, von dem man bisher nur sehr unbestimmte und dürftige Kenntnisse hatte, ein ungewöhnlich mannigfaltiges und reiches Material enthält zur Wiederherstellung der Kenntniß einer von der Erdoberfläche verschwundenen Kultur von Völkern, deren Geschichte bis dahin unbekannt geblieben war. Feliytyn legte auch u. a. einige Photographien von Dolmen — riesigen megalithischen Anlagen — vor, die in den Schluchten und auf den Höhen des Transkuban-Gebietes zerstreut liegen, und deren Herkunft zu erklären die Wissenschaft bis jetzt noch nicht einmal in Angriff genommen hat.

— Der „Kawkas“ schreibt: Bei dem Bau der Eisenbahn im Transkaspischen Gebiet hat man anläßlich der Aufsuchung von Trinkwasser durch Zufall auch reiche Mineralquellen entdeckt. Die Balachanskischen Höhen, die ein Gebiet von etwa 20 Q.-Werst bedecken, bestehen aus verschiedenfarbigem Sandstein und Thon. Nähert man sich ihnen, so hört man schon Geräusch und bemerkt den sauern Geruch, dann sieht man bald an verschiedenen Stellen blutige Bäche mit alkalischem Wasser, salzig und bittersalzig von Geschmack, die dunkelfarbiges Eisenvitriol ablegen, mit dem der ganze Boden der Quellen bedeckt ist. Die Temperatur der Quellen nähert sich dem Siedepunkt, daher entsteht das Geräusch. Anderdem sind dort Lager von Schwefel, Asphalt und Naphta aufgefunden worden.

Afrika.

— Am 13. Januar hatten wir das Vergnügen, Dr. Max Buchner gesund und frisch in Berlin wieder begrüßen zu können. Er gedenkt möglichst rasch seine in Westafrika und dem Lunda-Reiche gesammelten wissenschaftlichen Ergebnisse zu verarbeiten, um dann wiederum nach dem schwarzen Erdtheile zurückzukehren, wo er sein Arbeitsfeld voraussichtlich nach dem Congo verlegen wird.

Inhalt: G. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. VII. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. V. — Ch. Nusser: Die Amara-Race. II. (Schluß.) — H. Vogt: Sierra Leone im Jahre 1881. — Karl Lamp: Die mexikanische Gemeinde Huexutla. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 13. Januar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

I.

Der Doppelcharakter Belgiens in Bezug auf Sprache und Nationalität seiner Bewohner tritt fast an keinem Orte des Landes noch so deutlich erkennbar zu Tage, wie gerade in Brüssel. Schon von altersher bestanden hier das französische und das vlämische Element räumlich geschieden neben einander, und wenn auch die Neugier die unsichtbare, aber naturgemäße Kluft zwischen beiden überbrückt hat, eine wesentliche Aenderung hat darum doch nicht stattgefunden. Noch heute gehört der untere, nordwestliche Theil der Stadt, das alte Brüssel oder Broeksele im eigentlichen Sinne (Broek = Bruch oder Sumpf — Broeksele = Sumpfstätte), das sich mit seinen alterthümlichen Gebäuden und verkehrsreichen Straßen auf dem feuchten Grunde des Senne-Thales, und von den zahlreichen Armen des Flüßchens durchschnitten, ausbreitet, fast ausschließlich dem Handel und Gewerbe treibenden Bürgerstande, und somit der vlämischen Sprache und Sitte an. In dem südöstlichen, höhergelegenen Theile, der Oberstadt, dagegen, von wo vor Jahrhunderten schon die Schlösser der brabantischen und burgundischen Herzöge und ihres Adels das Land beherrschten, wo heute das königliche Schloß, die Parlamentshäuser, die Ministerien und verschiedene andere großartige Regierungsgebäude stehen, haben sich begreiflicherweise auch die höheren, d. h. die französischredenden Klassen der Bevölkerung niedergelassen. Und wenn es auch unter der heutigen Brüsseler Generation kaum noch ein Kind geben dürfte, das nicht fast unbewußt die beiden Sprachen erlernte, so werden doch voraussichtlich die obere und die untere Stadt sich noch lange durch ihre Bevorzugung der französischen, resp. vlämischen Sprache und Sitte von einander unterscheiden.

Im Jahre 1731 von einem furchtbaren Brande heimgesucht, der sie fast gänzlich zerstörte, hat die obere Stadt nur wenige ältere Bauwerke aufzuweisen; ihre herrlichen Paläste aber, ihr Park und ihre breiten, schön angelegten Straßen können einen Vergleich mit den modernen, prachtvollen Stadttheilen anderer europäischer Hauptstädte wohl aushalten. Was die untere Stadt anbetrifft, so hat sie nach dem Muster von Paris, mit dem der Brüsseler seine Vaterstadt ja so gern vergleichen hört, auch ihre Aera Haußmann durchmachen müssen. Zum Leidwesen aller Bewunderer mittelalterlicher Städte, zur Genugthuung aber aller Verfechter der Theorien für öffentliche Gesundheitspflege, fand sich vor etwa zwanzig Jahren eine englische Aktiengesellschaft, die es unternahm, durch Anlage großartiger, die Stadt von Norden nach Süden durchschneidender Boulevards dem alten Brüssel Luft und Licht zu verschaffen. Unbarmherzig wurden ungeheure Häusermassen niedergelegt, mußten zahlreiche Gassen und Sackgassen, in denen jeder gelegentlich fahrende Wagen die des Weges Kommenden zwang, sich dicht an die Häuser zu drücken, mußten die überkriechenden Gräben und Kanäle, die alle Abfälle aus den Häusern aufzunehmen pflegten, mußte sogar eine 2150 m lange Strecke des Flusses selber verschwinden. Es wurde drainirt und regulirt; das träge dahinfließende, trübe Wasser, das fast in jedem Frühjahr die Gassen an den Ufern überschwemmt und die Bewohner derselben aus den Häusern vertrieben

oder zum Verkehr auf Booten gezwungen hatte, wurde in einen breiten gemauerten und überwölbten Kanal geleitet, in dem es jetzt unter dem neuen glänzenden Stadttheile entlang ſtrömt. Die alten Brüſſeler beklagen noch heute den Verluſt der Ausſichten, die man von den Brücken über jenen Theil der Senne genoß, und deren jede ein maleriſches Kabinetsſtück abgeben konnte: Ausſichten auf alte Mühlen, Brauereien und Färbereien, auf das über ihre Räder und die großen Schleuſen ſtürzende Waſſer, das ſeinen gelblichen Schaum in großen Flocken an die Uferränder ſpülte; auf das alterthümliche, von der Feuchtigkeit geſchwärzte, ſtellenweis mit dichtem Mooſe bewachſene Holzwerk der Hinterhäuſer, das in Gallerien und Erkervorſprüngen weit über das Waſſer ragte, manchmal als kleiner hängender Garten mit Nelken- und Reſedatöpfen beſetzt, oder, was öfter der Fall war und die maleriſche Schönheit des Ganzen noch erhöhte, von den Bewohnern der Ufergaſſen zum Trocknen und Lüften von Kleidern benutzt, wobei dann die Vorliebe des niedern vlämiſchen Volkes für grelle Farben zur glücklichſten Wirkung kam.

Die ſtattlichen Häuſerreihen der neuen Boulevards, des Boulevard Central, Boulevard du Nord, de la Senne, d'Anſpach, du Hainaut, weiſen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit reichſter Architektur auf, ein Gewinn, den man durch ein Konkurrenzausſchreiben für 20 der beſten Façaden erzielte, wobei die Munificenz der Stadt Preiſe von 20 000 Fr.

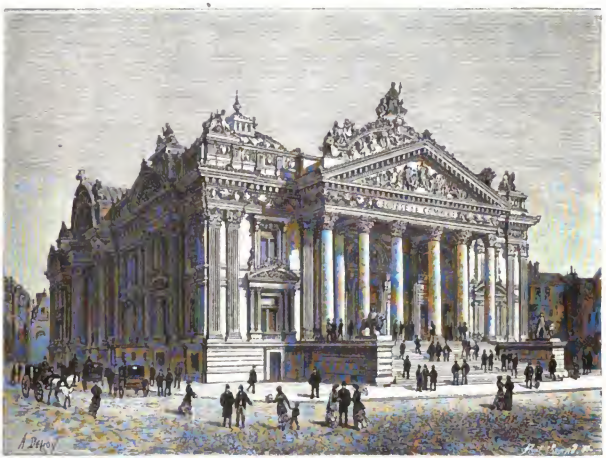
Der Brüſſeler Park nach der Place Royale hin.

an abwärts gewährte. Die größte Zierde der neuen Anlage aber iſt die ungefähr im Mittelpunkte der Stadt, zwiſchen der Rue des Fripiers und dem Boulevard Central, belegene Neue Börſe. Mit einem Koſtenaufwande von vier Millionen Francs wurde ſie nach den Entwürfen des Architekten Suys jr. im reichſten Styl Louis' XIV. ausgeführt, und ſo nimmt ſie heute mit ihrem großartigen Portikus von acht korinthiſchen Säulen, zu dem eine breite Freitreppe hinaufführt, mit der Menge herrlicher Skulpturen, die einen reichen, aber nirgends aufdringlich oder überladen erſcheinenden Schmuck bilden, ſowohl in Bezug auf äußeres Anſehen, als auch auf zweckmäßige Einrichtung der Innenräume eine hervorragende Stelle ein unter den der gleichen Beſtimmung dienenden Gebäuden des Kontinents. Eigenartig, aber eben durchaus zweckentſprechend iſt die Form des Hauptſaales; er bildet ein großes Kreuz, deſſen Langhaus 43 m lang iſt und das Gebäude in ſeiner ganzen Tiefe durchſchneidet, während das Querhaus eine Länge von 37 m hat; in den Ecken liegen vier kleinere Säle, über der Kreuzung des Hauptſaales aber erhebt ſich eine ſäulengetragene Kuppel.

Anders als mit dieſem Prachtbau, der für den großartigen Handelsverkehr der belgiſchen Hauptſtadt ſchon längſt ein Bedürfniß war, verhält es ſich freilich bis jetzt noch mit den prunkvollen Straßenanlagen. Mit Erſtaunen ſieht der Fremde die verhältnißmäßige Oede der auf geräuſchvollen Verkehr berechneten breiten Boulevards, die ſchier zahlloſe Menge großer gelber Zettel mit dem verhängnißvollen: „A louer“ hinter den Spiegelſcheiben der eleganten Etagen und die wenig einladend, ja, meiſt dürftig ausſehenden Waarenauslagen in den Schaufenſtern der Läden. Das geſchäft-

Digitized by Google

liche Leben und Treiben der Stadt, für das hier Hauptadern geſchaffen werden ſollten, bevorzugt heute noch unverändert den alten engen Stadttheil weiter nach Oſten, zwiſchen dem großen Marktplatze und der Kathedrale, den beiden hervorragenden Denkmälern des alten Brüſſel, auf die wir weiter unten noch zurückkommen. Der konſervative, kleinbürgerliche Sinn des eingeſleiſchten Brüſſelers ſträubt ſich inſtinktiv lange gegen alle Neuerungen, und ſo wird es auch noch eine gute Zeit währen, bis der behäbige Bürgerſtand, der reich gewordene Krämer oder Handwerker, ſich dazu entſchließt, die nach der Schablone angelegten Wohnungen der großen Miethshäuſer zu beziehen. Das eigene kleine Haus, das er allein mit ſeiner Familie bewohnt, das er ſich ſeiner Bequemlichkeit und ſeinem Geſchmack gemäß einrichtet, iſt eben das Ideal des Brüſſeler Bürgers, und ſeitdem die zunehmende Theuerung von Grund und Boden ihm die Erreichung dieſes Ideals in der Stadt ſelber zu ſehr erſchwert, hat eine wahre Völkerwanderung in die Umgegend begonnen. Immer weiter haben ſich die Vorſtädte ausgedehnt, neun benachbarte Dörfer ſind in dieſelben hineingezogen worden, und ſelbſt von ihren äußerſten Punkten erblickt man allenthalben weit in die Felder vorgeſchoben die kleinen, von Sauberkeit ſtrahlenden Häuſer mit ihren Miniaturgärten, in denen der Brüſſeler Bürger die Freuden des Landlebens genießt, ſich mit Garten- und meiſt auch mit Vogelzucht aller Art beſchäftigt. Wo die Mittel zur Erwerbung eines ſolchen Be-



Die neue Börſe in Brüſſel. (Nach einer Photographie.)

ſitzthums nicht ausreichen, da begnügt ſich der in der Stadt anſäſſige Bürger auch wohl damit, ſich draußen ein ſogenanntes „vide-bouteille“ anzulegen, einen kleinen, meiſt nur aus einem einzigen Raume beſtehenden Pavillon, mit einem glockenbehangenen chineſiſchen oder in anderer Art phantaſtiſch geformten Dache, in dem er an Sonn- und Feſttagen mit ſeiner Familie und einigen Freunden jene ſubſtantiellen Gelage abhält, die zu den Hauptfreuden des echten Blamingers gehören. Hand in Hand mit dieſem Behagen an der eigenen Häuslichkeit und ihren Freuden geht denn auch der joviale, für derbe, harmloſe Späße ſtets empfängliche Sinn des Brüſſeler Volkes, der ſich vorzüglich bei der Kirmeß und den Nationalfeſten der Septembertage zu zeigen pflegt, und der, wie man zutreffend bemerkt hat, in dem alten Lieblingswahrzeichen der Stadt, dem berühmten Manneken-Pis, perſonificirt erſcheint. Unſterblich iſt das Bergnügen und der Stolz, mit dem das Volk den kleinen, naiv-derben, ehernen Brunnengott betrachtet, und es wurde faſt wie ein nationales Unglück betrachtet, als im Jahre 1817 die drollige, etwa einen Meter hohe Figur (ein Werk Duquesnoy's aus dem Jahre 1619) durch unberufene Hand plötzlich von ihrem angeſammten Platze entfernt worden war. Nach alter Sitte wird das Manneken, „le plus ancien bourgeois de Bruxelles,“ wie das Volk ihn gern zu nennen pflegt, bei allen feſtlichen Gelegenheiten angekleidet. Sein ſogenannter Kammerdiener, der die jedesmalige Ausſchmückung zu beſorgen und ſeine acht Anzüge in Ordnung zu halten hat, empfängt aus einem eigenen und bis in unſere Tage noch immer durch Legate ſich vergrößernden Fonds ein jährliches Gehalt von 200 Fr. Um den Einwohnern Brüſ-

Digitized by Google

Die neuen Brüsseler Boulevards (Boulevard du Nord und Boulevard Anspach). (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

ſels eine Freude zu machen, hat Ludwig XV. ſeinerzeit ſogar den kleinen Mann mit dem Ludwigskreuze dekorirt.

Kann man aus dieſem kindlichen Spaße an dem originellen kleinen Bildwerke auch beim beſten Willen nicht auf eine kunſtſinnige Richtung des Brüſſeler Volkes ſchließen, ſo wird man doch bei genauerem Studium des Volkslebens mit Erſtaunen gerade in den niederen Schichten des Volkes eine gewiſſe Liebe für die Kunſt wahrnehmen, die ſich auf die verſchiedenſte Weiſe offenbart. Daß in den höheren Klaſſen als ein Erbtheil der alten niederländiſchen Kunſtblüthe und angeregt durch die vielen reichen Sammlungen der Stadt ein lebhaftes Intereſſe für Malerei ſich kund giebt, iſt wohl begreiflich; daß es aber unter dem kleinen Bürgerſtande, unter Handwerkern und kleinen Ladenbeſitzern, gar viele giebt, denen der Beſitz eines riſſigen Stückes bemalter Leinwand in einem alt ausſehenden Rahmen die einzige Poeſie in ihrem arbeitſamen, einförmigen, ja oft bedürftigen Leben repräſentirt, und die ſich von dieſem vermeintlichen Schatze um keinen Preis trennen wollen, iſt charakteriſtiſch. Leider gehört es denn auch nicht zu den Seltenheiten, daß dieſe beſcheidenen Kunſtliebhaber, nachdem es ihnen erſt einmal geglückt iſt, auf irgend einer Auktion ein Pendant zu ihrem Schatze zu erwerben, das ſie immer weit über den Werth, oft auch weit über ihre Mittel bezahlen, von einer mißligen Sammelwuth ergriffen werden, die ſie ohne jedes Verſtändniß, aber mit deſto mehr Eifer und Liebe auf die

Das Manneken-Pis. (Nach einer Photographie.)

Bilderjagd ausgehen und ihr eigentliches Geſchäft gänzlich vernachläſſigen läßt.

Die in ganz Belgien heimiſche Pflege der Muſik findet bekanntlich in Brüſſel ihre Hauptvertreter; große Muſikaufführungen des Konſervatoriums, gemiſchte Konzerte, die berühmten Militärmuſiken, dazu die vortrefflichen Leiſtungen der Oper im Théatre de la Monnaie nehmen zeitweiſe das ganze Intereſſe der höheren Klaſſen in Anſpruch; in den unteren aber hat das in Brüſſel gerade ſo lebhaft florirende Vereinsweſen eine Menge von muſikaliſchen Geſellſchaften und Vereinen entſtehen laſſen, die ſich an die ſchwierigſten Aufgaben wagen und denſelben meiſt in ebenſo muſtergiltiger Weiſe gerecht werden, wie die zahlreichen dramatiſchen Dilettantenvereine den ihrigen; unter den letzteren iſt es beſonders der Verein für das vlämiſche Theater, deſſen dem Handwerker-, dem kleinen Kaufmanns- und Beamtenſtande angehörende Mitglieder in der Darſtellung des derbkomiſchen vlämiſchen Luſtſpiels Vorzügliches leiſten.

Bei dieſen künſtleriſchen Neigungen des Volkes iſt es denn auch nicht zu verwundern, daß Brüſſel eine ſolche Fülle von herumziehenden Muſikern beherbergt und ernährt, wie im Verhältniß vielleicht kaum noch eine andere große Stadt. Seitdem die berüchtigten Marolles, die Cour des Miracles[1]) von Brüſſel, den neuen Straßenanlagen weichen mußten, haben ſich jene „Künſtler“, ebenſo wie die übrigen dunklen und fragwürdigen Exiſtenzen der Hauptſtadt, in die engen, unreinlichen und ungeſunden Quartiere der Rue Haute, Rue de Flandre und Rue d'Anderlecht im weſtlichen Theile

[1]) Ehemaliger Aufenthaltsort der Pariſer Bettler, ſo genannt, weil dort die Blinden ſehend, die Lahmen gehend wurden.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

der eigentlichen alten Stadt gezogen. In ganzen Scharen sieht man von hier aus allmorgendlich die Straßensänger und Sängerinnen, die Drehorgel-, Violin- und Harfenspieler, die Flöten- und Klarinettenbläser ihre Wanderung antreten, um entweder im Verein mit den Bettlern von Profession, an denen die belgische Hauptstadt ebenfalls ungemein reich ist, auf den Straßen und Märkten, vor Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden Posto zu fassen, oder mit den unvermeidlichen Eierverkäuferinnen die Schenken und Gastwirthschaften dritten Ranges zu überschwemmen. Diese Eierverkäuferinnen gehören zu den charakteristischen Typen des alten Brüssel. In ihrer etwas eigenthümlichen Tracht, eine steife, gekrauste, weiße Mütze über dem breiten, rothen, echtvlämischen Gesicht, einen großen Henkelkorb am Arme, umwan-

Brüsseler Eierhändlerin.

dern sie bis tief in die Nacht hinein die Tische der Bierstuben und Schenken, um den Gästen den Inhalt ihres Korbes anzubieten. Früher bestand dieser Inhalt ausschließlich in Eiern, heute beherbergt der Korb in verschiedenen Abtheilungen auch noch allerhand Produkte des Meeres, Krabben, Muscheln u. s. w.; daneben Haselnüsse, verschiedene Würstchen und ein eigenartiges Brüsseler Gebäck, die sogenannten mastelles.

Digitized by Google

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

I.

Noch kurz vor Ablauf des vergangenen Jahres ist der zweite Band von Nachtigal's „Sahárá und Südán“ (Berlin 1881. Weidmann'sche Buchhandlung und Verlagshandlung Paul Parey) erschienen, so daß nun zwei Drittel des hochbedeutenden Werkes sich in den Händen des Publikums befinden. Reichlich zwei Jahre sind vergangen, seitdem der erste Band erschien (s. „Globus“ XXXVI, S. 220, 233, 248), ein Zeitraum, der für einen Cameron oder Stanley fast hingereicht hätte, eine neue Afrikareise zu machen und sie in gewohnter Weise in zwei reich mit Karten und Bildern ausgestatteten Bänden zu beschreiben. Doch Deutschland darf stolz darauf sein, daß nicht wenige seiner Reisenden der Gründlichkeit und Genauigkeit noch immer den Vorzug geben vor einer raschen Befriedigung der neugierigen Lesewelt; um letztere zu erreichen, leidet, wie nur allzu häufige Beispiele beweisen, meist die Wahrheit. Berechtigt sind zu freilich die Klagen, daß wir die Ergebnisse eines Richthofen, Reiß, Stübel, Nachtigal nur so langsam erhalten; aber reichlich wird das aufgewogen durch die Gediegenheit des Gebotenen und die allseitige Durcharbeitung des Stoffes. Wir wollen gleich hier hinzufügen, daß sich Nachtigal's Werk vor den meisten Reisebeschreibungen durch einen klaren, ungemein sorglam gefeilten Styl auszeichnet, der sich stellenweise fast zu poetischem Schwunge erhebt und die Lektüre zu einer äußerst angenehmen und anregenden macht. Es ist bekannt, daß Nachtigal seine sechsjährigen Wanderungen mit den denkbar beschränktesten Mitteln und ohne genügende Instrumente und Vorbereitungen antrat und durchführte. Durch eine möglichst sorgfältige Routenaufnahme und umfangreiche Erkundigungen ersetzte er den Mangel astronomischer Beobachtungen; anstatt wie andere Reisende naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen, koncentrirte er seine Aufmerksamkeit auf die klimatischen Verhältnisse und namentlich auf die Menschen, auf ihre Sitten und Gebräuche und ihre Krankheiten — an dem Arzte besonders naheliegendes Thema. Die ethnologische Besprechung der besuchten Völkerschaften machte eine sorgfältige Sichtung und Verarbeitung des linguistischen Sammelmaterials nothwendig; daß eine solche aber sehr viel mehr Zeit kostet, als ein einfach erzählender Reisebericht, liegt auf der Hand. Die ethnologischen Theile des Buches, durch drei Sprachenkarten illustrirt, sind deshalb neben der sehr reichhaltigen Routenkarte von Bornu, Kanem und Bagirmi das bedeutendste Resultat, welches der vorliegende Band bietet. Derselbe umfaßt drei Bücher: 1) Reise nach Kanem und Borku; 2) das Tsade-Becken; 3) Reise nach Bagirmi; wir theilen aus den beiden ersten (die Reise nach Bagirmi behandelte der „Globus“ unlängst ausführlicher) zunächst Einiges mit und freuen uns, es durch einige Originalbilder, welche wir der Güte der Verleger verdanken, illustriren zu können. Daß wir auf einigen Zeitschriftoseiten einem innerlich wie äußerlich so bedeutenden Buche und seinem Inhalte nur sehr unvollkommen gerecht werden können, versteht sich eigentlich von selbst; aber wir hoffen dadurch unsere Leser anzuregen, das prächtige Buch selbst in die Hand zu nehmen.

Während Nachtigal zu Anfang 1871 mit Eifer seinen Plan, die Inseln des Tsade-Sees zu besuchen, betrieb, kam die Nachricht nach Kuka, daß zwischen Wadai und Bagirmi ein Krieg ausgebrochen sei; in Folge dessen erklärte Bornus Herrscher, Scheich Omar, daß an jene Reise vor Wiederherstellung des Friedens nicht zu denken sei. Die Hoffnung aber, welche der Reisende auf die energische Unterstützung seines mächtigen Beschützers Lamino setzte, wurde durch dessen plötzlichen Tod vereitelt. So benutzte er die Anwesenheit eines Arabers vom Stamme der Aulád Soliman, Hajá mit Namen, sich demselben anzuschließen und die zum Theil noch nie von einem Europäer besuchten Gebiete im Nordosten des Tsade kennen zu lernen. Dorthin, nach der Landschaft Borku, gedachte der Stamm in einigen Monaten zu ziehen, um die Dattelernte einzuheimsen. Mit vieler Mühe und nur gegen 150 Proc. Zinsen verschaffte sich der Reisende 800 Mark für diese Reise und traf seine Vorbereitungen.

Staunenswerth ist die unerschöpfliche Lebens- und Thatkraft jenes wenigen Araberstammes, dessen unruhiges Leben Nachtigal in der nächsten Zeit zu theilen beabsichtigte. Während Heinrich Barth vor mehr als 20 Jahren seine Auflösung als unmittelbar bevorstehend bezeichnete, herrscht er noch jetzt trotz seiner kleinen Zahl über ungeheure Gebiete. Seine ursprünglichen Sitze liegen in Fezzan und in der Umgebung der großen Syrte; seine ganze Streitkraft belief sich wohl nie auf ganz 1000 Reiter. Macht und Ansehen aber verdankten sie ihrer Thatkraft und Zähigkeit, der Ueberlegenheit ihrer Führer und der ritterlichen Treue, mit der sie stets zu den zahlreichen, schwächeren Nachbarn standen, die sich ihnen verbündeten oder unterordneten. Durch den Verrath der türkischen Paschas in Tripolis hatten sie wiederholt schwer zu leiden und verloren ihre sämmtlichen erwachsenen Männer durch Meuchelmord, so daß sie auf fast zwei Jahrzehnte von dem Schauplatze gleichsam verschwanden. Doch die Tradition blieb, und die heranwachsende Generation richtete die Augen hoffnungsvoll auf den künftigen Häuptling Abd-el-Dschlil, der am Hofe von Tripolis heranwuchs. Derselbe gewann des Paschas Gunst und zeichnete sich bei den Raubzügen aus, welche damals von Fezzan aus weithin nach Süden unternommen wurden. Aus dieser Zeit datirt der Haß der Sudan-Bewohner gegen die räuberischen Araber, und damals lernten die Aulád-Soliman den natürlichen Reichthum jener Striche kennen, welche sie später zu ihrem Adoptiv-Vaterlande wählten. Schließlich empörte sich der Häuptling gegen die Türken in Tripolis und machte sich um 1831 zum völlig unabhängigen Herrscher Fezzans; elf Jahre später aber fand er in der Schlacht bei el-Bagbla im Kampfe mit jenen den Tod. Ehe er sein Leben aushauchte, beschwor er die Aeltesten seines Stammes, der Rache der unversöhnlichen Türken durch selbstgewählte Verbannung zu entfliehen, erinnerte sie an die gemeinschaftlichen Kriegszüge nach Süden und rieth ihnen, in der dattelreichen Tubu-Landschaft Borku eine neue, der ursprünglichen ähnliche Heimath zu suchen. Nach und nach zogen sie in der That dorthin, und jetzt haust fast der ganze Stamm seit etwa einem Menschenalter nördlich vom Tsade. Die zuerst in Besitz genommene Landschaft Borku, allzuweit ab gelegen von Fezzan wie von Bornu, auf deren Märkte die industrie-

Digitized by Google

losen Araber für die Beschaffung von Kleidung und Getreide angewiesen blieben, hatten sie bald mit Kanem vertauscht, dessen Süden Getreidekultur und Rindviehzucht hat, während die übrigen Theile treffliche Kamelweiden darbieten und die Bornu-Märkte nahe genug sind.

Als Erbfeinde und Eindringlinge gehaßt und gefürchtet, hatten sie dort zunächst unaufhörliche Kämpfe zu ihrer Vertheidigung, zum Erwerbe und zur Befestigung ihrer Macht zu führen, und das mit einer Macht, welche 500 Reiter und ebenso viele Krieger zu Fuß nicht überstieg. Unermüdlich waren sie bald zur Tatterlerne in Borku, bald im Kampfe mit den zahlreichen Stämmen des Bahar-el-Ghazal, bald auf einer Reise zu den Märkten in Bornu oder den Haussa-Staaten. Als nun der Kamelreichthum der südlichen Tubu, des Bahar-el-Ghazal und des nördlichen Wadai bedeutend gelichtet war, wagten sich die Aulâd-Soliman an die Tuarik, welche an den besten Kameelen der Welt so reich sind, und nahmen ihnen in wenigen Jahren an 50000 Thiere ab. Die Tuarik aber brachten im Jahre 1850 etwa 7000 Krieger zusammen, überfielen die Araber

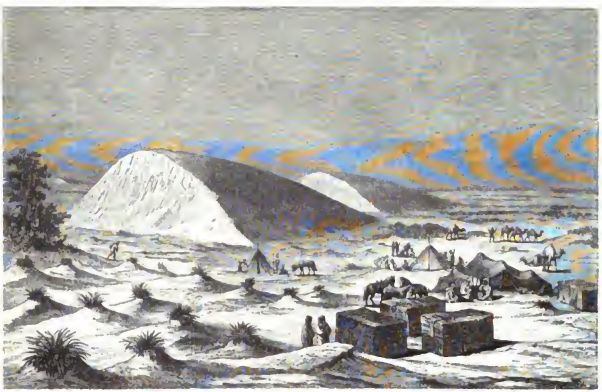
Gehäuse (Karnât) zum Transport der Frauen bei den Aulâd Soliman.

im Wadi Kaine und richteten ein entsetzliches Blutbad unter ihnen an; nur etwa 20 Reiter sollen entkommen sein. Doch wurden die Frauen und Kinder verschont und diejenigen unter ihnen, welche freien Ursprungs und in die Gefangenschaft geschleppt worden waren, später säumtlich ohne Lösegeld ausgeliefert.

Zum zweiten Male innerhalb eines halben Jahrhunderts war fast die ganze waffenfähige Mannschaft des Stammes, jedenfalls die Blüthe desselben, vernichtet. Aber wiederum gelang es ihm, sich zu erholen und aufzurichten. Seine Reste fanden Schutz und Unterstützung in Bornu, wo sie als Grenzwächter gegen Wadai verwendet wurden; bald konnten die Aulâd Soliman wieder einige hundert Reiter und ebenso viel Krieger zu Fuß und Feld stellen. Mit den Tuarik wurde Friede geschlossen, in Kanem mehr und mehr Terrain gewonnen, Borku behauptet, und nach zwanzig Jahren herrschen sie wieder eben so weit, wie früher, ebenso gefürchtet, aber auch ebenso gehaßt, als zur Zeit ihrer höchsten Blüthe. Noch immer zogen sie rastlos umher und selten auf friedlichen Pfaden. Je mehr die Steppen Kanems und die früher so kameelreichen Niederungen von Egei und Bobele vereinsamten, je mehr die Kanembu sich auf die Inseln des Tsade zurückzogen und die Daza sich ihnen unterwarfen oder nach Bornu auswanderten, desto

weiter und mühevoller wurden ihre Raubzüge, und sogar im Norden von Dar For sind sie gesehen worden. „Doch was ist Zeit und Raum für einen Sohn der Wüste? Ein Jahr ist für ihn wie ein Monat, wie eine Woche, wie ein Tag. Wo es Kameele giebt, da fühlt er sich zu Hause; wo ihre Nahrung wächst, dahin zieht es ihn, und wo er Zelt und Hütte aufschlägt, da ist seine Heimath. Man betrachte das ungeheure Gebiet, welches diese Araber ruhelos von Süd nach Nord, von West nach Ost durchstreichen, das sie mit Pulver und Blei beherrschen, aus dem Treue und Glauben, Friede und Sicherheit gewichen sind, und das der friedliche Reisende nur in Begleitung dieser gesetzlosen Freibeuter durchwandern kann, und staune!“

Am 20. März 1871 brach Nachtigal in Gesellschaft des oben erwähnten Hasáj von Kuka auf, erreichte acht Tage später das nördliche Ende des Tsade und bog dann gegen Osten um. Da der Reisende vom Fieber viel zu leiden hatte und der Marsch von Hasáj sehr beeilt wurde, um rasch Gebiete befreundeter oder untergebener Stämme zu erreichen, so waren dies qualvolle Tage. Erst vom 1. April ab wurde die Reise gemächlicher; denn wo die Araber bei voller Sicherheit ausreichendes Kameelfutter haben, unterziehen sie sich auf ihren Märschen keinen Anstrengungen. Am 5. April erreichten sie beim Brunnen Barqa das Lager der Miassa-Abtheilung der Aulád Soliman, wo dem Reisenden ein herzlicher Empfang zu Theil wurde, und wo sich



Wanderdünen in Egei.

unter den Einflüssen der Ruhe, der Wüstenluft und frischer Kameelmilch seine Gesundheit bald besserte. Zwanzig Tage später setzte sich die Abtheilung des Stammes, welcher er sich angeschlossen hatte, nach Nordosten in Bewegung.

„Der erste Aufbruch eines Nomadenstammes aus dem Lager, nach längerer Ruhe und mit Frauen, Kindern und der ganzen Habe, ist trotz der Uebung eines ganzen Lebens und der Einfachheit des Besitzes nicht ganz leicht. Selbst der bescheidenste Haushalt setzt sich aus einer Menge von Gegenständen zusammen, deren zweckmäßigste Unterbringung auf den Lastthieren nicht immer dieselbe sein kann und auf jeder Reise neu erprobt werden muß. Da sind die Matten und Stangen der Hütte, oder ein Zelt mit Zubehör; die Schüsseln, Schalen, Krüge, Töpfe und Kessel des Küchengeräthes; die großen Steine zur Mehlfabrikation; die Kleider und Schmucksachen; der oft nicht unansehnliche Vorrath von Pulver, Blei und Flintensteinen; die zahlreichen so wichtigen Wasserschläuche; ein Vorrath von Stricken, eisernen Instrumenten und Sattelzeug; endlich unzählige Kleinigkeiten, an welche zu denken die Erfahrung den hilfsgeübten Nomaden gelehrt hat. Dazu kommen die Vorräthe an Getreide, Datteln, Salz und Butter, und in jenen von der Meeresstille entfernt liegenden Gegenden anstatt des Oeles Borm-Toben, Turkedis, gefärbtes Ziegenleder und andere Tauschmittel. Bei längerem Aufenthalte in derselben Gegend werden selbstverständlich alle diese Gegenstände nicht so eng verpackt gehalten, als auf der Reise, und auf dieser findet dann Alles erst wieder allmälig den vortheilhaftesten Platz. Das Kameel liebt im Allgemeinen wenige, fest zusammengeschnürte Gepäckstücke und haßt die vielen losen Anhängsel, welche sich leicht verschieben und das Gleichgewicht stören, aber freilich von wandernden Nomaden nicht so leicht vermieden werden können, als von reisenden Kaufleuten mit ihrem beschränkten Hausgeräth und ihren kompakten Waarenballen.

Am ersten Marschtage begann schon um Mitternacht ein reges Leben. Jedermann ordnete, packte und verschnürte seine Habe, und doch konnte der Aufbruch erst zur Zeit des Sonnenaufgangs stattfinden. Die Frauen der besser situirten Familien mit den kleinen Kindern werden zu Kameel

Digitized by Google

transportirt; die Männer reisen zu Pferde, wenn sie solche besitzen, zu Kameel, wenn sie alt sind, oder gehen zu Fuß, wie die heranwachsende Jugend, die große Menge der Unbegüterten und die Sklaven beiderlei Geschlechts. Die Frauen sitzen oder liegen unterwegs in vorhänglichen, hölzernen Traggestellen, welche quer auf der eigens dazu hergerichteten Ladung des Thieres befestigt werden, hoch genug sind, um das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen zu gestatten, und lang oder vielmehr breit genug, um sich mit etwas gebogenen Knien niederlegen zu können. Dieselben führen bei den Anlad Soliman den mir unerklärt gebliebenen Namen Karmût und bestehen aus einer ungefähr zwei Meter langen und etwa halb so breiten Bank ohne Füße, welche von gebogenen Baumzweigen, die in unbedeutenden Abständen von einander an den Längeseiten befestigt sind, überwölbt wird. An den schmalen Seiten wird dann das Gehäuse durch senkrechte Holzstäbe geschlossen und vorn wird eine Eingangsöffnung angebracht, welche groß genug ist, um das Hereinkriechen zu gestatten. In den angeseheneren Familien wird eine große Sorgfalt auf die Verfertigung dieser Apparate verwendet; man beizt sie schwarz und bedeckt und behängt sie mit wollenen Decken und seidenen Tüchern, auf deren Mannigfaltigkeit die Frauen stolz sind. Die Prinzessinnen, d. h. die der Häuptlingsfamilie entsprossenen Frauen, haben das Recht, auf den Seitenwänden des Karmût schlanke Aufsätze von Holzstäben in der Höhe etwa eines Meters anzubringen, welche ebenfalls mit buntfarbigen, seidenen Tüchern verziert werden und den Neid der übrigen Frauen erregen. Der Mann aber hält darauf, ein durch Kraft und Schönheit ausgezeichnetes Kameel für den Transport des Gestelles zu besitzen, würdig, die Herrin des Hauses zu tragen. Stark muß das Thier jedenfalls sein, denn damit die nicht immer gleichmäßig gelagerte Insassin den Apparat nicht ins Schwanken bringe, muß die darunter befindliche eigentliche Ladung eine breite, feste und sichere Basis bilden."

In langsamem Marsche zog der Stamm nordwärts durch die Landschaft Manga, lagerte am 2. Mai beim Brunnen Birso, nahe dem 16. Breitengrade, und erreichte am 4. Mai den Rand der weiten Thalniederung von Egei, welche sich von Nordwesten nach Südosten senkt, ohne indessen den Bahar el-Ghazal zu erreichen. An diesem Tage lagerten sie bei der Station Salâde, deren vier Brunnen sämmtlich verschüttet waren und sofort gereinigt werden mußten. Bald wurde der Grund feucht und in der Tiefe von drei Meter stürzte plötzlich von Nordwesten her eine Wassermasse in den Brunnen, welche im Augenblicke dem grabenden Manne bis zur Brust stieg, so daß er eilig heraufgeholt werden mußte. Die Annahme der Araber, daß ein unterirdischer Fluß Egei durchströme, wird dadurch gerechtfertigt. Das Wasser ist reich an purgirenden Salzen, wie das der meisten Brunnen der Gegend, und wird gerade darum von den Nomaden so hoch geschätzt; man betrachtet seinen Genuß als eine werthvolle blutreinigende Kur, welche den Kameelen einen ausgezeichneten Appetit und in der Folge bei den vortrefflichen Weiden Egeis einen hohen Grad von Körperkraft und Wohlbefinden verleiht. Der Sand dort ist ein feiner Flugsand, der bei den periodischen Besuchern in hoher Achtung steht: die Täza entleihen sich, wenn sie dort lagern, sofort ihrer Beinkleider in der Ueberzeugung, durch die unmittelbare Berührung mit dem Sande für Hunger und Durst unempfindlich zu werden, und Araber wie Täza rühmen die reinigende Eigenschaft desselben für die Wäsche und behaupten, daß Niemand in Egei nöthig habe, jemals seine Kleider zu waschen.

An vielen Stellen von Egei fehlt die hohe obere Sandschicht, so daß die ganze Gegend mit muldenförmigen Einsenkungen durchsetzt ist, in denen der unter dem Sande liegende Thonboden nackt zu Tage tritt. Solche Stellen sind dann mit Fischwirbeln besäet, welche zuweilen noch zusammenhangen und anscheinlichen Exemplaren angehört haben müssen. Es ist also unzweifelhaft, daß das Thal einst mit Wasser bedeckt war und zwar, wenn man den Traditionen der Umwohner Glauben schenken darf, noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit (doch immerhin vor mehr als einem Jahrhundert). Nimmt man dazu, daß nach den Angaben des Anerods und Kochthermometers Egei schon unter dem Tsade liegt und sich von Nordwesten nach Südosten gegen den Bahar el-Ghazal senkt, so haben die Bewohner der Tsade-Inseln wohl Recht, wenn sie sagen, daß der Bahar el-Ghazal vom Tsade ausgehe und sich nach Nordosten senke.

Schon in der Thalniederung selbst sah Nachtigal hier zum ersten Male eigenthümlich geformte, isolirte Sandbünen. „Alle hatten dieselbe Form, dieselbe Orientirung und nahezu dieselbe Höhe. Sie waren selten über 15 m hoch, hatten einen sowohl in horizontaler als in vertikaler Richtung konvexen und nach Nordosten gerichteten Rücken, der auf der Höhe durch einen scharfen Rand von der Reil abfallenden, im Grundriß konkaven und nach Südwesten gerichteten Seite abgesetzt war. Auf ausgedehnteren Ebenen erblickte man diese Bildungen in großer Zahl und in den verschiedensten Abständen von einander. Es scheint unzweifelhaft, daß sie unter dem Einflusse des mit großer Regelmäßigkeit wehenden Nordost-Passates entstehen und wandern, und oft konnten mir später meine Gefährten, die als Wüstensöhne ein scharfes Auge für alle Unterschiede und Veränderungen des Terrains haben, an bestimmten Brunnen, einem einzelnen Baume oder anderen unbeweglichen Merkmalen in der Umgebung dieser Dünen bewiesen, daß die Wanderungen derselben verhältnißmäßig schnell von Statten gehen. Diese Schnelligkeit scheint eine verschiedene zu sein, je nachdem sie auf einer durchaus ebenen Serfr vorrücken oder durch Unebenheiten des Terrains aufgehalten werden, und je nachdem ihr Kernpunkt oder ihre Entstehungsursache ein Baum, Gebüsch oder unbedeutender Gegenstand ist. Ein alter verständiger Täza-Mann aus Borku behauptete, als Kind eine dieser Dünen in der Nähe der Oase Jin gekannt zu haben, welche jetzt etwa 16 km von der letztern entfernt sei, und meine arabischen Gefährten zeigten mir später auf der Rückkehr von Borku bei den Brunnen der kleinen Hattija Tungur eine solche, welche einen Baum verschlungen habe, der vor sieben Jahren noch etwa zwanzig Schritte davon entfernt gewesen sei. Diese beweglichen Dünen werden von den dortigen Arabern Ghard, Plur. Ghurâd, genannt, zum Unterschiede von den festsitzenden Ketten und Gruppen bildenden, welche 'Erq, Plur. 'Drûq, heißen und unter dem Einflusse des Windes höchstens ihre Umrisse verändern." In nordöstlicher Richtung vorrückend, erreichten sie am 16. Mai den salzhaltigen Brunnen Karô, die tiefste Stelle der Landschaft Bodelé, etwa 100 m unter dem Niveau des Tsade gelegen. In dieser Zeit wehte der etwa um 8 Uhr Morgens sandgeschwängerte Wüstenwind mit ungewöhnlicher Heftigkeit und zwang die Araber, gewöhnlich bald nach Mitternacht aufzubrechen, um früh am Vormittage lagern zu können; denn nach 9 oder 10 Uhr Morgens zog man wie in einem dichten Nebel vorwärts, und Augen und Haut litten unter der Masse kiesigen Sandes, welche der Sturm mit sich führte. „Jeder war bereit, seinen Vordermann in Sicht zu behalten, und selbst die Führer wurden ohne ihren gewöhnlichen Kompaß, die Sonne, nur allzuoft in der Richtung unsicher. Wenn an

Digitized by Google

Rasttagen nicht gerade die Kamerele getränkt wurden, so erstarb schon in der Mitte des Vormittags alles Leben in unseren Tamárs. Jeder wickelte sich resignirt in seine Decke und ließ sich geduldig mit Sand überschütten, bis Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr die Stärke des Windes mit der sinkenden Sonne schnell abnahm und Alles zu dem Grade neuen Lebens erwachte, den die übrigen Verhältnisse gestatteten. Dann wurde der Sand abgeschüttelt, das Kochgeschirr hervorgeholt, mit trockenem Kameelmist Feuer angezündet und die Hauptmahlzeit vorbereitet. In solchen Gegenden ist die Nacht des Menschen Freund; in ihr lebt er, während er am Tage nur gerade mühsam existirt. Dann glänzen die Sterne in wundersbarem Glanze; unendliche Ruhe tritt an die Stelle des sandwirbelnden Windes; scharf heben sich die hellen Umrisse vom tiefdunkeln Himmel ab, und die großartige Schönheit, der geheimnißvolle Zauber der Wüste kommen wieder zu voller Geltung."

In Jajo es-Srhir, der letzten Station vor ihrem Ziele Borku, rasteten die Auláb Soliman eine volle Woche, ehe sie den letzten und längsten Marsch von über 30 Stunden, den sie wegen seiner Quellenlosigkeit innerhalb eines Tages und zweier Nächte zurücklegen pflegen, antraten. Glücklich wurde die überaus anstrengende und selbst gefährliche Strecke zurückgelegt, und bei Sonnenaufgang am 31. Mai stiegen sie über eine terrassenförmige Abstufung gegen die südlichen Oasen Borkus hinab und lagerten am Vormittage an der ungewöhnlich reichen Quelle Galakka.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. **F. W. Paul Lehmann.**

VI.

Wald- und Weidenwirthschaft; Bevölkerung.

Mein eigentlicher Führer ist bei allen Wanderungen in diesem unwegsamen, wenig betretenen und wenig bekannten Gebirge die österreichische Generalstabskarte (1 : 75 000) gewesen, die Quelle meiner Darstellungen die Natur selbst. Daß das Fogaraścher Hochgebirge in der Literatur hier und da behandelt ist, habe ich bereits erwähnt und will hier noch speciell darauf hinweisen, daß sich in dem „Archiv für Siebenbürgische Landeskunde" und den „Verhandlungen und Mittheilungen des Siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften in Hermannstadt" einige Aufsätze und Abhandlungen über Theile des Fogaraścher Gebirges finden. Die von mir nicht besuchten Thalschluchten des östlichen Theiles schildert Primics im Jahrbuche des ungarischen Karpathenvereins Bd. VII; umfassendere Werke, die dieses Gebiet behandeln, sind: Hauer's und Stache's „Geologie von Siebenbürgen", Johann Hunfalvy's „Beschreibung der physikalischen Verhältnisse von Ungarn [1]) und Wietz' „Handbuch der Landeskunde von Siebenbürgen". Von deutschen Forschern hat meines Wissens Andreae den östlichen Theil des Gebirges besucht; Rapel, G. vom Rath und der Engländer Boner haben in ihren lesenswerthen Schriften dieses Gebirge nur stiefmütterlich behandelt. Wenn wir in älteren Büchern unrichtigen und mangelhaften Angaben begegnen, so darf das nicht Wunder nehmen, erstaunlich aber ist die Darstellung, die Joan Slavici in seinem jüngst bei Prochaska in Wien und Teschen 1881 erschienenen Buche „Die Rumänen" von diesem Terrain giebt. „Der Kamm der Karpathenketten — heißt es auf S. 12 f. — ist durchgehends flach, die sanften Abhänge sind mit einer ziemlich dicken Erdschicht belegt und die anliegenden Thäler meistens weit, sich nur allmälig senkend; eben darum sind aber die Thäler meistens nur als fette Heuwiesen zu benutzen und die Wohnstte liegen sammt den Aeckern zerstreut an den Abhängen, bald vereinzelt, bald in kleinen Gruppen. Dort oben 5000 bis 8000 Fuß über der Meeresfläche, wo gewöhnlich keine Baumgattung mehr gedeiht, dehnen sich in unendlicher Reihenfolge die mit dichtem Gras besetzten, zuweilen sehr breiten Weiden aus. Man greift nicht zu hoch, wenn man sagt, daß auf den Höhen des Hatzeger, Csibiner und Fogaraścher Gebirges mehr flaches Land sei, als in den anliegenden Thälern. Die Höhen sind nur während der Sommer- und Herbstmonate bewohnt. Angebaut wird auf Höhen, die über 4000 Fuß hoch liegen, nur selten. Doch findet man hier und da alte Ackerfluren auch in höheren Regionen." Ich will hierzu nur erwähnen, daß das Hatzeger Gebirge in der wilden Retjezatgruppe noch rauher und schroffer ist, als das Fogaraścher Gebirge, und verweise im Allgemeinen auf meine Erörterungen über das Bodenrelief und die Höhe des Anbaues, ohne mich auf eine Kritik und Analyse der einzelnen Angaben und Schlußfolgerungen einzulassen [1]).

Der Ackerbau geht, wie ich in einem frühern Aufsatze erwähnte, an der Nordseite nur bis an den Fuß der Gebirgskette und findet auch in den meisten Thälern der Südseite keinen Raum. An der Südwestseite liegen auf den niedrigeren Partien gegen den Alt hin mehrere Dörfer, deren Bewohner hauptsächlich Mais (Kukurug) bauen und Pflaumenbäume zur Bereitung eines Schnapses ziehen. Die Weinrebe geht an der Südseite bis Kronprinzing hinauf, muß aber im Winter gegen den starken Frost geschützt werden. Im Gebirge finden wir außer dem Betriebe der wenigen Glashütten nur Wald- und Weidenwirthschaft. Der Name Waldwirthschaft hat hier freilich seine eigene Bedeutung und

[1]) Das Buch des deutschen, magyarisirten Verfassers ist nur in ungarischer Sprache herausgegeben. „A magyar birodalom" ꝛc. Pest 1864. In der Sammlung von Umlauft ist jüngst ein kleines Werk über Siebenbürgen von K. Reißenberger erschienen, dem Resten des verdienstvollen Prof. L. Reißenberger in Hermannstadt.

[1]) Das Buch gehört ins Gebiet der Ethnographie und Geschichte. Auf S. 51 heißt es: „Es soll nur noch die von Rösler übergangene „Mährische Walachei" in diese Lite — nämlich versprengter, nationalisirter Rumänen — hineingebracht werden." Rösler würde für dieses Hineinbringen danken, er hat sicher gewußt, warum er die mährischen Walachen als Slaven nicht unter die Rumänen brachte. Auf S. 58 sagt Slavici: „König Andreas II. berief die Johanniter nach Siebenbürgen, gewiß nicht, um das Land mit ihnen zu kolonisiren, sondern um seine östlichen Grenzen zu schützen und die Kolonisation möglich zu machen. Es kommen bald darauf die Sachsen und besiegen andere ihre Theile!" Da sind nach Slavici also die Sachsen nicht vor den Rittern unter Geisa II., sondern erst im 13. Jahrhundert nach Siebenbürgen gekommen!

Digitized by Google

müßte eigentlich Waldverwüstung lauten. Von Forstkulturen sah ich nirgends eine Spur; der Unterschied in der „Bewirthschaftung“ besteht darin, daß man in den Staatswaldungen und denen einiger Privatbesitzer die Schätze der Natur so gut es geht planmäßig ausnutzt, um ihr Zeit zu lassen, ihre alten Waldkleid wieder zu ergänzen, während in den meisten Gemeindewäldern in lotterlose, frevelhafter Weise gewirthet wird. Waldfrevel ist an der Tagesordnung und wird auf erlaubtem und verbotenem Terrain in geradezu schwunghafter Weise getrieben. Schon in Hermannstadt hörte ich Klagen über die Schwierigkeit, die großen Waldbestzungen gegen die widerrechtliche Ausraubung zu schützen, und die Versicherung, daß oft das in den Hermannstädter Waldungen gestohlene Holz auf dem Markte von Hermannstadt durch die Holzdiebe verkauft werde. Ein Bauunternehmer, der Eichennutzholz gebrauchte, erhielt auf seine Kaufanträge von mehreren Gemeinden eine abschlägige Antwort, bis ihm Walachen einer Gemeinde, die auf ihrem ganzen Areal keine Eiche hatte, das Nöthige zu billigen Preisen lieferten. Aehnlich ist es in Fogarasch, wo nach Sauer zuweilen 800 Wagen mit zum guten Theile „gefrevelten“ Holzvorräthen angetroffen sind. Gesetze gegen den Waldfrevel sind seit langer Zeit vorhanden, aber sie sind leichter gegeben als durchgeführt. „Bis Ende April 1864 — sagt Sauer — sind für die hiesigen k. k. Aerarialwaldungen nicht weniger als 32 000 Frevelfälle mit einem Ersatzbetrage von 40 000 Gulden österreichischer Währung eingeklagt, wovon bis jetzt bloß 800 Gulden eingegangen sind!“ Den Bewohnern der Thäler arbeiten die Hirten des Gebirges kräftig entgegen. Das Quantum Holz, welches sie zum Bau ihrer Stinen und Hürden, zur Unterhaltung des fortwährend brennenden Herdfeuers gebrauchen, ist verschwindend klein und würde bei der Ausdehnung der Gebirgswaldungen kaum in Betracht kommen. Der Hirt hackt aber seine Weideplätze zu erweitern. Viele der hochgelegenen Grasplätze sind ursprünglich mit Knieholz bedeckt gewesen, das die Hirten niedergebrannt haben. Seit der Boden in Rumänien im Werthe gestiegen ist und mit ihm der Weidezins, greifen die Gebirgshirten auch den Fichtenwald an. Nicht selten leuchten im Herbste die Feuer der Waldbrände weit hinein ins siebenbürgische Land, mit lodernder Gluth die frevelhafte That, aber leider nicht den Thäter offenbarend. Ich habe mehrfach große Strecken derartig verwüsteter Waldlehnen gesehen. Halbverbrannt und verkohlt ragen die dürren Stämme gespenstisch empor, ein trauriges, düsteres Bild unsühnten Frevels. Gewöhnlich hat nämlich der Brandstifter den gehofften Nutzen nicht, anstatt der erwarteten Weideplätze entstehen kahle, von Runsen durchfurchte Gehänge, denen jeder Regen einen Theil der uralten Humus- und Verwitterungsdecke entführt, um die geschwollenen Wildbäche mit diesem Material zu beladen und die Niederungen damit zu überschütten.

Der Hirt arbeitet der Verwüstung und Verödung des Gebirges durch Erdrutsche, Murbrüche und Lawinen vor. Die Bildung der Lawinen wird zwar durch die Knieholzbestände nicht unmöglich gemacht, aber doch sehr erschwert und eingeschränkt; von den glatten Grashelmen aber stürzen die Schneemassen mit gewaltiger Wucht in den Hochwald und legen Bresche auf Bresche, bis sie sich den Weg ins Thal frei gemacht haben. In den Lawinenzügen ist ohne schwierige Schutzbauten natürlich an ein Emporkommen des Waldes nicht wieder zu denken, da sich die verderblichen Angriffe alljährlich mit steigender Gewalt wiederholen [1]). Noch schlimmer als die Lawinen wüthen im Fogarascher Gebirge die Wolkenbrüche, welche mit ihren Fluthen Bodentrume und Felsentrümmer in die Tiefe reißen. Auch ihre verheerende Gewalt ist im Wesentlichen eine Folge der Weidewirthschaft. Das Bergschaf lockert mit scharfer Klaue das in dünner Schicht die Felsen umkleidende Erdreich und reißt das den Boden bindende Gestecht der Gräser mit der Wurzel aus. So verwandeln sich die einst mit Knieholz und Wald bedeckten Gehänge in Stätten, wo Regenschluchten an Regenschluchten ihre tiefen Furchen ziehen, bis das lockere Erdreich hinweggespült ist und nackte, unfruchtbare Felsen emporstarren [1]). Wenn der Staat den Gemeinden im Alt-Thal ihre Besitzungen im Hochgebirge ohne Entschädigung nähme, und dieselben systematisch bewirthschaften ließe, es wäre für die Bauern immer noch Gewinn. Sie erlieden durch die verheerenden Bergwasser auf Feld und Wiese weit größere Einbußen, als sie durch den Pachtzins der Schafzüchter Gewinn ziehen. An eine Regulirung des Alt zu denken, so lange ihm eine ganze Schar ungebändigter, stets mehr verwüstender Gießbäche in die Flanke fällt, ist ein Unsinn. Ich fuhr nach Krondtadt mit einem neu bestallten, ungarischen Forstmann, der in der Schweiz die Bekämpfung der Wildbäche im Auftrage des Staates studirt hatte; dem Manne eröffnet sich in den Gebirgen von Fogarasch ein der Cur ein weites und schwieriges Feld der Thätigkeit. Ohne durchgreifende Aenderung der Verhältnisse werden Forstinspectoren und Wildbachverbauungen so wenig nützen wie die Forstgesetze. „Die Berücksichtigung des Waldvortheils ist eine sehr späte Frucht der Civilisation fesshafter Völker,“ schreibt Carl Neumann einmal in seinen „Hellenen im Skythenlande“; die Berücksichtigung kommt leider oft zu spät!

Wer die rumänischen Bewohner und Anwohner des Gebirges gerecht beurtheilen will, darf ihre Vergangenheit nicht vergessen! Bis zum Jahre 1818 bildeten die Walachen in Siebenbürgen die rechtlose, unterdrückte Masse; ihre Brüder jenseits der Berge hatten eine an Bedrückungen noch reichere Vergangenheit. Daß die Rumänen Siebenbürgens gegen die anderen Nationen des Landes — nicht etwa gegen die Stammesgenossen Rumäniens — zurückgeblieben sind, das gestehen und fühlen sie, d. h. ihre denkenden Köpfe, selbst. „Unser zurückgebliebenes, armes Volk,“ so bezeichnete Erzbischof Miron Roman bei den hochinteressanten Debatten des ungarischen Reichstages „über den obligaten Unterricht der magyarischen Sprache in sämmtlichen Volksschulen“ seine Landsleute vor der Magnatentafel. „Es ist bekannt, daß die Rumänen Ungarns — sagte der Abgeordnete Strevoiu — in der Bildung zurückgeblieben sind. Seit 30 Jahren ist der Weg des Fortschritts auch für die Rumänen eröffnet!“ Der Weg ist nicht blos eröffnet, sondern auch betreten worden mit einer oft erstaunlichen Energie und nicht ohne Erfolge. Mit Recht konnte sich Bischof Merian (Mai 1879) auf den großen Eifer berufen, mit dem die Rumänen Lehranstalten errichtet hätten; sie haben nur aus Privat- und Gemeindemitteln so viele neue Volksschulen errichtet, daß selbst ungarische Blätter nicht umhin konnten, ihrem Erstaunen Ausdruck zu geben. Die Rumänen haben in Ungarn vier Gymnasien, eine Realschule, eine Gewerbeschule, ein Unter-Gymnasium, sechs Pfarrer- und sechs Lehrerseminare und etwa 3000 zum Theil sechsklassige Volksschulen. Auch an die Einrichtung einer Mädchenschule ist man bereits gegangen. Auf den deutschen Gymnasien finden sich Söhne einfacher, rumänischer Bauern, die sich durch angestrengten Fleiß auszeichnen und zum Theil

[1]) Ich empfehle meinen Lesern die interessante Schrift von J. Coaz: „Die Lawinen der Schweizeralpen.“ Bern, Dalp'sche Buch- und Kunsthandlung 1881.

[1]) Ich gehe hier nicht näher auf diese Erscheinungen ein, die ich in meiner Schrift „Die Wildbäche der Alpen“ (Breslau 1879 bei Maruschke und Berendt) ausführlich behandelt habe.

Digitized by Google

gute Fähigkeiten zeigen. Das sind Anfänge eines neuen Lebens, Anfänge, die um so anerkennenswerther sind, als sie in zähem Widerstande gegen den Trieb des herrschenden Stammes und im Kampfe mit der Stumpfheit und Verkommenheit der Grundmasse gemacht wurden. Die Rumänen glauben an ihre Zukunft, sie zu maggarisiren wird den Ungarn nie gelingen! Daß man von diesem Fortschritt in den abgelegenen Dörfern am Fuße des Gebirges noch wenig spürt, ist kein Wunder. — Rohheit, Schlafheit, Unwahrheit und Verstocktheit sind Charakterzüge, die der Bauer als Erbtheil von seinen oft hart bedrückten Vätern und den Tagen der Knechtschaft und Leibeigenschaft übernommen hat. Wie er über den Holzdiebstahl im Allgemeinen denkt, haben wir gesehen. Der Pferdediebstahl spielt selbst in der Volkspoesie eine Rolle. In einem Liede z. B. heißt es:

„Pferdediebe war ich noch nie,
Nur erhandelt hab ich sie,
Auf dem Jahrmarkt Mitternacht."

und in einem andern:

„Liebster, Deine Lebensart,
Ist nicht von der besten Art:
Pferde stahlst Du ohne Zahl,
Legtest Feuer ein dreimal u. s. w."

Im Allgemeinen haben die Hirten im Gebirge einen günstigern Eindruck auf mich gemacht, als die Bauern am Fuße desselben. Zwischen 1300 und 1700 m Meereshöhe liegen die meisten Stinen oder Schäferhütten auf den Seitenzweigen oder in den oberen Thälern des Gebirges. Nur während der Sommermonate sind sie bewohnt, denn im Herbste ziehen die Hirten hinab in die Ebenen. Weit hinab nach Rumänien und bis in die Dobrudscha gehen manche mit ihren Herden, die jahraus jahrein unter kein schützendes Dach kommen und oft die Schneedecke wegscharren müssen, um Futter zu finden. Die Bildung einer Plattenkruste kann unzähligen Thieren den Hungertod bringen; selbst mitten im Hochsommer sind sie auf dem Gebirge nicht sicher vor verderblichen Schneestürmen, obschon meist nur einzelne Schneeflecken in schattigen Schluchten als schwächliche Repräsentanten des ewigen Schnees ausdauern.

Freundlich und willig haben mich die Hirten stets aufgenommen, mir Milch, Käse und „Mamaliga" angeboten, für ein Nachtlager auf Fichtenreisig gesorgt und in ihren Schafspelzen selbst unter freiem Himmel kampirt, um dem Fremden ein Obdach zu gewähren. Trotz des Erstaunens, das der ungewohnte, auf Berggipfel und um Felsenwände kletternde Gast mit seinen sonderbaren Instrumenten und Karten erregte, niemals ist die erweckte Neugierde zudringlich und lästig geworden. Selten hat Jemand um Tabak, Cigarren oder Schnaps gebeten, so gern das Gebotene stets angenommen wurde — zu meiner Freude nur einmal mit dem ekelhaften Handfuß! Von einer aus Fleischextrakt bereiteten Tasse Bouillon oder einer Tasse Thee zu probiren, war jedoch Niemand zu bewegen; er würde umkommen, meinte abwehrend ein schmucker Hirt, der während der Zubereitung mit erwartungsvoller Miene hilfreiche Hand geleistet hatte, wenn er das Zeug trinken solle. Bezahlung wollten manche gar nicht annehmen, andere forderten wenig, alle nahmen das Gebotene mit freundlichem Dank.

Daß Kleidung und Wohnung der Hirten von peinlicher Reinlichkeitsliebe zeugten, darf Niemand behaupten, und wenn mir einige Stinenbewohner die Versicherung gaben, Ungeziefer gebe es bei ihnen nicht, so beweist das bei der günstigsten Interpretation nur, daß die guten Leute die Flöhe nicht zum Ungeziefer rechnen. Das Hemd und die eng anliegenden Beinkleider werden, glaube ich, den ganzen Sommer über nicht gewechselt; die Pelzmütze oder auch der breitkrämpige, schwarze Filzhut, die lederne, bunbestickte Weste und der große aus langlohigen Schafsfellen gemachte Pelz, welche Bekleidungsstücke nebst breitem, starkem Ledergürtel und einem Paar Opinschen (Sandalen) den für Tag und Nacht, Regen und Sonnenschein ausreichenden Anzug vollenden, sehen oft nach einer jahrelangen Dienstzeit und sehr persönenwürdig aus. Der Stepun (Schafsjüchter) wie seine Ciobanen (Hirten) gehen gleich gekleidet und essen aus demselben Kessel. Der Stepun ist meistens in der Hütte und in dem als Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer dienenden Raume beschäftigt, die frisch gemolkene Schafmilch in dem großen Kessel zu kochen, den Käse zu bereiten und in den aus Schaffellen bereiteten Schläuchen zu verpacken. Ist die Arbeit gethan, so schmaucht der Stepun seine kurze Pfeife und läßt sich von dem in der Mitte der Hütte stets glimmenden und qualmenden Fichtenstamme anräuchern, bis die Herden zur Hürde kommen, und das Melken beginnt. Nach dem Melken wird von einem Hirten Mamaliga gekocht. Um ein Stück frischen Käses wird ein großer Fladen von dem noch warmen Maiskuchen geschlagen, das Ganze zu einem mächtigen Klotze zusammengedrückt und dann eingebissen! Eine Zwiebel und zuweilen auch ein Stück Speck würzen dieses Frühstück, Mittag- oder Abendessen, an dem sich die Hirten das ganze Jahr hindurch laben. Zuweilen giebt es auch Schafffleisch und merkwürdig genug kommt es vor, daß ein nächtlicher Besuch des Bären für dies Ausnahmegericht Veranlassung ist. Berkündet das wüthende Bellen der Meute die Anwesenheit des nächtlichen Ruhestörers, so greifen die Hirten nach ihren alten Pistolen und nach Feuerbränden. So gerüstet stürmen sie auf den Feind. Oft eilt Meister Braun trotz Hunden und Hirten mit dem Raub davon, zuweilen jagen sie ihm denselben wieder ab und verzehren den Braten selber. Kann der Hirt seine Mamaliga mit einem kräftigen Schnaps hinunterspülen und zum Schluß eine Pfeife, Cigarrette oder gar eine Cigarre rauchen, dann bläst er mit dem Ausdrucke des höchsten Behagens, am Feuer hockend, Rauchwölkchen in die Luft. Nach kurzer Siesta erheben sich die Hirten und folgen der aufwärts weidenden Herde, begleitet von ihren Hunden, die sich derweil am Futtertroge balgten, oder mit gierigen Blicken jedem zum Munde geführten Bissen durch die geöffnete Thür nachsahen. In die Hütte dürfen die Hunde nicht kommen, da gegen wollten sich einige Schweine, die auf einer Stina gehalten wurden, dieses Recht nur mit Mühe nehmen lassen. Auf einer Stina wurden zum Transporte des Trinkwassers vom Bache herauf und zum Fortschaffen der Käsevorräthe zwei Esel gehalten, häufiger trifft man einige kleine Gebirgspferde; nur einmal sah ich eine Rinderherde im Hochgebirge. Weithin schallt hin und wieder das Jauchzen der Hirten durch die Berge und wird von der andern Seite des tief einschneidenden Thales in ebenso markerschütternden Tönen beantwortet; freundlicher und melodischer lassen sich zuweilen die Klänge der Hirtenpfeife vernehmen. Ist das Wetter kalt und regnerisch, dann deckt der Cioban die Mütze tiefer ins Gesicht, zieht den schützenden Pelz fester um die Schultern und schaut so gerüstet, auf den dicken Stab gelehnt, gleichmüthig in die grauen Nebel und die jagenden Wolken. Grüßt ihn die leuchtende Sonne vom klaren, blauen Himmel herab, dann klettert er leicht und gewandt auf einen Gipfel oder hervorragenden Felsen und blickt, lang ausgestreckt auf dem Bauche liegend, beide Ellenbogen aufgestützt, thränend hinaus in die Ferne und auf die über dem Abhang weit ausgebreitete Herde.

Doch kehren wir noch einmal zurück zur Stina! Ihre Umgebung sieht aus, wie die der Coliben in der Tatra und

Digitized by Google

vieler Sennhütten in den Alpen. Kothlachen umgeben das Holzhäuschen, zwischen ihnen wächst breitblättriger Ampfer, liegen halbversaulte Bananenstämme und ragen angehackte oder der Rinde zum Theil beraubte Fichten in die Luft. Eine niedrige Thür führt uns in die Hütte, deren vorderer Raum mit einigen Planken und primitiven Holzschemeln möblirt ist, während in dem besonders abgetheilten Hintergrunde die Geschirre für die Milchwirthschaft und die Vorräthe aufbewahrt werden.

Meistens scheinen die Hirten ohne ihre Weiber in die Berge zu ziehen. Ich hörte vor meinem Besuche des Gebirges, daß viele nach der im Volksliede angedeuteten Weise lebten: „Wohl drei Liebchen hatte ich, Eins im Thal, Eins auf der Höh, Eines hier in meiner Näh," habe aber „in der Höhe" nur einmal weibliche Wesen gesehen. Wahrer mag ein anderes Liedchen sein, das da lautet:

Sah zu Thal von Berges Spitze;
In dem Sattel muß ich sitzen
Auf dem lang gewohnten Gaul.
Zu, mein Gramer, sei nicht faul,
Daß wir's Dorf vor Nacht erschaun!
Möcht' doch Erde kauen die Mahre —
Wenn ich bald nur bei ihr wäre!
Möcht' die Mähre kauen Steine —
Küßt' ich nur einmal die Meine [1]).

In der verhältnißmäßig komfortable eingerichteten Stina des obern Arpatschthales machte die Schwägerin des Besitzers, eine hübsche, muntere Frau, die Wirthin, unterstützt von ihrer Nichte, die ihren bösartigen Gatten, einen Popen in Rumänien, verlassen hatte und zu ihrem Vater zurückgekehrt war. Hier war für die Milchwirthschaft ein besonderes Häuschen erbaut, in welches man mich führte, um mich die reichen Vorräthe an Butter und Käse und die von zwei Mägden sauber geputzten Bottiche, Mulden und Kannen bewundern zu lassen. Uebrigens beobachtete ich in allen Stinen, daß die Hirten, bevor sie an die Käsefabrikation gingen, die Hände wuschen; die Geschirre wurden stets ausgespült und die zum Durchseihen der Milch verwendeten Tücher gewaschen. Sehr eigenthümlich und weniger anmuthend war die Morgentoilette. Der Csoban nimmt den Mund voll Wasser, läßt es in die hohle Hand laufen und fährt sich nun mit dem erfrischenden, reinigenden Naß über das Gesicht; die Mütze behält er bei der Procedur auf dem Kopfe, da er sich weder kämmt noch bürstet; nur den Backenbart rasirt er mit Zeit zu Zeit.

Am interessantesten ist es, die Stinenbewohner zu betrachten, wenn sie des Abends rauchend und plaudernd ums Feuer sitzen. Wie oft wünschte ich Maler zu sein, um die vom flackernden Feuer beleuchteten Gruppen, oft bildschöner Gestalten und Gesichter, zu fixiren. Da blickt ein alter Stepun mit buschigen Brauen, grauen Augen, mächtigem Schnurrbart und starkem Kinn schmunzelnd auf drei kleine Hirtenbuben, welche Cigarretten drehen und scherzend und lachend die ersten Rauchstudien machen. Gegenaut richtet ein schwarzäugiger Bursch mit italienischem Typus den leuchtenden Blick auf den breitschultrigen Kameraden, der erzählt vom gewaltigen Bären Deanu, welcher vor einigen Jahren in diesen Bergen hauste und plötzlich verscholl. Ein anderer giebt die Lebensgeschichte seiner sämmtlichen Hunde; der alte Führer erzählt der andächtig lauschenden Versammlung, die Pferde hätten Menschenverstand, es fehle ihnen nur die Sprache, aber Pferde und Weiber müsse man anbinden, sonst liefen sie davon, die Welt sei sehr verdorben! Auch höchst märchenhafte Geschichten tauchen auf, wie die von einer Kuh, welche durch einen höhlenbewohnenden Drachen derartig behext war, daß sie alle Tage ging, das Ungeheuer zu säugen. Trajan hielt natürlich im Hirtenmund! Er hat den Rothe-Thurmpaß gesissnet und den Siebenbürgen einst bedeckenden See abgelassen. Ein Hirt hatte sogar „die Deutsch, in die Schul, in die Resinar" gelernt und meinte sich auch auf „die Buch und die Kart" zu verstehen. „Auf die Berg — meinte er — sei es besser als in die Schul"; seine größte Sorge war, daß er vielleicht Soldat werden müsse; „ich gehe auf die Buteauberg, keiner findet", so schloß der lustige Bursche. Dem Militärdienst entzieht sich der Csoban gern, es soll auch vorkommen, daß statt des Gesunden ein Kranker oder Krüppel bei der Aushebung erscheint, oder daß der Militärpflichtige zur Selbstverstümmelung schreitet, um die liebe Freiheit zu retten.

Wer sich vor Strapazen und Entbehrungen nicht scheut, wird einen Besuch des Fogarascher Hochgebirges nicht bereuen!

[1]) Alle Verse sind nach den Uebersetzungen F. W. Schuster's citirt mit geringer Abänderung.

Die Insel Rolas.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

I.

Auf einer im Winter von 1879 auf 1880 ausgeführten naturwissenschaftlichen und insbesondere zoologischen Reise nach den Guinea-Inseln Principe und S. Thomé unternahm ich von S. Thomé aus einen Ausflug nach der südlich davon gelegenen, gerade von der Linie geschnittenen Insel Rolas, die weiteren Kreisen wohl kaum dem Namen nach bekannt sein wird, von der Wenige je etwas Näheres werden gehört haben.

Eine kurze Schilderung dieses Ausfluges nach dem kleinen, mit der reichsten Tropennatur geschmückten Eilande, auf dem ich ein paar Monate ungestört und unter äußerlich günstigen und angenehmen Verhältnissen meinen Studien obliegen konnte, wird, wie ich hoffe, nicht unwillkommen sein als ein Beitrag zur Kenntniß der in mancher Beziehung sehr merkwürdigen äquatorialen Inselgruppe des Meerbusens von Guinea und insbesondere der Insel S. Thomé, der das genannte kleine Eiland seiner Lage und seiner ganzen Natur nach unmittelbar sich anschließt.

Durch freundliche Vermittelung des Herrn da Costa, Bankdirektors aus S. Thomé, dem ich, sowie vielen der übrigen liebenswürdigen Herren der Insel, für ihr gastfreundliches Entgegenkommen und die mannigfachen im Interesse meiner Forschungen mir erwiesenen Dienste zu großem Danke verpflichtet bin, ward mir und meinem Begleiter von dem Besitzer von Rolas, Herrn Francisco José d'Aranjo, eine Einladung zum Besuche seiner Insel zu Theil. Herr

d'Aranjo kam selbst mit zweien seiner Boote, einem großen an fünfzehn Meter langen Canoe und einem gezimmerten von amerikanischen Walfischfängern erworbenen Kahne nach der Cidade de São Thomé, der an der Nordostseite gelegenen Stadt der Insel S. Thomé und Hauptstadt der portugiesischen „Provincia ultramarina de São Thomé e Principe", um uns nach Rolas zu geleiten.

Von der Cidade aus ist die Insel Rolas nur zu Wasser zu erreichen durch Umschiffung der Insel S. Thomé nach der einen oder andern Seite, in der Regel auf dem kürzern Wege an der Ostküste entlang. Bis zu der südlich von der Cidade, von dem Flüßchen Agua Izé aus und zwischen dem Rio Abade und Rio Ribeira sich ausdehnenden großen Roça Agua Izé, der größten Kakao- und Kaffeeplantage der Insel, führt ein guter Reitweg, aber der Versuch von hier aus zu Lande nach der Südküste vorzudringen, um dann nach der von ihr durch einen etwa vier Kilometer breiten Meereskanal getrennten Insel Rolas überzusetzen, würde wegen des den Südosten der Insel einnehmenden hohen mit dichtem Urwald bedeckten Gebirges und der häufig schroff abfallenden felsigen Küste auf die größten Schwierigkeiten stoßen, jedenfalls eine mehrere Tage in Anspruch nehmende, beschwerliche Expedition darstellen.

Am 9. Januar Abends zwischen 5 und 6 Uhr fuhren wir in dem mit fünf Negern bemannten und von Herrn d'Aranjo gesteuerten „Amerikaner" zum Hafen und zur Bai von S. Thomé hinaus. Im weiten Halbkreise öffnet sich die schöne Bucht, die Bahia de Anna de Chaves, nach Nordosten, umgeben von breitem, blinkendem Sandstrande, der an einigen Stellen von tiefschwarzen ins Meer vorspringenden Basaltklippen unterbrochen ist. Gerade vor uns im Grunde liegt der Hafen mit dem vorgeschobenen Molo, dahinter die große Alfandega, und dann breitet sich die Stadt auf dem flachen Strande aus, durchflochten von frischem Grün und den hier und dort aufragenden hohen Bäumen. Links von der Stadt und die Bai hier abschließend erhebt sich auf einer der ins Meer vorspringenden Basaltklippen die kleine Festung Fortaleza de S. Sebastião und rechts schließt sich an die Stadt ein den Strand umsäumender Kokospalmenwald an. Ihren Abschluß findet die Bai nach dieser Seite durch einen andern Vorsprung, auf dem dicht am Strande ein frischgrüner Hügel liegt, der mit einem zweiten sehr kleinen Fort oder Redoute, dem Reducto de S. José, gekrönt ist, das im Verein mit der gegenüberliegenden Fortaleza de S. Sebastião bei genügender Anbehnung und Armirung Bai und Stadt vollkommen beherrschen würde. Hinter der Stadt erhebt sich die allseitig tiefgrüne Insel ganz allmälig und terrassenförmig und steigt dann gegen das Centrum hin zu prächtigen bis zu 2000 m hohen Gebirgsstöcken auf. An der östlichen Abdachung des Gebirges schimmern von der Bai aus die höchsten Plantagen der Insel hervor, auf einer Höhe von an 800 m die große Roça des Monte Café, die in der Kaffeeproduktion vielleicht allen anderen Pflanzungen voransteht, und die 940 m hohe Roça S. Nicolau, die höchste der Insel, deren Kaffee- und China-Kulturen bis zu 1160 m über dem Meere hinaufgehen.

Als wir unter dem kräftigen Ruderschlag unserer Schwarzen zur Bai und, uns dann nach Süden wendend, über die Fortaleza de S. Sebastião hinausgekommen waren, trat mit gewohnter Plötzlichkeit die Nacht ein und der Blick richtete sich unwillkürlich von dem bisherigen schönen Schauspiel, über das der dunkele Schleier nun rasch herabsank, auf unsere nächtliche Fahrt und unsere Lage im Boot. Dasselbe war hochbeladen, theils mit den von Herrn d'Aranjo mitgenommenen Waaren, zum größten Theil aber mit den mancherlei Gepäckstücken, die meine für die wissenschaftlichen Untersuchungen und Sammlungen bestimmten Apparate enthielten. Zwischen den aufgethürmten Kisten, Koffern und Schlepptauen ꝛc. mußten wir uns, so gut es gehen wollte, ein immerhin nicht sehr bequemes Lager herzustellen suchen. Die Aussicht, auf diesem die nächsten zwölf Stunden der Nacht und dann vielleicht, nachdem wir den folgenden Tag an irgend einer Stelle der von den Angolares-Negern bewohnten Südostküste zugebracht, noch eine zweite Nacht ausharren zu müssen, erschien daher im Allgemeinen keine sehr erfreuliche. Die Nacht war aber deshalb zur Fahrt gewählt, weil sie als die durch die Windrichtung am meisten günstige erschien. Fast das ganze Jahr hindurch, namentlich während der von September bis Mai anhaltenden heißen Regenzeit, weht hier ein lauer Süd- und Südwestwind. Nur durch die in dieser Jahreszeit freilich ziemlich häufigen Gewitter wird die Luft und mit ihr das sonst stets ruhige Meer in größerm oder geringerm Grade erregt. Wegen dieser stetigen Windrichtung ist deshalb in der Regel die Bootsfahrt von Süden nach Norden resp. von der Insel Rolas nach der Cidade ziemlich rasch, oft in einem halben Tage oder in noch kürzerer Zeit beendet, während umgekehrt, wie in unserm Falle, die Reise häufig nur durch beschwerliches Rudern zurückgelegt werden kann. Während der Nacht indessen pflegt der sonst stetige Süd- und Südwestwind mehr nach Westen abzuweichen, ein Vortheil, den die Küstenfahrer mit ihren kleinen Segelbooten und Canoes mit großem Geschick zu benutzen wissen, und der sie auch veranlaßt für ihre Reisen von Norden nach Süden die Nachtzeit zu wählen. Für unsere Fahrt von der Cidade nach Rolas hatten wir doch gegründet auf zwei Nächte rechnen zu müssen.

Während die Gedanken und Gespräche noch mit diesen Dingen und unserer nächsten Zukunft beschäftigt waren, wurde unsere Aufmerksamkeit durch ein neues Schauspiel in Anspruch genommen. Vor uns auf dem Meere tauchte allmälig eine lange Reihe flammender Lichter auf, als wären sie den dunkeln Fluthen entstiegen. Unter ihrem Schein sah man phantastische Gestalten sich hin und her bewegen und wieder verschwinden ohne Fahrzeuge erkennen zu können. Es waren Fischer von S. Thomé, die Nachts und namentlich in dunkeln Nächten mit ihren Canoes aufs Meer ziehen, um mit Fackeln den Fischfang zu betreiben. Durch den Lichtglanz angelockt strömen die Fische von allen Seiten an die Boote und werden dann mit kurzen durch Stricke befestigten Speeren harpunirt, auch wohl mit Netzen ꝛc. gefangen. Einen besondern Ertrag des Fischfanges bilden dabei die Exocetus-Arten, die sogenannten fliegenden Fische, die, wie es scheint, durch das Licht ganz besonders gereizt und angezogen werden und oft scharenweise und in wilder Hast aus dem Wasser hervorstürzen, Fackeln und Boote umfliegend und theilweise direkt in diese hineinfallend.

Aber auch diese interessante Erscheinung lag unter der unermüdlichen Arbeit unserer Neger bald hinter uns und weiter gings in die schwarze schwüle Nacht hinein, deren tiefe Ruhe nur durch den gleichmäßigen Schlag der Ruder und die dumpfe Brandung an der nahen Küste unterbrochen wurde. Statt des erhofften günstigen Windes hielt lauer Südwind an. Auch dieser schwieg endlich fast vollständig. Immer von Neuem wurde das Segel aufgezogen und gewendet, aber matt flackerte es von der einen Seite zur andern. Von großem Interesse und zu gleicher Zeit beruhigend für die Sicherheit unserer Fahrt war mir die bewundernswerthe Ortskenntniß unserer Führer, die trotz der großen Dunkelheit über jede Stelle der in unbestimmten Umrissen vor uns aufsteigenden schwarzen Küste, über jede

Digitized by Google

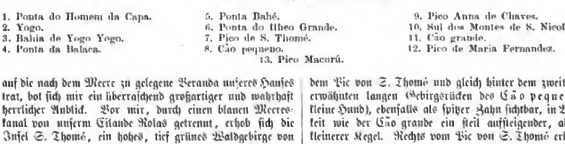
Ponta, Praia Enseada ꝛc., über jede Klippe und jedes Inselchen sich genau zu orientiren wußten.

Endlich nach Mitternacht erhob sich der ersehnte West und fuhr säuselnd und kühlend über uns hin, Körper und Geist erfrischend. Die Ruderarbeit wurde eingestellt, das Segel blähte sich stolz und stetig und der Kahn zog rauschend durch die dunkeln vor ihm in Leuchtfunken aufsprühenden Wellen dahin.

Unter diesen wohlthätigen Einflüssen war ich trotz meiner höchst unbequemen Lage bald fest eingeschlafen und wurde erst nach vier Uhr Morgens durch den Zuruf des Herrn d'Aranjo wach. Wir waren gelandet; von dem nahen Strande ertönten menschliche Stimmen und lautes Hundegebell und aus einiger Entfernung schimmerte Licht hervor. Ich glaubte, wir seien nach Beendigung unserer ersten Nachtfahrt an die Angolares-Küste von S. Thomé angefahren, und den Tag hier zuzubringen, und war deshalb nicht wenig erstaunt und erfreut zu hören, daß wir die Insel Rolas schon erreicht hatten. Die letzten Stunden der Nacht hatten über Erwarten günstigen Wind gebracht, bei dem unser „Amerikaner" seine glänzenden Eigenschaften als Schnellsegler entfalten und uns in verhältnißmäßig kurzer Zeit unserm Ziele zuführen konnte.

Auf den Schultern der vom Lande herbeigekommenen Neger wurden wir, da das Boot nicht vollständig anlegen konnte, auf den weichen Sand des Strandes getragen, hinter dem am Rande eines vor uns sich erhebenden dunkeln Waldes das kleine gastliche Haus lag, in welches Herr d'Aranjo uns nun einführte.

Als ich nach einigen Stunden der Ruhe am Morgen



Die Insel S. Thomé von Rolas aus.

1. Ponta do Homem da Capa.
2. Yogo.
3. Bahia de Yogo Yogo.
4. Ponta da Balaca.
5. Ponta Babé.
6. Ponta do Ilheo Grande.
7. Pico de S. Thomé.
8. Cão pequeno.
9. Pico Anna de Chaves.
10. Rui dos Montes de S. Nicolau.
11. Cão grande.
12. Pico de Maria Fernandez.
13. Pico Macurú.

auf die nach dem Meere zu gelegene Veranda unseres Hauses trat, bot sich mir ein überraschend großartiger und wahrhaft herrlicher Anblick. Vor mir, durch einen blauen Meereskanal von unserm Eilande Rolas getrennt, erhob sich die Insel S. Thomé, ein hohes, tief grünes Waldgebirge von wunderbaren Formen und so malerisch zu einem Gesammtbilde vereinigt, wie ich nie eine Gebirgslandschaft sah. Zuerst erscheint gleich hinter dem Strande, der drüben als hellgelber Streifen hervorleuchtet, ein langer niedriger Waldrücken, der an seinen beiden Enden in sanfte Hügel übergeht. Das ist die den südlichsten Theil von S. Thomé einnehmende Halbinsel Yogo, die durch eine von Osten tief eindringende Meeresbucht, die Bahia de Yogo Yogo, und den in sie mündenden und bis nahe an die Westküste reichenden Rio Salgado fast von der Hauptinsel getrennt wird. Hinter dem Yogo tritt ein zweiter viel höherer und ebenfalls dicht bewaldeter Gebirgsrücken hervor, der von einer mittlern tiefen Einsenkung aus nach beiden Seiten aufsteigt. Dann folgt ein Gebirgsstock, der im Westen mit einem zackigen in steilen Wänden und Schluchten abfallenden Grat beginnt und dann allmälig zu einem an 1700 m hohen Gipfel sich erhebt, der mächtige Pico de Anna de Chavys, und aus dem Centrum der Insel und den immer höher rundum sich auftürmenden Berg- und Waldmassen ragt dann wie ein König, Gebirge, Insel und das umgürtende blaue Meer beherrschend, die prächtige und breite, über 2000 m hohe Pyramide des Pico de S. Thomé hervor. Rechts und links von diesem Centralstock erscheinen dann noch andere auffallende, zum Theil kühn und phantastisch geformte Berggipfel, wie der in fast senkrechten Wänden aufsteigende hohe Felskegel des Cão grande (der große Hund), der von Rolas aus hinter einem breiten oben flachen Bergrücken, einem Felszahn gleich, sichtbar ist, ferner vor dem Pic von S. Thomé und gleich hinter dem zweiten oben erwähnten langen Gebirgsrücken das Cão pequeno (der kleine Hund), ebenfalls als spitzer Zahn sichtbar, in Wirklichkeit wie der Cão grande ein steil aufsteigender, aber viel kleinerer Kegel. Rechts vom Pic von S. Thomé erhebt sich noch ein anderes kühn geformtes Berghorn, der Pico de Maria Fernandez, und noch weiter östlich, wie den Fluthen des Meeres entstiegen, taucht auf einem halbinselartigen Küstenvorsprung der Pico Macurú auf, der mit seiner äußern ins Meer abfallenden Wand, der Ponta do Ilheo grande, das großartige Gebirgspanorama nach dieser, der Ostseite hin, abschließt.

Die ersten Tage nach meiner Ankunft in Rolas wurden unter der Führung unseres Wirthes zu kleinen Exkursionen an den Strand und über die Insel benutzt, die mir auf Schritt und Tritt neues Interesse erweckte, theils durch die Fülle und Pracht tropischer Vegetation und Landschaft, theils durch die bald gewonnene Ueberzeugung, daß mir hier ein kleines, aber reiches Forschungsgebiet geboten werde. Bald hatte ich mir auch eine Arbeitsstätte in unserm Hause nach Wünsch eingerichtet, und habe hier in meinem kleinen Laboratorium auf dem Aequator, Dank der unermüdlichen Fürsorge meines gütigen Wirthes, länger als zwei Monate Tag für Tag meiner wissenschaftlichen Arbeit, so sogar anhaltenden mikroskopischen Studien obliegen können, ein Vorzug, der wohl wenigen Naturforschern vor mir im äquatorialen Afrika zu Theil geworden ist. Als ein besonderes Glück muß ich es freilich dabei auch preisen, daß ich während meines Aufenthaltes auf Rolas sowie auf S. Thomé von klimatischen Erkrankungen, insbesondere von dem selbst die freudigste Arbeitskraft und Begeisterung lähmenden Malariafieber, das auch diese von der Natur so reich geschmückten Inseln, vor Allem S. Thomé, heimsucht, völlig verschont blieb.

Inhalt: Belgische Skizzen. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Gustav Nachtigal's Reisewerk. I. (Mit zwei Abbildungen.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. VI. (Schluß.) — Dr. Richard Greeff: Die Insel Rolas. I. — (Schluß der Redaction 20. Januar 1882.)

Redacteur: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

II.

Die Gründung Brüssels, d. h. die Erbauung einiger Hütten in dem Wiesenthale der Senne, wo die Klause des christlichen Apostels Gangerich (St. Géry) stand, fällt in das sechste Jahrhundert; im zehnten Jahrhundert finden

Der St. Katharinenplatz mit der neuen Kirche in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

wir den Ort zuerst als Flecken erwähnt, und wieder etwa 400 Jahre später, um das Jahr 1380, ist aus dem Flecken eine Stadt mit starkbefestigten Mauern, mit sieben Thoren und 74 Thürmen geworden. Nach dem einzigen heute noch

Digitized by Google

vorhandenen Ueberreſte jener alten Feſtungswerke, dem Haller Thore, einem gewaltigen, viereckigen Bau mit drei über einanderliegenden gewölbten Sälen und vorſpringendem Thurme, kann man ſich einen Begriff von der Stärke der damaligen Stadt machen. Ihre Bedeutung für den Handel, der Ruf ihrer Tuche und anderer Induſtrieerzeugniſſe nahm unter den brabantiſchen und burgundiſchen Herzögen dauernd zu, und während der erſten Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft, um das Jahr 1560, bot Brüſſel mit ſeiner Menge von ſtolzen Paläſten und Kirchen, mit dem raſtloſen Getreibe ſeiner thätigen, arbeitſamen Bevölkerung, trotz der mancherlei inneren Spaltungen und des Parteihaders unter den Bürgern, das Bild eines blühenden, kraftvollen Gemeindeweſens.

Damals beſtand die Stadt aus 6680 Häuſern und Kloſtergebäuden, und zählte, ausſchließlich der 1400 Kloſterinſaſſen, eine Bevölkerung von 64 000 Seelen. Die alten Adelsgeſchlechter der Egmont, Mansfeld, Taxis, Kuylenburg, der Lannoy, Lalaing und Boſſu hatten hier ihre prächtigen Paläſte, das großartige Rathhaus auf dem von ſtattlichen Gebäuden umgebenen Markte galt ſchon damals für ein Wunder der Architektur, und der Glanz der ihrer Vollendung entgegenſehenden großen Kathedrale der Heiligen Gudula, ſowie der neuen Sakramentskirche verdunkelte die Pracht der alten Gotteshäuſer. Wenn auch um jene Zeit die Erzeugniſſe der Brüſſeler Tuchmanufaktur ſchon durch die Fabrikate anderer Städte in den Hintergrund gedrängt worden waren, ſo behaupteten die gefärbten Wollen, die

Das Haller Thor in Brüſſel.

Leinewand, die kunſtvollen Stickereien, die Waffen und Rüſtungen der Brabanter Hauptſtadt doch immer noch die erſte Stelle auf den europäiſchen Märkten. Brüſſel beſaß damals nicht weniger als ſieben lateiniſche, dreizehn vlämiſche und drei wallouiſche oder franzöſiſche Schulen, und, ſeit der Zeit des burgundiſchen Hofes eine Pflanzſtätte der Künſte und Wiſſenſchaften, konnte es mit gerechtem Stolze auf die große Zahl bedeutender Männer blicken, die es in ſeinen Mauern vereinigte: die Dichter Jean Lemaire, Remacle de Florennes und Jean Second, die Maler Franc Floris, Michel Coxie und Bernard van Orley, die Baumeiſter Keldermans, van Pede und van Bodegheem, und endlich von hervorragenden Gelehrten Cornelius Agrippa und Erasmus. Während der Regentſchaft Margarethens von Parma beſtand dieſe hohe Blüthe Brüſſels noch eine Zeitlang fort, aber die Schreckensherrſchaft Alba's raubte der Stadt, wie ja dem ganzen Lande, die beſten Kräfte. Welch einen verhängnißvollen Niedergang jene fünf entſetzlichen Jahre für die großen Centren des niederländiſchen Handels gebracht haben müſſen, geht aus der Schilderung eines zeitgenöſſiſchen Schriftſtellers hervor, der u. a. von Gent erzählt, daß er während eines längern Verweilens in dieſer Stadt nicht mehr als zwei Pferde in den Straßen erblickt habe. Als nach der Zurückrufung Alba's das Land wieder aufzuathmen begonnen, regte ſich in dem unruhigen Brüſſel ſogleich wieder der alte Geiſt. Im Jahre 1581 erließ die Regierung der Stadt mehrere Dekrete, in denen die Abſchaffung des katholiſchen Kultus, die Aufhebung der Klöſter und die Anweiſung der Geiſtlichen angeordnet wurde. Die Antwort auf dieſe kühne Kundgebung blieb

Digitized by Google

Alte Häuſer am Markte (Place de l'Hôtel-de-Ville) in Brüſſel. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

nicht lange aus: ein spanisches Heer erschien, um den Frevel zu strafen, und die Stadt mußte eine lange und schwere Blockade aushalten. Die Zustände in Brüssel waren damals geradezu verzweifelt; Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder, die Verbindung mit dem Meere war abgeschnitten, die Unzufriedenheit der durch die Steuerforderungen der spanischen Regierung ohnedies hart bedrückten Bürger äußerte sich in unaufhörlichen Unruhen und Streitigkeiten. Selbst die Wundstille, welche die friedliche, dem Gedeihen von Kunst und Wissenschaft förderliche Regierung der Infantin Isabella und ihres Gemahls, des Erzherzogs Albert (1598 bis 1621), für das übrige Land brachte, vermochte in Brüssel keinen dauernden Zustand der Ordnung und Ruhe wiederherzustellen. Immer wieder schlug die im Stillen fortglimmende Unzufriedenheit in hellen Flammen hervor: bald in Streitigkeiten mit den Statthaltern, bald in inneren Zwisten und Kämpfen, bald im allgemeinen Aufstande gegen die Uebergriffe und Forderungen der spanischen Truppen und ihrer Anführer. Dazu kamen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch zwei Kalamitäten für die Stadt: zuerst im Jahre 1667 die verheerende Pest, die Tausende, von Opfern forderte, und dann wenige Jahrzehnte später das dreitägige Bombardement durch den Marschall Villeroi, während dessen aus 25 Mörsern und 18 Kanonen nicht weniger als 3000 Bomben und 1200 glühende Kugeln hineingeschleudert wurden. Das Resultat dieser Kriegsthaten des allerchristlichsten Königs war die gänzliche Zerstörung von 3830 Häusern und 11 Kirchen

Das königliche Schloß in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

und die theilweise Beschädigung von 460 Häusern und 7 Kirchen. Aber es schien, als ob die neue Prüfung auch die Energie und den Gemeinsinn der Brüsseler neu belebt hätte: schon nach vier Jahren erhoben sich auf den Trümmerstätten neue Straßen und neue Paläste, prangten die stattlichen Häuser, die den Markt umgeben, im reichsten Schmucke ihrer kunstvollen, vielbewunderten Verzierungen. Nicht, als ob damals schon eine Zeit der Ruhe für das unglückliche Land eingetreten wäre: ein ohnmächtiger Spielball der Politik, ging es aus einer Hand in die andere, wurde es jetzt sogar mehrerer seiner Provinzen beraubt, welche das französische Gebiet vergrößern mußten. Nur zweimal noch bis zur endlichen Erreichung seiner Selbständigkeit sollte das belgische Volk die Segnungen einer ruhigen, geordneten Verwaltung genießen. Das erste Mal während der vierzigjährigen Regierung Maria Theresia's, die den unmittelbar wieder österreichischen Niederlanden in der Person des Prinzen Karl von Lothringen einen ebenso einsichtsvollen wie für das Wohl des Landes unermüdlich thätigen Statthalter gab; das zweite Mal aber nach der Schlacht von Fleurus im Jahre 1794, in Folge deren Belgien an Frankreich fiel, bei dem es bis zum Pariser Frieden verblieb. Von allen Phasen seiner wechselvollen Geschichte war diese letzte französische Periode die einzige, in der das Land seine Autonomie wirklich verlor; das Volk empfand dies zuerst schwer genug, gewöhnte sich indessen mit der Zeit an die neue Ordnung der Dinge, die ihm neben der engsten Beschränkung und rücksichtslosesten Ausbeutung seiner Kräfte wenigstens gesetzmäßige Zustände, gute Schulen und verschiedene segensreiche Stiftungen brachte. Unter der Bevölkerung der gro-

Digitized by Google

ſen Städte jedoch, unter den Einwohnern Brüſſels vor allen anderen, gab es freilich viele, die ſich mit dieſem Aufgehen und Verſchwinden in einem großen Ganzen nicht auszuſöhnen vermochten, und die mit ſtets neuem Ingrimm die Kunſtſchätze ihres Landes einem nach dem andern hinwegführen ſahen. Sie begrüßten die Kriegsſchrecken von Waterloo und die neuen Leiden, die dem Lande und der Hauptſtadt beſonders dadurch zugefügt wurden, als eine Erlöſung von drückendem Joche — aber es währte nicht lange, ſo mußten ſie einſehen, daß das alte, beſeitigt geglaubte Uebel nur eine neue und noch unerträglichere Form angenommen hatte. Die im erſten Pariſer Frieden ſchon feſtgeſetzte Vereinigung Belgiens mit dem Königreiche Holland kam jetzt zur Ausführung, und die dadurch entſtehenden Zuſtände zeigten ſich bald als durchaus unhaltbar. Anſtatt das übrige zur möglichſten Ausgleichung der nationalen Gegenſätze zwiſchen den reformirten Holländern und den katholiſchen, theilweiſe wallonſchen Belgiern zu thun, bevorzugte die Regierung ihre holländiſchen Unterthanen in jeder Weiſe. Mit Hülfe einer fingirten Majorität wurde die von einer gemiſchten Kommiſſion entworfene, von den belgiſchen Notabeln aber abgelehnte Konſtitution proklamirt; hierzu kam die ungleiche Vertheilung des Budgets, die Heranziehung Belgiens zur holländiſchen Schuldenlaſt, die Anerkennung vollkommener Kultusfreiheit, die verhältnißmäßig zu geringe Anzahl belgiſcher Deputirter zu den Generalſtaaten und noch eine Menge anderer verhängnißvoller Mißgriffe, die der gemeinſamen Agitation der belgiſchen Liberalen und

Brüſſeler Bogenſchützen.

des Klerus immer neue Handhaben gewährte. Endlich, am 25. Auguſt 1830, machte ſich der ſo lange angehäufte Zündſtoff der allgemeinen Unzufriedenheit in Brüſſel in einem Straßenaufſtande Luft, der das Signal für die Erhebung des ganzen Landes war. Am 20. September konſtituirte ſich eine proviſoriſche Regierung in der Hauptſtadt, und trotzdem wäre eine friedliche Löſung des Konfliktes wohl immer noch möglich geweſen ohne die Unternehmung des Prinzen Friedrich der Niederlande, der am 23. September mit einem Heere von 10000 Mann in Brüſſel einrückte, und das Schloß und den Park beſetzte. Das Andenken an die Heldenthaten des Brüſſeler Volkes in jenen Septembertagen, an die erfolgreiche Vertheidigung der Barrikaden, welche den Holländern das Eindringen in die Seitenſtraßen verwehrten, an alle die thatkräftigen, entſchloſſenen und einſichtsvollen Führer der Bewegung, die inmitten des Gewehrfeuers und des Kugelregens die Vertheidigung organiſirten und leiteten, der Anarchie weiſe zu ſteuern wußten, Geſetze gaben und die Grundlage vorbereiteten für die Verfaſſung des heutigen Königreiches, dieſes Andenken iſt vor wenigen Jahren bei dem Jubelfeſte der belgiſchen Monarchie gefeiert und neu belebt worden. Das belgiſche Volk, das dem oberflächlichen Beobachter ſo leicht apathiſch oder kindiſch erſcheint, gewinnt, im Lichte ſeiner Vergangenheit betrachtet, ein gar anderes Anſehen. Aus dem zähen Feſthalten an alten Sitten und Gebräuchen, an einer uns fremdartig berührenden Art des behaglichen Lebensgenuſſes einerſeits, und des ausgelaſſenſten Vergnügens andererſeits tritt uns ein wohlbeſtändigtes Selbſtbewußtſein und der Stolz eines in ſich gefeſtigten Bürgerſtandes entgegen. In dieſem Sinne betrach-

Digitized by Google

tet, ſind auch die ſo oft als unzeitgemäß verdammten alt-hergebrachten Volksbeluſtigungen, die allerdings in dem Rahmen des neuen Brüſſel ſich ſeltſam genug ausnehmen, wohl werth, erhalten und gepflegt zu werden. In den tollen Aufzügen der Kirmeß figuriren noch heute, wie bei den feſtlichen Umzügen vergangener Jahrhunderte, zum unveränderten Jubel des Volkes die Rieſen, koloſſale angekleidete Figuren mit Leibern aus Korbgeflecht; die alterthümliche Beluſtigung der Glückspäume, die von unſeren Jahrmärkten längſt verſchwunden iſt, iſt ebenſo wie Sacklaufen und ähnliche derbe Vergnügungen bei dem belgiſchen Volke ungemein beliebt. Ganz beſonders aber wird in Südbrabant, und in Brüſſel beſonders, die alte Kunſt des Armbruſt- und Bogenſchießens betrieben. Es giebt in Brüſſel eine Menge von Vereinen mit feſten Statuten, in denen der kleine Bürger mit Eifer und Liebe und mit charakteriſtiſchem Ernſte

Moderner Prachtbau in Brüſſel. (Nach einer Photographie.)

mehrere Abende in der Woche dem alterthümlichen Sport zu widmen pflegt; an großartigen Vogel- und Scheibenſchießen mit den dazu gehörigen Luſtbarkeiten und Biergelagen iſt deshalb in der belgiſchen Hauptſtadt und ihrer Umgebung heute wie vor Alters kein Mangel. Auf dem Brüſſeler Muſeum befindet ſich ein aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts ſtammendes Bild, das die Infantin Iſabella an dem Vogelſchießen der Brüſſeler Bürgerſchaft theilnehmend darſtellt.

Brüſſel iſt bekanntlich in Bezug auf ſeinen Bierkonſum nur der bairiſchen Hauptſtadt an die Seite zu ſtellen — charakteriſtiſch iſt aber die Art und Weiſe, wie der Brüſſeler Bürger ſeine Mußeſtunden bei dem Genuſſe ſeines Lieblingsgetränkes zubringt. In den alten Stadttheilen befindet ſich oft faſt Haus bei Haus ein ſogenanntes Eſtaminet, ein Bierhaus einfachſter Art, in dem man heute noch die leider doch immer ſeltener werdenden echt flämiſchen Volkstypen der Hauptſtadt antreffen kann. Stillſchweigend, mit

feierlichem Ernste sitzen die alten Bürger hier in der niedern rauchgeschwärzten Stube, ihr Glas Faro oder Lambicq vor sich; hölzerne Bänke und Tische der rohesten Art bilden das ganze Mobiliar. Da ist nichts, was von dem beschaulichen Genusse abziehen könnte; an den Wänden aber hängen häufig große Zettel, auf denen der mit der feierlichen Sitte des richtigen Cstaminet nicht Vertraute in großen Lettern: Het is verboodden to vlockkon (es ist verboten, zu fluchen) oder ähnliche, das Singen, laute Sprechen u. s. w. untersagende Warnungen lesen kann. Begreiflicherweise findet das politische Leben unserer Tage, das ja gerade in Belgien so tief in das Volk gedrungen ist, an diesen Orten und in diesen Kreisen keine Vertreter; man muß in die neuen Stadttheile gehen und in die wallonischen Kaffees, um die lebhaften Disputе über die Kammerverhandlungen und Regierungsmaßnahmen zu hören. Wie in eine andere Welt versetzt erscheint man sich, wenn man aus einer jener ernsthaften Versammlungen in das Brüsseler von heute kommt, wo uns überall schon die banalen Erscheinungen des modernen Lebens entgegentreten. Dankbar muß man freilich anerkennen, was gerade die heutige Regierung für die Verschönerung, und zwar für eine möglichst eigenartige Verschönerung der Stadt zu thun bemüht ist. Die obere Stadt, deren unter Maria Theresia angelegte Hauptstraßen an der nüchternsten Einförmigkeit leiden, hat an dem großartigen Justizpalast, einem Werke des Stadt-Architekten Poelaert, einen monumentalen Schmuck erhalten, der vor den mittelalterlichen Prachtbauten Brüssels nicht zurückstehen braucht. Derselbe Meister hat vor wenigen Jahren auch in der Unterstadt die neue Katharinenkirche vollendet, die, auf dem ausgetrockneten Bassin St. Catherine errichtet, eine Verschmelzung des gothischen mit dem Renaissancestyl zeigt.

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

II.

Bei der Vertheilung der Tattelthäler Borkus waren die Oasen Ngurr und Ellebo's (östlich und südlich vom Brunnen Galakka) Nachtigal's Begleitern zugefallen; nach ersterer also zogen sie, langten dort am 6. Juni an und schlugen im südwestlichen Theile der Oase, deren Datteln indessen noch wenig in der Reife vorgeschritten waren, ihr Lager auf. Es begann nun eine traurige Zeit der Thatlosigkeit, der Hitze und des Windes, deren Monotonie auf Geist und Gemüth höchst lähmend wirkte. Die höchste Tagestemperatur während der folgenden Wochen war nie geringer als 35° und überstieg meist 40° C. Obendrein entwickelte sich der mit der vorschreitenden Sommerzeit immer steiger aus der östlichen Hälfte der Windrose wehende Wind mehr und mehr zu einem täglichen Sandsturm, der jede Beschäftigung unmöglich machte. Der Reisende brachte die Zeit damit zu, unter Leitung seines Nachbars Haran den Dialekt der Tâza oder südlichen Tubu zu studiren und Erkundigungen über die Topographie der Tubu-Länder und die dortige Stammeseintheilung einzuziehen. Noch einförmiger aber wurde sein Leben, als ein Theil der Krieger einen Raubzug nach Ennedi unternahm, an welchem er sich gern betheiligt hätte, um diesen unbekanntesten Theil der östlichen Wüste kennen zu lernen; allein der Zustand seines einzigen Kameels hinderte ihn daran, sehr zu seinem Glücke, da die Gbazia sehr bald ein böses Ende nahm. Nun drang er in Haza, daß er ihn, wie er versprochen hatte, nach drei bis vier Monaten wieder nach Borku zurückbegleite; dieser sagte wohl auch zu, die Dattelernte in den nördlichen Oasen Borkus nicht mehr abwarten zu wollen, hatte aber die Rechnung ohne die Frauen seiner Abtheilung gemacht, welche jene Ernte nicht preisgeben wollten. Und die Frauen scheinen bei den Anlad Sollimân fast durchgängig das Regiment zu führen; es war nicht uninteressant, schreibt er, diese rohen Männer, deren ganzes Leben ein harter Kampf gegen Mühe und Gefahr war, diese weit und breit gefürchteten Räuber und Halsabschneider im eigenen Hause machtlos zu sehen. So schlichen Tage, Wochen und Monate in ereignisleuer Einförmigkeit dahin. Der Gespräche mit den Arabern, welche in jener Abgeschlossenheit sich stets um die alten, für sie unerschöpflichen Themata über Kameele und Beutezüge drehten, war Nachtigal bald überdrüssig und zuletzt gerieth er in eine so gereizte Stimmung gegen seine gefetzlosen Gefährten, daß selbst ihr Anblick ihm widerwärtig wurde und er sich schon um Sonnenaufgang mit einigen Büchern und Schreibmaterialien in die Einsamkeit des Dattelhaines zurückzog. Dort verbrachte er im Schatten der ihm bei der Vertheilung zugefallenen Bäume bei verhältnißmäßiger Kühle, auf dem reinlichen Sande und unter dem Rauschen des Windes in den zierlichen Palmenkronen träumerisch den Tag und nichts hinderte ihn, unbekümmert um Raum und Zeit, seine Phantasie in die glücklichе Vergangenheit der fernen Heimath und in die unbekannten Länder seiner nächsten Zukunft schweifen zu lassen.

Gegen Mitte September zog man nordostwärts nach der Oase Budu, wo, ebenso wie in den benachbarten Tiggi und Jarda, die Araber die Datteln nicht selbst abzuernten pflegen, sondern erst nach der Ernte eintreffen. Die Dörfer werden dann unter die Stammesabtheilungen vertheilt, und die Chefs derselben repartiren die zu leistende Abgabe unter ihre Untergebenen. Ehe dies geschah, benutzte Nachtigal die Zeit, zwischen den die Oase im Osten begrenzenden Felsen, in welchen die Dörfer der Eingeborenen versteckt liegen, herumzustreifen. Von Süden gegen den Budu im Norden begrenzenden circa 100 m hohen Ei (Berg) Koroka vordringend, stieß er zunächst auf einen dichten Palmenhain und dann auf die schmale, aber wohl eine halbe Stunde weit von Westen nach Osten gestreckte Salzfläche Aui, deren Salz durch Auslaugung gewonnen, und womit ein Theil Wadaia und Kanems versorgt wird; weiter folgte wiederum ein Palmenhain, eine niedrige felsige Bodenerhebung, dann ein kleiner Süßwasser-See, eine Sandebene und zuletzt am Fuße des gleichnamigen Berges die Pflanzungen und verwüsteten Gärten des Dorfes Koroka. Von der obern, durchaus ebenen Fläche des Ei Koroka erblickt man in ansehnlicher Entfernung (nach der Karte 140 bis 150 km) eine ausgedehnte Gebirgskette, welche von Tibesti kommend den ganzen nördlichen und nordöstlichen Horizont einnimmt und mit dem Auge bis dahin verfolgt werden kann, wo dem Reisenden im Osten die Lage von Wanjanga angegeben wurde. Gerade im Norden trat ein ansehnlicher

Digitized by Google

Berg aus der Kette hervor, der Ei Kuſſi, der nach Angabe des oben erwähnten Haran vier Tagereiſen entfernt und an Höhe und Mächtigkeit mit dem Tarſo Tibeſtis vergleichbar ſein ſoll.

Nach Südoſten hinabſteigend ſtieß Nachtigal in einer ſaubgefüllten Ausdehnung der öſtlichen Felſenkette auf die Hauptortſchaft Budus Namens Tāräka, deren 80 oder 100 Hütten ſich um einen etwa 25 m hohen, durchaus iſolirten Felſen mit faſt ſenkrechten Wänden gruppirten. Die rieſige Leiter aus Palmenſtämmen, vermittels deren man auf ſeine Höhe gelangen konnte, bewies ſeine Beſtimmung als Zufluchtsort; doch die geringe Ausdehnung ſeines Gipfels konnte nur eine beſchränkte Menge von Menſchen und Vorräthen an Speiſe und Trank faſſen. Die Mattenhütten der Bewohner unterſchieden ſich nur dadurch von denen der übrigen Nomaden der Tubu-Länder, daß ſie einen kleinen Unterbau von kunſtvoll über einander gethürmten Steinen hatten. Vor faſt jeder Hütte ſtand ein ſpitzer Thonkegel, ebenfalls auf einem Unterbau von Steinen, der die Höhe jener etwas überragte und den Dattelvorrath der Bewohner barg. Nach den zahlreichen Karmut, die vor den Hütten aufgeſtellt waren, zu ſchließen, mußten die Leute noch ziemlich viele Kameele beſitzen und häufige Reiſen unternehmen. Jede Wohnſtätte trug die Sauberkeit und Zierlichkeit zur Schau, welche die Haushaltungen der Tubu im Allgemeinen kennzeichnet. Die Einwohner ſammelten ſich alsbald um den Reiſenden, welcher ſie ſich durch reichliche Vertheilung von Nadeln, die hier ſehr geſchätzt wurden, günſtig zu ſtimmen ſuchte. Es waren zumeiſt Frauen und Mädchen, die ſich durch ihren zierlichen und ebenmäßigen Bau auszeichneten, in Kleidung, Haartracht und Schmuckſachen nicht von denen

Dorf Taraka in Budu.

Tibeſtis unterſchieden, aber freundlicher und beſcheidener waren, als ihre nördlichen Schweſtern, letzteres vielleicht nur aus Furcht vor Nachtigal's arabiſchen Gefährten.

Hier läßt nun Nachtigal einige Kapitel allgemeinen wiſſenſchaftlichen Inhalts folgen, worin er die Geographie und Ethnographie der von ihm durchwanderten und erkundeten Länder in zuſammenhängender ſyſtematiſcher Weiſe behandelt, zuerſt die von Egei, Bodele und Borku, welche (letzteres wenigſtens in ſeinem ſüdlichen Theile) zur Mulde des Bahar el Ghazal gehören. Borku ſelbſt iſt circa 16000 qkm groß und macht den Eindruck eines großen, von hohen Rändern eingefaßten Eroſionsthales, das wieder durch niedrigere, felſig ſandige Erhebungen in einzelne Abtheilungen zerfällt. Nachdem er Klima, Flora und Fauna dieſes Theils der ſüdöſtlichen Sahara geſchildert, behandelt er die Bewohner Borkus, deren Zahl, Seßhafte und Nomaden zuſammen, er auf nur 10000 bis 12000 ſchätzt. Dabei gehen ſie alljährlich durch die unaufhörlichen Raubzüge der Araber und Tuarik an Volksmenge und Wohlſtand zurück; die Herden der Nomaden ſind nicht als dreimirt und die ausgedehnten Gartenfelder der meiſten Thäler liegen ſeit Jahren öde und wüſt. Die Anā Borkū (Borku-Leute), die Nachtigal mit den übrigen ſüdlichen Tubu-Stämmen, welche ſich deſſelben Dialektes, des Midi Dāza, bedienen, im Gegenſatze zu den Tedā unter dem Namen Dāza zuſammenfaßt, zeigen eine große Aehnlichkeit mit ihren nördlichen Nachbaren, den Tedā. Wenn ſie auch im Ganzen etwas dunkeler gefärbt zu ſein ſcheinen, als dieſe, ſo zeigen ſie doch die tieferen Töne der Kupfer- und Bronzefarbe in der Hautfärbung ſehr viel häufiger, als ihre ſüdlichen Nachbaren, die eigentlichen Kanem- und Bornu-Bewohner, und unterſcheiden ſich von dieſen noch viel ſchärfer durch ihren zarten und ebenmäßigen Gliederbau, ihre Magerkeit und mäßige Mittelgröße und die Häufigkeit regelmäßiger Geſichtszüge, wenn ſie auch hierin von den Tedā ebenfalls übertroffen werden.

Digitized by Google

Es folgen zwei Kapitel mit Erkundigungen über „Land und Volk der Baele“ in Ennedi (östlich von Borku und Bodele) und über „Völkerverhältnisse in der östlichen Sahara“, worin Nachtigal die schwierige Frage über die ethnologische Stellung der Tubu behandelt. Das Resultat, zu welchem er gelangte, hat der „Globus“ bereits in Band XXXIX, S. 63 mitgetheilt: sprachlich stehen dieselben den Negern nahe, physisch, psychisch, gesellschaftlich den hamitischen Nordafrikanern. Schon Heinrich Barth hat die nahe Sprachverwandtschaft zwischen Tubu und Kanúri, der Sprache der zu den Negern zu zählenden Bewohner Bornus, entdeckt, und andererseits ähneln die Tubu in Hautfärbung, Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, Kleidung (namentlich im Gebrauche des Gesichtsschleiers), Waffen, Lebensweise, Ausdauer, Mäßigkeit, in der aristokratischen Gestaltung der Gemeinwesen, der Stellung der Frau u. s. w. den Tuárik in hohem Maße, während die Borno-Bewohner in allen diesen Beziehungen sehr verschieden von beiden sind. Diese Sprachverwandtschaft aber ist durch ein in alten Zeiten stattgehabtes Vordrängen der Wüstenstämme nach Süden zu erklären.

Am 16. September verließen die Aulád Sulimán Budu und lagerten am folgenden Tage wieder an der Quelle Galalla, um von dort am 23. die lang ersehnte Rückreise nach Kanem anzutreten. Dieselbe wurde indessen der vielfach anzutreffenden guten Kamelweide wegen so langsam ausgeführt, daß Nachtigal wiederum in denselben Zustand ohnmächtiger Verzweiflung wie zu Ngurr versetzt wurde, ein Gefühl, welches durch das elende Leben, zu welchem er verurtheilt war, nur noch erhöht wurde. „Alle Menschen und Thiere befaß ich nur noch Dattelnahrung; unsere Kleidung war in Lumpen verwandelt, und das Zelt flatterte in langen Fetzen um seine Stange. Abends suchte ich mit Hunger im Magen und Ingrimm im Herzen mein kümmerliches Lager; Morgens erhob ich mich nach unruhigem Schlafe, nahm meine spärliche Dattelmahlzeit und verharrte dann in stummer Resignation, wie alle Welt, während des sechs- bis siebenstündigen Sandwindes, bis der Tag sich neigte und nach der kurzen Zeit eines einigermaßen menschenwürdigen Daseins die erlöschende Nacht wieder winkte.“ Später brach unter den Kameelen eine grippeartige Krankheit aus, welche zu langsamem Vorrücken zwang; ein anderes Mal wurden Raubzüge unternommen, welche indessen erfolglos verliefen; schließlich hielt sie der Hunger von rascherem Marschiren ab. Denn weil Datteln, welche die Aulád Sulimán zur Genüge und Borku mitbrachten, allein auf die Dauer nicht zur Ernährung genügen, so mußten die Kinder und Sklaven den reifen Samen des in der ganzen Gegend so häufigen Akrech-Grases einheimsen, und die für einen ganzen Hausstand erforderliche Menge einzusammeln erforderte bei der Kleinheit der Körner manche Stunde emsiger Arbeit. Die Samenkörnchen wurden in gewöhnlicher Weise zwischen Steinen zu Mehl zerrieben und dies zu dem üblichen Brei verarbeitet. Am 10. November endlich verließen sie Egei, und alsbald änderten sich die Boden- und Vegetationsverhältnisse ziemlich plötzlich. War das Land bis dahin wellig und hügelig gewesen und hatte zahlreiche thonige Einsenkungen mit ihren Fischskeletten und mannigfachen, eigenthümlichen, steinigen Konkretionen gezeigt, so wurde es jetzt ganz eben und bedeckte sich gleichmäßig mit Kräutern und Gräsern. Auch das Thierleben regte sich wieder; Naos von merkwürdiger Kleinheit sprangen hier und da auf, Gazellen- und Antilopen-Losungen und zahlreiche Spuren der Trappe bedeckten den Boden, und zahlreiche Ameisenbaue bewiesen, daß man die Grenze der regelmäßigen Regen überschritten habe. Am selben Tage noch erreichte man die nördliche Grenze des Baumwuchses (Sajal-Akazien, Tundub und Serrah) und lagerte am Abend zum ersten Male nach langer Zeit im Baumschatten. Am 12. November wurde der erste Brunnen Kanems erreicht, welcher in dem Thale Killári liegt. Letzteres gehört auch durch seine Muldenform, welche die Thäler des nördlichen Kanem überhaupt kennzeichnet, schon zur letztern Landschaft und trägt auf seinem Grunde graziöse Baumgruppen, wie überhaupt fast alle tiefeingeschnittenen Thäler Kanems rings um die Brunnen dicht bewaldet sind. Am 14. November betrat man Gegenden, wo schon Wildschweine, Stachelschweine, Ameisenbären und besonders Hyänenhunde sich aufhielten, und zugleich das Gebiet der Dogorda, welche bereits Ackerbau treiben, aber unlängst von den Bádai-Leuten arg ausgeplündert worden waren. Obwohl die Araber mit den Dogorda in einem freundschaftlichen Verhältnisse stehen, so lehnten sie es doch zum Theil wegen ihrer unmerklichen Schwäche ab, mit Bádai deswegen Krieg anzufangen, machten sich vielmehr alsbald daran, etwa verschoute Getreidegruben aufzuspüren, um ihren nagenden Hunger zu befriedigen. Besonders einer, der auch als Pfadfinder ausgezeichnete Hussein Ngomáti, erwies sich so geschickt dabei, daß man allen Ernstes behauptete, er rieche das Getreide durch die bedeckende Erdschicht. Die Leute sind übrigens außerordentlich geschickt in der Anlage dieser Gruben: die Bodenschicht, welche die gefüllte Grube bedecken soll, wird in anscheinlicher Dicke mit allen ihren Gräsern und Kräutern abgetragen und wieder so geschickt an ihre Stelle gebracht, daß für den gewöhnlichen Beobachter keine Spur des menschlichen Eingriffes mehr zu sehen ist. Hussein wußte freilich immer noch verrathende Merkmale herauszufinden: leichte Unterschiede in der Frische der Vegetation, eine beim Herausgraben beschädigte Pflanze, einige eingeklemmte Grashalme oder ähnliche für die meisten Anderen unbemerkbare Zeichen. Tag für Tag durchstreifte er die Umgegend, verschwieg sorgfältig den etwaigen Fund einer verdächtigen Stelle, um mit Niemandem theilen zu müssen, und schlich dann heimlich um Mitternacht zum Lager hinaus, um nachzugraben.

Am 23. November war ein Festtag für den Stamm durch die Ankunft seines angesehensten und achtbarsten Edelmannes Bú Alíq, des Vaters jenes Hazáj, welcher unsern Reisenden von Borno nach Kanem geführt hatte. Bú Alíq kehrte von einer langen Gesandtschaft an den König Ali von Bádai zurück; nachdem er einige Tage ruhig im Kreise der Seinen verbracht, schilderte ihm Nachtigal sein trauriges und langweiliges Leben in Ngurr, seine Sorge und Betrübniß über das stete Aufschieben der Rückreise und seine Enttäuschung, nicht bis Euneri vorgedrungen zu sein, und das so eindringlich, daß sich der gutherzige Mann entschloß, zum Ersatze mit ihm eine kleine Reise nach Süden in das eigentliche Kanem zu unternehmen, bis wohin noch kein Europäer vorgedrungen war.

Digitized by Google

Die Insel Rolas.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

II.

Die folgenden Mittheilungen nun über die Insel Rolas gründen sich auf Beobachtungen und Aufzeichnungen, die mir während meines Aufenthaltes auf dieser Insel von Anfang Januar bis gegen Mitte März 1880 neben meiner speciellen naturwissenschaftlichen Arbeit gestattet waren. Außerdem muß ich dankend anerkennen, daß ich mich auch hierbei der stets bereiten Hilfe meines verehrten Gastfreundes, des Herrn d'Aranjo, zu erfreuen hatte, der mir auch nachträglich im brieflichen Verkehr manche werthvolle Angabe hat zukommen lassen.

Die Insel Rolas — Ilha oder Ilheo das Rolas, Taubeninsel[1]) — verdankt ihren Namen der überaus großen Menge von wilden Tauben, die ihre Wälder bewohnen. Auf Schritt und Tritt hört man ihr „rollendes“ Locken und Girren und sieht sie in den Gipfeln der hohen Bäume umherfliegen. Wann indessen und von wem dieser Name gegeben worden ist, habe ich nicht ermitteln können. Ebenso wenig habe ich in den älteren und neueren portugiesischen Schriften über die Guinea-Inseln, die mir zugänglich waren, etwas über den Zeitpunkt der Entdeckung und Besitznahme unseres Eilandes durch die Portugiesen finden können. Die Entdeckung der Nachbar- und Hauptinsel S. Thomé erfolgte nach der allgemeinen Annahme im Jahre 1470 am 21. December, dem Jahrestage des Apostels Thomas, und ihm zu Ehren ethielt die Insel ihren Namen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß gleichzeitig oder bald nachher auch Rolas aufgefunden worde, denn die kühnen von Affonso V. auf Entdeckungsreisen ausgeschickten portugiesischen Seefahrer João de Santarem und Pero d'Escobar, nachdem sie im Nordosten von S. Thomé, an der heutigen Cidade, die portugiesische Fahne aufgepflanzt, segelten bald in südwestlicher Richtung weiter und fanden schon am 1. Januar 1471 die Insel Annobom.

Die Insel S. Thomé ward mit dichtem, ununterbrochenem Walde bedeckt und unbewohnt angetroffen, und es ist deshalb wohl mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß auch Rolas um diese Zeit ohne menschliche Bewohner war und in den folgenden Jahrhunderten auch blieb, zumal die Kolonisation von S. Thomé sich auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil im Nordosten der Insel beschränkte, während der ganze Süden von der Kolonisation und der Herrschaft der Portugiesen unberührt blieb und um so mehr, da seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die ganze Küste der Südecke der Insel von den Angolares-Negern in Besitz genommen worden war, den noch heute nächsten Nachbarn von Rolas.

Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts scheint der erste Versuch einer Kultivirung auf Rolas gemacht worden zu sein. Um 1814 lebte hier, wie J. da Cunha Matos, einer der portugiesischen Schriftsteller über die Guinea-Inseln, berichtet, ein einziger Einwohner, der die Insel aber später wieder verlassen zu haben scheint. Im Jahre 1864 wurde Rolas durch einen portugiesischen Kolonisten von S. Thomé vom Fiskus erworben, der auch auf ihr die ersten Kakaokulturen anlegte und das jetzige Wohnhaus am Nordstrande erbaute. Von diesem hat vor einigen Jahren Herr d'Aranjo Rolas angekauft, der nun mit seinem Bruder und vierzig bis fünfzig Negern die weitere Kultivirung der Insel sich als Lebensaufgabe gesetzt hat und in derselben mit planmäßigem Eifer und Geschick fortschreitet.

Rolas liegt zwischen 0° 0' 5" nördl. Br. und 0° 1' südl. Br. Das kleine Eiland wird somit in seiner nördlichen Hälfte vom Aequator geschnitten. Die Ausdehnung von der Nordspitze, die ich Ponta do Norte nennen will, bis zur Südspitze, der Ponta do Sul oder de Joanes, beträgt 2140 m, von welchen 680 m nördlich und 1460 m südlich vom Aequator liegen. Ihre größte Ausdehnung erreicht die Insel in der Richtung von der Nordostspitze, der Ponta de S. Antonio, bis zur Südspitze, der Ponta do Sul, mit 2500 m.

Wie die Nachbarinsel S. Thomé stellt auch unser Eiland eine vulkanische Erhebung aus dem Meere dar, die in ihrer Hauptmasse, wie dort, aus Basalt und basaltischer Lava besteht. Die Küste ist in Folge dessen zum großen Theil felsig, oft von hohen, wild zerklüfteten und weit ins Meer vordringenden Klippen gebildet. Man erkennt an ihrer Form, an den tiefen Rissen, Spalten und Höhlungen noch deutlich ihre Entstehung aus mächtigen Lavaströmen, die vormals aus der Insel hervorgebrochen und, ins Meer abfließend, erkaltet und zersprungen waren. Zwischen und auf diesen Klippen breitet sich hier und dort, wie namentlich an der Nord- und Westküste, sowie an kleineren, buchtartigen Vertiefungen der übrigen Küste, ein weicher, hellgelber Sandstrand aus, der aus zertrümmerten, vom Meere ausgeworfenen Mollusken- und Korallengehäusen und anderen mehr oder minder zerfallenen marinen Kalkbildungen besteht.

Ein weiteres auffallendes Zeugniß für die frühere vulkanische Thätigkeit der Insel geben die beiden Hügel der Insel, die sich in der westlichen Hälfte erheben, der eine im Norden, der andere im Süden. Der Nordhügel hat nach der von mir vorgenommenen Aneroidmessung eine Höhe von 110 m, der Südhügel eine solche von 120 m. Der erstere erwies sich zu meiner großen Ueberraschung als

[1]) Die portugiesische Sprache hat zwei Wörter für Taube: Pomba (v. Lat. Palumbes), hauptsächlich für die wilde Taube, Holztaube 2c. gebraucht, und Róla, die zahme Taube, Haustaube, auch wohl Turteltaube. Das Wort Róla ist offenbar ein Onomapoeticum, dem „rollenden“, lockenden Ton der männlichen Tauben nachgebildet, das in dieser Richtung auch in anderen Sprachen vorzukommen scheint. Einer meiner hiesigen Kollegen theilt mir darüber noch Folgendes mit: Im Spanischen ist palomo arrullador oder palomo tambor die Trommeltaube, Columba dasypus, Deutsch Rodter (Rennich, Allg. Polyglotten-Lex. d. Natura. I. 1129); das französische roulaul de Malacca ist columba cristata (Rennich 1128). Diese Wörter sind offenbar verwandt, namentlich schließt sich róla eng an das spanische arrullar, in Schlaf singen, girren, und arrullo, Wiegenlied, Rucken, Girren, an.

Ilheo oder Ilheu, Eiland, ist das Diminutiv von Ilha, Insel. Rolas kann mit Rücksicht auf seine Größe und seine Kultivirung mit Recht auf die Bezeichnung Ilha das Rolas Anspruch machen.

Digitized by Google

einen in seiner Form sehr vollständigen kesselartigen Krater, dessen Boden nur wenige Meter über dem Meeresniveau liegt. Trotz der geringen Höhe bot die Besteigung und genaue Untersuchung des merkwürdigen Hügels, die wir unter der Führung des Herrn d'Aranjo vornahmen, nicht geringe Schwierigkeiten dar, da die steilen äußeren und inneren Wände des Kraters mit Blöcken und Geröll basaltischer Lava besäet sind, zwischen denen die üppigste Urwaldvegetation hervorwuchert. Durch das dichte Unterholz und das Gewirr der von den hohen Bäumen herunterrankenden Lianen mußten uns die Neger mit ihren Faschinenmessern meist Schritt für Schritt den Weg bahnen. Von oben läßt sich der Kessel wegen der ihn erfüllenden Baum- und Strauchmassen nicht überblicken. Wir umgingen seinen schmalen, im Umriß ungefähr eiförmigen und nach Nordwesten sich etwas senkenden Rand in seinem ganzen Umfang und stiegen dann an der innern, steil abfallenden und ebenfalls mit Lavablöcken besäeten Wand in den Boden nieder, der nach meiner Messung etwa 10 m über dem Meere liegt.

In ihrem äußeren Umriß zeigt die Insel ungefähr die Gestalt eines Vierecks, dessen unregelmäßige mit Buchten und Vorsprüngen versehene Seiten nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind. Die Nordseite liegt der Insel S. Thomé zugekehrt und ist von ihr durch einen etwa vier Kilometer breiten Meereskanal getrennt, den ich, da derselbe noch ohne Namen ist, den Rolas-Kanal, Canal de Rolas, nennen will. Zwischen der Nordostspitze, der Ponta de S. Antonio, und der Nordspitze, der Ponta do Norte, dehnt sich eine sanfte, von breitem, weichem Sandstrande umsäumte Bucht aus, der entschieden bedeutungsvollste Theil der Küste, für die ich den Namen Praia d'Aranjo vorschlage. Im Grunde dieser Praia, in der Nähe der Nordspitze, liegt die Ansiedelung, die Povoação, bestehend aus dem Wohnhause des Herrn d'Aranjo und einer Anzahl niedriger, meist mit Palmen- und Bananenblättern gedeckter Negerhütten. Kein Theil der Küste hat eine so geschützte Lage, als die Praia d'Aranjo, und sie bietet fast den einzigen Landungsplatz des Eilandes. Rechts und links von der Ansiedelung und diesen Theil der Praia umfassend, strecken sich ausgedehnte Basaltklippen ins Meer hinein, im Süden liegen die Wälder und Hügel von Rolas und im Norden, jenseits des Kanals, erhebt sich, wie eine riesige Schutzmauer, die Insel S. Thomé. Mit einer gewissen Berechtigung glaube ich den zwischen der Praia d'Aranjo von Rolas und dem Südrande des Pogo von S. Thomé, der Praia Johnné, sich hinziehenden Rolas-Kanal einem großen Hafen vergleichen zu können; jedenfalls stellt er den am meisten vor Wind und Wogen geschützten Küstentheil von S. Thomé und Rolas dar, der zudem in der Mitte eine gleichmäßige und selbst für größere Schiffe hinreichende Tiefe von ungefähr 10 Faden und auf beiden Seiten einen trefflichen Landungsplatz bietet.

Wenn man von der Praia d'Aranjo sich um die Nordspitze nach Westen wendet, wird man von einer schönen, nach außen durch einen weiten Kranz von Klippen geschützten Bucht, der Praia Zotone, empfangen. Unmittelbar über dem weichen Sandstrande erhebt sich der prächtigste Wald, zuerst Kokospalmen und hoch über diese der Urwald mit riesigen Bäumen, von denen die Lianen guirlandenartig zum Strande herunterranken. Ein eigenthümliches Gepräge erhält diese Bucht noch dadurch, daß auf dem Strande eine sehr große Anzahl mächtiger Walfischkochen liegt, Kopfknochen, colossale Rippen und Wirbel ꝛc., alle durch die Wellen und die äquatoriale Sonne rein gewaschen und gebleicht, so daß sie einem jeden zoologischen Museum zur Zierde gereichen würden; es sind die Spuren der hier alljährlich von Mai bis August von amerikanischen Walfischfängern betriebenen, meist sehr ergiebigen Walfischjagd.

Die an die Praia Zotone sich anschließende Westküste mit der Praia de Manoel vie, der Praia Poubo und Praia Soverdone ist zum größten Theil mit weit ins Meer vordringenden Klippen umstellt, die nach dem Lande hin dann oft noch von einem durch die Wellen aufgeworfenen Sandstrand umsäumt sind. Hinter ihm beginnt überall der Wald, in der äußern Zone Kokospalmen und dahinter dichter Urwald.

Die Südküste enthält entschieden die interessantesten und landschaftlich großartigsten Strandpartien, da die mächtigen und zerklüfteten Lavafelsen hier von bedeutender Höhe und jäh ins Meer abfallen. Die Strandzone des Waldes wird von Pandanen und Kokospalmen gebildet, dann folgen nach dem Meere zu, die schwarzen Felsen überziehend, allerlei grünes und blühendes Strauchwerk und schließlich Farn- und Schlingpflanzen, die an den gegen das Meer abstürzenden Felswänden in langen grünen und blühenden Ranken herunterhängen. Tief unten aber tost und schäumt die Fluth, die ununterbrochen gegen die Felsmauern und hat in den ohnehin unterhöhlten und durchlöcherten Laven manche überraschende Wirkung erzielt, kleine Buchten gebildet, wunderbar schöne Grotten und tiefe Höhlen ausgewaschen, aus denen die Brandung durch den Luftdruck mit lautem Zischen und hoch aufsprühend zurückprallt. Auf den terrassenförmigen Absätzen und in den Löchern der Felswände nisten, fast noch im Bereich des aufsprützenden Wassers, zahlreiche große, prächtige Seevögel, die die Brandung und die Felsen fortwährend kreischend umfliegen. Die merkwürdigste Stelle dieses Küstentheils findet sich an dem „Forno“ (Ofen) in der Nähe der hiernach auch benannten Ponta do Forno, der Südspitze. Hier tritt mitten im Pandanenwald ein schwarzer Felsschornstein an die Oberfläche, der Ausgang einer langen unterirdischen Höhle, die an den vom Meere bespülten Strandfelsen beginnt. Aus diesem Schornstein tönt fast ununterbrochen ein fernes dumpfes Brüllen hervor von der in die Meereseöffnung der Höhle einströmenden Brandung, und der dadurch erzeugte Luftdruck innerhalb des unterirdischen Ganges ist so stark, daß ein in den Schornstein hineingeworfenes Stück Holz wieder zurückgeschleudert wird. Von der Ponta do Forno weicht die Südküste in einem weiten Bogen zurück, um dann in die vorgestreckte Südspitze, die Ponta do Sul oder de Joanes, überzugehen, die die Mitte der Südseite und den südlichsten Punkt von Rolas einnimmt.

Die Ostküste zeigt im Allgemeinen einen ähnlichen Charakter wie die West- und Südküste. Auch hier treten zwischen steilen sandigen Buchten mächtige schwarze Lavafelsen ins Meer, wild zerklüftet und von unterirdischen Höhlen und Gängen durchzogen. An einer tiefen Felsenbucht, der sogenannten Chumbada (Salve oder Geschützfener), tritt eine ähnliche merkwürdige Erscheinung zu Tage, wie an der Ponta do Forno. Die Brandung stürzt in einen tiefen, in die Felswand eindringenden, aber nach innen blinden Gang, aus dem durch die Gewalt des entgegenwirkenden Luftdruckes wie aus einem Geschütze ein mächtiger Wasserstrahl mit donnerähnlichem Getöse und in haushohem Gischt zurückgeworfen wird. Auch finden sich hier wieder Oefen und Schornsteine mitten zwischen den Kokospalmen des Strandes. An einer andern Stelle ist von den hohen Felsmauern ein weites und tiefes Becken umschlossen, das mit dem Meere durch unterirdische Felshöhlungen in Verbindung steht. Während rundum die Brandung wild aufschäumt, erscheint das Wasser hier ruhig und tiefblau wie

Digitized by Google

in einem See und so klar, daß man oben auf den Felsen stehend die zahlreichen Fische unherschwimmen sieht und die Krebse, Seesterne und Seeigel auf dem Grunde erkennen kann. Nördlich von der Chumbada an der Vista Allegre und der Praia S. Antonio eröffnet sich eine entzückende Aussicht, der an landschaftlicher Pracht und Großartigkeit wenig zur Seite gestellt werden kann. Zu den wechselnden Bildern, die die Küste von Rolas und das blaue an ihr brandende Meer bietet, gesellt sich hier der Blick auf die dunkelen prächtigen Waldmassen und die aus ihnen aufsteigenden kühnen Bergformen der Insel S. Thomé.

Die ebenfalls hochfelsige und klippenreiche Nordostspitze, die Ponta de S. Antonio, biegt in einem spitzen Winkel zur Nordseite um, die anfangs auch noch felsig, dann in den breiten Sandstrand der Praia d'Aranjo übergeht, von dem, ehe er die Ansiedelung erreicht, noch einmal eine niedrige aber umfangreiche Basaltklippe ins Meer zieht.

Außer in den beiden oben erwähnten Hügeln erhebt sich die Insel vom Strande aus fast allseitig und allmälig gegen die Mitte hin bis zu 20 bis 30 Meter. In dieser Inselmitte, die ich „a Cruciño“ (die Kreuzung) nennen will, kreuzen sich unter rechten Winkeln die beiden Hauptwege, von denen der eine in der Längsrichtung von der Ansiedelung nach Süden zur Praia do Joanes führt, der andere von der Praia Pombo an der Westseite zur Ostspitze, der Ponta Garsa [1]). Kultivirt ist bis jetzt ein verhältnißmäßig kleiner Theil im Nordosten hinter der Povoação und der Praia d'Aranjo. Außerdem folgt die Kultur den oben erwähnten Hauptwegen, von welchen aus immer größere Lichtungen dem Walde abgerungen werden. Der urbar gemachte Boden enthält bis jetzt fast nur Kakao-Kulturen. Herr d'Aranjo hoffte in diesem Jahre eine Ernte von ungefähr 1000 Arrobas oder 14000 bis 15000 kg (1 Arroba = 14,688 Kilogramm) Kakaobohnen zu machen. In größerem Maße werden außerdem, aber nur soweit der eigene wirthschaftliche Bedarf es fordert, Mais und Bananen kultivirt, wenn man die mühelose Empfangnahme dieser Gaben eine Kultivirung nennen kann. Der Mais wird in den neuen urbar gemachten Lichtungen und zwischen den jungen Kakao-Kulturen gezogen und die Bananen bilden meistens die Einfassung der Hauptwege, namentlich an der Längsstraße bis zur Kreuzung und an dem westlichen Theile der Querstraße. Man kann kaum einen anmuthigeren Weg wandeln als in diesen herrlichen Bananen-Alleen, die mit ihren Riesenblättern die Straße fast vollständig überwölben und selbst am hohen Mittag köstlichen Schatten spenden. Und mit welch' verschwenderischer Fülle theilt die Natur hier die Früchte dieses Baumes, die köstlichste ihrer Gaben, aus! Ohne Bearbeitung des Bodens, ohne jegliche Pflege der Pflanze wächst, blüht sie und reift die Früchte ununterbrochen das ganze Jahr hindurch. Die einzige Nachhülfe, die man ihr gewährt, ist, daß man die alten Stämme durch ein paar Schläge mit dem Faschinenmesser oder der Axt niederstreckt, um den aus der Wurzel oder dem abgehauenen Stamme neu hervorsprießenden Pflanzen Raum und Licht zu geben.

In Rolas bildet die Banane nicht bloß das Hauptnahrungsmittel, das tägliche Brot für die menschlichen Bewohner, insbesondere für die Neger, sondern auch fast das alleinige Futter für die zahlreich hier gezüchteten Schweine, vielleicht ein Grund, daß das Schweinefleisch sich hier durch ganz besondern Wohlgeschmack auszeichnet. Die hierfür dienende, den reichsten Ertrag und die größten Früchte liefernde Varietät führt den bezeichnenden Namen Bratbanane (Banana pão). Ich sah Fruchtolben dieser Banane von ganz außerordentlicher Größe, deren einzelne Früchte bis zu einem halben Meter Länge erreichten. Außer der Bratbanane werden noch einige andere Arten oder Abarten gezogen wie die Banana de S. Thomé, eine der Insel S. Thomé eigenthümliche Banane, die auch nach Brasilien und Westafrika z. unter diesem Namen verpflanzt ist, der Form nach eine verhältnißmäßig kurze und dicke, gurkenähnliche Frucht von sehr weichem, saftigem Fleisch, feinem Aroma und hohem Zuckergehalt, ferner die ebenfalls köstliche Banana Maçã (Apfelbanane), Banana prata (Silberbanane), Banana de China und andere, von denen jede durch ihren eigenthümlichen Wohlgeschmack und ihr Aroma besondere Vorzüge bietet.

Außerdem ist auf Rolas noch eine große Anzahl der anderen, mehr oder minder bekannten, herrlichen tropischen Obstbäume und Sträucher angepflanzt, die uns fast täglich mit ihren Gaben erfreuten, wie die Ananas, die hier und namentlich in S. Thomé fast wild an den Wegen und Waldrändern wächst und deren Früchte in Rolas zeitweise neben der Banane zum Futter für die Schweine benutzt werden, ferner die Abacate, ein zur Familie der Lorbeergewächse gehöriger 40 bis 50 Fuß hoher Baum (Persea gratissima), dessen große birnförmige, äußerst fein aromatische Frucht auch ein besonderes botanisches Interesse dadurch bietet, daß der Keim schon das junge zierlich entfaltete Pflänzchen enthält; man erkennt deutlich eine Achse, den Stamm, und an ihm oben kleine Blättchen und unten die Würzeln. Eine andere erquickende Frucht ist die Maracujá, einer mäßig großen Melone ähnlich, die in einer ziemlich biden weichen Rinde ein gallertartiges, aromatisches und etwas säuerlicher Fruchtfleisch enthält, in dem die Kerne zerstreut liegen. Die Maracujá-Pflanze (Passiflora quadrangularis) gehört zu den, wegen der eigenthümlichen Bildung ihrer Blüthentheile, Passionsblumen genannten Rankengewächsen und stimmt in ihrem Habitus, namentlich in ihren großen schönen Blüthen, den gelappten Blättern ꝛc. mit der bei uns als Zierstrauch kultivirten Passionsblume (Passiflora coerulea) im Allgemeinen überein. In Rolas und S. Thomé wächst sie rankend an Bäumen hinauf oder wird an Laubengängen gezogen, von denen dann die Früchte, den Kürbissen ähnlich, herunterhängen. Auch der Mangobaum (Mangifera indica) mit seinen saftigen, süßen und eigenthümlich gewürzigen, oft terpentinartigen Früchten, die Guiaven (Psidium pomiferum), die Anonen sind auf Rolas angepflanzt, von den letzteren zwei Arten, die gewöhnliche Anone der Tropen, im Portugiesischen Nona concha (Anona squamosa) und Sap-Sap (Anona muricata), eine melonenförmige Frucht mit einem zarten etwas adstringirenden und fast schneeweißen Fleisch, in dem die völlig schwarzen Kerne zerstreut liegen. Eine ziemlich große Verbreitung hat, wie überhaupt in den Tropen, so auch auf Rolas, der Mamão oder Melonenbaum (Carica Papaya), dessen melonenähnliche, süßliche und weiche Früchte als Nahrungsmittel für Menschen und für das Vieh dienen. Die Pflanze stellt einen der schönsten Tropenbäume dar. Von dem gerade aufstrebenden, glatten und unverzweigten Stamm breitet sich oben alsdald eine prächtige Krone aus mit großen, handförmig eingeschnittenen Blättern. Die schönen Blüthen oder die großen goldgelben Früchte hängen unterhalb der Krone nahe beim Stamme in traubenförmigen Büschchen herab. Den größten Reichthum tropischer Früchte und Gewächse fand ich in S. Thomé

[1]) Bei meiner Anwesenheit auf Rolas war bloß der westliche Theil des Querweges von der Graciña bis zur Praia Pombo ausgeführt, der östliche aber zur baldigen Ausführung projektirt, so daß jetzt wohl der ganze Querweg hergestellt sein wird.

Digitized by Google

auf der schönen Roça Rio d'Ouro, auf der ich mehrere Tage der liebenswürdigsten Gastfreundschaft genoß. Der intelligente Besitzer, Herr de Bustamante, hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, sein Gut nicht bloß in wirthschaftlicher Hinsicht, allerdings zunächst mit bedeutenden Geldopferu, zu einer Musteranstalt zu machen, sondern auch, der reichen und üppigen Natur der Insel entsprechend, es mit der ganzen Mannigfaltigkeit tropischer Zier- und Kulturgewächse auszuschmücken. Die schönsten Palmen von Brasilien und Westafrika finden sich hier in herrlichster Entfaltung, wie in einem Garten, vereinigt; ich sah hier ausgezeichnete Kulturen des Zimmet- und China-Baumes und lernte eine Menge anderer, selteuer tropischer Früchte und Pflanzen kennen.

Im Allgemeinen läßt sich wohl kaum eine größere Fruchtbarkeit des Bodens und Ueppigkeit des Pflanzenwuchses denken, als wie sie uns auf unserm kleinen, lieblichen Eilande überall entgegentritt, auf dem ein ewiger Sommer herrscht mit harmonischer Vertheilung von Wärme, Licht und Feuchtigkeit. Jedes Fleckchen der an nährenden Substanzen überreichen vulkanischen Erde grünt und blüht, ununterbrochen folgen an Baum und Strauch Früchte den Blüthen und neue Blüthen den Früchten und oft sieht man beide in allen Entwickelungsstadien an demselben Zweige hangen. Ich habe hier Vegetationsentfaltungen, namentlich an Bananen, Mais und jungen Kakaokulturen gesehen, deraet, daß ich die Zunahme fast täglich mit dem Maßstabe nachweisen konnte. Bewundernd steht man vor der Macht der Naturarbeit, wenn man erwägt, daß jedes kleinste Theilchen der Pflanze lediglich durch die Lebensthätigkeit, den stetigen und gesetzmäßig verlaufenden Theilungs- und Umbildungsprozeß jener winzigen mikroskopischen Gebilde, der Zellen, aus denen die ganze Pflanze sich aufbaut, errungen werden muß.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber Gletschererscheinungen im Harze sprach Dr. E. Kayser in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 3. December 1881 (f. deren Verhandlungen VIII, S. 345 ff.). Die Gegner der Ansicht, daß das norddeutsche Flachland ehemals von einem gewaltigen, von Skandinavien und Finland bis an den Fuß der deutschen Mittelgebirge reichenden Gletscher bedeckt gewesen sei, nehmen an Zahl immer mehr ab, eine Folge der vielen, in den letzten Jahren gemachten Entdeckungen zu Gunsten der Glacialtheorie. Die wichtigsten Beweise für die einstige Vergletscherung Norddeutschlands sind: 1) Die Beschaffenheit des Geschiebelehms, einer vollkommen struktur- und schichtungslosen Masse, welche nicht die Kennzeichen einer unter Wasser gebildeten Ablagerung hat, dagegen der Grundmoräne unserer heutigen Gletscher auffallend ähnlich ist; 2) die Beschaffenheit der Geschiebe selbst, welche nicht die gerundete Form der durch Wasser transportirten Gerölle haben, sondern eckig und kantig und zugleich oft polirt und mit Kritzen oder Schrammen versehen sind, wie man dieselben als eine ganz gewöhnliche und charakteristische Erscheinung auch an den Geschieben unserer jetzigen Gletscher beobachtet; 3) das Vorhandensein von Schliffen und Schrammen an anstehenden Felsmassen, wie sie bei Rüdersdorf, Taucha, Halle, Velbke unweit Magdeburg und an anderen Orten aufgefunden worden sind; 4) die vielfachen Schichtenstörungen im Untergrunde des Geschiebelehms und endlich 5) die divergent-radiale Verbreitungsweise der Geschiebe von Skandinavien aus nach Nord-Deutschland und Süd-England. Diese und andere Thatsachen lassen sich durch die Glacialtheorie viel besser erklären, als durch die ältere Drifttheorie oder irgend eine andere bis jetzt aufgestellte Hypothese, und darum gebührt jener, auch wenn sie noch nicht alles zu erklären vermag, doch der entschiedene Vorzug. Ist nun diese Theorie begründet, so mußte sich in der Zeit der größten Ausdehnung des skandinavischen Gletschers in Norddeutschland ein ungemein kaltes und feuchtes Klima entwickeln, und man wird erwarten müssen, daß in Folge desselben in den angrenzenden Gebirgsgegenden zahlreiche Lokalgletscher entstanden, deren Spuren, wenigstens hier und da, noch heute nachzuweisen sein werden. Auffälliger Weise aber hatte die bisherige Durchforschung der deutschen Mittelgebirge keine sichere derartige Spuren kennen gelehrt, und man hatte daher von einigen Seiten bereits angenommen, daß — im Gegensatze zu den Karpathen — die deutschen Mittelgebirge in der Eiszeit gletscherfrei gewesen seien. Was speciell den Harz betrifft, so hatte zwar Prof. Torell aus Stockholm bereits im Sommer 1880 im Holtzemme- und Ilse-Thale auffällige, an Moränen erinnernde Blockanhäufungen, sowie einen losen Granitblock mit undeutlicher Streifung u. a. m. beobachtet; doch gewichtigere Beweise für die einstige Vergletscherung des Harzes hat erst Dr. Kayser im Sommer 1881 aufgefunden, und zwar in dem in bedeutender Höhe am Abhange des Brockens beginnenden und sich ungewöhnlich rasch vertiefenden und erweiternden Oberthale zwischen dem Oberteiche und der Forstkoppe Oberhaus. Dort nehmen zahlreiche, dem Thale parallel verlaufende Steinwälle fast die ganze Breite desselben ein; zuerst sind sie niedrig und vielfach unterbrochen, weiter aufwärts werden sie allmälig zusammenhängender und höher und erreichen oberhalb der Einmündung des Dietrichs-Thales ihre größte Höhe von 15 bis 20 m über der Oder. Es sind lange, hohe, 10 bis 40 m breite Rücken, zwischen denen flache oder rinnenförmige, bis 10 m und darüber tiefe, abflußlose Mulden liegen. Ihr Inneres besteht aus einem chaotischen Haufwerk von Gesteinsfragmenten von wenig gerundeter, unregelmäßiger Form, welche in einem lehmigen, feldspathreichen, hauptsächlich aus zerriebenem Granit gebildeten Sande eingebettet liegen, und zwar ohne jede Ordnung neben- und übereinander, zum Theil in aufrechter oder schräger Lage, wie sie dieselbe, durch Wasser transportirt, nicht wohl hätten annehmen können. Die Annahme, daß man es hier mit älteren Schotterablätzen oder mit Schutthalden zu thun hat, widerlegt Dr. Kayser; gegen erstere spricht die eckige Form der Fragmente, der Mangel jeder Schichtung, die convexe Oberfläche der Trümmermassen und der Umstand, daß deutliche Schotterterrassen weiter thalabwärts gänzlich fehlen, während es Regel ist, daß solche Terrassen thalabwärts in Folge ihrer immer höher werdenden Erhebung über den jetzigen Thalboden immer schärfer hervortreten. Daß es keine Schutthalden sind, zeigt die convexe Oberfläche der Trümmerwälle und der Umstand, daß dieselben aus anderm Gesteine bestehen, als die darüber emporragenden Gehänge. So bleibt nur die Erklärung übrig, daß man es hier mit alten Moränenwällen zu thun hat. Dafür spricht 1) das fast plötzliche Aufhören der Wälle unterhalb des Andreasberger Rinderstalles; 2) ihre deutliche Trennung von den Thalgehängen; 3) ihre innere Struktur,

Digitized by Google

welche denselben Mangel an Schichtung zeigt, wie echte Moränen, und 4) die Beschaffenheit der Fragmente selbst, die zum Theil von ganz unregelmäßiger, eckiger, aber dabei doch schwach kantengerundeter Gestalt, ganz wie Moränenblöcke, sind, und unter denen auch die so charakteristischen geglätteten und geritzten Geschiebe nicht selten vorkommen. Alles dies berechtigt zu dem Schlusse, daß man es hier mit Moränen zu thun hat. Der Ursprung des einstigen Obergletschers ist jedenfalls auf der weiten, flachen, ca. 750 m hoch liegenden Einsenkung zwischen Brocken und Benzberg zu suchen. Diese jetzt soll ganz von Mooren eingenommene Hochfläche ist es, die ehemals mit ewigem Schnee bedeckt, das Firnfeld trug, von welchem der Obergletscher gespeist wurde. — Aehnliche Steinwälle mit gekritzten Geschieben, wie im Oberthale, finden sich auch in anderen Thälern im Süden und Westen des Brockens, z. B. im Thale der Kalten Bode bei Schierke und Elend, in den Thälchen oberhalb der Brannlager Glashütte und im obersten Sieber-Thal; aber dort ist der Moränenschutt durch jüngern Gehängeschutt so stark überrollt, daß die Grenze zwischen beiden schwer zu ziehen ist.

— Auf den zwanzig deutschen Hochschulen studirten insgesammt im Wintersemester 1879/80 20 135, im Sommersemester 1880 20 923, und im Wintersemester 1880/81 21 168 junge Männer. Letztere Zahl vertheilte sich auf die einzelnen Hochschulen wie folgt: Berlin 4107, Leipzig 3326, München 1890, Breslau 1281, Halle 1211, Tübingen 1074, Göttingen 959, Würzburg 921, Bonn 887, Königsberg 788, Straßburg 715, Marburg 691, Greifswald 599, Heidelberg 543, Erlangen 473, Freiburg 443, Jena 438, Gießen 391, Kiel 288 und Rostock 200. Die Zahl der Nichtdeutschen unter den Studenten war am größten in Heidelberg, nämlich 20 Proc.; dann folgten Straßburg mit 12 und Leipzig mit 8 Proc.

— Am 10. Januar hat sich die „Geographische Gesellschaft zu Jena“ (für Thüringen) gebildet. Dieselbe beabsichtigt, unter Redaktion von Pfarrer Kurze, vierteljährliche Mittheilungen herauszugeben, in welchen die geographischen und ethnographischen Forschungen der Missionäre aller Nationen verwerthet werden sollen. Zehn Tage später trat in Königsberg i. Pr. die „Königsberger Geographische Gesellschaft“ ins Leben.

— Die Volkszählung vom 18. December 1881 hat für Paris eine Bevölkerung von 2 225 910 Personen ergeben, d. h. eine Vermehrung um 237,01 gegen das Jahr 1876, wo diese Ziffer 1 988 806 betrug. Auch in den benachbarten Arrondissements St. Denis und Sceaux zeigte sich ein erheblicher Zuwachs, im ersteren von 237 852 Seelen auf 303 814, im letztern von 184 191 auf 218 086. Doch darf man daraus noch nicht auf einen durchgehenden Bevölkerungszuwachs schließen, da, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Verhältnisse auf dem Lande durchaus andere zu sein pflegen.

— A. Hünter, welcher seit 20 Jahren die Flora und Fauna des Onega-Gebietes studirt, bespricht in den Memoiren der St. Petersburger Gesellschaft der Naturforscher (Bd. 11) die interessante Frage nach der natürlichen Grenze zwischen Finland und Nord-Rußland, welche vor ihm schon von Wirzen, Bonsdorf, Malmgren und Anderen behandelt worden ist. Er kommt zu demselben Ergebnisse, wie die meisten seiner Vorgänger, nämlich daß alles Land westlich vom Onega-See bis zum Bottnischen Meerbusen und nördlich bis zum Weißen Meere als zu Finland gehörig anzusehen ist, indem der Onega-See in geologischer, topographischer, zoologischer und botanischer Hinsicht zwischen jenen beiden Ländern eine scharfe Grenze bildet. Die Flora ist westlich von ihm weit reicher, als in seinem Osten, und enthält Pflanzen, welche im Osten und in höheren Breiten gewöhnlich fund, nicht. (Nature.)

— Bei der Volkszählung vom 15. (27.) Dezember 1881 zählte Petersburg 9510 Grundstücke (mit den Vorstädten 13757), auf denen 21 051 Häuser standen (davon 10 629, also über die Hälfte, massiv). In den 21 051 Häusern waren 131 095 Wohnungen, und davon 117 385 bewohnt. Die Zahl der Einwohner betrug in der eigentlichen Stadt 861 920 (davon 475 138 männlich, 386 782 weiblich) und mit Einschluß der Vorstädte 927 467, davon 513 120 männlich und 414 317 weiblich.

— Die Ergebnisse der Messe zu Nischni-Nowgorod im Jahre 1881 waren dem Russ. Reg.-Anz. zufolge in hohem Grade befriedigende. Es wurden zugeführt Waaren im Werthe von 246 189 238 Rbl., und abgesetzt für 242 995 100 Rbl., also 98 Proc. der zugeführten Waaren, und es blieben nur für 3 185 138 Rbl. unverkauft. Dagegen waren im Jahre 1880 von den zugeführten Waaren, die nur einen Werth von 200 166 276 Rbl. repräsentirten, nur für 170 271 933 Rbl. oder 80 Proc. der Zufuhr verkauft worden, für 30 174 315 Rbl. blieben unverkauft. Es hatte sich also die Zufuhr im Jahre 1881 gegen das Vorjahr um fast 15% Millionen, der Umsatz aber um 72% Millionen gesteigert.

Asien.

— Wie der „Russ. Reg.-Anz.“ mittheilt, ist die Herstellung der telegraphischen Verbindung von Irkutsk nach Jakutsk jetzt in Angriff genommen. Entfernung (3000 Werst), Terrainbeschaffenheit und Weglosigkeit machen die Arbeit zu einer schwierigen, aber Verwaltungswie volkswirthschaftliche Rücksichten erfordern sie gleich dringend. Die Bewohner der betroffenen Gebiete haben einen Beitrag von 75 000 Rbl., die Lieferung von 26 000 Telegraphenstangen und die Herstellung einer Anzahl Stationsgebäude zugelegt. Im Laufe des Jahres 1882 wird zunächst die 272½ Werst lange Strecke von Jekutsk nach Wercholeask fertiggestellt und die Terrainrekognoszirung bis Witim, dem Mittelpunkte der jährlich etwa 600 Pud betragenden Goldgewinnung, ausgeführt werden.

— Nach dem „Russ. Reg.-Anz.“ haben von den Bewohnern des an China zurückgegebenen Gebietes von Kuldha bis jetzt 9518 Familien Taranischen und 981 Familien Dunganen sich zur Uebersiedelung auf russisches Gebiet gemeldet. So weit im Herbst 1881 bereits festgestellt war, sollten für dieselben angelegt werden an den drei Quellflüssen des Aksu sowie an den Flüssen Tschorun und Karatuma 1273 Höfe, auf dem rechten Ufer des Tschirik 3215 Höfe, auf dem linken Ufer desselben 2444 Höfe, und am Flusse Turgen 2704 Höfe, im Ganzen also 9636 Höfe.

— Im Turkmenenlande werden für die Verlängerung der Eisenbahn, welche einstweilen vom Ufer des Kaspischen Meeres bis nach Kuzyl-Arvat reicht, weitere Vermessungen Seitens der Russen vorgenommen, und zwar schon auf der Strecke zwischen Askabad und Serachs. Letzteres ist der nordöstlichste persische Punkt, welcher von Merw nur noch 120 bis 130 km entfernt ist.

— In Bezug auf Unterricht, wie in vielen anderen Dingen, scheint Britisch-Birma unter allen Provinzen Indiens am meisten Fortschritte zu machen. Bei einer Bevölkerung von noch nicht 4 Millionen Seelen besaß es im Jahre 1880/81 48 Regierungs- und nicht weniger als 3219 unterstützte und Privatschulen zusammen mit 88 707 Schülern. Der Zuwachs an letzteren gegenüber dem vorhergehenden Jahre betrug 8261 Schüler. Der Grund davon ist der, daß man in letzter Zeit den Volksschulen der Eingeborenen mehr Aufmerksamkeit und pekuniäre Unterstützung zugewendet hat.

— Der Direktor des Kolonialmuseums in Harlem, van Eede, versucht eine wissenschaftliche Expedition nach Borneo zu veranlassen. Dieselbe soll namentlich bezwecken. Nachforschungen über die dortigen Bodenprodukte u. s. w., die Verwendung derselben und die Errichtung von Handels-, Landbau- und Industrie-Unternehmungen in Borneo anzustellen.

Digitized by Google

Afrika.

— Ueber die gegenwärtige Stimmung in Tripoli entnehmen wir einem Berichte der „Times“ (Mail vom 28. December 1881) das Folgende: Bis ganz vor Kurzem hat Tripoli, wenn möglich noch mehr als Tunis, das Bild einer in sich feindlich getheilten Familie. Nicht nur lagen die Araberstämme beständig mit einander in Fehde, sondern sie in ihrer Gesammtheit hafteten wieder ihre türkischen Herrscher und Religionsgenossen ebenso sehr, wie die Anhänger der im Beginne des vorigen Jahrhunderts zur Gewalt gekommenen Dynastie der Karamanli die Eindringlinge aus Stambul hafteten. Diesen Zustand haben die Vorgänge des letzten Jahres völlig geändert: Angesichts der französischen Invasion in Tunis ist aller innerer Hader zeitweilig aber dauernd vergessen worden und ein Bund entstanden, dessen Zweck die Vertheidigung des Islam im Allgemeinen und Tripolis im Besondern zu sein scheint. Die Araber, welche sich noch unlängst bitter über ihre türkischen Herren beklagten, begrüßten im Mai die Ankunft Nasi Pascha's mit gewaltigem Enthusiasmus und empfingen die türkischen Truppen mit Triumphgeschrei; die großen Belagerungsgeschütze erhielten sofort nach ihrer Landung eine Ehrensalve, indem die Stadtbewohner von Tripoli zahlreiche Ochsen und Schafe über ihnen schlachteten. Die Bedouinen des Innern murrten nicht mehr, wenn ihnen ihre Kameele zum Transportdienste weggenommen wurden, sondern sagten nur: „Möge Allah dem Sultan Sieg verleihen!“ Die Ankunft türkischer Truppen war nöthig, sowohl um die tripolitanischen Araber zu hindern, sich ihren tunesischen Brüdern im Kampfe gegen die Ungläubigen anzuschließen, als um den Tripolitanern die Gewißheit zu geben, daß die Türkei einem weiteren Vordringen der Franzosen Gewalt entgegensetzen würde. Es hätte dem Sultan Abdul Hamid das Kalifthat kosten können, hätte er diesen Zustand der öffentlichen Meinung in Nordafrika ignorirt oder auch nur vernachlässigt. Wie gewaltig andererseits die fanatischen Senussija den Bey gegen die Christen in Nordost-Afrika schüren, hat uns unlängst Gerhard Rohlfs anschaulich in seinem „Kufra“ dargelegt. Der oben erwähnte Times-Korrespondent ist denn auch der Ansicht, daß Europa und England zu überlegen haben, in wie weit die mohammedanische Bewegung in Nordafrika und sonst als berechtigte Selbstvertheidigung anzusehen ist, und in wie weit sie einen Theil des allgemeinen Kreuzzuges des Islam bildet, der heute Frankreich in Algerien bedroht und morgen England in Indien bedrohen kann. Mit Spannung erwarten die Senussija wie die ganze mohammedanische Welt den 1. Moharram 1300, d. h. den 12. November 1882, an welchem Tage der Mehdi oder Messias erscheinen soll. „40 Jahre alt und von edlem Benehmen, den einen Arm länger als den andern; seines Vaters Name ist Mohammed, der seiner Mutter Fatima, und eine Zeit lang vor seinem Auftreten wird er verborgen sein“. Alle diese Einzelheiten passen auf das jetzige Haupt der Senussija el-Mehdi, welcher vor vier Jahren sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat, um voraussichtlich in zehn Monaten als Messias aufzutreten.

— Der Holländer Schuver (s. „Globus“ XL, S. 159), welcher vom Bloen Nil her in die Galla-Länder vorzudringen sucht, hat von Fadasi (unter 9° nördl. Br.) aus im August 1881 das Land der Lega-Gallas an den Quellen des Jabos, eines Influsses des Blauen Nil, besucht. Von einer Paßhöhe auf der Wasserscheide zwischen Blauem Nil und Sobat erblickte er weit im Südwesten den großen See Baro und den gleichnamigen nach Westen fließenden Fluß, welcher etwa unter 7½° nördl. Br. liegt, während ihn die Karten, allerdings nur auf Hörensagen hin, um einen Breitengrad nördlicher ansetzen. Im Osten steigt der Berg Wallel bis 11000 Fuß an. Die Lobga-Gallas sind ein isolirter Stamm, der weit im Westen des eigentlichen Galla-Landes seinen Sitz hat, mindestens 20000 Krieger zählt und von einer alten angelehnten Dynastie beherrscht wird. Schuver kehrte übrigens nach Fadasi zurück und wollte erst Ende 1881 endgültig nach Süden aufbrechen. Er hatte gehofft, daß der Italiener Carlo Piaggia, welcher schon seit 1855 in Afrika lebte und reiste, sich ihm als Sammler naturhistorischer Gegenstände anschließen würde; inzwischen ist derselbe jedoch auf der Reise nach Fadasi, anscheinend in Karkodjh am Blauen Nil, etwa 60 Jahre alt, gestorben.

— Ueber Joseph Thomson's bereits erwähnte geologische Reise an dem Rovuma-Flusse (s. „Globus“ XL, S. 351) gelangte ein Bericht in der Sitzung der Royal Geographical Society am 16. Januar d. J. zur Verlesung. Der jugendliche Forscher landete am 13. Juli 1881 in der Mikindani-Bai an der Ostküste Afrikas (10½° südl. Br.), von wo aus bekanntlich Livingstone seine letzte Reise antrat. Seit jener Zeit (1866) hat sich der Ort bedeutend gehoben und rangirt jetzt unter den südlich von Bagamoyo gelegenen Küstenplätzen nur hinter Kilwa und Lindi. Der Sklavenhandel, welcher trotz aller Anstrengungen, ihn zu beseitigen, in unglaublichem Umfange noch immer heimlich betrieben wird, unterhält fortdauernd die Bestrebung, Reisende von der Ostküste möglichst fern zu halten, und hätte Thomson nicht des Sultans Autorität für sich geltend machen können, so wäre ihm jedes nur mögliche Hinderniß in den Weg gelegt worden. Anstatt wie Livingstone erst auf südlichem Wege nach dem Rovuma vorzudringen, ging er direkt südwestlich durch das Makonde-Land, d. h. die Landschaft der Bäsche und der Schlingpflanzen, wo die Wege nur ebenso viele niedrige Tunnels sind, welche durch das dicke Gestrüpp führen. Am 3. August erreichte er den Zusammenfluß des Lukchende und Rovuma (730 Fuß hoch), der beiden Quellarme des Stromes, und von dort in drei Tagemärschen längs des von S.-W. kommenden Lukchende das Mavita-Dorf Itule, wo sich ein Kohlenlager befinden sollte. Es waren aber nur einige unregelmäßige Lager bituminösen Schiefers, der, in ein Holzfeuer gelegt, zwar eine Flamme von sich gab, aber an Umfang dadurch nichts verlor und nicht von selbst brannte. Zwei Tagereisen weiter fußaufwärts besuchte er ein zweites angebliches Kohlenflötz bei dem Dorfe Lwamakandicha, das von Manjandschas aus der Nähe des Nyassa-Sees bewohnt wird. Aber auch hier hatte er keinen bessern Erfolg, als daß er das Nichtvorhandensein von Kohlenlagern am Rovuma feststellte. Es sind nur bituminöse Schiefer, welche auf einem beschränkten Gebiete von circa 20 engl. Meilen Länge und circa 6 Meilen Breite vorkommen und zwischen Granit und Gneis eingebettet sind. Nach einigen Ausflügen in die Umgegend kehrte Thomson auf einem andern Wege zurück und erreichte die Küste etwas südlich von Kap Delgado; während dieser siebenwöchentlichen Reise hat er zwischen 600 und 700 engl. Meilen durchwandert. Die Bewohner von Makonde bestreicht er als sehr häßlich, namentlich die Weiber, mit kurzem, sämmigem Körper und höchst widerwärtigem Gesicht, sie sind aber mit ihrer natürlichen Häßlichkeit anscheinend noch nicht zufrieden gewesen und haben sie erfolgreich dadurch vergrößert, daß sie Gesicht und Leib mit geometrischen Figuren in Basrelief tatuiren. Dieselben werden mit dem Messer eingeschnitten und dann Kohle in die Wunden gerieben, wodurch die betreffende Stelle in die Höhe geht; eine Operation, die sie dreimal wiederholen. Die Weiber schmücken sich außerdem mit den Pelele, einem runden, gestutzten Stücke Holz von circa 2 Zoll Durchmesser, das sie in der Oberlippe tragen. Dadurch daß sie viel Guttapercha und Kopalharz sammeln können, sind sie unverschämt geworden und der Verkehr mit ihnen schwierig. Die früher so furchtbaren und von ihren Nachbaren noch immer gefürchteten Mavitu haben sich jetzt wieder dem Ackerbau, den sie ursprünglich betrieben, zugewendet, weil der Sultan von Zanzibar gedroht hatte, ihre Sklavenjagden nicht länger mehr dulden zu wollen. Dadurch, daß die Verschiffung von Sklaven zur See unmöglich geworden, ist der Handelswerth derselben gesteigen und in Folge

Digitized by Google

dessen hat sich das Loos derer, die zu Lande verkauft werden, bedeutend gebessert. Uebrigens ist der Sultan von Zanzibar durch den negativen Ausfall von Mr. Thomson's Reise so enttäuscht worden, daß er denselben, obwohl er ihn auf zwei Jahre in Dienst genommen, sofort ausbezahlt und entlassen hat.

— In der **Kapkolonie** haben sich während der letzten Monate zwei große Gesellschaften zur Ausbeutung der **Kohlenfelder** in der Kolonie gebildet. Die schon längst bestehende Ansicht, daß gewisse Theile Südafrikas, namentlich die Stormberg-Kette an der Ostgrenze der Kolonie, sehr reich an Kohlen seien, ist in letzter Zeit durch kompetente Geologen bestätigt worden. Eine richtige Ausbeutung dieser Lager könnte das Kapland von der englischen Zufuhr ganz unabhängig machen. Die eine Gesellschaft scheint sich die Bearbeitung der Minen von Molteno und Paardekraal zum Ziele gesetzt zu haben, die andere diejenige des nahen Lagers von Cvtergat. Molteno ist eine kleine, erst 6 Jahr alte Stadt, welche mit East London durch eine Eisenbahn in Verbindung gesetzt wird. Die Molteno-Kohle wird in der Stadt in Fabriken wie in Haushaltungen bereits viel benutzt; die von Paardekraal ist geringer, dagegen die von Cvtergat der besten Süd-Walliser angeblich gleich. Die Molteno-Mine schätzt man auf 500 000 Tonnen; die Paardekraal-Mine 'umfaßt über 6000 Acres und ihr Hauptlager ist $2^1/_2$ Fuß dick. Außerdem findet sich bei Molteno Eisenerz, welches der Ausbeutung werth ist.

— Nach Afrika wird sich im kommenden April auch eine **russische Expedition** unter Leitung des Marineoffiziers von **Rogozinski** begeben, welche von der Stadt Victoria am Cameruns-Gebirge aus in das Innere vordringen will, nachdem sie mit den Küstenbezirken eine wissenschaftliche Station zurückgelassen hat. Der Platz ist insofern gut gewählt, als das Unbekannte von da aus in kürzester Zeit erreicht werden kann. Zunächst ins Auge gefaßt ist die Aufsuchung der Quellen des Alt-Calabar, dann die Erreichung des von Rev. Kölle erkundeten Landes Bajong (unter 6° nördl. Br.) und zwischen 12° und 13° östl. L. (Gr.) und des Liba-Sees.

— Die englische Firma Mesters. For Brothers sendet Ende Januar Ingenieure nach der **Goldküste**, welche dort die Trace einer leichten **Eisenbahn** vom Meere nach den Goldminendistrikten von Wassaw vermessen sollen. Dieselbe berührt die Gebiete der Gesellschaften Tacquah, Effiuenta, African Gold Coast Co., The Gold Coast Mining Co., der französischen Abosso-Compagnie 2c. und wird ein an Gold, Palmöl, Kautschuk u. s. w. reiches Land erschließen.

— In Bd. 39, S. 319 erwähnten wir kurz Dr. **Bayol's**, eines Franzosen, Reise nach **Futa Djallo** (dies die richtige Schreibart nach Bayol selbst) an den Quellen des Bafing oder Senegal (Bafing bedeutet nach Gallieni „Schwarzer Fluß"; Bachoy, wie ein anderer Quellfluß des Senegal heißt, „Weißer Fluß" und Ba-ule „Mother Fluß"). Derselbe hat am 5. April 1881 im Auftrage der Regierung Frankreich verlassen und ist am 4. Januar 1882 in Bordeaux wieder gelandet. Seine Landreise trat er am 17. Mai von Bole am Rio Nuñez an (mündet zwischen den Bissagos-Inseln und Sierra Leone), von wo auch René Caillé 1827 zu seiner großen Reise nach Timbuktu aufgebrochen war. Gleich zu Anfang traf den Reisenden das Mißgeschick, daß sein Astronom Billet und der Topmesser Mouñier umkehren mußten. Er durchzog sodann ein sehr malerisches und fruchtbares Land, wo europäische Faktoreien nach seiner Ansicht gut gedeihen könnten. Trotzdem im Futa Djallo zwei Herrscher, mit dem Titel Almami, neben einander existiren, wußte sich Bayol doch mit beiden gut zu stellen und schloß mit ihnen einen Vertrag, durch welchen das Land dem französischen Handel geöffnet und an Frankreich verschiedene Gebietstheile abgetreten werden — wobei es allerdings fraglich ist, ob dieselben dem Abtretenden überhaupt gehört haben, worauf es ja bei solchen Verträgen nicht besonders viel ankommt. (Daß auch die Engländer mit dem Almami Ibrahima einen Vertrag abgeschlossen haben, wurde S. 61 des vorigen Bandes erwähnt.) Einen Besuch der etwa zwei Breitengrade südlicher gelegenen Nigerquelle gestatte indessen der Almami dem Franzosen nicht. Am 30. August trat derselbe den Rückweg nach Norden an, begleitet von fünf Abgesandten des Almami, durchzog nicht ohne Hindernisse das Land der Malinke, welche die erklärten Feinde der Timbo-Leute sind, und erreichte glücklich Medina und St. Louis. Die Afrikaner ließen sich überreden, die Fahrt nach Bordeaux und Paris zu wagen und die Wunder der Civilisation kennen zu lernen. In Bordeaux scheint ihnen das Ballet vorzüglich gefallen zu haben; denn das Bulletin der dortigen Société de Géographie Commerciale (1882, Nro. 2), welchem Obiges entnommen ist, berichtet, daß der erste Gesandte in seinem Entzücken „à la Française" applaudirt habe, was ihm wiederum den Beifall der Zuschauer eingetragen, ja daß er nach Schluß der Vorstellung sich auf die Bühne begeben und der Prima Ballerina ein Bouquet überreicht habe. Im Eisenbahnwaggon fließen die Herren Gesandten ein Freudengeschrei aus. Uns mag dieses Gethue mit Halbbarbaren etwas abgeschmackt erscheinen; wenn Frankreich jedoch damit sich Futa Djallo wirklich eröffnet, soll es uns im Interesse der Wissenschaft freuen. Zur selben Zeit (10. Juli 1881), als Dr. Bayol in Timbo weilte, schloß übrigens der Almami Amadu mit M. Victor Gaboriaud einen Vertrag ab, worin er dem M. Aimé Olivier, dem Auftraggeber Gaboriaud's, die Erlaubniß zum Bau einer Eisenbahn durch sein Land und zur Anlage von Faktoreien ertheilt, Landschenkungen macht, ihm die nöthigen Arbeiter zu stellen verspricht.

— Die Arbeiten der Franzosen für die sogenannte **Senegal-Bahn** nehmen ihren Fortgang, wenn auch nicht in dem Umfange, wie man noch im vorigen Sommer gehofft hatte (l. „Globus" XL, S. 128). Wegen des in St. Louis herrschenden gelben Fiebers hielt man es nicht für rathsam, eine so große Expedition, wie sie für die Erbauung eines Forts jenseit Kita, auf der Wasserscheide zwischen Senegal und Niger, und für die Errichtung eines Etablissements am Niger selbst erforderlich schien. Als die Seuche nachgelassen hatte, verließ der Chef der neuen Expedition, Oberst Borgnis-Desbordes, am 20. September St. Louis und einen Monat später folgten die übrigen Theilnehmer. Der Oberst denkt sein Hauptaugenmerk in Chay unterhalb Medina aufzuschlagen, wo er am 10. November per Dampfer anlangte, und von wo die Bahn beginnen soll. Die Kapitäne Henry und de Gabory werden geodätische Arbeiten ausführen, der Ingenieur Arnaudeau die endgültige Trace der Bahn feststellen. Kapitän Delanoeen nebst drei Marineoffizieren den Lauf des Bachoi, des mittlern Quellflusses des Niger, erforschen. Die dem Bahnbau werden übrigens außer zahlreichen Marokkanern auch Chinesen verwendet werden, von denen bereits mehrere Hundert von Saigon her am Senegal angekommen sind.

Inhalt: Belgische Skizzen. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Gustav Nachtigal's Reisewerk. II. (Mit einer Abbildung.) — Dr. Richard Greeff: Die Insel Rolas. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaction 25. Januar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen. 1) Literarische Anzeige Nr. 8. — 2) **Prospect der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart: „Der Orient" von Dr. Johannes Baumgarten.**

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

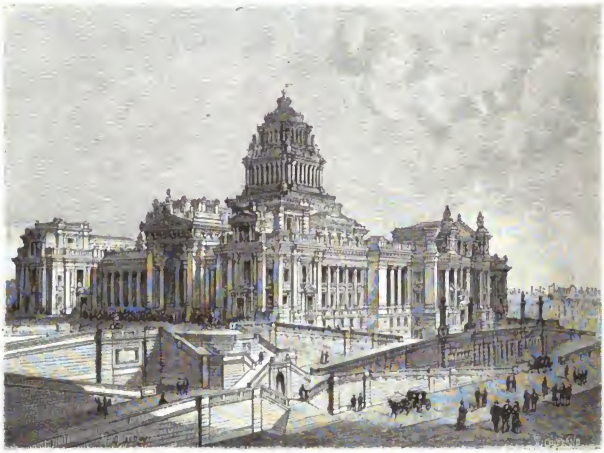
III.

Während der ersten zehn bis fünfzehn Jahre der neuen Aera hatte es den Anschein, als ob die Hauptstadt der belgischen Monarchie den Charakter provinzialer Ruhe, der ihr seit dem Anfange des Jahrhunderts schon eigen war, auch beibehalten werde. Der von den alten Adelsfamilien des Landes gemiedene, aus ziemlich heterogenen Elementen zusammengesetzte Hof war nicht im Stande, durch Luxus und Geldaufwand dem bürgerlichen Brüssel das Gepräge einer Haupt- und Residenzstadt zu geben. Die älteren Einwohner der Stadt erinnern sich noch gar wohl der Zeit, da die Paläste des Adels, nur von den Kastellanen bewacht, mit alle den reichen Kunstsammlungen, die sie enthielten, verschlossen dastanden, weil die Besitzer, die sich nicht in die neue Ordnung der Dinge zu finden vermochten, in der Zurückgezogenheit ihrer entlegenen Landgüter lebten. Die sichtlich fortschreitende Konsolidirung des konstitutionellen Systems einerseits, andererseits aber der Trieb der Selbsterhaltung, veranlaßte schließlich die Mißvergnügten, aus ihrer Reserve hervorzutreten, und wieder nach Brüssel überzusiedeln; fast gleichzeitig damit begann auch, durch das wachsende Vertrauen des Volkes hervorgerufen, die naturgemäße Centralisirung der verschiedenartigsten Interessen und Elemente des Landes in der Hauptstadt und die ungeahnt rasche Vergrößerung und Veränderung derselben. Zunächst war es die Oberstadt, die sich mit dem vornehmen Quartier Leopold und einer Anzahl schnell emporwachsender großer Straßen ausbreitete; bald aber wurden auch nach allen anderen Seiten hin die Boulevards, die alten, zu baumbepflanzten Promenaden umgeschaffenen Befestigungswerke der Stadt, durch die neuen Vorstädte weit überschritten. Die gesunde, nur dem wirklichen Bedürfniß entsprechende Thätigkeit jener Zeit hat seitdem schon mehrmals Perioden einer fieberhaften, zum Theil spekulationssüchtigen Baulust weichen müssen, die der Stadt von Jahr zu Jahre mehr den Charakter einer modernen Großstadt aufgeprägt haben. Befinden sich unter den im Laufe dieser letzten Jahrzehnte entstandenen unzähligen Neuschöpfungen der Brüsseler Architektur gar viele Bauten von hervorragender Bedeutung und künstlerischem Werthe, so gipfeln sie doch alle, in Bezug auf Großartigkeit der Konception wenigstens, in dem jüngsten Monumentalbau Brüssels, dem neuen Justizpalaste, der, im Jahre 1866 begonnen, eigentlich zur Jubelfeier der Monarchie im September 1880 vollendet sein sollte, mit dessen innerm Ausbau man jedoch zur Stunde noch beschäftigt ist. Das kolossale, zum Theil auf gewaltigen Substruktionen ruhende Gebäude bildet ein Rechteck von 180 m Länge und 170 m Breite; auf großartigen Treppen steigt man aus den tiefer gelegenen Stadttheilen zu ihm empor. In strenger Anlehnung an griechisch-römische Muster, mit sorgfältiger Vermeidung der Bogenlinien und jeglichen leichtern Schmuckes aufgeführt, soll der mächtige Bau nach der Absicht seines Schöpfers Poelaert durch die klassische Ruhe und Strenge seiner Formen den ernsten Zweck versinnbildlichen, dem er zu dienen bestimmt ist. In wie weit diese Absicht erreicht worden ist,

Digitized by Google

darüber gehen die Meinungen faſt ebenſoweit auseinander, wie über die künſtleriſche Berechtigung und die Schönheit des Ganzen. Die Zahl der unbedingten Bewunderer iſt groß, größer aber vielleicht noch die Menge derer, denen der ſteife Bau mit ſeinen unzähligen Säulen, ſeiner ſchweren, maſſigen Gliederung, ſeinem geradlinig abgeſchloſſenen, von koloſſalen Pilaſtern eingefaßten, beinahe 100 Fuß hohen Portal den unabweisbaren Eindruck einer grandioſen und zu ihrer Umgebung in ſeltſamem Mißverhältniß ſtehenden Theaterdekoration macht.

Unglaublich lebensvoller und dem Weſen des Landes und Volkes noch heute durchaus entſprechend erſcheinen die alten Bauten, die den großen Marktplatz zieren und ihn zu einem der ſchönſten mittelalterlichen Plätze machen, die wir beſitzen. Da iſt zunächſt das Rathhaus, deſſen vier Flügel von 60 reſp. 50 m Länge einen rechteckigen innern Hof umſchließen. Die dem Markte zugewendete gothiſche Façade zeigt unten einen aus 17 Spitzbogen beſtehenden Portikus, darüber zwei Stockwerke mit je 20 mäßig hohen, rechteckigen Fenſtern. Die feine, oft mit zierlicher Goldſchmiedearbeit verglichene, bis ins kleinſte Detail ſauber und künſtleriſch ausgeführte Skulptirung dieſer ganzen Fläche mit ihren Erkern, Sparrenköpfen und Niſchen, ihren zahlreichen von kunſtvollen Baldachinen überwölbten Steinbildern, ihrer vielfachen Vergoldung wird mit Recht zu den Wunderwerken niederländiſcher Kunſt gezählt. Ein krenelirtes Geländer umgiebt das hochaufſtrebende Dach, das mit vier Reihen von Fenſtern geziert iſt; an den Ecken erheben ſich vier achteckige, ſpitz zulaufende und von je zwei Gallerien umzogene Thürme. Der 114 m hohe, ſeltſamerweiſe nicht

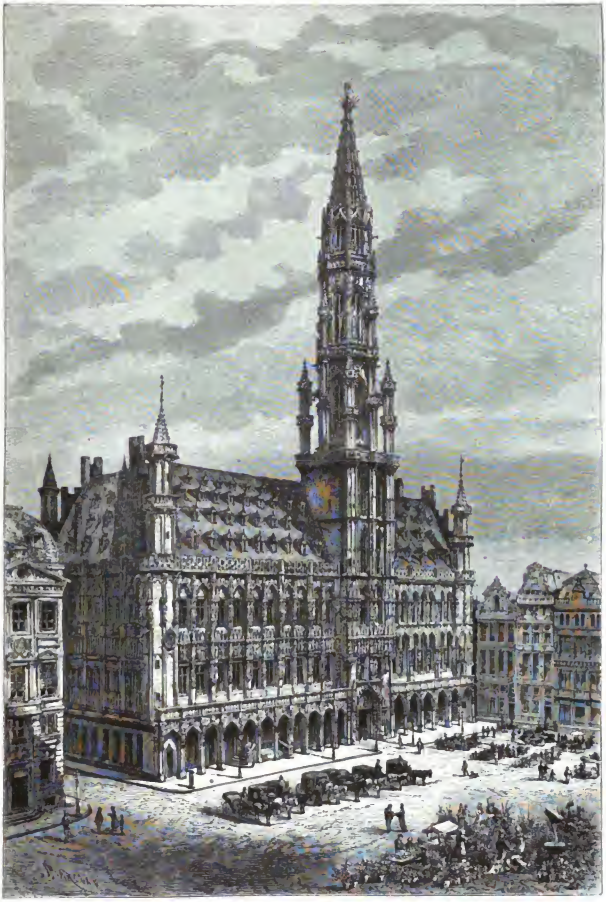


Der neue Juſtizpalaſt in Brüſſel. (Nach einer Photographie.)

in der Mitte des Gebäudes ſtehende Thurm iſt bis zur Höhe des obern Dachrandes viereckig, dann ſteigt er in polygoner Form und in mehreren zierlichen Etagen ſich verjüngend zu der fein durchbrochenen Spitze empor, die von einer fünf Meter hohen, in Erz gegoſſenen und ganz vergoldeten Statue des Erzengels Michael gekrönt wird, einem im Jahre 1454 entſtandenen Werke Martins von Rode.

Sehr ſpärlich ſind die Nachrichten, die wir über die Entſtehung des Rathhauſes ſowie über die Perſon ſeines Erbauers beſitzen. Daß es in den erſten Jahren des 15. Jahrhunderts begonnen worden iſt, ſteht feſt; der Name des Erbauers ſoll nach Einigen verloren gegangen ſein; Andere bezeichnen als denſelben Jakob van Thienen und Jan van Ruysbroek. Mit Beſtimmtheit weiß man von dem Letztern nur, daß er den Thurm gebaut hat, an deſſen einem untern Gewölbebogen ſein Standbild angebracht iſt. Die auffallende Stellung des Thurmes hat Veranlaſſung zu einer im Brüſſeler Volke fortlebenden Sage gegeben, derzufolge der Baumeiſter aus Verzweiflung über dieſen Fehler ſeines Werkes ſich an einem der untern Pfeiler erhängt haben ſoll. Eine genaue, vor wenigen Jahren von Schayes ausgeführte Unterſuchung hat aber ergeben, daß die beiden durch den Thurm getrennten Theile des Gebäudes zu verſchiedenen Zeiten entſtanden ſind, und daß der Thurm urſprünglich in der gebräuchlichen Weiſe

Digitized by Google



Das Rathhaus und der alte Markt in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

am Ende des ersten Baues, des rechten Flügels nämlich, gestanden hat. Eine auffallende Verschiedenheit zwischen den Arkaden des rechten und des linken Flügels kennzeichnet den erstern als den ältern Theil und läßt über die Richtigkeit dieser zuerst bestrittenen Annahme keinen Zweifel mehr walten.

Die bei weitem nüchternere Rückseite des Gebäudes stammt aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, aus derselben Zeit auch die beiden großen Brunnen im innern Hofe. Ein Schatz von älteren und neueren Bildern, Wand- und Deckengemälden und gewirkten Tapeten macht auch das Innere des herrlichen Gebäudes zu einem interessanten Studium. In dem großen Saale, der Salle du Conseil, fand im Jahre 1568 die Verurtheilung der Grafen Egmont und Hoorn statt; in dem dem Rathhause gegenüberliegenden sogenannten Brodhause, auch Maison du Roi genannt, brachten sie die Nacht vor ihrer Hinrichtung zu, und sollen sie, um eine mögliche Befreiung durch das Volk zu verhindern, von dem Balkon des Hauses zu dem auf dem Markte errichteten Schaffot geführt worden sein. Das Brodhaus, das, im Anfange des 16. Jahrhunderts in theils gothischem, theils Renaissancestyl errichtet, ehedem zur Zierde des Marktes beitrug, war später bei einer im Jahre 1767 ausgeführten Erneuerung durch Aufsetzen eines schweren Mansardendaches gänzlich verunstaltet worden; jetzt ist man damit beschäftigt, den Fehler wieder gut zu machen und ihm seinen alten gothischen Giebel wiederzugeben.

Sehr bemerkenswerth und durch die Pracht ihrer bunten, zum Theil barocken Façaden das eigenartige, heitere Ansehen des Marktplatzes noch erhöhend, sind die alten

Blick auf die Täcker von Brüssel. (Nach Photographien.)

Zunfthäuser, welche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie wenige Jahre nach der Beschießung unter Ludwig XIV. theilweise zerstört worden waren, renovirt oder auch neu aufgebaut wurden. Die hohe Bedeutung des alten Brüsseler Bürgerthumes tritt uns aus dem reichen, vielfach vergoldeten Skulpturenschmuck der seltsamen Bauwerke entgegen, deren jedes das Emblem der Zunft stolz an der Stirn trägt. Besonders hervorragend sind der Schwan, das Haus der Fleischer, dessen Dach von einer äußerst kunstvoll gearbeiteten, reich durchbrochenen Gallerie umgeben ist; das Haus der Brauer, auf dem sich das Reiterstandbild des Prinzen Karl von Lothringen erhebt; das Buchdruckerhaus, das mit einer Masse von Vasen und Medaillen, sowie mit den Bildnissen der Erfinder und Förderer der Buchdruckerkunst geschmückt ist; der Fuchs, das alte Haus der Krämer, mit dorischen Säulen und symbolischen Figuren, welche die vier Erdtheile darstellen sollen; die Wölfin, das alte Haus der Bogenschützen, so benannt nach einer Gruppe der von der Wölfin gesäugten einstigen Gründer Roms; römische Kaiser und vier große symbolische Figuren, die Wahrheit, die Lüge, der Friede und die Zwietracht, bilden den schweren, zu massiv wirkenden Schmuck dieses ältesten unter den Zunfthäusern. Ebenso eigenartig wie lustig ist dagegen der Anblick, den das Haus der Schiffer gewährt, dessen Giebel das Hintertheil eines großen, reich mit Emblemen, Tritonen, Matrosen

Digitized by Google

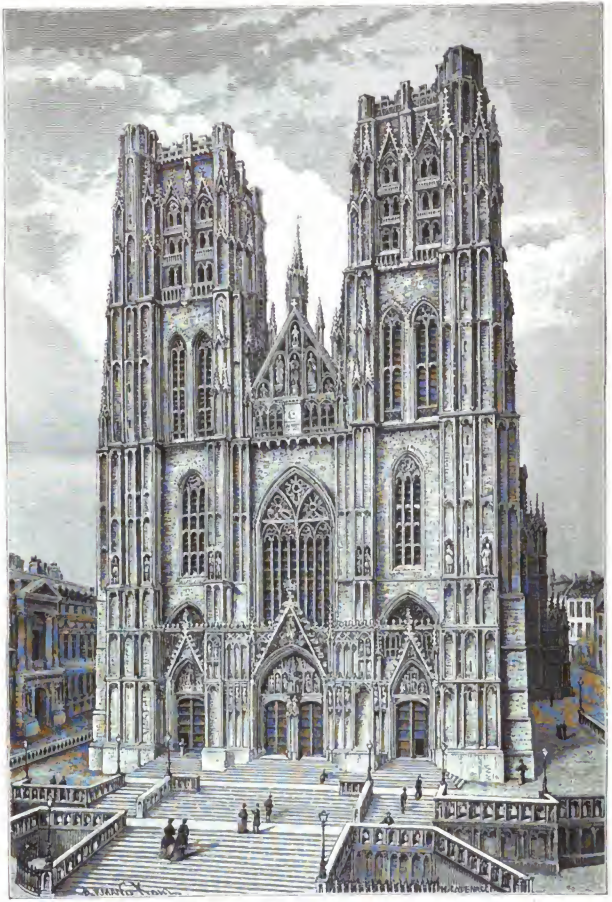
und abenteuerlichen Meerthieren geſchmückten Schiffes darſtellt.

Die maleriſche Schönheit des Brüſſeler Marktes kommt erſt durch die Staffage der bunten Menge, die ihn unaufhörlich belebt, zur vollen Geltung; die Blumenverkäufe und Ausſtellungen, die ſtets reich beſuchten Vogel- und Hundemärkte, die an jedem Sonntagmorgen hier abgehalten werden, gewinnen ihrerſeits durch die reiche Umgebung eine eigene Bedeutung; vollkommen in das Mittelalter aber glaubt man ſich zurückverſetzt, wenn auf dieſem Hintergrunde die feſtlichen Aufzüge, von denen oben ſchon die Rede geweſen iſt, ihr Gepränge an bunten, mit reichem Goldſchmuck behängten Fahnen und Emblemen entfalten. Der Marktplatz iſt eben die Perle der Stadt; das empfindet ein Jeder, der von einem hochgelegenen Punkte, ſei es von dem Thurme des Palais des Muſées oder von dem des Rathhauſes, auf das Häuſergewirr Brüſſels hinabſchaut. Die neuen Boulevards mit ihren Prachtbauten, die alten mit ihren herrlichen Baumreihen, die Kuppeln und Thürme der zahlreichen Kirchen, die engen alten Straßen, der babyloniſche Bau des Juſtizpalaſtes, weiterhin der breite, zur Sambre führende Kanal mit ſeiner ſchier endloſen Einfaſſung von zum Theil alterthümlich gegiebelten Speichergebäuden und dem Zollamte, nach Süden hin deutlich erkennbar das Schlachtfeld von Waterloo mit ſeinen Denkmälern: das alles ſchweift der Blick nur, um unwillkürlich immer wieder zur Mitte der Stadt, zu der Umgebung des Marktes zurückzukehren.

Der Kanal und das Zollamt in Brüſſel.

Unter den Kirchen Brüſſels verdient die alte Kathedrale, Sainte-Gudule et Saint-Michel, beſondere Aufmerkſamkeit. Die beiden koloſſalen, leider unvollendet gebliebenen viereckigen Thürme des in der Nähe des Parks belegenen Bauwerks ſind ſchon aus weiter Entfernung ſichtbar. Schon vor ihrer Erbauung, die gegen das Ende des 12. Jahrhunderts begonnen wurde, ſoll auf derſelben Stelle ein älteres Gotteshaus geſtanden haben. Bis zum Jahre 1653, wo die letzte große Kapelle angebaut wurde, dauerte der oft unterbrochene Bau, und ſo haben denn auch die verſchiedenen großen Kunſtepochen jener langen Zeit bei der Geſtaltung dieſes mächtigen Denkmals mittelalterlicher Architektur mitgewirkt. Einige Theile des Chorumganges weiſen den gemiſchten Uebergangsſtyl des ſpäten 12. Jahrhunderts auf, der übrige Chor, das Querſchiff, die Arkaden des Mittelſchiffes und das ſüdliche Seitenſchiff ſind im frühgothiſchen Styl erbaut; das nördliche Seitenſchiff, die Gewölbe und die Fenſter des Mittelſchiffes datiren aus dem Ende des 14. und dem Anfange des 15. Jahrhunderts; die weſtlichen Thürme endlich aus dem Ende des letztern. Die Façade, zu der eine breite Freitreppe hinaufführt, nähert ſich mehr der deutſch-gothiſchen als der franzöſiſchen Architekturform. Hervorragend durch außergewöhnliche Schönheit ſind die Glasmalereien der Kirche, einige darunter ſchon aus dem 13. Jahrhundert ſtammend, andere von Bernard van Orley im Auftrage Karl's V. und der vier anderen mächtigſten katholiſchen Fürſten gemalt und zu Ehren mehrerer wunderbarer Hoſtien

Digitized by Google



St. Gudula zu Brüssel. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

dem Gotteshause geschenkt. Die anderen Kunstschätze der Kathedrale, alte Bilder, Statuen und schöngeschnitzte Beichtstühle worden jedoch alle durch den Hauptschatz, die herrliche Kanzel von H. Verbruggen, verdunkelt. Im Jahre 1699 von diesem feinerzeit berühmtesten Holzschnitzer verfertigt, stellt sie in ihrem untern Theile die Vertreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese vor; der zürnende Erzengel Michael bildet den Mittelpunkt des lebensvollen Bildes, auf der einen Seite flüchtet das schuldbewußte Menschenpaar vor dem sie verfolgenden Tode, auf der andern rankt sich, von allerlei Gethier belebt, das üppige Laubwerk des Paradiesgartens; darüber, auf der Mondsichel stehend und vom Banne des Lebens getragen, die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, das mit dem Kreuze der Schlange den Kopf zerstößt. — Das herrliche Kunstwerk gehörte früher der Jesuitenkirche in Löwen an.

Die Insel Rolas.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

III.

Was den Vegetationscharakter und die Vertheilung der Vegetation über das Eiland im Allgemeinen betrifft, so wird die Strandzone fast ringsum von Kokospalmen eingenommen, zwischen denen sich an einigen Stellen kleine Wälder von Pandanen oder andere Gruppen von höheren Bäumen finden. Auf diese Strandzone folgt nach innen überall der eigentliche Wald, entweder wie an dem bei weitem größten Theil des Umfanges dichte Urwaldvegetation, die Art und Kultur noch gar nicht oder kaum berührt haben, oder gelichteter Wald mit Kakao-Kulturen. Einer der merkwürdigsten Urwaldbestände von Rolas, der mir auch in faunistischer Hinsicht wegen der darin hausenden ungeheuern Schwärme von Flug- oder Flederhunden, den sogenannten Vampyren, interessant war, und den ich deshalb wiederholt durchkreuzte, liegt in der Südwestecke der Insel. Er wird nördlich begrenzt von einer größern Lichtung, durch welche der westliche Arm der oben erwähnten Querstraße zur Praia Pombo führt, und östlich von dem Südthigel. Wenn man in diesen Wald eintritt und die Barren, die sich durch ungehanene und umgefallene Stämme und wildes Strauchwerk gleich am Saume entgegenthürmen, überstiegen hat, wird man plötzlich von einem tiefen Waldesdunkel empfangen, das einen überraschenden Gegensatz zu der Lichtfülle draußen bildet. Die Kronen der hohen Bäume stoßen so dicht zusammen, daß nur hier und dort ein Sonnenstrahl glitzernd durch das grüne Laubdach einzudringen vermag. Dem natürlichen Charakter des tropischen Urwaldes entsprechend, finden sich in ihm Bäume und Sträucher der verschiedensten Art vereint und in der verschiedensten Größe. Zwischen Baumriesen von stannenerregender Höhe und ungeheuerm Stammumfang stehen jüngere Bäume in allen Abstufungen und unter ihnen, fast den größten Theil des Waldes einnehmend, das dichte üppig wuchernde Unterholz und Strauchwerk. Viele der Bäume, namentlich die größeren, sind von den merkwürdigen Schlingpflanzen, den Lianen, umstrickt und oft so dicht, daß man von dem eigentlichen Baumstamm kaum noch etwas zu erblicken vermag. In den Gipfeln schlingen sie sich von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, das ohnehin dichte Laubdach noch undurchdringlicher machend, oder sie hängen in unendlich langen, schiffstaudicken Ranken zur Erde nieder, um hier alsbald wieder Wurzel zu schlagen und fortwuchernd auch den Boden mit einem dichten Netzwerk zu überziehen und auf ihrem Wege an anderen Baumstämmen aufs Neue in die Höhe zu klettern. Zieht oder rüttelt man unten an einer solchen Lianenranke, die gleich einem Glockenstrang vom Thurme herabhängt, so antwortet hoch oben ein unheimlich knisterndes Geräusch und oft stürzt der ganze Strang mit dem von ihm umstrickten dürren und grünen Gezweig krachend zur Erde nieder. Daß das Einhalten einer bestimmten Richtung in diesem Walde, will man sie nicht mit Gewalt durch Hinwegräumung der Hindernisse erzwingen, ein Ende hat, ist natürlich; man muß, den Kompaß in der Hand, kreuz und quer sich durchwinden, über umgefallene und vermodernde Stämme klettern, durch das junge aufstrebende Holz dringen, dann über die hier, wie sonst überall auf der Insel, zerstreuten Lavablöcke steigen und endlich noch durch das dichte Gewirr der herunterhängenden Lianen und das den Boden überstrickende Rankennetz derselben, in das der Fuß fortwährend eingleitet, fortzukommen suchen.

Schon bei meinem ersten Besuch dieses Waldes war mir in der erwähnten nördlich ihn begrenzenden Lichtung der durchdringende und widerliche moschusartige Geruch der dort hausenden Flieder- oder Flughunde, der sogenannten Vampyre[1]), entgegengekommen, der beim Eintritt in den Wald immer stärker wurde. Zu gleicher Zeit hörte ich Augenm aus den Gipfeln der Bäume ein vielstimmiges Kreischen und Quaken hervorgehen. Aber so sehr ich mich bemühte, konnte ich keins der Thiere erkennen; ich sah nur hoch oben in den dichten, glitzernden Laubdach verworrene Gestalten sich herumbewegen. Endlich erreichte ich eine durch umgestürzte Baumstämme entstandene kleine Lichtung und konnte nun deutlich die Thiere in den Bäumen umherkriechen oder mit ihren Krallen an den Zweigen hängen sehen. Auf einen Schuß sah ich zwei derselben stürzen, eins indessen fiel in einen tiefer stehenden Baum und klammerte sich hier noch wahrscheinlich mit seiner großen Daumenkralle fest. Alsbald aber nach dem Schusse erhob sich ringsum ein merkwürdiges und fast unheimliches Geräusch, ein immer mehr anschwellendes Flattern und Schwirren, als ob ein Gewitittersturm durch die Gipfel der Bäume brause. Tausende von Vampyren, in ihrer Größe und ihrem Fluge den Eulen ähnlich, flogen die Luft erfüllend aufgeschreckt von allen Seiten herbei. Ich wurde an die Harpyien-Sage erinnert, die wohl ohne Zweifel derartigen Thieren, die sich zudem durch große Gefräßigkeit und eine höchst seltsame

[1]) Auf Rolas und S. Thomé werden diese Thiere „os Vampejros“ genannt, auch sonst wohl die Pteropinen, die Flug- oder Flederhunde im Allgemeinen als Vampyre bezeichnet, obgleich dieser Name eigentlich nur gewissen karnivoren Fledermäusen, namentlich den blutsaugenden Phyllostomen oder Blattnasen, zukommt. Die Flughunde ernähren sich ausschließlich von Früchten.

Digitized by Google

Gestalt auszeichnen, ihre Entstehung verdankt [1]). Ich schoß noch einmal mitten in einen Schwarm und sah wiederum zwei Thiere fallen, aber ohne ihrer habhaft werden zu können, da sie sich wahrscheinlich abermals an Zweigen festgeklammert hatten. Das Schwirren und Flattern brauste aufs Neue und verstärkt auf und erst allmälig kehrten die Thiere in die Bäume zurück, aber nun begann in den aufgeregten Scharen ein wahrhaft betäubendes Schreien und Quaken, das nicht enden wollte.

Die von mir auf Rolas beobachtete Art der Pteropinen oder Flughunde ist **Cynonycteris stromineus**, der Palmenflughund, der im mittlern Afrika eine sehr weite Verbreitung zu haben scheint, und den ich auch sehr häufig auf S. Thomé, aber niemals in jenen ungeheuern Schwärmen, wie in Rolas, antraf. Sie leben ausschließlich von Früchten, Bananen, Mongos, besonders lieben sie den Mamão (Melonenbaum), und die feine Abacate, aber trotz ihrer großen Gefräßigkeit und trotzdem sie hin und wieder arge Verwüstungen in den Obstbäumen anrichten, läßt man sie unbehelligt und an der überreichen Tafel, die die Natur hier täglich neu aufdeckt, mitzehren. Eine interessante Beobachtung über die Palmenflughunde von Rolas, die ich während meines Aufenthaltes hier fast täglich machte, will ich noch kurz erwähnen. Wie alle Fledermäuse sind auch die Palmenflughunde nächtliche Thiere, die während des Tages in dichten dunkelen Wäldern sich versteckt halten und in den Gipfeln der Bäume umher kriechen oder schlafend an den Zweigen hängen. Erst in der Dämmerung verlassen sie ihre Schlupfwinkel um nach Nahrung umherzufliegen. In Rolas erhoben sich an jedem Abend fast minutengenau zu derselben Zeit [2]) von der Südwestseite der Insel ungeheure Schwärme von Flughunden, die alle nach Nordwesten über den Meereskanal S. Thomés zuflogen. Sie bildeten stets einen langen Zug, der in der Regel den ganzen Kanal überdrückte, und oft, wenn die vordersten schon im Yago von S. Thomé eingefallen waren, sah man noch immer neue Scharen in Rolas aufsteigen. Am folgenden Morgen waren sie regelmäßig wieder in den Wäldern von Rolas.

Die Thierwelt von Rolas zeichnet sich im Allgemeinen nicht durch Mannigfaltigkeit und Glanz der Formen und Farben aus, wie wir sie sonst in den Tropengegenden des Festlandes zu erblicken gewohnt sind. Das afrikanische Festland beherbergt fast aus allen Gruppen des Thierreichs eine unendlich viel reichere Fauna als seine Inseln, und der Abstand in dieser Richtung ist vielleicht um so größer, je weiter jene von der Küste entfernt liegen. Aber zu gleicher Zeit wächst mit der größern Abgeschlossenheit und Selbständigkeit dieser insularen Fauneng ebiete das wissenschaftliche Interesse für dieselben und ersetzt reichlich den Mangel an Mannigfaltigkeit. Keine Inselgruppe aber ist vielleicht in dieser Beziehung bedeutungsvoller als gerade die der Guinea-Inseln. Wie zu einer submarinen Gebirgskette gehörig, ziehen sich diese Inseln von dem mächtigen Cameruns-Gebirge an, das in geologischer Hinsicht zu ihnen zu gehören scheint, fast in gerader Linie über Fernando Po, Principe, S. Thomé, Rolas und Annobom nach Südsüdwest durch den Golf von Guinea hin. Alle sind vulkanischen Ursprungs, in ihrem Aufbau und ihren übrigen geologischen Charakteren, ihren klimatischen und Bodenverhältnissen ꝛc. übereinstimmend, alle mit reicher üppiger Vegetation erfüllt, aber jede dieser Inseln stellt ein mehr oder minder selbständiges Faunengebiet dar, das sowohl in seinen engeren und weiteren Anschlüssen an andere, oft weit entfernte, Faunengebiete als namentlich auch in der Eigenart und dem oft völlig isolirten Auftreten einzelner Formen oder Formengruppen etwas, möchte ich sagen, Geheimnißvolles an sich trägt. Jedenfalls eröffnet sich hier noch, meiner Ueberzeugung nach, der Zukunft ein reiches und vielleicht für manche wichtige Frage fruchtbringendes Feld wissenschaftlicher Forschung.

Rolas kann selbstredend eine solche Selbständigkeit für sich nicht beanspruchen, seine Fauna schließt sich vielmehr eng an diejenige der benachbarten Hauptinsel S. Thomés an. Daß auf dieser als auf der bei weitem größern zum Theil hoch gebirgigen und sehr flußreichen Insel, die somit reichere und weiter ungrenzte Lebensbedingungen bietet, die Thierwelt viel mannigfaltiger auftritt, als auf unserm Eiland, ist ebenfalls natürlich. In Rücksicht auf die herrschende Wind- und Stromrichtung und den von mir in Bezug hierauf gemachten Beobachtungen erscheint auch eine Uebertragung der Thierformen, abgesehen von der durch den menschlichen Verkehr hergestellten, viel leichter und sicherer von Rolas nach S. Thomé als umgekehrt.

Außer den eben erwähnten Palmenflughunden und einigen kleinen Arten von Fledermäusen besitzt Rolas kein einziges wild lebendes Säugethier, das als hier ursprünglich heimisch angesehen werden könnte. Leider sind auch hier, wie in S. Thomé, durch Schiffe die Ratten eingeschleppt worden, die ziemlich zahlreich sowohl die Wanderratte wie die Hausratte neben einander die Wälder bewohnen. Im Innern der Insel, namentlich in den dichten, fast undurchdringlichen Wäldern des Nord- und Südhügels leben seit längerer Zeit völlig verwilderte Schweine, die von den abfallenden Früchten, von Kräutern und Wurzelwerk sich ernähren, aber auch, ebenso wie die Ratten, an den Kakao-Pflanzungen vielen Schaden anrichten. Auch leben auf diesen Hügeln, wie ich gleich hinzubemerken will, Scharen ebenfalls völlig verwilderter Hausthühner, auf die zeitweise Jagd gemacht wird. Auf meinen Streifzügen durch die Insel hörte ich häufig das laute Krähen der Hähne aus den dicht bewaldeten Höhen hervortönen.

Die auffallendsten Vögel der Insel, die ihr auch den Namen gegeben haben, sind die wilden Tauben, die in drei verschiedenen Arten, darunter die prächtige Papageitaube, in ungeheurer Menge das Innere der Insel bevölkern. Außerdem tritt ein anderer Vogel durch seinen überall vernehmbaren lauten etwas elegischen Flötenton und durch sein überaus glänzendes Gefieder hervor, der „Ossobo", Goldkuckuck (Chrysococys auratus), der auch die Wälder von S. Thomé äußerst zahlreich bewohnt. Ueberraschend für die Aequatorialgegend ist der in den Wäldern überall erschallende vielstimmige Gesang der zahlreichen kleineren Singvögel, von denen einige noch so harmlos sind, daß man sich ihnen bis auf wenige Schritte nähern kann. Oft, wenn ich ihren Lockton nachahmte, sah ich sie plötzlich aus dem Gebüsch hervorstürzen und sich keck gerade vor mich hinsetzen, durch allerlei Bewegungen und Töne ihre gereizte Stimmung offenbarend. Auch der Ossobo antwortet alsbald und folgt dem Lockenden oft lange Zeit, aber immer in scheuer, angemessener Entfernung, ähnlich wie unser Kuckuck. Der Strand wird von zahlreichen größeren und kleineren Seevögeln belebt, die sich namentlich zur Ebbezeit auf den Klippen nach Nahrung suchend umhertreiben. Auch unter ihnen zeigten einige, und zwar treffliche Flieger, noch eine große Unbefangenheit dem Menschen

[1]) Im nordöstlichen Afrika, namentlich Aegypten, kommt eine dem Flughund von Rolas (Cynonycteris stromineus) nahe verwandte Art (Cynonycteris aegyptiacus, der Nilflughund) sehr häufig vor, der vielleicht als das Urbild der Harpyien anzusehen ist.

[2]) Ich erinnere daran, daß Rolas von der Linie geschnitten wird und daher hier beständige Tag- und Nacht-Gleiche herrscht.

Digitized by Google

gegenüber, indem sie, auf den Klippen sitzend, mich so nahe herankommen ließen, daß ich mit dem Stocke auf sie hätte schlagen können.

Von Reptilien fand ich auf der Insel nur eine giftlose Schlange, die in Afrika verbreitet ist und auch in S. Thomé vorkommt (Boodon capensis), und vier verschiedene Eidechsen, unter diesen eine sehr merkwürdige neue Gattung der Geckonen [1]). In den Monaten Januar, Februar, März wird die Küste von Rolas von zahlreichen Seeschildkröten besucht, die in dem weichen der Sonne ausgesetzten Sande des Strandes in von ihnen ausgescharrten und wieder zugedeckten Gruben ihre Eier legen. Wie an vielen anderen Küsten tropischer Gegenden wird auch auf Rolas diese Zeit zum Fang der Schildkröten benutzt. Die Thiere, die besonders Nachts behufs der Eiablage ans Land kommen, werden dabei überrascht, mit Hebeln auf den Rücken geworfen und so in einen völlig hülflosen Zustand versetzt, in welchem sie gekuhelt und lebend fortgetragen werden. Während meiner Anwesenheit wurden zwei riesige Schildkröten auf diese Weise erbeutet, die uns längere Zeit hindurch als Nahrung dienten, theils durch die sehr zahlreichen Eier, die sich noch in ihnen vorfanden, theils durch ihr schmackhaftes Fleisch, das in der verschiedensten Zubereitung auf den Tisch kam.

Von Amphibien findet sich auf Rolas, freilich ziemlich selten, ein Frosch (Arthroleptis calcarata), der zu den seltsamsten Thiererscheinungen des Eilandes gehört, für die ich vergeblich nach einer Erklärung oder, wenn ich so sagen darf, zoologischen Berechtigung gesucht habe, denn es fehlt hier sowohl an fließendem wie stehendem Wasser, in dem er die zu seiner Ausbildung unumgänglichen jugendlichen Metamorphosen abfolviren könnte. Die einzigen stehenden Gewässer, die ich auf der Insel fand, war das Regenreservoir in der Nähe des Wohnhauses, dem der ganze Bedarf an Süßwasser, auch das Trinkwasser zum Filtriren für die Bewohner entnommen wurde, und in dem sicher keine Froschlarven vorkamen, und eine durch Regen zusammengeflossene Wasserlache in der Tiefe des Kraters des Nordhügels, den ich aber auch vergeblich auf das Vorkommen der fraglichen Thiere durchsucht habe. Daß aber die Fortpflanzung und Entwickelung des Frosches von Rolas jedenfalls theilweise in die Monate Januar bis März, die Zeit meiner Anwesenheit, fällt, und daß dem Thiere auch seine andere außergewöhnliche Entwickelungsweise zukommt, bewiesen mir die auf einer Exkursion von Rolas nach dem Pogo von S. Thomé in einem durch den Regen stark mit Wasser gefüllten Stumpf wirklich aufgefundenen Larven desselben Frosches. Ich muß deshalb vermuthen, daß die ganze Entwickelung auch in feuchter Erde oder unter feuchtem Laube, das in den dichten Waldungen wohl sehr selten während der Regenzeit völlig austrocknet, zurückgelegt werden kann. Außer diesem Frosche fand ich von Amphibien noch eine schlangenartige hellgelbe Coecilie oder Blindwühle (Siphonops thomensis), die auch auf S. Thomé sehr verbreitet und eine diesen beiden Insein völlig eigenthümliche Thierform ist.

Von Landgehäuseschnecken habe ich auf Rolas nur drei Formen gefunden: eine davon, eine große Achatina-Art (Achatina sinistrorsa), die von den Negern gegessen wird, kommt auch in Principe und S. Thomé und die beiden anderen in S. Thomé vor.

Die Gliederfüßler bilden ohne Zweifel in faunistischer Hinsicht die interessanteste, und, wie natürlich, die an Formen reichste Thiergruppe der Insel. Fast die Hälfte der von mir aufgesammelten Arten ist neu. Ob von diesen einige Rolas eigenthümlich oder ob alle zu gleicher Zeit auf S. Thomé heimisch sind, müssen weitere Beobachtungen lehren. Jedenfalls sind die neuen Formen zum größten Theil auf Rolas und S. Thomé beschränkt. Andererseits ist von großem Interesse, daß manche der schon bekannten Arten, die ich auf diesen Inseln fand, nicht bloß an diejenigen der Westküste von Afrika sich anschließen, sondern auch an die Amerika's.

Eine Hauptrolle unter den Gliederthieren spielen die Landkrebse, die in ungeheurer Menge unser Eiland ebenso wie S. Thomé bevölkern und den Inseln ein eigenthümliches zoologisches Gepräge verleihen. Am häufigsten trifft man die eigentlichen Landkrabben und auch die größten Exemplare, deren Rückenschild oft zehn bis zwölf Centimeter breit ist und die sich durch eine lebhafte violettrothe Färbung auszeichnen, in den tiefer und feuchter gelegenen Theilen von Rolas in der Nähe des Strandes, namentlich in den Kokospalmen- und Pandanenwäldern. Das Erdreich ist hier vollständig unterminirt von ihren Löchern und Gängen, in die sie, sobald man sich ihnen nähert, mit großer Geschwindigkeit hineinhuschen. Werden sie überrascht und angegriffen, so setzen sie sich zur Wehr, indem sie, halb aufgerichtet, ihre sehr kräftigen Scheeren auseinandergesperrt erheben. Auch im Innern der Insel findet man sie allerwärts, unter Steinen, alten Baumstämmen oder in Erdlöchern. Außer diesen Landkrabben kommt nun, und fast noch häufiger, eine andere Form von Landkrebsen vor, nämlich Land-Einsiedlerkrebse. Ihre erste Entwickelung durchlaufen sie, wie die Landkrabben, wahrscheinlich im Meere und hier oder am Strande suchen sie sich, sobald sie eine gewisse Ausbildung erlangt haben, ein Schneckenhaus zur Wohnung, mit dem sie nun die Wanderungen über die Insel unternehmen. Auf Schritt und Tritt begegnet man in den Wäldern, den Kakao-Kulturen, auf den Wegen, diesen sonderbaren Thieren, deren Gehäuse durch das Wachsen des Insassen während der Reise oft zu klein geworden ist oder arge Beschädigungen erlitten hat. Dadurch kommt es, daß die Meerosschneckenhäuser über die ganze Insel zerstreut sind. In S. Thomé unternehmen die Landeinsiedlerkrebse weite Wanderungen; ich fand sie im Gebirge 2000 Fuß über dem Meere und hier merkwürdigerweise fast stets in Landschneckenhäusern. In Rolas wählen sie zuweilen sogar Seetgiegehäuse zu ihren Wohnungen.

Unter den übrigen Gliederthieren treten die Spinnen am augenfälligsten hervor, die mit ihren ausgedehnten Netzen die Gebüsche oft dicht überziehen und erfüllen. Eine derselben zeichnet sich durch die Anfertigung eines kleinen, aber äußerst zierlichen Netzes aus, das zwischen einzelnen längeren radiären Fäden ausgespannt ist. Ich fand auf Rolas und S. Thomé einige fünfzig Spinnen-Arten, von denen fast die Hälfte neu ist, unter diesen eine in unterirdischen Gängen lebende sehr große Vogelspinne (Selenocosmia Greeffi Karsch). Fast eben so groß ist die Zahl der von mir gesammelten Käfer und deren neue Formen, von denen indessen nur wenige durch Größe und glänzende Farben, wie sie sonst den Käfern der Tropengegenden eigen sind, sich auszeichnen. Dasselbe gilt von den übrigen Insekten und namentlich von den Schmetterlingen, deren Armuth an Arten auffallend ist; einige farbenreiche afrikanische Formen sind in sehr großer Individuenzahl vertreten, an blumenreichen Plätzen sieht man sie, wie bei uns die Kohlweißlinge, umherschwärmen.

Was die marine Thierwelt der Küste von Rolas

[1]) Dieselbe ist von Herrn Professor Peters in Berlin unter dem Namen Scalabotes thomensis beschrieben worden; Monatsber. d. Königl. Ak. d. Wissenschaften, 18. Okt. 1880, S. 796.

Digitized by Google

und S. Thomé betrifft, deren Studium ich meine Zeit hauptsächlich widmete, so sind natürlich der weiteren Ausbreitung einer Meeresfauna und Aufnahme neuer Formen in dieselbe aus anderen Gebieten nicht solche Schranken gesetzt, wie der insularen Landfauna, vielmehr bieten die Meeresströmungen, namentlich die stetigen Ströme, und Winde zu vielseitiger Verbindung die natürlichen Wege. Auf ihnen wandern die Thiere, wenn auch ganz allmälig, von einem Meerestheil zum andern, von einer Küste und einer Insel zur andern und durchkreuzen schließlich den ganzen Ocean, ja bringen, wo sie offene Verbindungen finden und die Weiterwanderung begünstigt wird, von einem Meere zum andern vor. Selbst diejenigen Thiere, die auf dem Grunde des Meeres leben und hier festgewachsen sind, wie die Korallen und Schwämme, oder langsam umherkriechen, wie Weichthiere, Stachelhäuter, Würmer ꝛc., sind von diesen großen Wanderungen nicht ausgeschlossen. Ihre frei beweglichen Larven schwimmen längere Zeit an der Oberfläche des Meeres umher und sind hier den treibenden Einflüssen von Wind und Strömung ausgesetzt. Gerade an den Guinea-Inseln und weiter nördlich an den Capverden stoßen, als Resultat jener großen Wanderungen der marinen Thierwelt, mehrere Faunengebiete zusammen, unter denen die der westafrikanischen Küste, namentlich aber der gegenüberliegenden ostamerikanischen Küsten, eine hervorragende Rolle spielen. Auch die Mittelmeerfauna erstreckt sich bis hierher, offenbar durch den Nordostpassat in den Atlantischen Ocean eingeführt. Formen, die im Mittelmeere eine große Verbreitung zeigen, finden sich an der Küste von Madeira, den Azoren, Canaren, Kapverden und reichen bis zu den Guinea-Inseln, einzelne, wie es scheint, noch weiter bis nach Südwest-Afrika. Im Großen und Ganzen indessen werden durch wesentlich veränderte Lebensbedingungen, besonders durch klimatische Veränderungen und mit ihnen durch Unterschiede in der konstanten Wärme des Wassers, Grenzen der im Uebrigen noch so sehr begünstigten Weiterverbreitungen und damit auch Grenzen gewisser Faunengebiete gezogen.

Ich habe während meines Aufenthaltes auf Rolas, sowohl der Strandfauna und der Tiefenfauna, soweit die letztere meinen Schleppnetzen zugänglich war, als auch der sogenannten pelagischen Fauna meine Aufmerksamkeit zugewandt und im Allgemeinen eine reiche Ausbeute erlangt, die ich wiederum zum nicht geringen Theile der stets bereitwilligen Hülfe meines verehrten Gastfreundes, des Herrn d'Aranjo, verdanke. Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes auf Rolas standen mir seine Boote zu Exkursionen auf's Meer zu Gebote. Nach einiger Unterweisung waren die mich begleitenden Neger, insbesondere der intelligente „Meta Graça" und „Gabriel", im Stande, die mir beschwerlichen und zeitraubenden Fahrten in den Canoes und dem „Amerikaner" allein zu unternehmen, und erwiesen sich bald in der Handhabung der Apparate so geschickt und meinen Wünschen entsprechend, wie ich es bei den Fischern der europäischen Küsten selten fand.

Gegen Mitte März 1880 Morgens traten wir in unserm „Amerikaner" und wiederum unter dem Geleite des Herrn d'Aranjo, die Rückreise nach der Cidade de S. Thomé an. Lange noch blieb die kleine liebliche Insel Rolas in Sicht, bis sie hinter den hohen, waldigen Vorsprüngen der Küste von S. Thomé meinen Blicken und meinen Grüßen entschwand, nicht meiner Erinnerung, die ich ihr, dankbar für die schöne, reiche Zeit, die ich auf ihr verleben konnte, stets bewahren werde.

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

III.

Der kleine Ausflug, welchen Bû Allâq mit Nachtigal nach dem südlichen Kanem unternahm, hatte zunächst Mâo, die jetzt dem Könige von Wadaï untergebene Hauptstadt des Landes (etwa 13° 48' nördl. Br.), zum Ziele. Dieselbe macht, ohne Ringmauern und nur etwa 150 Gehöfte, fast lauter Strohhütten, umfassend, einen sehr unansehnlichen Eindruck, ebenso wie ihr Herrscher, der Alîfa (Gouverneur) Mohammedo, dessen Macht trotz der Oberherrschaft Wadaïs größtentheils auf seiner Freundschaft mit den Aulâd Soliman beruhte. Da deren angesehenster Edelmann unseren Reisenden begleitete, so konnte dieser es auch wagen, an die verrätherische Ermordung Moritz von Beurmann's tadelnd zu erinnern und die Entschuldigungen der allerdings unschuldigen Leute entgegen zu nehmen. Etwa 30 km südlich von Mâo, in Mondo, lernte er wenige Tage darauf eine größere Kolonie der Tundscher kennen, welche H. Barth für einen jenen Gegenden entsprossenen Stamm erklärt, der seine ursprüngliche Sprache vergessen habe. Sie selbst sind über ihren arabischen Ursprung vollständig einig und haben nicht die geringste Ueberlieferung von einem ihnen früher eigenthümlich gewesenen Idiome. Ihre Hütten und Saatfelder — Süd-Kanem ist überhaupt eine, nach unseren Begriffen freilich nicht sehr reiche, Kornkammer für jene Gegenden — zeugten von dem Fleiße und Wohlstande der Bewohner. Diese selbst ähneln in Zügen und Habitus durchaus den in Inner-Afrika einheimisch gewordenen Arabern, wie sie Nachtigal in Kuka kennen gelernt hatte; doch waren sie größere Sprachkenner geworden, denn viele verstanden und sprachen das Kanûri und manche das Tâzaga, während sie sich unter einander ausschließlich des Arabischen bedienten. Ihre Zahl wird auf etwa 5000 geschätzt; sie sind durchaus seßhaft geworden und haben sich als die zuerst eingewanderten Araber mehr als andere Fremdlinge dem Leben und den Einrichtungen der vorgefundenen Bewohner (Kânembu) angepaßt.

Westlich von diesen, näher dem Tsade-See, sitzen die Dânoâ, 6000 Köpfe stark, welche sich der Kanûri-Sprache bedienen und bis dahin sowohl gegen Wadaï als gegen die Aulâd Soliman ihre Selbständigkeit bewahrt haben. Sobald ein Feind naht, besteigen sie die hohen Bäume ihrer Thäler und überschütten ihn von diesen natürlichen Festungen aus mit ihren vergifteten Pfeilen, deren sie sich allein von allen Bewohnern Kanems mit einer gewissen Ausschließlichkeit bedienen. Merkwürdig ist auch, daß sie sowohl von den Arabern als von den Tâza mit dem Namen „Schmiede" belegt werden; denn weder giebt es unter ihnen besonders viele Eisenarbeiter, noch werden sie, wie diese, voll den umwohnenden Stämmen verachtet, noch klebt ihnen

Digitized by Google

irgend eine Eigenschaft oder Sitte an, welche sie mit denselben auf eine Linie stellen könnte. Einer Tradition zufolge sind die Dáwa mit Bulála vermischte Manga aus dem nördlichen Kanem. Nun bedient sich der Stamm der Manga, welcher jetzt im westlichen Bornu am Flusse von Joó in beträchtlicher Anzahl sitzt, ebenfalls der Bogen und Pfeile und schützt seine Dörfer in derselben Weise wie die Dánóa, durch Dornhecken. Möglich also, daß wirklich beide aus dem nördlichen Kanem stammen, dann durch die vordringenden Wüstenbewohner nach Süden gedrängt wurden und theils nach Bornu, theils nach Süd-Kanem wanderten, ein Drängen oder Gedrängtwerden nach Süden, wie es Nachtigal an anderer Stelle (S. 336) für die gesammte Bevölkerung Kanems (d. i. des Süd-Landes) nachweist. Auf der Rückreise machten Nachtigal und Bá Alág einen Abstecher nach Westen, nach Gála, welcher ersterem Gelegenheit gab, die Todesstätte von Burmann's zu besuchen. Es ist Emeri Dschugu, ein langes, üppiges Dattelthal mit hohen Seitenwänden; an seiner Ostseite lagen zwei Dörfer, in deren einem noch der Tága-Mann lebte, welcher acht Jahre vorher (Februar 1863) dem Ermordeten die letzte Ehre erwiesen hatte und nun genaue Auskunft geben konnte. Der Urheber der That war danach der Gouverneur (Alqid) Chommi aus Wadaí gewesen, der sich damals gerade in Kanem befunden und in seinem Eifer, den Christen von seinem Vaterlande fern zu halten, drei Männer zu dem Morde angestiftet hatte. Diese waren eines Tages gegen Abend in Beurmann's Hütte gedrungen, um ihn mit ihren Lanzen zu erstechen. Der aber wehrte sich so verzweifelt mit seinem Schwerte, daß die Mörder in der Ueberzeugung, ihr Opfer sei hieb- und stichfest, ihm einen Strick überwarfen, ihn erdrosselten und seine Leiche zum Dorfe hinausschleppten, um sie den Hyänen und Geiern zu überlassen. Wunderbarer Weise habe aber weder ein wildes Thier die Leiche angerührt noch sei die Verwesung eingetreten. Als er selbst, der Tága-Mann, „nach einer längern Reihe von Tagen den tapfern todten Mann unverändert in der Wildniß gefunden habe, sei ihm klar geworden, daß Gott selbst auf diese Weise seinen Unwillen über den Verrath an dem schutzlosen Fremdling und über die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses habe kund thun wollen, und er habe ihn bei Nacht in die Erde zur ewigen Ruhe gebettet; erst nach diesem frommen Werke habe ein langersehnter Regen die Erde befruchtet. Er bestätigte, daß die Mörder sämmtlich eines unnatürlichen Todes starben, und daß dadurch die Bewirtheilung des Ereignisses von Seiten der unbetheiligten Menge wesentlich beeinflußt wurde."

Zwei Tage später trafen die beiden Reisenden wieder im Lager der Anlád Soliman ein, welche am 23. December den Rückmarsch nach Bornu antraten. Gleich anfangs traf man auf den nomadischen Tubu-Stamm der Wandala, welcher in seinem Umwillen über die unendliche Besteuerung durch die Araber den Entschluß gefaßt hatte, nach Bornu auszuwandern. Belustigend schildert Nachtigal den Besuch, welchen das schöne Geschlecht dieser Wandala ihm abstattete. „Viele derselben zeichneten sich durch einen herrlichen Wuchs und manche durch hübsche Gesichter aus; ihre Hautfarbe wechselte zwischen Schwarz und Braunschwarz. Der Korallencylinder im einen Nasenflügel war bei vielen durch einen stumpfen und kurzen silbernen Nagel ersetzt, und die Halsketten von rothen Glasperlen waren nach der Sitte der Schóa-Frauen mit Bernsteinperlen von der Größe einer Haselnuß bis zu der eines Taubeneies untermischt. Die vornehmsten jungen Mädchen und Frauen trugen auch wohl echte Korallen-Halsbänder, die, zuweilen in der Breite mehrerer Finger, bis auf den Busen herabhingen. Sehr hübsch hatten einige ihr Haar garnirt, indem ein zweifingerbreites Korallenband die Stirn einrahmte und zwei schmalere zu beiden Seiten der nach hinten verlaufenden Schneidelflechten bis auf die Mitte des Kopfes reichten. Je dunkler die Haut ist, desto reizender nimmt sich die rothe Korallenfarbe auf ihr aus.

Im Anfange befleißigten sich die neugierigen Damen einer beschiedenen Zurückhaltung und begnügten sich damit, meinen spärlichen Besitz an europäischen Gegenständen (Uhr, Bürsten, Spiegel, Photographien und dergleichen) anzustaunen. Doch als sie zutraulicher geworden waren, gingen sie ziemlich ungenirt auf meine Person über, nahmen mir den Tarbúsch ab, befühlten und untersuchten das Haar und inspicirten meine Haut auch da, wo sie, beständig von Kleidungsstücken bedeckt, ihre ursprüngliche Farbe bewahrt hatte. Obgleich ihnen dieselbe in ihrer Feinheit mit den durchschimmernden bläulichen Adern durchaus den Charakter des Unfertigen zu haben schien, wie etwa ein unbehaarter oder unbefiederter Thierembryo, so waren sie doch im Allgemeinen von der Untersuchung nicht unbefriedigt. Sie kamen nicht allein zu dem Schlusse, daß ich ein zwar wunderbares, doch durchaus nicht so widerwärtiges Exemplar der Familie Mensch sei, als man ihnen geschildert hatte, sondern die beiden Schönsten gingen sogar in ihrer Zutraulichkeit so weit, daß mir die eine die Ehe antrug und die andere sich nicht abgeneigt erklärte, in diesem Falle das Loos ihrer Gefährtin zu theilen."

Die Dörfer am Nord- und Ostufer des Tsáde, welche Nachtigal jetzt zum zweiten Male betrat, schienen ihm einen ungewöhnlich wohlhabenden Charakter angenommen zu haben, sowohl durch ihre üppigen Felder als durch die sorgfältige Herstellung der Hütten und die schönen Kleider ihrer Bewohner. Allein sie hatten sich gegen früher unbestreitbar nicht verbessert; nur des Reisenden langer Aufenthalt unter beistlosen Nomaden und unterdrückten Halbnomaden ließ ihm Alles in so glänzendem Lichte erscheinen. Am späten Abend des 9. Januar 1872 langte er nach fast einjähriger Abwesenheit wieder in Kuka an, wo ihn der Scheich in liebenswürdigster Weise empfing, und ganze Stöße von Zeitungen und Briefen aus Europa seiner warteten, aus denen er nun zuerst die Ereignisse des Sommers und Herbstes 1870 erfuhr. Mit Vorbereitungen für seine Reise nach Bagirmi (f. deren Schilderung „Globus" Bd. 39), und mit Studien über die Geschichte Bornus, deren Ergebnisse er im 5. Kapitel des 5. Buches niedergelegt hat, verbrachte er die nächsten Wochen.

Ehe zu der Schilderung dieser Bagirmi-Reise übergegangen wird, folgen wieder eine Reihe zusammenfassender Kapitel (Kanem und seine Bewohner; Der Tsáde und seine Inselbewohner; Bornu und seine Geschichte; Die Bevölkerung von Bornu; Klima und Krankheiten in Bornu), Abschnitte, welche die Resultate eifrigen Sammelns und Erkundigens und nicht minder fleißiger Studien darbieten. Auf die zahllosen dort erörterten Einzelheiten einzugehen, verbietet uns natürlich der Raum; nur einige Punkte möchten wir daraus hervorheben.

Daß die Bewohner Kanems, die Kánembu, in früheren Zeiten nördlichere Wohnsitze gehabt haben, beweist erstlich der Name Kanem, d. i. Land des Südens; denn die Leute konnten es so füglich nur von einem nördlichern Standpunkte aus bezeichnen; zweitens der schon erwähnte nahe Zusammenhang der Kánembu- oder Kanúri-Sprache mit derjenigen der Tubu, welche letztere die ursprüngliche ist; drittens der weit verbreitete Kánembu-Stamm der Tomágherа, welcher sich theilweise seines Tubu-Ursprungs noch bewußt ist und noch heute als der herrschende Stamm in Tu (Tibesti) und Kawar (19° nördl. Br.) gilt; endlich die Thatsache, daß

Digitized by Google

die Käuembu-Abtheilung der Kuburi, das Häuptlingsgeschlecht, eine Unterabtheilung hat, welche durch ihren Namen Borkubu deutlich auf einen nördlichern Ursprung hinweist.

Daß die Känembu, wenn sie Jahrhunderte hindurch veränderten klimatischen und anderen Lebensbedingungen ausgesetzt gewesen waren, allmälig eigenartig wurden, ist nicht zu verwundern. Sie besitzen im Allgemeinen eine etwas dunklere Hautfärbung als die Tubu, haben einen Theil der Zierlichkeit, Magerkeit, Nervosität, Beweglichkeit und Energie derselben eingebüßt, übertreffen sie in der Muskel- und Fettentwickelung und sind im Ganzen höher gewachsen mit vorwiegend ausgebildeten unteren Extremitäten. Ihre Gesichter haben den scharfen Schnitt der Tubu-Züge verloren, den ihre Vorfahren in der Wüste gehabt haben werden, und erscheinen gerundet, doch haben sie von der Regelmäßigkeit der letzteren genug bewahrt, um die stärker gemischten Kanüri, den in Borno herrschenden Stamm, in dieser Beziehung zu übertreffen. Sie haben also im Allgemeinen edlere Formen und eine mehr oder minder allen gemeinsame ins Röthliche spielende Hautfärbung vor den letzteren voraus. An den meisten Känembu fielen Nachtigal die abstehenden Ohren auf. Wo sie bisher in größerer Anzahl zusammen gelebt haben, sind sie alle typisch; jeder einzelne trägt den Charakter des Stammes zur Schau, und gerade hierdurch unterscheiden sie sich von den Kanüri, die, erst später von Kanem nach Borno vordringend, sich mit den dortigen Einwohnern mischten und kein charakteristisches Gepräge haben. Darum halten sich auch die Känembu für reiner und edler, als ihre durch Kreuzung mit heidnischen Stämmen verunreinigten Brüder und Herren.

Von besonderm Interesse sind Nachtigal's Nachrichten über den Tsâde, den er im Laufe seiner Reisen fast rings umwandert hat, ohne indessen in seine Inselwelt eingedrungen zu sein, wie vor ihm der Hamburger Overweg, der über seine Forschungen indessen nur unzulängliche Notizen hinterlassen hat. Der Tsâde, d. i. Wasseransammlung, liegt circa 270 m über dem Meere und nimmt mit seinem Areal von etwa 27 000 qkm, welches fast die Größe der Insel Sicilien erreicht, den Grund einer weiten flachen Mulde ein; in ihn ergießen sich die Abflüsse von Bornu, Bagirmi, der Länder im Süden Wadaïs und eines Theiles von Dâr Kôr. Doch ist seine Oberfläche keine zusammenhängende Wassermasse, sondern zu einem Drittheile, und zwar namentlich im Osten, von zahlreichen bewohnten Inseln bedeckt; dort ist es kein See mehr, sondern eine Lagune, deren netzartig verzweigte Wasserzüge zeitweise fast ganz versiegen, zeitweise aber auch auf das für gewöhnlich trockene Terrain der Nachbarschaft übergreifen. Der größte Theil seiner Umgebung trägt steppenartigen Charakter; nur im Süden sind die Ufer seiner Buchten, Zuflüsse und Hinterwässer mit einer herrlichen, tropischen Vegetation bedeckt. Die weitaus größte Menge seiner Wasserzufuhr, welche Nachtigal insgesammt auf circa 100 Kubikkilometer jährlich schätzt, erhält er durch den Schari, nämlich circa 60 Kubikkilometer; den Rest liefern die kleineren Zuflüsse und der Regenfall. Davon giebt er durch Verdunstung etwa 70 Procent ab, während der Ueberschuß wahrscheinlich die Brunnen des Bahar el-Ghazal und die Niederungen Bodele, Eguï und Süd-Borku mit Grundwasser speist. Früher trat das Wasser oberirdisch in den Bahar el-Ghazal ein, ohne daß man gerade anzunehmen hat, daß derselbe jemals ein offenes richtiges Flußbett gewesen ist. Da die Mündungen des Schari nach Nordwesten und Westnordwesten gerichtet sind, so findet in dieser Gegend des Sees auch die geringste Inselbildung und Landanschwemmung statt, während dieselbe im Osten sich leichter vollzog und allmälige Veränderungen herbeiführte, in Folge deren das Tsâde-Wasser für gewöhnlich nicht mehr in den Bahar el-Ghazal einzutreten vermochte. Während der See aber nach Osten hin abgenommen hat, nimmt er nach Westen und Norden entschieden zu; er verschlingt namentlich sein Westufer, so daß Scheich Omar im Frühjahr 1873 unweit Kukas auf höherem Terrain eine neue Residenz zu gründen sich veranlaßt sah. Nachtigal ist geneigt, dieses Zunehmen des Sees im Westen und Norden als einfache Kompensation für die Anschwemmungen des Schari und die Trockenlegung des Bahar el-Ghazal anzusehen, ohne gerade letztere durch eine Bodenerhebung erklären zu wollen.

Unerklärlich ist es bis jetzt, warum der Tsâde, ein abflußloser See, trotz seiner salzreichen Umgebung völlig süßes Wasser führt; dieser Umstand dürfte dafür sprechen, daß seine Wasserverhältnisse noch seinen einigermaßen ständigen Charakter angenommen haben.

Der Archipel im Osten des Sees wird hauptsächlich von den Buddúma oder Jedinâ und den Kûri bewohnt, welche hauptsächlich sich mit der Zucht der Rinder beschäftigen. Erstere sollen groß, stark, muskel- und fettreich sein, ziemlich schwarz von Hautfärbung und den verschiedenen Makari-Stämmen (im Logon; also entschiedenen Negern) ähnlich. Die Frauen scheinen meist schlanker und zarter, mehr denen der Känembu ähnlich, als den Makari-Frauen. Mit Ausnahme von zwei kurzen Einschnitten am Augenwinkel haben die Männer keine Tatuirung und tragen das Haar in natürlicher Länge. Wenn möglich, kleiden sie sich in Borun-Toben, sonst in Lederschurzfelle; bewaffnet sind sie mit 3 bis 4 Wurfspeeren, Lanze, Schild und einem langen, am Vorderarm getragenen Dolche. Aeußerlich sind sie Mohammedaner; doch haben sich bei ihnen viele Gebräuche aus der Heidenzeit in hohem Ansehen erhalten. So spielen eine heilige Schüssel aus Kürbisschale, ein historischer Stein — Steine kommen sonst auf den Inseln des Tsâde kaum vor — und ein Stammesschwert eine große Rolle. Eine Art Priester hat dieselben in Gewahrsam und er bedient sich ihrer, wenn er die Hilfe des höchsten Wesens gegen Krankheit, Unfruchtbarkeit und anderes Mißgeschick ersleht. Des höchsten Ansehens erfreut sich ein Fabelwesen, welches in Gestalt einer riesigen Schlange den See bewohnt, also wohl den Geist des Tsâde darstellt, und dessen Rath und Hilfe bei besonders wichtigen Vorhaben stets erbeten wird. Von den Vorschriften des Islam wird nur die Beschneidung streng befolgt.

Die Ehen sind meist kinderreich, was man der vorwaltenden Fischnahrung zuschreibt, und Frauen mit zehn oder mehr Kindern sind eine häufige Erscheinung. Die Sitte eines beschränkten Verkehrs zwischen verschwägerten Personen scheint ebenso streng geregelt zu sein, als bei den Tubu; auch nehmen die Schmiede dieselbe Pariastellung ein, wie bei den Wüsten- und meisten Sudan-Stämmen. Die Todtenbestattung findet nach mohammedanischer Sitte statt. Stirbt ein Buddúma auf dem Festlande, so führen die Verwandten, wenn irgend möglich, seine Leiche auf die heimathlichen Inseln; ein in ihrer Mitte gestorbener Fremder aber wird in den See geworfen. Was ihre Kunstfertigkeit anlangt, so beschränkt sie sich auf Gegenstände des täglichen Bedarfs; den Verhältnissen ihrer Heimath gemäß verstehen sie sich gut auf das Zimmern von Booten und Nachen und die Herstellung von Fähren aus leichtem Pfôgu- und Melissholze. Kleidung und Schmuckſachen sowie einen Theil des nöthigen Getreides tauschen sie gegen Fische, Peitschen aus Flußpferdhaut, Natron, an dem ihre Inseln sehr reich sind, und Elephantenzähne von den Känembu des Festlandes ein, mit denen sie vielfach in freundschaftlichem Verkehre

Digitized by Google

stehen. Im eigenen Lande benutzen sie vorzugsweise das Rindvieh als Zahlmittel.

Die Sicherheit ihrer schwer zugänglichen insularen Wohnsitze hat die Budduma zu äußerst frechen Räubern gemacht, welche nicht nur einzelne Reisende und kleine Karawanen, sondern auch ganze Ortschaften überfallen. Zur Zeit des Hochwassers — gegen Ende November erreicht der See seinen höchsten Stand — gelangen sie bei Nacht unbemerkt bis in die nächste Nähe der Uferortschaften, brechen trotz aller Wachsamkeit plötzlich hervor, erschlagen die Männer und führen Weiber und Kinder in die Sklaverei. Mit ihren südlichen Nachbaren, den Kúri, leben die Budduma häufig in blutiger Fehde; während des Winters liefern sie sich Seeschlachten, an denen auf jeder Seite wohl an hundert Boote theilnehmen.

Die Kúri (oder Kánéi) unterscheiden sich sprachlich nur sehr wenig von den Budduma, stehen aber in der Civilisation höher und unterhalten mit den Uferbewohnern einen regelmäßigen Verkehr. Sie sind von Hautfarbe schwarz, dabei groß, stark, fett und sollen ein hohes Alter erreichen. Ihre Nahrung besteht aus Getreide, Fischen und dem Fleische des Flußpferdes, des Büffels und des Krokodils, welches letztere sich großer Beliebtheit erfreut. Sie sind reich an Rindvieh und können eine ansehnliche Reitermacht aufstellen; sie sind Mohammedaner und haben ein allgemein anerkanntes Oberhaupt, welches von allen eine gewisse Grundsteuer erhält. Sobald nach der Regenzeit der Tsâde auf einen mittlern Wasserstand zurückgegangen ist, mißt man das kultivirbare Terrain mit Lanzenschäften als Längenmaß aus, vertheilt dasselbe unter die Bewohner, und jeder giebt je nach seinem Antheil eine gewisse Zahl von Baumwollenstreifen als Grundsteuer und zur Zeit der Ernte noch einige Maß der vorwaltenden Getreideart.

* * *

Wir schließen mit diesen kurzen Auszügen die Besprechung von Nachtigal's vortrefflichem Buche in der Hoffnung, bald den Schlußband anzeigen zu können, welcher uns auch das bisher stellenweise sehr verunklärte Inhaltsverzeichniß bringen wird. Ueber den Sudan, seine Natur und namentlich seine Bewohner, deren Klassificirung oft recht schwierige Probleme entstehen läßt, werden wir dann ein Werk besitzen, wie über wenige andere Gebiete unserer weiten Erde.

Britisch-Birma zu Ende des Jahres 1881.

Das Jahr 1881, schreibt ein Times-Korrespondent aus Rangun, 28. December 1881, ist für Britisch-Birma und namentlich für Rangun in ungewohnt angeregter Weise zu Ende gegangen. Seit zehn Jahren wurde der Provinz zum ersten Male wieder der Besuch des Bleckönigs zu Theil, und alle Klassen der buntgemischten Bevölkerung wetteiferten darin, dem hohen Gaste Ehre zu erweisen. Der Oberkommissär und die europäischen Residenten, die mit wohlbegründetem Stolz auf die überraschend schnelle und doch gesunde Entwickelung des Landes innerhalb des letzten Jahrzehnts zurückblicken, benutzten begreiflicher Weise gern die seltene Gelegenheit, ihren eigenen wie auch den Wohlstand der Kommune in allerhand festlichen Veranstaltungen zur Schau zu stellen. Die eingeborene Bevölkerung faßte die Sache mit der ihr eigenen Leichtlebigkeit und Fröhlichkeit auf und setzte auf eigene Hand eine feierliche Begrüßung des Bleckönigs in Scene. Auch die in Rangun ansässigen asiatischen Einwanderer, die zahlreichen Chinesen, die Kaufleute von Surate, die „Chetties“ von Madras, die Moguls und die Perser, wollten in der Bethätigung ihrer Loyalität nicht zurückbleiben, und die bestündig zwischen ihnen herrschende Eifersucht vermochte sie alle zur Entfaltung einer unglaublichen Pracht, mit der sie es einander zuvorzuthun bestrebt waren. Von dem kostbaren Schmuck, den namentlich die chinesischen und indischen Triumphbögen und Ehrenpforten aufzuweisen hatten, hätte jedes einzelne Stück einen Platz im Kensington-Museum verdient. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit einmal wieder deutlich, welch großen Reichthum die meisten dieser asiatischen Einwanderer sich binnen kurzer Zeit als rührige und geschickte Kaufleute im birmanischen Handel zu erwerben verstehen. Freilich, der unerschöpfliche Reichthum des Landes kommt ihnen dabei zu Hilfe; bringen doch selbst die jeder Anstrengung abholden Birmanen es oft genug, wenn auch nicht wider ihren Willen, so doch ohne ihr ernstliches Dazuthun, zu einem ansehnlichen Wohlstande, der zu ihren äußerst geringen eigentlichen Lebensbedürfnissen in gar keinem Verhältnisse steht und ihnen meist reichliche Mittel zur Befriedigung ihrer Neigungen gewährt. Zu diesen Neigungen des birmanischen Volkes gehört in erster Linie die Liebhaberei für kostbare Kleidung, Schmuck und kunstvoll gearbeitetes Luxusgeräth aller Art, dann aber das Spenden reicher Gaben für ihre Klöster und frommen Stiftungen. Geradezu unzählig ist die Menge von Pagoden, die man auf Schritt und Tritt in Britisch-Birma antrifft, und die sämmtlich ihre Entstehung und Erhaltung den frommen Gaben der Eingeborenen verdanken. Die hier herrschende Form des Buddhismus ist frei von jeder trüben oder ernsten Weltanschauung, und so haben die in Birma lebenden Europäer vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie die Eingeborenen gern als „das glücklichste Volk unter der Sonne“ bezeichnen. Durch den unüberwindlichen Abscheu, den die Birmanen gegen jede Art der häuslichen Dienstbarkeit, sowie gegen alle niedere Arbeit haben, sieht sich die europäische Bevölkerung der Provinz freilich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, ihre sämmtlichen Dienstboten aus den Präsidentschaften kommen zu lassen; trotzdem aber, oder vielleicht auch gerade ebendeshalb, ist das Verhältniß zwischen den Europäern und dem eingeborenen Volke ein vorzügliches. Hohe Intelligenz, große Gutmüthigkeit und eine gewisse stolze Selbstständigkeit des Charakters sind für das Wesen des Birmanen kennzeichnend. Die freie Stellung der Frauen, die denselben sogar das Recht zur Besorgung und Abschließung der wichtigsten Geschäfte giebt, hat begreiflicherweise etwas durchaus Sympathisches für die Europäer. Das Einzige, was im Verkehr mit dem Volke oft lästig fällt, ist die allgemeine und den Birmanen zur zweiten Natur gewordene Leidenschaft für das Tabakrauchen; man sieht sie nie ohne die unvermeidliche Riesencigarette im Munde, die, sechs Zoll lang und etwa daumendick, nicht in Papier, sondern in ein großes Blatt gewickelt wird.

Die Zustände im obern Birma sind leider von denen

Digitized by Google

der britischen Provinz himmelweit verschieden; die despotische Regierung des in wüster Genußsucht immer mehr herunterkommenden Königs gewährt dem Volke dort keinerlei Sicherheit der Person oder des Eigenthums; die Kultur des Bodens wird gänzlich vernachlässigt, und die Einwohner benutzen jede Gelegenheit, um aus diesen unerhaltbaren Zuständen auf britisches Gebiet zu entkommen. So massenhaft hat diese Auswanderung stattgefunden, daß strenge Maßregeln dagegen ergriffen worden sind. Der birmanische Unterthan, dem es gelingt, mit seiner ganzen Familie auf das britische Territorium zu flüchten, ist dort geborgen; wer nicht so glücklich ist, wird durch die unmenschliche Bedrückung, der die Seinigen zum Opfer fallen, zur Rückkehr in die Heimath gezwungen. Zur Zeit der Reiserute, d. h. gegen Ende des Jahres, ist es den Männern erlaubt, für einige Wochen als Arbeiter nach Britisch-Birma zu gehen, wo sie dann in großen Schaaren von den Plantagenbesitzern gemiethet werden. Der Handel zwischen der britischen Provinz und dem obern Reiche hat in letzter Zeit durch das vertragswidrige Vorgehen des Königs, der sich eine Monopolisirung gewisser Handelsartikel angemaßt hat, bedenkliche Stockungen erlitten.

Wie im ganzen britischen Indien, so spielt auch in der Provinz Birma der Volksunterricht (vgl. oben S. 126) eine hervorragende Rolle. Unserm Berichte zufolge hat der Bischof sich mit den Lehranstalten von Rangun noch nicht ganz zufrieden erklärt: er verlangt mehr und höhere Schulen. Ohne den verdienstlichen Bestrebungen, welche die britisch-ostindische Regierung auf dem Gebiete der Volksbildung bethätigt, zu nahe treten zu wollen, kann man sich bei einigem Einblick in die Verhältnisse doch der Thatsache nicht verschließen, daß hier vielleicht des Guten etwas zu viel geleistet wird. Ostindien ist mit höheren Lehranstalten förmlich überschwemmt und wird mit der Zeit eine einzige große Universität werden, deren vollendetstes Produkt der „Bengali Babu" sein dürfte, ein Philologe und Metaphysiker, der alle bescheidenen und für das tägliche Leben nothwendigen Disziplinen der Wissenschaft neben seinen abstrakten Spekulationen gänzlich verachtet. Das Ziel, das allen an diesen Universitäten Graduirten als Ideal vorschwebt, soll eine Regierungsanstellung mit 15 Rupien monatlichen Gehaltes sein; alle Fächer, die nicht zu diesem Ziele führen, werden heute vernachlässigt. Die Missionäre von Birma, unter ihnen viele energische und talentvolle Männer, betheiligen sich auf das Eifrigste an dem Volksunterrichte. Natürlich ist der Hauptzweck, den sie dabei im Auge haben, der, Proselyten zu machen, eine Thätigkeit, für welche sich unter den erwachsenen Buddhisten hier wenig Chancen, weil gar keine Handhaben, darbieten. Es giebt unter ihnen weder Arme noch Elende; ihre Moralität ist vielleicht größer als die manches sogenannten christlichen Volkes; dabei ist ihre Religionsform, wenn auch viel älter, doch dem Christenthume so ähnlich, daß dies allein genügt, um das Missionswerk von vornherein lahmzulegen. Eine vor Kurzem erschienene kleine Schrift des Bischofs von Rangun, in der in dialogischer Form die Bekehrung eines buddhistischen Priesters geschildert wird, läßt dies deutlich erkennen. Wenig fördersich wirkt überdies der Umstand, daß die Missionäre ihr heimisches Sektenwesen noch in verschärfter Form hierher verpflanzt haben und durch die üblichen Formstreitigkeiten ihrem Ansehen und Einfluß gegenseitig Abbruch thun. Sie könnten sich die Toleranz ihrer Missionsobjekte zum Vorbilde nehmen; auch der Buddhismus hält es für eine Pflicht, Proselyten zu machen; trotzdem sollen die birmanischen Buddhisten den christlichen Lehren aufrichtige Bewunderung, und ist es vor Kurzem erst vorgekommen, daß einer von ihnen, freilich vergeblich, sich erbot, eine reiche Beisteuer zum Baue einer christlichen Kirche zu geben, für die es noch an den nöthigen Fonds fehlte.

Seit mehreren Jahren schon wird in verschiedenen Gegenden von Britisch-Birma eifrig auf Petroleum, Antimon und andere mineralische Schätze geforscht; einstweilen aber wird der ganze ungeheure Reichthum der Provinz noch durch die Reispflanzungen repräsentirt, deren jährlicher Ertrag sich auf eine Million Tonnen beläuft. Die jährliche Ausfuhr des Landes beträgt 1 200 000 Tonnen, von denen eben 1 000 000 auf Reis, 150 000 auf Teakholz und 50 000 Tonnen auf diverse andere Artikel kommen. Von dem Teakholze, dessen Werth sich auf eine Million Pfund Sterling beziffert, gehen 80 000 Tonnen nach Indien, 64 000 nach Europa, hauptsächlich England.

Was den großartigen birmanischen Reishandel anbetrifft, so ist derselbe für die damit beschäftigten Rangunер Handlungshäuser durchaus nicht so vortheilhaft, wie man annehmen könnte; besonders die jüngstverflossene Saison hat ihnen fast nur negative Erfolge gebracht. Daran waren einestheils die ungemein niedrigen Reispreise Schuld, anderntheils aber die eigenthümliche Art des dortigen Geschäftsbetriebes. Der Handel von Rangun besaß sich fast ausschließlich nur mit dem einen Artikel, dessen Verschiffung auf eine verhältnißmäßig kurze Zeit im Jahre beschränkt wird. Von einer zweckmäßigen Beurtheilung oder Auswahl der Waare in Hinsicht auf ihre Qualität ist dabei kaum die Rede; das einzige Streben der Kaufleute geht dahin, eine möglichst große Quantität zu verschiffen. Das hat dann die unausbleibliche Folge, daß die Producenten, die unter anderen Umständen von den Abnehmern abhängen und zum Verkaufe gezwungen sein würden, jetzt das Uebergewicht über die Kaufleute haben, die sich selber eine künstliche Nothwendigkeit zum Einkaufe schaffen. Sehr unvortheilhaft und dabei vollkommen überflüssig ist auch die Einrichtung, daß die Kaufleute sich alle selber in den Besitz von Dampfmaschinen setzen, um den Reis zu enthülsen; denn wenn einerseits die Zinsen des Anlagekapitals die Kosten einer zeitweise zu miethenden Dampfkraft schon hier beträchtlich übersteigen, so muß andererseits die einmal angeschaffte Maschine möglichst während der ganzen Saison ausgenutzt werden: daraus entsteht wieder ein künstlich geschaffener Mehrbedarf, der von den eingeborenen Producenten nicht außer Acht gelassen wird. Schließlich, wie um alle die möglichen unglücklichen Chancen allein auf sich zu nehmen, pflegt der Rangunер Kaufmann die Transportdampfer und Schiffe schon lange vor der Reiserute zu chartern. Wenn die Schiffe im Hafen anlangen, tritt die Nothwendigkeit, die Ladung zu beschaffen, zwingend an ihn heran, und dann haben wieder der eingeborene Producent und der, meist chinesische, Vermittler den Europäer in Händen. Vielleicht wird das letzte unglückliche Jahr die birmanischen Kaufleute über diese selbstamen Fehler aufgeklärt haben und sie dazu veranlassen, sich von den selbstangelegten Fesseln zu befreien.

Wie überall im britischen Ostindien, so gehören auch in der Provinz Birma die Gefängnisse zu den merkwürdigsten und sehenswerthesten Instituten. Die beiden großen Gefangnenhäuser von Rangun und Moulmein, von denen das erste 1600, das letztere 1200 Gefangene faßt, sind Civilisationscentren im eigentlichen Sinne des Wortes. Wird man von der ungewöhnlichen Sauberkeit und Zierlichkeit der Außen- wie der Innenräume schon auf das Angenehmste überrascht, so erregt der Anblick der rastlosen künstlerischen Thätigkeit der Bewohner die höchste Bewunderung. Alle diese Gefangenen, die sich mit feinster Tischlerarbeit, mit

Digitized by Google

Holzschnitzerei, kunstvollen Webereien und verschiedenartigen zierlichen Schmuckarbeiten beschäftigen, erscheinen dem europäischen Besucher wie vollendete Künstler; und der Eifer und die Liebe, mit der sie arbeiten, straft diesen Schein nicht Lügen. In Moulmein geht man mit der Humanität so weit, daß man für die nervösen oder an Kopfschmerzen leidenden Gefangenen einen gesonderten Pavillon erbaut hat, in dem dieselben unbelästigt von lautem Geräusche arbeiten können.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Tekkes von Merw sollen nach einer Mittheilung der „Bakuschen Nachrichten“ sich jetzt mit den Russen sehr gut gestellt haben und regen Handelsverkehr unterhalten; sie stehen in Persien Teppiche, Pferde, Schafe u. s. w. und verkaufen sie den Russen. Im November überschritten ihrer 3000 den Weg von Askabad nach Serachs, erklärten den dort arbeitenden russischen Ingenieuren, daß sie nichts von ihnen zu fürchten hätten, und kehrten mit 30000 im Bezirke von Meschhed geraubten Schafen nach Merw heim. Die russischen Truppen sollen ihre Lebensmittel fast durchweg aus dieser etwas trüben turkmenischen Quelle beziehen.

— Dr. Albert Regel hat auf seiner neuesten Reise (s. oben S. 16) Gebiete am obern Oxus erreicht, wohin außer jüngst Smirnow, einem andern Botaniker, noch kein Europäer vorgedrungen war. Vom Thale des Zerawschan aus stieg er zuerst nach Garm, der Hauptstadt von Karategin, und dann über mehrere hohe Pässe nach Kila-schumb in Darwaz hinüber. An letzterm Punkte erreichte er den Amu-Darja (Oxus), dem er circa 60 km aufwärts bis Wandich folgte, wo der gleichnamige Fluß mündet. Diesen, den Wandsch, sehen die Eingeborenen als den großen nördlichen Quellfluß des Amu an, während der Afsu, welchen man bisher dafür hielt, nur ein Nebenfluß des Wandsch sein soll. Folglich kann es auch nicht der (in seinem Oberlaufe auf Pamir von Séwerzow und der englischen Expedition unter Forsyth überschrittene) Afsu sein, welcher unweit oberhalb des Wandsch in den Amu mündet. Nach Regel ist es vielmehr der Tschuttkal-Daria, welcher in dem See Jaschil (1873 von Séwerzow besucht) entspringt. Bestätigt sich dies, so erfährt die Darstellung der Pamir-Flüsse auf unseren Karten große Veränderungen. Regel ist den Wandsch ein Stück aufwärts gegangen und fand ihn in der That sehr wasserreich; er gedachte den Winter in Darwaz zu verleben, um im kommenden Frühjahre seine Reise wieder aufzunehmen. Sowie er Karategin betrat, wo übrigens, wie in Darwaz, dasselbe Tadschik wie in Samarkand gesprochen wird, bemerkte er eine merkwürdige Mischung der blonden und braunen Race. In Schugnan, sagt er, erinnert die Sprache dagegen sehr an die europäischen, ebenso die Melodien der Nationallieder und die Häuser aus Stein und Lehm mit ihren strohgedeckten Giebeldächern, während die Tadschik-Häuser flache Dächer haben.

— Von dem russischen Reisenden Poliakow, welcher die Insel Sachalin erforscht (s. Globus XXXIX, S. 126), sind im December die ersten Nachrichten in St. Petersburg eingetroffen. Er ist am 14. Juni 1881 auf der Westküste gelandet, hat dort das Thal der Alexandrowka untersucht und ist dann an die Ostküste hindurchgegangen, um den etwa unter 52° nördl. Br. mündenden Tim oder Tymi kennen zu lernen. Beide Thäler sind nur in geringem Grade für Ackerbau geeignet; dagegen bietet die Mündung des Tim für mittlere Schiffe einen brauchbaren Ankerplatz, fast den einzigen auf der ganzen Insel. Auch ist der Unterlauf desselben schiffbar, was für die Verproviantirung der Ansiedler im Kreise Tui wichtig ist. Im Ganzen macht der Bericht den Eindruck, als wäre dieser mittlere Theil Sachalins mehr für Sträflinge, als für Ansiedler geeignet.

Afrika.

— Unter dem Namen „Services de l'Orient“ hat eine der bedeutendsten französischen Schiffahrtsgesellschaften vom Beginne des laufenden Jahres ab eine regelmäßige Linie von Dampfern zwischen Marseille und Basra am untern Euphrat eingerichtet, welche Dschidda, Dbok, Muskat, Karatschi und Buschir berührt. In dem seit 1862 Frankreich gehörenden Obok umweit der Straße Bab-el-Mandeb wird ein Kohlenlager errichtet werden, welches den Schiffen aller Nationen offen steht und das Monopol des benachbarten Aden brechen soll. In Obok hat auch M. Soleillet, der oft genannte aber nicht besonders glückliche Afrikareisende, eine Anstellung gefunden.

— Der Reisende Achille Raffray, welcher bereits 1873 bis 1875 Abessinien und Ostafrika und 1876 bis 1877 die Molukken und Neu-Guinea (s. „Globus“ XXXVI, S. 129 ff.) bereiste, hat die letzten drei Jahre als französischer Vicekonsul in Massauah zugebracht und dort fleißig entomologisch gesammelt. Eine Dienstreise zum Könige von Abessinien benutzte er zu geographischen Forschungen: beim Aschanteé (12½° nördl. Br., am Ostrande des abessinischen Hochlandes) stieg er nach Süd-Ost in die Ebene der Raja-Galla hinab, besuchte die bisher unbekannten Berge von Duebul, die in einer Höhe von 2000 bis 2200 m dem Ostrande Abessiniens vorallel laufen, dann weiblich davon das Quellgebiet des Takazie und Tellari, wo der Berg Abuna-Josef 4u 5720 m anzeigt. Die entomologische Fauna dieser Gebirge ist derjenigen auf den Bergyhöen Europas sehr ähnlich. In einem wunderbaren Irrthume befinden sich aber sowohl Raffray als der Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft Daubrée, wenn sie glauben, daß „die gewaltigen monolithischen Tempel von Lalibala“ noch von keines Europäers Auge geschaut worden seien (Société de Géographie. Compte rendu des séances, 1881, p. 10). G. Rohlfs hat sie zuletzt 1868 besucht und beschrieben, nicht nur in Petermann's Mittheilungen 1868, S. 318 f., sondern auch mit Abbildungen in seinem Buche „Im Auftrage des Königs von Preußen mit dem englischen Expeditionskorps in Abessinien.“ So mancher Reisende könnte seine Kräfte für wirklich Unbekanntes aufsparen, wenn er mit den Arbeiten seiner Vorgänger besser vertraut wäre.

— Im Januarheft 1882 der „Proceedings“ der „Royal Geographical Society“ theilt Edw. Coode Hore seine Aufnahme des Tanganika-Sees mit, bereits die vierte, welche wir seit Livingstone erhalten haben, und begleitet sie mit einigen Notizen, unter denen wir die auf die Anwohner des Sees bezüglichen hier wiedergeben. Hore hatte mit zehn Stämmen zu thun, welche er zwar als „Wilde“ beschreibt, bei denen er aber interessante Spuren von Civilisation gefunden hat. Dahin ist namentlich die Art und Weise, wie sie die Landesprodukte verwerthen, zu rechnen. In ausgedehnter Weise verarbeiten sie Eisen und Kupfer zu den verschie-

Digitized by Google

denten Waffen, Geräthen und Schmuckgegenständen. Wo sich Salz findet, wird dasselbe sorgfältig zubereitet und als Tauschmittel über den ganzen See hin verbreitet. Ebenso Palmöl, das in Ubschidschi und Urundi fabricirt wird; wo sich Porcellanerde und dergleichen findet, giebt es große Töpfereien. In dieser Hinsicht ist eine der Inseln von Ugaha und ein Ort in Unira bekannt. Rua und Maninema produciren kunstvolle Eisenlachen und die berühmten Gras- oder Palmfiber-Kleider. Die Milchwirthschaften von Uhha liefern wohlbekannte Packen Butter und die ärmeren Leute aus See-Stücke getrockneten Fisches, welche weit und breit im Lande versendet werden. Das Fischereigewerbe ist überhaupt ein sehr ausgedehntes. Die Warundi haben kleine Flöße aus vier bis fünf an einander befestigten Stämmen, von denen aus sie Fische mittlerer Größe angeln. Der Hauptfang wird jedoch Nachts mit kleinen ausgehöhlten Baumstämmen betrieben, von denen Hore einmal mehr als 200 zu gleicher Zeit gezählt hat; in jedem Boote brennt ein Feuer, um die kleinen Fische anzulocken, welche dann mit großen Handnetzen gefangen werden. Auch das Schleppnetz wird in manchen Theilen des Sees benutzt, und zum Fange der größeren Fische werden riesige aus Weiden geflochtene Fallen auf den Boden hinabgesenkt. An mehreren Orten wird Baumwollenzeug verfertigt und die verschiedenen Hölzer und Rinden werden in ausgedehntem Maße verwendet, die eine Art für Boote, die andere für Speerschäfte, die dritte für Mörser, eine vierte für Mörserkeulen u. s. w.

Diese Arbeitstheilung beweist, daß unter jenen Stämmen ein gesundes System des Zusammenwirkens besteht, welches als der Beginn einer besseren Zukunft anzusehen ist. Dabei sind sie lange Jahre hindurch von der Außenwelt abgeschnitten gewesen; behält man das im Auge, so muß einem der kleine Fortschritt, den sie gemacht haben, als sehr bemerkenswerth erscheinen. Ein weiter Abstand trennt sie von den armen heruntergekommenen Leuten der Küstengebiete. Viele dieser Binnenstämme leben z. B. in gut organisirten Dörfern, wo eine treffliche sociale Ordnung herrscht.

Die centralafrikanischen Eingeborenen leben im Zeitalter des Eisens; kein Reisender hat bis jetzt, wie man glaubt, steinerne Werkzeuge gefunden. Von zwei Stücken Stein, die Hore heimgebracht hat, sollen erst Kundigere entscheiden, ob es Geräthe sind oder nicht. Dieselben werden ab und zu von den Eingeborenen an flachen Stellen des Sees und auch am Strande gefunden und von ihnen als Botschaften ihrer Vorfahren mit großer Ehrfurcht angesehen, deshalb auch sorgfältig in kleinen Hütten oder Körben aufbewahrt. Nach Hore dienten sie vielleicht zum Beschweren von Stöcken, die man beim Bestellen des Feldes gebrauchte. Die von Hore heimgebrachten Waffen, Geschirr, Körbe, Baumwolle, Rinden- und Palmfiber-Kleider, Proben des Seewassers und des Wassers der heißen Quellen von Uguha, von Palm- und Mpuju-Oel, Tabak, Porcellanerde und Salz befinden sich jetzt im Museum der London Missionary Society.

Nordamerika.

— Die Bevölkerung von New-York betrug nach der letzten Zählung 1 206 022 Personen, worunter sich 713 677 Eingeborene, 198 595 Irländer, 153 482 Deutsche und Oesterreicher, 29 767 Engländer, 13 952 Neger, 12 223 Italiener, 9910 Franzosen, 9020 Polen, 4551 Russen und 2683 Schotten befanden.

— In den Vereinigten Staaten ist am letzten Tage des Jahres 1881 der erste durchgehende Zug von S. Francisco nach New Orleans abgelassen und dadurch die neue Eisenbahn quer durch den Kontinent, die sogenannte Southern Pacific, eröffnet worden.

— Désiré Charnay, über dessen Arbeiten in Mexiko im Jahre 1880 wir bemüssigt einen illustrirten Bericht bringen werden, hat neuerdings weitere Ausgrabungen in den alten Tolteckenstädten von Tula und Cholula gemacht und sich dann nach Yucatan begeben. Nachdem er 1881 fast alle Denkmäler in Palenque abgelichtet und diese Abklatsche dem Pariser ethnographischen Museum übergeben hat, ist ihm jetzt ein Gleiches in Urmal gelungen, und nun will er sich zu demselben Zwecke nach Chichen Itza begeben. Auch hat er Studien über Anthropologie und Ethnographie der noch so ungenügend bekannten Stämme Yucatans angestellt.

Südamerika.

— Ueber Dr. Jules Crevaux' neue südamerikanische Reise (s. oben S. 16) wird weiter bekannt, daß er, begleitet von dem Astronomen Billet und dem Zeichner Ringel, am 20. November v. J. nach Buenos Aires abgereist ist. Das „Comité des missions" hat ihm dazu 70 000 Fr. bewilligt. Crevaux will (nach „L'Exploration") vom Rio Paraguay aus die Quellen des Tocantins zu erreichen suchen und dann seine Reisegefährten bis zur Mündung desselben hinabschicken, während er selbst den weiter westlich fließenden Tapajoz von seiner Quelle bis zum Amazonenstrome erforschen will. Vorher hat er sich aber gegen Ende 1881 nach Bolivien begeben, um von dort den Rio Pilcomayo hinabzufahren und aufzunehmen.

— Ueber die Vorschiebung der Indianergrenze in der Argentinischen Republik bis an den Rio Negro und Rio Neuquen haben wir in früheren Bänden (Bd. 35 und 36) berichtet. Leider scheint aber die Betreibung der Indianer oder die Grenzbewachung nicht gründlich genug betrieben worden zu sein; denn im „South American Journal" vom 5. Januar d. J. finden wir die Nachricht, daß sich die Indianer am Rio Colorado (d. h. weit nördlich der Militärgrenze) sehr lästig gemacht und einem einzigen unglücklichen Estanciero an 600 Stuten weggetrieben haben.

Polargebiet.

— Ingenieur Melville von der untergegangenen „Jeannette" (s. oben S. 57) ist nach einem Petersburger Telegramm vom 29. Januar mit verschiedenen Beamten und einem Dolmetscher von Jakutsk aufgebrochen, um fünf Expeditionen zur Aufsuchung seines Chefs de Long und der noch fehlenden Mannschaft im Umkreise der Lena-Mündung zu bilden. Zu demselben Zwecke reisen auch die St. Petersburger Korrespondenten des „New York Herald", Jakson, und der „London Illustrated News", Larsen, welcher letztere bereits einige Jahre in Sibirien gelebt hat, nach der Lena-Mündung. Als Kuriosum sei dazu erwähnt, daß die Pariser geographische Zeitschrift „L'Exploration" schon am 12. Januar dieses Jahres einen schauervollen Bericht von einem augenblicken Mitgliede der Jeannette-Fahrt veröffentlichte, welchen wohl irgend ein Spaßvogel verfaßt hatte, um zu sehen, wie weit die Leichtgläubigkeit oder Unwissenheit mancher Leute geht. Der Schauplatz der Tragödie aber war von dem Meere im Norden Sibiriens ganz gemüthlich nach der Baffins-Bai verlegt worden.

— Das Schiff „Willem Barents" wird, falls sich die nöthigen Mittel finden, in diesem Jahre seine fünfte arktische Reise unternehmen, um die Eisgrenze festzustellen und event. den Engländer Leigh Smith aufzusuchen. Außerdem soll es Tiefsondirungen, nördlich der Jenisei-Mündung, besuchen und dort, wo Barents 1596 bis 1597 auf Nowaia Zemlja überwinterte, einen Gedenkstein errichten.

Inhalt: Belgische Skizzen. III. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Richard Greeff: Die Insel Nolas. III. (Schluß.) — Gustav Nachtigal's Reisewerk. III. (Schluß.) — Britisch-Birma zu Ende des Jahres 1881. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiet. (Schluß der Redaction 3. Februar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des E. Lemonnier.)

IV.

Im Vergleich mit der Mehrzahl der anderen großen europäischen Hauptstädte wird Brüssel verhältnißmäßig wenig von Touristen aufgesucht. Die Sommermonate führen zwar alljährlich eine nicht unbedeutende Zahl von Engländern hierher, doch gilt ihr Besuch weniger der Stadt selber und den reichen Schätzen an Kunstwerken und interessanten Alterthümern, die sie in ihren Museen und Privatsammlungen birgt, als vielmehr der Wallfahrt nach dem benachbarten großen internationalen Friedhofe, dem Schlachtfelde von Waterloo. Während die Einwohner der Stadt an schönen Tagen scharenweise nach dem Bois de la Cambre hinauspilgern, einem zu dem herrlichsten Parke umgeschaffenen Theile des Waldes von Soigne im Südosten der Stadt, geht der Zug der Fremden unsehlbar weiter hinaus, die Parkanlagen, den weiten Kranz von Gärten und Landhäusern und die für den Bedarf der Hauptstadt sorgenden ausgedehnten Gemüseländereien, welche die nächste Umgebung Brüssels bilden, hinter sich lassend. Fünfzehn Kilometer in südöstlicher Richtung von der Stadt entfernt, an der vor wenigen Jahren eröffneten Bahnlinie Brüssel-Luttre-Charleroi, liegt das Dorf **Waterloo**, das während der blutigen Tage vom 17. bis 19. Juni 1815 des Herzogs von Wellington Hauptquartier war. Drei Kilometer weiter ab liegt die heutige Station Braine-l'Alleud, von der man in etwa einer halben Stunde zu Fuß den berühmten Löwenhügel erreichen kann, der sich etwas westlich von der alten, die Ebene in fast nordsüdlicher Richtung durchschneidenden Namurer Straße erhebt. An der Stelle errichtet, wo der Prinz von Oranien verwundet wurde, weist das Denkmal auf einem in stumpfer Kegelform aufgeschütteten Hügel von 60 m Höhe einen kolossalen stehenden Löwen auf, der, zu Lüttich aus eroberten Geschütz gegossen, ein Gewicht von 28 000 kg hat. Man mag sich aus den zahlreich vorhandenen Werken über die Tage von Waterloo noch so genau mit den Einzelheiten der Truppenaufstellungen und den verschiedenen Operationen der einzelnen Heeresmassen vertraut gemacht haben, ein wirklich lebensvolles anschauliches Bild der großen Schlacht, die den Untergang des nächtigsten Gewalthabers herbeiführte und nahezu 100 000 Menschenleben kostete, gewinnt man nur an Ort und Stelle selber. Mit dem Plane der Truppenaufstellungen in der Hand, kann man von der Höhe des Löwenhügels, von dem aus man die weiteste und ungehinderste Aussicht über die von niedrigen Höhenzügen und langen alten Baumreihen durchschnittene, heute zum größten Theil gut kultivirte Ebene genießt, den großen Entscheidungskampf in seinen einzelnen Momenten verfolgen. Zu einem weiten, flachen Bogen, dessen Mitte ungefähr durch den Löwenhügel gebildet wurde, stand das erste Treffen der Verbündeten auf einer mäßigen Bodenerhebung. Dem aus Engländern, Braunschweigern und Nassauern zusammengesetzten Centrum gegenüber und durch eine etwa 2000 Schritt breite Thalsenkung von ihm getrennt, hielt das französische Heer eine Hügelkette besetzt. In dieser Thalsenkung wogte vom Mittag bis gegen Sonnenuntergang am 18. der heftigste Kampf; unermüdlich rückten hier die

Digitized by Google

franzöſiſchen Kolonnen gegen das Centrum der Verbündeten vor; immer wieder wurden ſie zurückgeſchlagen — und als es gegen ſieben Uhr Abends dem Marſchall Ney endlich gelang, mit den Garden die erſte Linie des Feindes zu durchbrechen, war es zu ſpät; denn gerade da begann der rechte Flügel des franzöſiſchen Heeres dem mächtigen Anſtürmen der Preußen zu weichen, die nach endlicher Einnahme des Dorfes Planchenoit, das ſie mehrmals genommen und wieder verloren hatten, unaufhaltſam vordrangen. Dank ihrem kräftigen Eingreifen und Dank vielleicht mehr noch den unverantwortlichen Verſäumniſſen und Mißgriffen, die Napoleon's Generäle ſich hatten zu Schulden kommen laſſen und die durch ſeine Anſtrengung wieder gut zu machen waren, befanden ſich die Trümmer des franzöſiſchen Heeres gegen neun Uhr Abends in vollſtändiger Auflöſung und wilder Flucht auf der Straße nach Genappe. Die Pachthöfe La Haye Sainte, Papelotte, La Haye und Smouhez, die, von hannöverſchen reſp. niederländiſchen Truppen beſetzt, die Deckung des Centrums und des linken Flügels der Verbündeten bildeten und mit unglaublicher Tapferkeit ſtundenlang gegen den immer erneuten Anſturm der Franzoſen vertheidigt wurden, ſtehen heute noch ausſcheinend wohlerhalten da. Der dritte vorgeſchobene Poſten, das etwa 12 Minuten ſüdweſtlich vom Löwenhügel belegene alte Schloß Hougemont, heute eine ungeheure Ruine mit zerbröckelndem, brandgeſchwärztem Mauerwerk und verwüſteten Gärten, war von einem Bataillon engliſcher Garden und einigen hundert Naſſauern und Hannoveranern beſetzt. Die heldenmüthige und bis zum Abend unaufhörlich andauernde Vertheidigung dieſes Punktes, gegen den die Franzoſen, als gegen den Schlüſſel zu der britiſchen Aufſtellung, nach und nach 12 000 Mann vorführten, wird mit Recht zu den glänzendſten Waffenthaten von Waterloo gezählt. — Vereinzelt ragen auf der weiten, mit Blut und Leichen gedüngten Ebene heute die Denkmäler empor, die von den verſchiedenen Nationen dem Andenken ihrer hier gefallenen Söhne errichtet worden ſind — eine Marmortafel über der Thür eines kleinen, einſtöckigen Häuschens an der Namurer

Das Schlachtfeld von Waterloo.

Straße läßt in demſelben das berühmte Wirthshaus La Belle Alliance erkennen, in dem Blücher und Wellington ſich am Abend der Schlacht als Sieger begrüßten; verſolgt man aber die Straße nur wenige Kilometer weiter nach Süden, ſo findet man bald keine Spur mehr, die an die beiſpielloſen Ereigniſſe erinnerte, deren Schauplatz ſie an jenem ſchrecklichen Abende geweſen iſt. Auch in dem kleinen Genappe ſcheint ſich kein Andenken daran erhalten zu haben. Das etwa 1 700 Einwohner zählende Dorf liegt mit ſeinen beiden einzigen, hauptſächlich von den Küthen des Ortes belebten Straßen ſo ſtill und verſchlafen da, als wäre es nie durch eine weltgeſchichtliche Kataſtrophe aus ſeiner vorweltlichen Ruhe aufgerüttelt worden.

Bei Genappe fündigt ſich das walloniſche Land durch endlos weite Heideſtrecken an, auf denen die in großen Abſtänden von einander liegenden Dörfer und Weiler, im Gegenſatz zu den durch Felder und Wieſen getrennten Gehöften eines vlämiſchen Dorfes, wie feſte, kompakte Häuſermaſſen erſcheinen. Anſtatt des ſaubern Weiß eines vlämiſchen Bauernhauſes zeigt ſich hier bald allenthalben der dunkelröthliche, oft in tiefes Braun übergehende Ton der ſtets unverputzten wallonſchen Ziegelbauten. Und eine große, zum Theil durch die verſchiedenen natürlichen Lebensbedingungen hervorgerufene Verſchiedenheit tritt uns auch bei der Betrachtung der Sitten und Gewohnheiten des vlämiſchen und des wallonſchen Volkes von Südbrabant entgegen. Während der Flamänder, der ſich hier faſt ausſchließlich mit Gemüſebau beſchäftigt, auf ſeinem in unmittelbarer Nähe ſeines Hauſes belegenen Gartenlande arbeitet und ſich dadurch den Sinn für ein behagliches Familienleben erhält, bleibt der Wallone, der die Ackerkultur gern in großem Maßſtabe betreibt und ſich mit Vorliebe der Urbarmachung von Heideland widmet, oft tagelang vom Hauſe entfernt und betritt daſſelbe nur Abends, um ſich von der Tagesarbeit oder von den ſeiner geſelligen geſprächigen Natur überaus zuſagenden Freuden des Wirthshauſes auszuruhen. Dieſen verſchiedenen Neigungen entſpricht denn auch das Aeußere und die innere Einrichtung ihrer Häuſer. Die in der rauhen Jahreszeit ſtets überheizten Hütten des vlämiſchen Bauern zeigen an ihren

Digitized by Google

ſchneeweißen Kalkwänden eine Menge von Zimmerſchmuck: goldrahmige Spiegel, bunte Bilder aller Art, Madonnen- und Heiligenfiguren, von großen Kränzen aus Flittergold umgeben, daneben werthvolle alte Familienſtücke in Truhen und Kaſten, Kupfer- und Steingutgeräth. Der über dem Feuer brodelnde Keſſel darf zum behaglichen Lebensgenuſſe in einem vlämiſchen Bauernhauſe ebenſowenig fehlen, wie die Pendeluhr mit hellem Schlag- oder Singewerk und wie die überall anzutreffende Zimmergenoſſin, die Hauskatze. Das walloniſche Haus hat weder Schmuck noch behaglichen Komfort aufzuweiſen, doch ſieht man bei den wohlhabenderen Landleuten jetzt ſchon oft das Beſtreben, die urſprüngliche, nüchterne Kahlheit der Innenräume durch die freilich kaum weniger nüchternen Erzeugniſſe der großſtädtiſchen Möbelinduſtrie ſowie durch allerhand unſymmetriſch an den Wänden aufgehängtes Geräth aus Weißblech zu verbeſſern.

Die alte Stadt Nivelles am Thines, wie Genappe an der Linie Brüſſel-Charleroi belegen, läßt die Eigenart der walloniſchen Ortſchaften deutlich hervortreten. Die finſteren Häuſer in dem dichten Gewirr von ſchmalen, vielfach gewundenen Gaſſen und Gäßchen ſtehen wie aufeinander gepackt zuſammen, kaum, daß hin und wieder ein kleiner Hof- oder Gartenraum frei geblieben iſt, über deſſen hohe, weinberankte Mauern die Kronen ſtattlicher Bäume ſich hoch erheben, gleichſam als wollten ſie dem beengenden Mangel an Luft und Licht Trotz bieten. Eine anſmerk-

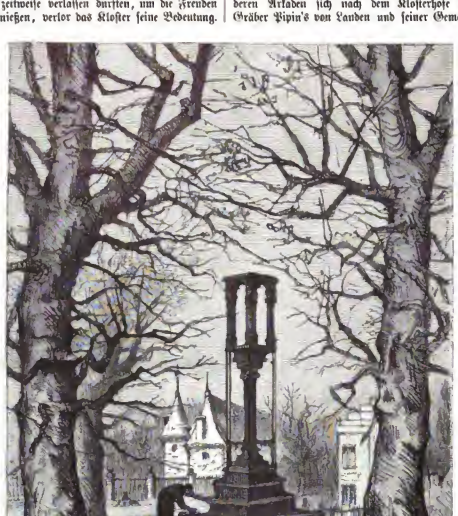
Das alte Kloſter zu Nivelles.

ſame, wenn auch auf dem altertümlich ſpitzen Steinpflaſter nicht eben angenehme Wanderung durch die alten Gaſſen läßt uns manches Eigenthümliche und Sehenswerthe erblicken: hier und da einen ſchönen, zackigen Giebel, eine mit gebauchten Geländerdocken, ſeltſamem Zimmerſchmuck oder Blumenzierrathen verſehene Façade, ſchmale, genauerte Bogenbrücken über dem träge fließenden Waſſer des Thines, aus dem die dunkelbraunen, von unregelmäßigen Fenſteröffnungen durchbrochenen Häuſermauern emporſteigen. Trotzdem die Stadt heute Hauptort eines Arrondiſſements iſt und nahezu 5000 fabrikthätige Einwohner beſitzt, gewahrt man doch nirgends mehr etwas von dem regen Leben, das während des 16. und der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts geherrſcht haben ſoll, ehe die weitberühmte, großartige Leinen- und Batiſtinduſtrie von Nivelles ſich in Folge der Unruhen des Jahres 1647 nach Cambrai und Valenciennes zog. Mit beſonderm Stolze blickt der Einwohner von Nivelles aber auf die lange Vergangenheit ſeiner Stadt zurück, auf die ſtattlichen Denkmäler ihrer frühern Größe. Ein im Jahre 645 von der Gemahlin Pipin's von Landen hier gegründetes Kloſter der heiligen Gertrud gab die erſte Veranlaſſung zu der Anlage der Stadt. Die Nonnen des Kloſters, die ſich „Demoiselles au blanc surplis“ nannten, traten von Anfang an eigenmächtig und ſelbſtändig auf; vergebens bemühte man ſich ſchon auf dem unter Ludwig dem Frommen abgehaltenen Konzil, die geiſtliche Schweſterſchaft zur Einhaltung der Ordensregel des heiligen Benedikt zu bewegen. In dem einer kleinen feſten Stadt gleichenden Viereck ihrer ſtattlichen Kloſtergebäude führten die Inſaſſinnen des beſonders

Digitized by Google

reich dotirten Stiftes ein um die weltliche Macht ebenſo wie um die Ordensregeln unbekümmertes Leben; von hier aus beherrſchten ſie die Stadt und das umgebende Land faſt unumſchränkt; nachdem ſie ſich im 12. Jahrhundert aus eigener Machtvollkommenheit in eine Anzahl von neuerbauten, getrennten Stiftshäuſern vertheilt hatten, die ſie nach Belieben zeitweiſe verlaſſen durften, um die Freuden der Welt zu genießen, verlor das Kloſter ſeine Bedeutung.

Von den aus der Zeit ſeiner Blüthe herrührenden großartigen Bauten ſteht heute noch die Kirche der heiligen Gertrud, ein mächtiger romaniſcher Bau, der leider im 18. Jahrhundert durch Veränderungen im Innern gänzlich verunſtaltet worden iſt, ſowie ein Theil des eigentlichen Kloſterhauſes mit vier übereinanderliegenden Bogengängen, deren Arkaden ſich nach dem Kloſterhofe öffnen. Die Gräber Pipin's von Landen und ſeiner Gemahlin Ida be-



Alter Marterpfahl zu Braine-le-Château.

finden ſich in der Kirche, außerdem ein reicher Schatz an Koſtbarkeiten aller Art: der kunſtvoll in Gold und Silber gearbeitete, reichciſelirte Schrein, in dem die Gebeine der heiligen Gertrud bewahrt ſind, ſchöne Reliquienkäſtchen aus dem 12. und 13. Jahrhundert, mehrere mit Miniaturen von Memling geſchmückte Kruzifixe, koſtbare Becher, in denen den Pilgern das wunderthätige Waſſer einer unter der Krypta hervorſprudelnden Quelle gereicht wurde, herrliche alte Skulpturen in Holz und Stein u. ſ. w.

Wenige Stunden von der Stadt Pipin's von Landen entfernt befinden ſich auch die berühmten großartigen Ruinen der alten Abtei von Villers, die zur Zeit ihrer höchſten Blüthe, im 13. Jahrhundert, nicht weniger als 400 Ordens- und 300 Laienbrüder beherbergte. Die heute noch erhaltenen Trümmer des alten Ciſtercienſerneſtes, das große rechteckige Refektorium, mit ſeinen zwei Reihen von hohen Bogenfenſtern der Periode des Ueberganges, ſtyls angehörend, der zum größten Theil gothiſche Kreuzgang und

Digitized by Google

die in den Jahren 1240 bis 1272 erbaute, ſpäterhin durch verſchiedene Zuſätze vergrößerte, ebenfalls gothiſche Kirche geben einen Begriff von der ehemaligen Pracht des Ganzen und laſſen die im Volke lebenden Traditionen von den glänzenden Feſten und dem herrlichen Leben der Mönche von Villers glaublich erſcheinen. In der Revolutionszeit, im Jahre 1796, aufgehoben, gingen die Kloſtergebäude in den Beſitz eines franzöſiſchen Spekulanten über, der ſie allmälig aller ihrer Kunſtſchätze und Koſtbarkeiten beraubte, ja ſchließlich ſogar einen Theil der Gebäude niederriß und die Steine und das mächtige Eiſenwerk an die Bauern der Umgegend verkaufte. Eine ſpätere Zerſtörung während der Kriegszeit von 1815 fand ſomit den Weg zur gänzlichen Vernichtung ſchon gebahnt, die jetzt mit jedem Tage weiter fortſchreitet. Heute bilden die melancholiſchen Ruinen, in denen die Grabſteine der alten brabantiſchen Herzöge von der ehemaligen Selbſtändigkeit des Brabanter Landes erzählen, einen beliebten Sammelplatz für die walloniſche Bevölkerung von nah und fern bei ihrem großen Volksfeſte am erſten Sonntage des Auguſt.

Die Ruinen von Villers ſind nicht die einzigen hiſtoriſchen Ueberreſte aus der Zeit jener mächtigen Herzöge: unweit der Stadt Braine, zwiſchen Nivelles und Hal, erhebt ſich inmitten des kleinen Fleckens Braine-le-Château

Vlämiſche Pferde.

ein trauriges Denkmal ihres gewaltthätigen Regiments. Es iſt ein auf ſteinernem, aufgeſtuftem Unterbau ſtehendes, ſeltſames eiſernes Gerüſt, ein Marterpfahl, wie er damals von den Machthabern des Ländchens gern und oft gegen widerſpenſtige Unterthanen in Anwendung gebracht wurde. Faſt unbegreiflich erſcheint es dem mit dem Charakter des wallonſchen Volkes nicht vertrauten Reiſenden, wie dieſes entſetzliche Denkmal ſich durch die lange Reihe von Jahrhunderten hat erhalten können — aber noch heute iſt die ſogenannte „Lanterne“ und ihr hohes Alter ein Stolz der Einwohner von Braine-le-Château und der Mittelpunkt, um den ſich die Verkaufs- und Volksbeluſtigungsbuden ihrer Kirmes und Jahrmärkte gruppiren. Jetzt fließt aus einer Seite des ſteinernen Unterbaues, von wo vor Zeiten das Blut der unglücklichen Opfer herabrann, ein kleiner Brunnen, den einer der heutigen Schloßherren von Braine-le-Château angelegt hat.

Kaum minder wie in eine ferne Vorzeit entrückt kommen wir uns freilich vor, wenn wir, auf der Reiſe von Braine nach Brüſſel begriffen, die Stadt Hal paſſiren und hier eine Wallfahrt der Gläubigen zu dem wundertätigen Marienbilde ſehen; die Lebhaftigkeit des belgiſchen Volkes läßt viele unter den Tauſenden von Krüppeln und Kranken aller Art ſich in einen Zuſtand wahnſinniger Begeiſterung hineinarbeiten, der zu den widerlichſten Scenen führt. Die herrliche, reingothiſche Marienkirche, ein Meiſterwerk der Baukunſt und voll der edelſten Kunſtwerke, wird Jedem, der ſie einmal mit dieſer Staffage geſehen hat, in unerfreulichem Andenken bleiben. — Die alte Straße, die Hal mit Brüſſel verbindet, hat trotz der Eiſenbahn ihre

Digitized by Google

Bedeutung nicht verloren; geben ihr zu gewiſſen Zeiten im Jahre die großen Züge der Wallfahrer ein ungemein belebtes Anſehen, ſo ſorgen die zahlreichen an ihr belegenen und zum großen Theil von Brüſſeler Arbeitern bewohnten Dörfer für einen ununterbrochenen Verkehr von Fuhrwerk und Pferden; unter den letzteren oft wahre Prachtexemplare der vlämiſchen Race, wie ſie den Bildern eines Adriaan van de Velde und Paul Potter zum Modell gedient haben müſſen. Die franzöſiſchen Namen jener Dörfer, die auf walloniſche Bevölkerung deuten, machen in der Nähe von Brüſſel den vlämiſchen Platz; auch die Anlage der einzelnen Ortſchaften wird wieder die oben beſchriebene weitläufigere, die der Landſchaft einen ganz eigenthümlichen Charakter verleiht. Die einzeln im Grün verſteckten Häuſer, das Fehlen der unabſehbaren Felder laſſen unwillkürlich die Gedanken von der Mühe und Arbeit des Daſeins abſchweifen und ſich mit der idylliſchen Seite deſſelben beſchäftigen. Im mehrmeiligen Umkreiſe Brüſſels trägt das

Schloß Bouchout. (Nach einer Photographie.)

Brabanter Land dieſes Gepräge eines fröhlichen und behaglichen Daſeins, das ſeinerſeits an die heitere Stimmung manches Bildes der niederländiſchen Schule erinnert. Ohne im eigentlichen Sinne des Wortes maleriſch zu ſein und nur durch gelegentliche ſchöne Lichteffekte dieſe Bezeichnung verdienend, hat die Landſchaft doch gar manchen ſchönen Punkt aufzuweiſen, der ein Ablenken von der gewöhnlichen Straße der Touriſten wohl belohnen würde. Da ſind die Ruinen des Schloſſes von Beerſel, die der alten Veſte und Kirche von Gaesbeek, da iſt Tieghem mit ſeiner gothiſchen Kirche, da ſind die alten Schlöſſer von Machelen und Sternockerzeel, und nicht weit von ihnen Penthy und Elewyt, die ländlichen Wohnſitze David Teniers des Jüngern und Peter Paul Rubens. Da iſt, um auch die neuere Zeit nicht zu vergeſſen, Schloß Bouchout, deſſen gewaltige Mauern aus dem klaren Waſſer eines Waldſees aufſteigen, der heute von den ſchönſten dem Walde abgewonnenen Parkanlagen umgeben iſt.

Digitized by Google

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Von den Cascades des Columbia nach Walla Walla.

Am 12. August 1881 fuhr ich auf dem prächtigen Dampfer „Wide West“ von Portland nach den Cascades am Columbia, von wo aus ich meine Reise nach dem nordwestlichen Idaho und dem nordöstlichen Washington in mir bis damals unbekannt gebliebene Gegenden fortzusetzen gedachte. Das grandiose Flußpanorama des Columbia, welches ich schon so oft geschaut hatte, machte auf mich denselben überwältigenden Eindruck, wie in früheren Jahren, und ich betrachtete mit unverminderter Lust auch diesmal wieder die gewaltigen Felsfacaden, die sich terrassenartig am Ufer emporbauenden bewaldeten Gebirgshöhen, die silbernen Bänder der Wasserfälle, die leuchtenden Gipfel des Mount Hood und Mount St. Helens und den schönen breiten Strom, von Fort Vancouver bis zum isolirten Basaltgipfel Castle Rock.

Interessant war die Wettfahrt eines kleinen weißen Dampfers, der mit seiner das Verdeck überragenden zierlichen Kajüte wie ein Spielzeug aussah, mit unserm ungeschlachten Koloß. Es war jener der sogenannte Oppositionsdampfer „Fleetwood“, welcher in Verbindung mit einem Stellwagen am Oregon-Ufer des Columbia und seinem noch kleinern oberhalb der Stromschnellen fahrenden Genossen „Gold Dust“ Passagiere für zwei ein halb statt der üblichen fünf Dollars von Portland nach The Dalles beförderte. Um dies nichtswürdige Verfahren lahm zu legen, ließ die „Oregon Railway and Navigation Company“ eine zweite Linie von großen Dampfschiffen in Verbindung mit der Cascades-Eisenbahn für vier Bit (= 1/2 Dollar) von Portland nach The Dalles laufen [1]). Ich hatte diesmal Passage auf dem Fluß Dollar-Dampfer genommen, nicht aus Loyalität gegen die „Navigation Company“, sondern weil mir daran gelegen war, ohne mich unnöthigem Aufenthalt, Explosionen und dergleichen Dingen auszusetzen, möglichst schnell und prompt nach The Dalles zu gelangen. Auf der Rückreise benutzte ich die Vier-Bit-Linie, um mich auch einmal einer billigen Dampferfahrt auf dem Columbia zu erfreuen. Das selbst für einen eingefleischten Republikaner etwas gar zu stark gemischte Publikum von Oregonieru und Washingtoniern, welche sich in Folge des herabgesetzten Preises den Luxus einer Dampferfahrt, in Gesellschaft von Frauen und schreienden Kindern, erlaubten, die von Menschen vollgepfropften Kajütenräume und damit verbundene Unbequemlichkeit, die dort aufgetischten kulinarischen Mahlzeiten zu 2 Bit und das ganze wüste Ensemble haben mich jedoch ein für alle Mal davon kurirt, je wieder eine derartige Fahrgelegenheit in das Programm einer Oregonreise aufzunehmen. Der diminutive „Fleetwood“, welcher sich rühmt, das schnellste Dampfschiff an der pacifischen Küste zu sein und mit Leichtigkeit 17 englische Meilen per Stunde stromauf zurücklegen zu können, ließ unsern großen Dampfer denn auch, ehe wir die Cascades erreichten, hinter sich und schoß das schäumende Flußbett weiter hinauf, ehe er am Fuße der Kanalbauten an der Oregon-Seite anlegte, während wir nach althergebrachter Sitte im Territorium Washington bei der Eisenbahn anhielten, auf welcher ich nach den obern Cascades weiterfuhr.

Man machte mich bei dieser Fahrt auf ein von einem gewissen Williams aufgestelltes und von ihm patentirtes sogenanntes Fischfang-Rad (fishing wheel) aufmerksam, womit derselbe den Salmenfang en gros betreibt und zum Schaden der Lachsfischerei am untern Columbia eine ungehemmte Verwüstung unter jenen Fischen anrichtet. Besagtes Rad befindet sich zwischen den Felsen an der Oregon-Seite der Cascades, wo die stromaufwärts ziehende Lachsarmee unbedingt vorbei passiren muß. Wenn ich bemerke, daß Herr Williams sich damit rühmt, im Jahre 1881 während der gesetzlich erlaubten 90tägigen Fangzeit 35 000 Dollars mit seinem Lachsrad verdient und in einer Stunde schon tausend Salmen darin gefangen zu haben, so wird man sich nicht darüber wundern, daß jene Mordmaschine einen Schrei des Entsetzens unter den Fischern und den Besitzern der Lachspackereien am Columbia hervorgerufen hat, die eine vollständige Vernichtung jenes lukrativen Geschäfts dadurch in Aussicht stellt.

Das Verfahren wird von einer in Portland erscheinenden deutschen Zeitung folgendermaßen beschrieben: „Das aus schrägen Flügeln von Drahtgeflecht angefertigte Rad wird gegen den Strom gekehrt ins Wasser gestellt und von der Strömung selbst in Bewegung gesetzt. Die stromaufwärts streichenden Fische werden von den Schaufeln aufgefangen, in die Höhe gehoben und massenhaft in einen Behälter geworfen. In diesem stehen zwei Mann, welche den gefangenen Lachsen einen Draht durch die Augen stechen und sie damit an einer luftdichten mit Haken versehenen Tonne befestigen. Sobald 50 Fische an einer Tonne hängen, wirft man dieselbe in den Fluß, worin sie bis zu einer weiter unterhalb liegenden „Cannery“ (Anstalt zum Präserviren der Lachse) fortreiben und dort von zwei im Strom stehenden Arbeitern (Indianern) aufgefangen und abgeliefert werden. Die „Cannery“ zahlt 50 Cents für jeden ausgewachsenen Fisch. Es müssen von dem Fischräuber Williams mindestens 2000 Salmen täglich gefangen worden sein, um alle von ihm gehabten Unkosten zu decken und einen Reingewinn von 35 000 Dollars in der Saison, wie er ihn angegeben hat, zu erzielen.“

Dieser Fischräuber Williams hat also während der letzten Fangzeit von 90 Tagen mindestens 180 000 Salmen durch sein Mordrad zerstört, die Menge von kleineren, zum Verpacken nicht verwendbaren Lachsen gar nicht mitgerechnet. In der That, wenn jenem en-gros-Lachsfänger sein Handwerk nicht schleunigst von Staatswegen gelegt wird und andere unternehmende Salmenjäger seinem Beispiel mit ähnlichen Fangrädern folgen sollten, so wird wohl bald der

[1]) Anfang October 1881 mußte der „Fleetwood“ seine Fahrten nach den Cascades wieder einstellen, nachdem die Vier-Bit-Linie der „Navigation Company“ diesen Widersacher vollständig ruinirt hatte. Seitdem zahlt das reisende Publikum wieder 5 Dollars für die Passage von Portland nach The Dalles.

Digitized by Google

letzte Lachs im Columbia vernichtet sein! Das Patent, welches Williams für sein Fangrad erworben hat, wird schwerlich Andere davon abhalten, gerade so oder ähnlich wie er zu verfahren, denn seine Erfindung ist durchaus nicht neu und verdient kein Patent. Ein ähnliches „fishing wheel" hat schon früher z. B. im Staate Missouri an einem Flusse in Franklin County existirt.

Der Lachsfang an unsern Columbia ist, wie ich hier einschalten will, in diesem Jahre ergiebiger als je gewesen. Der Marktpreis für präserviirten Lachs stellt sich aber bedeutend niedriger, als in früheren Jahren, und der von den „Canneries" an die Fischer für abgelieferte gefangene Salmen gezahlte Preis ist stetig im Steigen begriffen. In den Jahren 1866 bis 1869 hatte die Kiste präserviirter Lachs (4 Dutzend Blechbüchsen à 1 Pfund in jeder Kiste) einen Marktwerth von 10 bis 16 Dollars und die Fischer erhielten 15 bis 20 Cents pro Fisch; jetzt bringt die Kiste Lachs nur noch 5 Dollars, wogegen die Fischer 50 bis 60 Cents pro Fisch erhalten. Das Produkt ist aber von 4000 Kisten im Jahre 1866 auf 550 000 Kisten im Jahre 1881 gestiegen.

Den Besitzern der „Canneries" ist dabei immer noch ein bedeutender Nutzen geblieben. Anstatt, wie es früher der Fall war, ein Vermögen in einer Saison erzielen zu wollen, begnügt man sich jetzt mit einem vernünftigern Gewinn. Verbesserungen und neue Erfindungen in der Methode des Präserviren und der Verpackung der Salmen, ein weniger verschwenderischer Geschäftsgang, billigeres Material und enorme Vergrößerung des Umsatzes haben das Herabgehen des Marktpreises für präserviirten Salm und die erhöhten Ansprüche der Fischer mehr als aufgewogen. Das Geschäft in Columbia-Lachs wirft immer noch einen großen Nutzen ab, was schon daraus hervorgeht, daß sich die Zahl der „Canneries" am untern Flußlauf in jedem Jahre vermehrt (zu Anfang dieser Saison betrug die Zahl der „Canneries" am Columbia 32, und zwei neue sind bereits wieder bei Astoria im Bau begriffen). Sollten aber die oben beschriebenen Fischfang-Räder mehr und mehr in Aufnahme kommen, so muß das Lachsgeschäft bald in ein Stadium gelangen, wo der sich fühlbar machende Mangel an Rohmaterial die Besitzer der „Canneries" dazu zwingt, ihre Anstalten zu schließen, und es wird eins der profitabelsten Geschäfte im Nordwesten, mit einem jährlichen Umsatz von etwa drei Millionen Dollars, unabwendbar den Todesstoß erhalten.

Als ich bei den oberen Cascades an Bord eines zweiten von dort nach The Dalles fahrenden Dampfers stieg, hatte ich ein gutes Bild der neuen Kanalbauten, welche zur Ueberwindung der Stromschnellen daselbst unter der Leitung der Vereinigten Staaten und auf deren Kosten vorgenommen werden. Am Oregon-Ufer des Columbia ist gleich oberhalb der Cascades eine kleine Arbeiterstadt entstanden, deren zahlreiche Holzbaracken, Amtswohnungen u. s. w. dem Platze ein recht stattliches Ansehen geben. Riesige Holzgerüste, Krahne und Dampfbewegmaschinen, gewaltige Stein- und Erdbämme, die im Flußbett angelegt werden, geben den augenscheinlichen Beweis, daß man im Ernst damit begonnen hat, dieses großartige Unternehmen, von dessen Nothwendigkeit für die Schifffahrt bereits seit zwanzig Jahren geredet wird, endlich einmal zu Stande zu bringen [1]).

Leider schreitet der Kanalbau aber mit dem alle Regierungsbauten in diesem Lande kennzeichnenden Schlendrian nur langsam vorwärts. Statt 300 bis 400 Arbeitern, die bei dem gegenwärtigen niedrigen Wasserstand, besonders als Steinhauer und Steinsprenger, leicht Verwendung finden könnten, sind nur etwa hundert angestellt. Es heißt freilich, daß Jeder, der es wünscht, am Kanalbau Beschäftigung erlangen kann; aber das ist wohl nur ein leeres Wort. So gut die Eisenbahngesellschaften Tausende von Arbeitern finden, könnte „Uncle Sam" doch wohl einige Hundert auftreiben, falls ihm wirklich daran gelegen wäre, auch einmal in ein schnelleres Tempo mit einem Unternehmen zu gelangen. Freilich sind die vom Kongreß gemachten Geldbewilligungen zum Kanalbau nichts weniger als opulent, und dieselben werden noch dazu für jedes Jahr separat und in verhältnißmäßig kleinen Summen ausgeworfen. Von der für den Kanalbau nothwendigen Summe von 2 600 000 Dollars wurden bis jetzt erst etwa 450 000 Dollars bewilligt und verausgabt. Statt der für das nächste Jahr von Oregon erbetenen 750 000 Dollars wird der Kongreß vielleicht nur 50 000 und, wenn es hoch kommt, 100 000 Dollars anweisen. Wenn es so mit den Geldbewilligungen und dem Schlendrian bei der Arbeit fortgeht, werden gewiß noch fünf bis sechs Jahre vergehen, ehe der Kanal fertig ist, obgleich eine Privatgesellschaft denselben ohne Frage in zwei Jahren mit Leichtigkeit herstellen würde.

Die Konstruktion des Kanals bei den Cascades des Columbia ist durchaus nicht so schwierig, als man sich dieselbe früher vorstellte. Die Hauptarbeit wird darin bestehen, auf einer viertel englischen Quadratmeile Raum eine sich etwa tausend Fuß in den Fluß hinein erstreckende Landzunge zu durchstechen und in diesen Durchstich eine Schleuse zu bauen. Der untere Theil der Schleuse, welche eine Länge von 450 Fuß erhalten soll, wird durch ein doppeltes Verschlußthor geschützt werden, an beiden Enden werden massive Steinflügel von hundert Fuß Länge angebaut und lange Holzwände hinzugefügt, um den Schiffen das Ein- und Auslaufen zu erleichtern. Es sollen Schiffe von der Größe der jetzt den Columbia befahrenden Flußdampfer die Schleuse passiren können, und zwar immer vier Fahrzeuge auf einmal, nämlich eine Barge zur Seite und zwei hinter dem sie schleppenden Dampfer.

Der Kanal, welcher an der linken Seite des Columbia angelegt wird, soll 90 Fuß breit und 16 Fuß tief werden, und erhält 60 Fuß hohe massive Seitenwände. Die Flügel, in welche die Schleusenthore eingelassen werden, wird man aus mächtigen Quadern von behauenem Granit erbauen, damit jene den sehr bedeutenden Wasserdruck aushalten können, — eine Differenz von 26 Fuß im Wasserstande oberhalb und unterhalb der Schleuse. Der gewaltigste Druck wird jedoch bei Hochwasser von der Flußseite her stattfinden, weshalb man auf die Seitenwände der Schleuse die meiste Arbeit verwendet, um ihnen die größtmögliche Widerstandskraft zu geben. Wenn ich erwähne, daß ich selbst wiederholt Zeuge gewesen bin, wie der Columbia bei dem Städtchen The Dalles, meinem ehemaligen Wohnorte in Oregon, im Juni, zur Zeit der jährlich wiederkehrenden Hochfluth, volle 40 Fuß über sein niedrigstes Niveau stieg, so wird man jene Vorsicht beim Bau der Seitenwände der großen Schleuse erklärlich finden. Die Wucht der geschwollenen Wassermassen des großen Nordweststromes, welche ihren höchsten Stand erreichen, wenn die Gewässer des Snake gleichzeitig mit denen des Hauptflusses durch die im Gebirge schmelzenden Schneemassen steigen und ihre Fluthen vereint zu Thal wälzen, muß dort, wo er sich durch die Felsengen zu drängen hat, eine ungeheure sein. Glücklicher Weise geben die in der Nähe der Cascades in Menge am Ufer liegenden Felsblöcke das vortrefflichste Material zum Bau jener kolossalen Seitenwände. Man hat nur nöthig jene Felsblöcke zu zersprengen und ihre Trümmer an das nahe

[1]) Vergl. Globus XXXIII, S. 122.

Digitized by Google

Baugerüst zu schaffen, wobei jetzt eine beträchtliche Anzahl von Arbeitern beschäftigt ist.

Das sich in dem Kanalbett ansammelnde Grundwasser wird aus dem bereits durch zwei Querwände geschlossenen Raum durch eine Dampfpumpe von 500 Pferdekraft entfernt, so daß die Arbeiten dort ungestört ihren Fortgang nehmen können. Der nach der Flußseite gewendete Damm wird zuerst doppelt mit einem Hohlraum von acht bis zehn Fuß darin aus losen Felsstücken aufgeführt und dann mit dem aus der Tiefe emporgehobenen Steingeröll ausgefüllt, welches, wenn zusammengestampft, ein hartes Konkret bildet. Jenes wie eingefeilt zwischen den Felsen im Flußboden steckende Steingeröll wird von dort durch riesige Schaufeln entfernt. In der Tiefe werden diese von Arbeitern gefüllt, dann an einem Krahn durch ein Stahlseil hundert Fuß gehoben und oben auf der Wallkrone ihres als Füllmaterial dienenden Inhalts entleert. Die inneren Wände will man, zehn Fuß unter dem niedrigsten Wasserstand, mit behauenen Steinen in Cement aufführen. Die Dämme erhalten eine Breite von dreißig Fuß in der Krone und sollen zum Schluß noch mit Cement bekleidet werden. Dieser Seitenwall der großen Schleuse wird, wenn vollendet, einer der stärksten je von Menschenhänden erbauten Dämme sein und sollte, wie es scheint, jeder auf ihn eindringenden Wasserkraft des Columbia gewachsen sein.

Die Detailzeichnungen, Berechnungen ꝛc. für den Bau des Kanals macht ein deutscher Ingenieur mit Namen v. Geldern, der sozusagen die Seele der ganzen Bauausführung ist. Er war früher bei Tiefmessungen des Puget-Sundes und geodätischen Arbeiten daselbst im Dienste der Vereinigten Staaten beschäftigt und lieferte der Regierung, welche großes Vertrauen in ihn setzt, viele werthvolle und nützliche Arbeiten. Herr v. Geldern stammt aus einer alten Adelsfamilie in Berlin und erhielt seine Ausbildung auf dem dortigen polytechnischen Institut. Daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihm die Ausführung der Detailarbeiten am Cascades-Kanal anvertraut hat, ist gewiß eine hohe Anerkennung seiner technischen Fähigkeiten und eine Ehre für den deutschen Namen [1]).

Es wäre unmöglich Jemandem den Vorzug, welchen Privatunternehmungen in diesem Lande vor solchen haben, die von der Regierung ausgehen, deutlicher ad oculos zu demonstriren, als hier, wo sich in der Nähe des langsam fortschreitenden Cascades-Kanals an der Eisenbahn, die nach The Dalles erbaut wird, eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit entfaltet. Es ist dies eine der schwierigsten und kostspieligsten Eisenbahnlinien, welche je in den Vereinigten Staaten angelegt wurden, und die hier entwickelte Energie, welche vor den unglaublichsten Terrainschwierigkeiten keinen Augenblick zurückschreckte, ist in der That bewundernswerth. Die Baukosten betragen im Durchschnitt 42 000 Dollars per englische Meile, und es giebt Stellen an dieser Bahn, die 100 000 Dollars per Meile gekostet haben. Auf langen Strecken fallen die Felsufer steil nach dem Columbia ab, wo das Bahnbett Schritt vor Schritt aus denselben herausgesprengt werden muß. In fast fortwährenden Kurven windet sich die Bahn am Ufer entlang, und oft war man gezwungen, einen Pfad für die Schienen durch Auffüllen des Ufergrundes, der hier 75 bis 100 Fuß tief ist, zu gewinnen. 2500 Arbeiter, worunter 1500 Chinesen, waren dort beschäftigt. Ihre vielen Zeltlager nahmen sich oft hochromantisch aus.

Als unser Dampfer, eine mit Eisenbahnschienen schwer beladene große Barge neben sich herschleppend, langsam den Fluß hinauffuhr, wurden wir gegen Abend von einem wahren Artilleriedonner begrüßt. Es werden nämlich die mit „Giant-Pulver“ (Dynamit) gefüllten Bohrlöcher in den fortzusprengenden Felsen bei Sonnenuntergang auf einmal losgeschossen. So weit das Auge reichte, stiegen um diese Stunde dichte Staubwolken am Ufer empor, Felsstücke hagelten in den Fluß und fielen manchmal in bedenklicher Nähe bei unserm Dampfer nieder, und der Donner der Explosionen hallte von den Gebirgswänden zurück — ein grandioses Schauspiel! — In den Fuß einer großen fortzusprengenden Felsmasse pflegt man eine Menge kleiner Bohrlöcher zu treiben, diese mit Dynamit zu füllen und sämmtliche Minen auf einmal durch eine elektrische Batterie zu explodiren. Die Wirkung einer solchen Mine ist furchtbar. An einer Stelle wurden 45 000 Tonnen Felsen von sieben Tonnen „Giant“-Pulver durch eine einzige Explosion entfernt.

In The Dalles, wo ich einen Tag verweilte, wurden die Felsmassen beim Bahnhof in der Nähe der Stadt am Abend meines Besuchs fortgesprengt, um dort Raum für große Maschinenbauwerkstätten zu gewinnen. Bei diesen Explosionen regneten die Felsstücke förmlich vom Himmel herab und schlugen durch die Dächer mehrerer Bahnhofsgebäude, glücklicher Weise ohne dabei einen Weißen, dafür aber nur zwei Chinesen todtzuschlagen. Daß ich mich bei diesem Feuerwerk in respektvoller Entfernung hielt, wird mir gewiß Niemand verdenken. Es ist ein sehr hübsches Schauspiel, solchen Massensprengungen von Basalt aus der Ferne zuzuschauen; in der Nähe schwindet dagegen die Romantik bedeutend!

Die Fahrt von The Dalles nach Walla Walla legte ich auf dieser Reise das erste Mal ganz auf der Eisenbahn zurück und zwar, da die Züge bei Nacht fahren, in einem Pullman-Schlafwaggon. Es war wie ein Traum, als ich so in einem dieser weltberühmten mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Waggons durch die Wüsten am obern Columbia hinsauste, welche ich in früheren Jahren oft auf mühselige Weise durchkreuzt hatte. In kurzer Zeit wird der Reisende es gerade so selbstverständlich finden, von Portland nach Walla Walla und weiter durch Montana und Dakota nach dem Obern See in einem Pullman-Waggon zu fahren, als wie jetzt von New-York nach San Francisco. Nur Wenige werden sich dann noch der Stageskutschen, der Hinterradampfer zwischen den Stromschnellen des Columbia und anderer primitiven Fahrgelegenheiten sowie der Gefahren vor Straßenräubern und der Mühseligkeiten der Wildniß erinnern, oder sich als Eisenbahnliteräre mit der Beschreibung einer solchen Reise aus alter Zeit unterwegs die Zeit vertreiben. In diesen Gegenden aber, dem neuen Nordwesten, wiederholt sich jetzt dasselbe, was die frühere Generation im alten Nordwesten — dem obern Mississippithal — geschaut und mit erlebt hat: wie eine Wüstenei und die Jagdgründe der Indianer sich durch die Energie und den Unternehmungsgeist der Anglo-Amerikaner und den Fleiß der mit ihnen verbündeten Deutschen aus einem für den Fortschritt der Menschheit bis dahin brach gelegenen Gebiete mit unglaublicher Schnelligkeit in ein blühendes Kulturland umwandeln.

[1]) Die sich auf den Kanalbau bei den Cascades beziehenden Notizen sind zum Theil der in Portland erscheinenden „Staats-Zeitung“ entnommen worden.

Digitized by Google

Ein Ritt über den Kobet-Dagh und die verlassene Stadt Kara-Kala.

Vom Staatsrath Dr. **Heyfelder.**

Im November 1880 stand das Hauptquartier und die ganze Kavallerie-Brigade des russischen Expeditionskorps unter General Skobelew in der natürlichen Festung Duzolum, welche durch den Zusammenfluß der Flüsse Tschandyr und Sumbar[1]) gebildet wird. Während die Infanterie über Tersafan, Bendelen und Bami (also längs des Nordfußes des Kobet-Dagh) vorrückte, um den längst vorbereiteten Angriff auf die Hauptfestung der Tekke zu beginnen, beschloß General Skobelew mit dem größern Theil der Kavallerie in gerader Linie von Westen nach Osten längs des Flüßchens Tschandyr und über den Kobet-Dagh zu marschiren und mit der Avantgarde der Infanterie in Kelata oder einem andern Punkte der Tekke-Oase auf dem Wege nach Gök-Tepe zusammenzutreffen. Auf diesem Marsche durch eine terra incognita begleitete ich ihn. Da aber auf halbem Wege die Nachricht an uns gelangte, daß der beim Centrum zurückgebliebene Medizinal-Inspektor Dr. Remmert auf Wunsch des Großfürsten-Statthalters plötzlich nach Tiflis zurückgekehrt sei, so begab ich mich, den General verlassend, zur Hauptarmee zurück. Doch wählte ich nicht den Weg zurück nach Duzolum, sondern quer über das Kara-Kalinsche und über das Syntgebirge nach Bendesen nächst Bami, wobei ich eine Gegend durchreiste, die Niemand sonst von unserer Expedition vorher betreten und die überhaupt, so viel ich weiß, kein Europäer bereist hat. Der Weg, den Skobelew von Duzolum quer durch bisher unbekanntes Gebiet einschlug, ist topographisch aufgenommen und auf den neuesten Karten verzeichnet.

Die Beschreibung von Land (freilich nicht Leuten), Klima, Flora, Fauna läßt sich am besten mit der Reisebeschreibung vereinigen.

Am 21. November (3. December) Vormittags fand der Ausmarsch statt. Am 19. und 20. war starker Regen gefallen und hatte den Lehmboden in und um Duzolum in einen klebrigen Brei verwandelt. Freitag den 21. früh schien die Sonne und sie schien auch auf das Kavallerie-Viereck herab, in welchem der Gottesdienst gehalten wurde, und aus welchem heraus die Dragoner und Kosaken direkt den Ausmarsch antraten. Es war so frisch, daß wir warme Winterhandschuhe tragen mußten. Die Flüsse fließen in 100 bis 200 Fuß tiefen Einschnitten der Ebene. Unser Detachement auf einer Seite des steilen Ufers hinabreitend, dann durch den Fluß setzend und sich auf der andern Seite wieder hinaufwindend, bot einen malerischen Anblick. Die zahlreichen Saumpferde, welche Mehl und andere Vorräthe, Geräthe und einige wenige Zelte sowie einige fliegende Apotheken trugen, hatten bei dem steilen Ab- und Aufstieg zu leiden, ihre Lasten verschoben sich oder fielen ihnen über den Rücken hinab; so daß dadurch mancher Aufenthalt entstand. Wir ritten bald am untern, bald am obern Rande des Flusses. Sein eigentliches Thal, bald weiter, bald enger, erschien wie das frühere Bett des einst ungleich bedeutendern Flusses. Jetzt verläuft in der Mitte dieses ehemaligen Bettes ein kleiner Rinnsal mit trübem Wasser, wie nach einem Platzregen in dem größern Regenbachbett zuletzt noch ein schwacher Wasserstrom dahinfließt. Dieses alte Flußbett ist bestanden mit Weiden, Tagaul-Bäumen, Gras und Kräutern und bildet den Aufenthalt von Stachelschweinen, Wildschweinen, hühnerartigen Vögeln und Eidern. Die Ebene war baumlos, doch nicht ohne Graswuchs, die mittlern und höheren Sandberge auf der entgegengesetzten Seite des Flusses waren ebenfalls grasbewachsen und bildeten mit ihren vielen Thälern und Schluchten den Aufenthaltsort von einer Gemsenart, davon wir fünf Exemplare beisammen sahen und bei ihrem Aesen, Spielen und Kämpfen beobachteten. Der Tschandyr fließt von Osten nach Westen, unser Ritt ging also von Westen nach Osten und zwar in kaum bemerkbarer Steigung. Wir machten an diesem ersten Tage nur 25 Werst und erreichten als Nachtquartier einen freien von kleinen Hügeln und einem Kranz bedeutenderer Höhen umgebenen Lagerplatz. Die Nacht wurde ziemlich frisch, so daß die Feuer uns hoch willkommen waren. Mein kleines tente d'abri gewährte gerade genug Schutz, daß der Thau die Kleider nicht feuchten, der Nachtwind nicht um die Nase streichen konnte. Andern Tags wandten wir uns mit dem Klüftchen zwischen den Bergen durch und kamen alsbald auf gute, schwarze Erde mit Spuren früherer Bebauung und an Niederungen mit hanfhohem Schilf, in welchem Fasanen geschossen wurden. An dem Südabhang der uns zur Linken, also gegen Norden aufsteigenden Felsen und Berge wuchsen wilde Feigenbäume, die zum Theil noch grüne Blätter trugen. Außer den seltenen Adlern und Falken in den höheren Luftregionen beobachteten wir auch kleine Singvögel im Röhricht und in den Büschen. Hier und da ging ein Bach von dem Gestein abwärts zum Tschandyr. Der Weg war anmuthig und voll Abwechselung. Man konnte von einer „Gegend" reden, was im Ganzen bei der transkaspischen Expedition nicht oft der Fall war. Wir hatten Sonnenschein, mäßige Tageswärme und zur Mittagszeit war es sogar entschieden warm. Schon am Nachmittage erreichten wir Arty-Kala, eine ansehnliche aber verlassene Festung, die drei sich vereinigende Thäler beherrscht, nachdem wir 35 Werst zurückgelegt hatten. Es wurde ein ansehnliches, wohl geordnetes Kavallerielager aufgeschlagen, das dürre Schilf gab prächtige Streu, und grünes jüngeres Schilf und Gras an dem Fluß und seinen Nebenbächen gutes Futter für die Pferde. Der natürlich feste Punkt war durch Steinmauern und Thürme zu einer Citadelle umgeformt, die jedoch seit einem Jahre verlassen war.

Am folgenden Tage, dem 23. November, war Rasttag. Um 12 Uhr verließ ich mit einer kleinen Eskorte, mit einigen Kranken und einem Theil der Saumpferde das Lager und ritt in nordnordöstlicher Richtung in die Berge, von

[1]) Der Sumbar ist der bedeutendste Zufluß des Atrek von rechts oder Norden her und ergießt sich bei Tschat-i-Atrek in denselben. Eine der neuesten Karten dieses Gebietes, die des Oberstlieutenant C. E. Stewart im Septemberheft 1884 der Proceedings of the Royal Geographical Society, herausgegeben, bezeichnet jedoch Duzolum als das ganze in dem obigen Aufsatze beschriebene Gebiet nördlich bis zum Kamme des Kobet-Dagh auch als persisch, was entschieden falsch ist. Denn Rußland beanspruch alles Gebiet nördlich vom mittlern und untern Atrek und erkennt als persisch nur das obere Atrekthal östlich von Kalmuk Kala in circa 58½° Ferro) mit den Städten Kutschan und Schirwan an. (Red.)

einem Turkmenen geführt, mit dem wir durch einen Dolmetscher nothdürftig sprechen konnten. Die Entfernung von Arty-Kala nach Bendefen, die auf der Karte in gerader Linie höchstens 80 Werst zu betragen schien, zeigte sich, da sie über zwei bedeutende Höhenzüge hinweg ging, bedeutend größer und mag wohl 130 Werst und mehr betragen. Wir brauchten acht Tage, um sie zurückzulegen.

Am 23. ging es anfangs sacht aufwärts, wobei wir eine Zeit lang einen kleinen Bach verfolgten. Nachdem wir höher und immer höher gestiegen, schien sich ein tafelförmiges Gebirge über das andere zu schieben. An dem Rande solcher Hochplateaus auf schmalen Reitwegen zogen wir im Gänsemarsch dahin. Hier und da führte der Weg über einen schmalen Gebirgskamm, rechts und links Schluchten und Thäler. Das Terrain wurde immer steiniger, manchmal ritten wir über kahle Felsen, dem sichern Tritt unserer Pferde mehr als unserer Kunst vertrauend. Wenn mein Fuchs, den Gefühlen seines Reiters seine Rechnung tragend, vom Saume des Abgrundes sich ein lockeres Büschel Naturrosen wegraffte, so ging mir ein gelindes Gruseln den Rücken hinauf. Manchmal senkte sich der Saumpfad steil in eine Schlucht hinab, um auf der andern Seite wieder aufzusteigen. Hier verweigerten die Kameele weiter zu gehen, legten sich hin, protestirten schreiend gegen solche Wege und erreichten ihr Ziel. Es ward beschlossen, sie zurück und auf einem guten Thalwege nach Tersakan zu schicken. Am Abend stiegen mit erschreckender Schnelle Nebel aus den Schluchten und umhüllten den Weg und die Klippen. In kürzester Zeit war an ein Weiterreiten nicht mehr zu denken. Ich wählte ein kleines Seitenthal zum Nachtquartier. Kaum hatten wir und in dasselbe hinabgezogen und einigermaßen geordnet, so war es stichdunkel. Wachposten wurden ausgestellt, dann Feuer angezündet und Thee bereitet. Unsere Thiere zu tränken war keine Möglichkeit. Wir waren längst keinem Wasser mehr begegnet. Unser stumpfsinniger Turkmene sagte, es käme Wasser, wenn wir nach einiger Zeit in der Richtung gegen Morgen weiter zögen. Der Bursch hing den ganzen Tag auf seinem langbeinigen, bedeutungshüllten Pferde und sah sich nicht einmal um, ob wir auch hinter ihm drein kämen oder nicht. Ein Muster von Vorsicht war die ganze Expedition keineswegs.

Die Feuer hielten nicht lange vor, denn sie waren hauptsächlich mit dürrem Steppengras entzündet und genährt. Etwas Holz hatten wir bei uns oder auf dem Wege erbeutet. Man schläft aber doch vortrefflich, wenn man einen in jeder Beziehung so ermüdenden Ritt hinter sich hat. Denn die beständige Anspannung aller Sinne, die Beobachtung des Weges, das Ausspähen und Lauschen nach etwaigen Feinden, das Zusammenhalten der Karawane, die Equilibristik beim Auf- und Niederklettern machen den Mann müde.

Mit Tagesgrauen ordneten wir unsern Zug, brachen die wenigen Zelte ab und stiegen wieder aufwärts, immer aufwärts. Wir hatten doch endlich das letzte Hochplateau erreicht und sahen über abwärts fallende Bergrücken in ein breites Thal, hinter welchem sich im Halbkreis das Synt-Gebirge[1]) erhob. Die Nacht und der Morgen auf den kahlen Höhen war empfindlich kalt gewesen; aber mit jedem Schritt abwärts und mit jeder Stunde in den Tag aufwärts ward es wärmer und behaglicher. Die Berge hatten an dem Nordabhang weniger schroffe Formen, der Saumpfad weniger schwindelliche Biegungen; endlich erschienen wieder Sandhügel am Gestein angelehnt, zuletzt erreichten wir die Ebene. Denn wie eine Ebene stellte sich das breite Thal des Sumbar-Flusses dar. Je näher wir kamen, um so wunderbarer erschien das vor uns ausgerollte Bild. Inmitten des Thales, angelehnt an das jenseitige, sich erhebende Flußufer, lag eine Stadt mit Wällen und Thürmen, zwischen ihr und uns ein Schachbrett von Feldern und Gärten mit Lehmmauern und Lehmthürmchen. Sollte es ein System von Befestigungen sein? Beim Durchschreiten sahen wir, daß alle die Viereck schwach terrassenförmig übereinander liegend zur successiven Bewässerung eingerichtet waren, die Thürmchen und Lehmwölle aber für die Bewässerer als Wege und Zufluchtsörte gleichsam wie Schilderhäuschen dazwischen gesetzt waren.

Stundenweit aufwärts und abwärts am Flusse waren diese Bewässerungsfelder mit ihren Einfassungen, ihren größeren und kleineren Thürmchen zu sehen. Am Flusse standen Weidenbäume und allerlei Buschwerk; durch eine Furt ritten wir hinüber und verfolgten einen eigentlichen Weg bis zu den ersten außerhalb der Stadt liegenden Häusern. Hier, relativ im Freien, schlugen wir unser Lager auf unter Anlehnung an Mauerreste und kleine Lehmgebäude. Wir waren in Kara-Kala, der schwarzen Festung, einer einst blühenden Stadt. Die Bewohner dieser befestigten Stadt, der Festung Arty-Kala und des ganzen von uns seit Duzolum durchwanderten Gebietes waren vor den streitbaren, aggressiven Tekkes geflohen, hatten ihr fruchtbares, wohl bebautes Land, ihre Wohnorte im Stich gelassen und hatten sich und ihre Herden in Persien in Sicherheit gebracht. Im Jahre 1879 sollen sie dem Expeditionskorps des General Lazarew insofern behülflich gewesen sein, als sie ihre Produkte an dasselbe verkauften und bei Straßenbauten Arbeiter stellten. Nach dem Mißerfolg des Feldzuges rächten sich die Tekkes an ihnen, indem sie in ihr Gebiet eindrangen, zerstörend, blutvergießend und Gefangene machend. So zog fast der ganze Stamm dieser Kara-Kala-Turkmenen davon. Einzelne dienten auch diesmal als Führer und Dolmetscher. Auch unser Führer soll aus Kara-Kala selbst gebürtig gewesen sein.

Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht und gelabt hatten, besahen wir die Stadt. Sie besteht aus einer innern mit Wall und Graben umgebenen Festung und einer in Gärten zerstreut angebauten unbefestigten Vorstadt, die nach dem Thal zu in einzelne villenartige Häuser, nach den Bergen zu in ein ärmeres Viereck von Hütten und Scheunen ausläuft. Die Festung hat ein Thor mit starken Holzflügeln, Thürme, Stallungen, einige elegante Häuser mit mehrfachen Höfen, eine Moschee, ein Bad und einen runden freien Platz. Alle Mauern und Häuser sind Lehmbauten, die Thürme mit Unterbau aus Stein, die Fensteröffnungen mit einem Anklang an arabische Spitzbogen. In den Wänden der Zimmer fanden sich häufig kleine Nischen mit Spitzbogen, wohl zum Aufstellen von Lampen oder Gefäßen, und eingemauerte Pflöcke zum Aufhängen eines Sattels oder von Kleidungsstücken. Von der Decke hingen hier und da zierlich aus Stroh geflochtene, mit rothen Läppchen verzierte Laternchen, sechs- oder achteckig, an die chinesischen Hängelampen erinnernd. Rohe hölzerne Garnwinden, Spulen, Handwämgen, Strohmatten zum Trocknen von Käse und dergleichen primitive Hausgeräthe fanden sich nicht selten. Die Scheunen und einzelne Wohnungen waren mit Holzstämmen und Resten gedeckt, darüber Schilf oder Erde gebreitet. Krippen für Thiere, Waschtröge, kleine Bassins, zierlich aus Lehm geformt, befanden sich an den Wänden oder auf der glatt gestrichenen Tenne mancher Wohnungen. Eisernes Geräthe kam uns nicht zu Gesichte; auch die Thürangeln und Schlösser an den Thüren waren

[1]) Kuh Sunt auf Stewart's Karte, wo seine Höhe, wohl nur nach Schätzung, auf nur 4000 englische Fuß angegeben ist.

Digitized by Google

von Holz. Einzelne Hanfstauden und Aehren von Gerste standen hier und da neben Disteln, Gras und wilden Kräutern. Aber Alles war still, leer, unbelebt, trotz des Sonnenscheins beinahe unbehaglich. Eine Schaar Spatzen war das einzig Lebende, das die Stadt bewohnte. Aehnlich den Lehmbauten der Tekkes, zeigte doch die Architektur Ansätze zur Zierlichkeit, zu architektonischen Formen, zu ästhetischer Kombination. In einem kleinen Haus ohne Dach schlug ich mein Zelt auf, schrieb ich mein Tagebuch und übernachtete ich, während meine Pferde, Kazaken und Diener in nächster Nähe im Garten kampirten. Hier fehlte es uns nicht an Holz, um mit Behagen Thee zu bereiten, und um ein wärmendes und beleuchtendes Feuer zu erhalten.

Wie eine unübersteigliche Wand stand das Syut-Gebirge hinter der Stadt. Aber da hinüber mußten wir, um nach Chodsham-Kala oder Bendefen, d. h. auf den Weg nach Buni, zu kommen. Sechs Stunden ritten wir am 25. aufwärts, anfangs über unbedeutende Vorberge, dem einen Bach entlang, der durch ein grünes Thal zur Niederung herabfloß. Obgleich Ende November alten Styls oder Anfang December neuen Styls, war das Gras und ein Theil der Gebüsche grün, die Bäume und Sträucher mit Beeren bedeckt. Sowohl rothe Mehlbeeren, schwarze Hollunderbeeren, als die Früchte verschiedener wilder Prunusarten dienten einer Schaar von Amseln, Drosseln und kleineren Vögeln zur Speise. Distelfinken umschwärmten die zahlreichen Disteln. Eiben- und Feigenbüsche schmückten mit ihrem Grün den Wald. Ranken von wild wachsendem Wein und Clematis umzogen malerisch alle Ulmen oder flachgipfeliges Gesträuch. Nach dem freiern Thälchen kamen wir in eine eigentliche Laubholzregion. Der Weg war wohl deutlich ausgeritten (da man nicht ausgefahren sagen kann), aber die dicht verschlungenen Zweige von Buchen, Eichen und Ahornbäumen stießen den Reitern nicht selten die Mütze vom Kopf. Nach der Waldregion kamen Felspartien von großer Schönheit und gefährlicher Passage. Oft mußten wir über natürliche Felsentreppen reiten; zuweilen waren auch die Naturstufen so hoch, daß wir die Saumthiere abpacken mußten, damit sie dieselben erklimmen konnten. Kleine Wasserfälle, die über prachtvoll geschweifte und abgerundete Felsen herabstürzten, ließen großartige Kataraktе im Frühling voraussetzen. Unsere Pferde waren unbedenklicher wie wir und gingen meist mit olympischer Ruhe über die schwindlichsten Stellen. Doch waren einzelne auch sorglich und passirten nur zögernd und unter tastendem Vorsetzen der Füße gewisse schwierige Stellen. Der letzte Abschnitt des Passes ist nichts als eine steile, enge Felsenrinne. Der Rückblick auf das Land hinter uns war reizend, alle Augenblicke wechselnd und besonders anziehend durch die Luftperspektive, die auf der trockenen Steppe gänzlich fehlt. Der Paß heißt Jolog Dere und führt zwischen dem Syut oder Dsjut und dem Asar hindurch.

Der Aufstieg war höchst mühsam und forderte eine beständige Arbeit, Ueberwachung und Nachhülfe bei der Karawane. Aber die malerische Umgebung, das Grün mancher Pflanzen, die schöne Fernsicht, der warme Sonnenschein, selbst das thierische Leben um uns hatten etwas Angenehmes. Nicht als hätten wir außer den erwähnten Vögeln viel Thiere gesehen. Aber der Weg war mit allerlei sicheren Anzeichen auch von kriechendem und laufendem Gethiere versehen. Bald die Losung von Rehen, bald frische Fußspuren des Tigers und Wildschweins, bald zahlreiche Stacheln des Stachelschweins zeigten, wo die Thiere des Waldes zur Tränke gehen, oder wo eines dem andern auflauert.

Als wir den höchsten Punkt des Passes überschritten, hörte Sonnenschein, warme Luft, Gras und Kräuter, Beeren und Sträucher, hörte der Reiz der Aussicht und der Luftperspektive auf einmal auf. Wir waren wie mit einem Schlag vom Süden nach Norden versetzt und es war ja auch in der That ein Uebergang vom Südabhang auf den Nordabhang dieses hohen Gebirgszugs. In Zickzacklinien zogen wir abwärts; ein rauher Wind strich über die gelben Grasflächen. An einigermaßen geschützter Stelle machten wir Halt, kochten Thee und lagerten, in unsere schwarzbraunen Burken gehüllt, ausgestreckt auf dem Boden. In endlosen Wellen und Auskämmen senkt sich das Gebirge zur Ebene, die wir nunmehr in östlicher Richtung bald quer überreiten, bald in Schlangenwindungen umgehen mußten. Zuletzt übermannte uns die Ungeduld, ein bischen auch das Unbehagen, daß bei rasch abnehmendem Tage noch kein befreundeter Ort auftauchte, während die vielfach sich kreuzenden Reitwege immer undeutlicher wurden. Der unerschütterlich ruhige Turkmene antwortete auf unser Fragen: „Wenn wir etwas schneller reiten, so kommen wir mit Sonnenuntergang an.“ So hatte schon dem Abt von St. Gallen sein Schäfer zu antworten gewußt. Einem spätern Wort, es sei nicht mehr weit, vertrauend, ritt ich mit meinem Kazaken voraus, uns in Bendefen anzumelden, und auch um etwas früher unter Dach und Fach zu kommen. Aber plötzlich war es dunkel, wir waren zu weit von der Karawane, um zurückzureiten, und vor uns wollten die Lichter des befestigten Lagers nicht auftauchen. Wir mußten zuweilen absteigen, um zu untersuchen, ob wir uns auf einem Wege befänden. Nur die Bergkontouren hatten mir die Richtung nach Nordost festzuhalten. Endlich ein Licht, mehrere Lichter, ein paar Lagerfeuer, dann der Anruf der Vorposten, Soldatengruppen beim Nachtessen — Bendefen war erreicht. Es war nicht mehr Bereitschaftszeit, der Bruder des Malers, der in Bendefen kommandirte, und der mich hier schon einmal gastlich aufgenommen hatte, sondern ein neuer Kommandant, aber auch ein Bekannter vom Daghestanschen Regiment, bei dem ich abstieg. Bald saß ich bei ihm am Samowar, während seine Leute der Karawane entgegen gingen. Der Kommandant mißbilligte eine so wenig geschützte Expedition in Feindesland und besonders mein nächtliches Alleinreiten um so mehr im Hinblick auf die zwischen Bendefen und Chodsham-Kala erfolgte Tödtung des Dr. Swdzitzky durch die Tekkes. In einer Filzhütte nebenan aber befand sich die Telegraphenstation, das Wahrzeichen und Unterpfand, daß wir aus der Wildniß in die bewohnte Welt zurückgekehrt waren. Auch unterließ ich nicht, dieses Faktum an den Stab in Buni und an die Meinigen in Petersburg zu melden.

Digitized by Google

Die Cisternen in der Steppe von Karschi.

In einem längern Aufsatze unter obigem Titel schreibt die „Turkestanische Zeitung“ etwa Folgendes: Die Steppe von Karschi liegt zwischen den angebauten Theilen des Chanats Buchara so ziemlich in gleicher Ausdehnung, wie nördlich des turkestanischen Gebirgskammes die Steppe von Dshizak, der sie auch ihrem Charakter nach gleicht. Wenn die Russen der letztern auch den Namen „Hungersteppe“ gegeben haben, so sind beide doch ihrer Natur wegen von Reisenden u. s. w. durchaus nicht gefürchtet und führen bei den Eingeborenen einfach die Bezeichnung Dshizak tschul und Karschi-tschul.

Die Ebene von Karschi trägt den Charakter der jeden Ackerbau verbietenden und nur für Viehzucht geeigneten Steppe auf der etwa 148 Werst langen Strecke vom Dorfe Kasan, 22 Werst südwestlich von Karschi, bis Kundshak kul, 16 Werst nordöstlich von Buchara, wo beiderseits zusammenhängende, geradezu musterhaft bewirthschaftete Kulturländereien beginnen. In der ganzen bezeichneten Ausdehnung findet sich an der großen Karawanenstraße nur eine armselige Ortschaft Chodsha Mubarak, bestehend aus etwa 80 kleinen Höfen, die Anbauberechtigung bis auf 20 Werst östlich des Ortes, aber kein Land zum Ackerbau haben. Der Ort lebt von dem Handel mit allen jenen Bedürfnissen, nach denen der Reisende verlangt. Jedes dieser unansehnlichen Gebäude von Chodsha Mubarak ist eine kleine Herberge, wo der Reisende ohne besondere Bezahlung Unterkunft findet unter der Voraussetzung, daß er das, was er für sich und die Pferde braucht, von dem Herbergsbesitzer entnimmt.

Dank der Einfachheit dieser Hofhalter, die ein Monopol und gegenseitige Berabredung nicht kennen, findet dabei eine Ausbeutung der Reisenden in keiner Weise statt, ja man könnte eher fragen, wofür diese Besitzer sich abmühen, denn sie bekommen für Alles nur dieselbe Bezahlung wie in den günstiger gelegenen Orten. So kosteten im August 1880 in Chodsha-Mubarak 100 Bunde Klee 5 Rbl., das Pud Gerste 40 Kop. und das Pud Fett 4 Rbl., was mit den in Kasan für diese Gegenstände gezahlten Preisen übereinstimmt, obwohl ein Transport von 30 Werst, darunter 3 Werst über einen für Räderfuhrwerk kaum passirbaren Sandstreifen, dazukommt.

Abgesehen von diesem Orte ermöglichen nur Cisternen (Sardoben) das Reisen durch die Steppe; aber während diejenigen in der Steppe von Dshizak fast zu Kloaken geworden sind, zeigen sie sich in der Steppe von Karschi noch gut erhalten; dort finden höchstens die Thiere eine Tränke, während für Menschen das Wasser aus dem Syrdarja oder aus Dshizak mitgeführt werden muß; hier dagegen, wo doch nur in Chodsha Mubarak noch Brunnenwasser in 25 Arschin Tiefe anzutreffen ist, hört man niemals über Wassermangel klagen.

Früher haben bekanntlich die verschiedensten asiatischen Eroberer mit ihren Heerscharen die beiden ganz gleichartigen Steppen durchzogen, und sie boten auch den kürzesten Weg für den Handel Bucharas mit Kokand und Taschkent, aber die jetzt noch bestehenden Cisternenanlagen beider Steppen mit den zugehörigen Karawanserais stammen erst aus der Zeit von Abdullah-Chan (lebte 1533 bis 1597), unter dem die Herrschaft Bucharas von Meschhed bis Taschkent sich erstreckte, und der während seiner dreiundvierzigjährigen Regierung sehr viel für die innere Verwaltung seines Landes und für öffentliche Bauten that.

Bei der angeborenen Apathie der Bucharen sorgen auch diese sehr wenig für die Erhaltung der nützlichen Anlagen ihres großen Herrschers, und von sechs Cisternen in der Steppe von Karschi sind nur zwei, die beiden unentbehrlichsten, noch völlig im Stande, Kefir[1]), 24 Werst von Chodsha-Mubarak, und Karaul, 20 Werst von Kefir am Wege nach Buchara; die anderen, Kosch sardaba, Buzatschi, Aschuk, Usta-atschik, wenn auch durch Nachlässigkeit verfallen, können jedoch mit leichter Mühe wieder hergestellt werden; man braucht eigentlich nur die Oeffnungen der Cisternen im Frühjahr zu reinigen und sie füllen sich durch die Regengüsse von selbst. Die Bucharen behaupten aber, daß seit dem Entstehen des Steppenortes Chodsha-Mubarak kein Bevölkrufuß für weitere Cisternen vorhanden sei, deshalb, ohne alle Aufsicht gelassen, füllen sie sich allmälig mit Sand und Bauschutt.

Sowohl die noch erhaltenen wie die verfallenen Cisternen der Steppe von Karschi zeigen dieselbe Architektur und die gleichen Maße der Gewölbe und Wasserbehälter, dieselbe Art der Aufmauerung aus gebranntem Ziegel kartischer Form ohne eiserne Klammern. Der Radius einer jeden solchen Cisterne beträgt etwa 12 Arschin (à 0,711 m), die Tiefe rund 16 Arschin mit einer steinernen Treppe von 25 Stufen. Zwei Oeffnungen von je $1/2$ Arschin Durchmesser, die in der Richtung der stärksten horizontalen Abdachung angebracht sind, vermitteln das Einfließen der Frühjahrsregengüsse in die Sardobe, so daß oft in Zeit von sieben Stunden der ganze Wasserbehälter gefüllt ist; hier und da sind zu diesem Behufe noch besondere Zuleitungskanäle künstlich angelegt.

Die Nachfolger Abdullah-Chans haben nur die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß kein Dreck in die Cisternen kommt und sie verunreinigt, daß die Treppen erhalten, und daß die Oeffnungen und Zuleitungskanäle alljährlich gereinigt werden. Dies wenige genügt, um die großartigen Bauten, die von einfachen Handwerkern ohne jede Projekte und Berechnungen ausgeführt sind, noch Jahrhunderte lang in brauchbarem Stande zu erhalten.

Die beiden Cisternen, welche jetzt allein in Stand gehalten werden, liefern das ganze Jahr hindurch reichlich Wasser trotz des starken Verbrauchs durch zahlreiche Reisende, die vielen Viehtransporte nach Buchara, und auch durch die bucharischen Truppen, die 10 000 Mann stark alljährlich einmal von Buchara nach Karschi und zurück marschiren.

[1]) Eine Anmerkung der Red. der Turk. Ztg. behauptet dem entgegen, daß die Sardoba Kefir, wie ihre Neuheit und Structur zeige, erst unter dem Vater des jetzigen Emir Nasrullah-Chan erbaut sei.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie Oberst Wesjuklow der Pariser Geographischen Gesellschaft (Sitzung vom 20. Januar 1882) mittheilte, hat die russische Expedition, welche die Ausführbarkeit einer Einleitung des Amu-Darja in sein altes Bett (Ulzboi) zu untersuchen beauftragt war, im vergangenen Herbste den größten Theil ihrer Untersuchungen beendet. Das Nivellement hat dargethan, daß diesem Projecte kein ernstliches Hinderniß im Wege steht, denn der Ulzboi hat von der Westgrenze Chiwas an bis zum Brunnen Tscharuschly (etwas nördlich von 41° nördl. Br.) einen ununterbrochenen Fall, und für die westlichen zwei Drittel des alten Bettes vom Brunnen Tscharuschly bis zum Kaspischen Meere hat das Stebnitzkische Nivellement vom Jahre 1871 dasselbe dargethan. Daß die Strecke zwischen Chiwa und Tscharuschly früher dicht bewohnt und angebaut gewesen ist, beweisen die aufgefundenen Ruinen von Ortschaften und die Spuren ehemaliger Kanäle und Bewässerungsgräben.

— Ueber Kulturzustände in Persien enthält General Houtum-Schindler's, des Generalinspektors der persischen Telegraphen, neuester Reisebericht (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1881, S. 307 ff.) manche interessante, wenn auch rein gelegentliche Bemerkung, welche weitere Verbreitung verdient. Bei dem noch keine hundert Jahre existirenden Dorfe Sirdsch (circa 45 km östlich von der Stadt Kermân) erhebt sich ein kleines Gebäude mit Kuppel, welches das Grab des Heiligen Dschellâl ud-din ebn Imâm Mûsâ Kâzem (gestorben 785) bezeichnen soll. Als das Dorf gegründet wurde, war dort kein Grab; ein Geistlicher in der nahen Stadt Chabis träumte jedoch oder log irgendwo, daß der erwähnte Heilige in einem sieben Farsach von Chabis entfernt gelegenen Thale begraben sei, und da Sirdsch sieben Farsach von Chabis liegt, und das Grab des Heiligen nirgends zu entdecken war, so wurden die leichtgläubigen Bauern ohne Mühe verführt, daß die Grabstätte in Sirdsch läge, und ließen sich überreden, Gebäude und Kuppel zu errichten. Der betreffende Geistliche von Chabis, wie auch andere, verleben nun gewöhnlich die heißen Sommertage im kühlen Thale von Sirdsch, natürlich auf Kosten der frommen Bauern. Kaum eine deutsche Meile von Sirdsch liegen die Mineralquellen Ab-i germ („Warmwasser") mit dem Grab des heiligen Sultan Hassan Schâh ibn Imâm Mûsâ Kâzem, einem unansehnlichen Lehmgebäude über einem inschriftslosen Grabstein. Auch dieses Heiligengrab scheint wieder eine Erfindung zu sein, da das Grab der angeblichen Schwester des Sultans Hassan Schâh der Inschrift des Grabsteins gemäß vielmehr das einer Turkchânum von Kerman ist, die, wahrscheinlich krankheits halber nach Ab-i germ gekommen, erst vor 200 Jahren starb, während doch Mûsâ Kâzem, der Vater der hier dem Volksglauben nach begrabenen Geschwister, bereits am Ende des 8. Jahrhunderts starb.

Findet also einerseits eine starke Ausbeute des Volkes durch die Priester — übrigens und leider keine specifisch persische Eigenthümlichkeit! — statt, so hat der Bauer andererseits durch die Schwäche der Regierung entsetzlich zu leiden. Etwa 150 km West-Süd-West von Kermân liegt Deh-i-Schutturun, welches aus fünf Ortschaften besteht. Die Dörfer, früher die reichsten des Districts von Schehr-i Bâbek, sind jetzt verfallen und nur von wenigen Familien bewohnt. Die Felder sind voll Unkraut und Dornbüschen, die Gartenmauern liegen auf dem Boden, die meisten Wasserkanäle sind versiegt. Der Ruin dieser Dörfer fand erst vor einigen Jahren statt, da schwache Statthalter die zur Provinz Fârs gehörigen namentlich arabischen Nomadenstämme nicht in Ordnung hielten. Nomaden von Fârs besuchen auch jetzt noch diese Dörfer. Als die Landleute dort den Reitenden und seine Reiter erblickten, ließen sie alle in die Dörfer und versteckten sich in ihren Ruinen. Der Eingang eines jeden bewohnten Hauses war zwischen Dornbüschen und Steinen versteckt und die Straßen der Dörfer hatten Dorn- und Stein-Barrikaden, um die Passage für Reiter in der Nacht zu erschweren. Von mehr als 100 Häusern des Dorfes Ghatunabad waren höchstens 15 bewohnt. Die Araber hatten vor 8 Jahren alles zerstört, sogar die Moschee und den Bethstuhl. Frauen wurden weggeschleppt, Kinder verbrannt und in Brunnen geworfen, Männer umgebracht, Häuser und Obstgärten verbrannt und zerstört. Ebenso ging es dem nahen Schehr-i Bâbek, welches früher eine der reichsten Provinzen Persiens gewesen sein soll; zwischen Deh-i Schutturun und Schehr-i Bâbek soll es 700 Kanäle gegeben haben. Parsen gab es dort früher viele, jetzt aber gar keine mehr. Und wie im Süden, so steht es auch im Norden! Unseren Lesern wird aus Bd. XXXVI (Mac Gregor's Reise durch das östliche Persien) erinnerlich sein, wie schwer Chorassan unter den Turkmenen zu leiden hat.

— Afghanische Kaufleute, welche früher während der günstigen Jahreszeit nur eine einzige Geschäftsreise nach Indien anzuführen im Stande waren, machen jetzt, nachdem die Engländer Sibi im äußersten Süden Afghanistans (südöstlich von Quetta) mit der Industhalbahn durch eine Eisenbahn verbunden haben, deren drei bis vier. Diese Zunahme des Handels hat einerseits die beste Wirkung auf die Stimmung, in deren Händen die Straßen sich befinden, und bereichert andererseits den Kaufmannsstand ganz bedeutend.

— Noch vor Weihnachten ist Emil Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild" (Leipzig, Schmidt und Günther[1]) mit der 40. Lieferung abgeschlossen worden, ein wirkliches Prachtwerk nach innen und außen, auf den gründlichsten Studien, umfassenden Kenntnissen und überaus reichen Hilfsmitteln beruhend, dessen Text nicht, wie öfters bei derartigen Publikationen, aus bloßen Begleitworten besteht, sondern den musterhaften Bildern (417 an Zahl) an Gediegenheit und Werth gleich steht, wenn sie nicht übertrifft. Es giebt jetzt kein zweites Buch in unserer Literatur, welches uns so vorzügliche Anschauungen und Kenntnisse über das indische Kaiserreich vermittelte, als das Schlagintweit's, der sich dabei der liberalsten Unterstützung mit Büchern Seitens der englischen und indischen Regierung zu erfreuen hatte. Auch äußerlich zeigen Kartenbeilage, Quellenverzeichniß, Citate und alphabetischer Index, daß das Werk durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage beruht. Unseren Lesern, die den Verfasser aus früheren Jahrgängen des „Globus" kennen und schätzen gelernt haben, sei es nochmals bestens empfohlen.

— In China ist der erste Telegraph zwischen Schanghai und Peking eröffnet worden. Da nun die Behörden der Ansicht waren, daß sich die Benutzung desselben als einer neuen Einrichtung unter dem Volke nur langsam und schwer einbürgern würde, wenn man nicht ein energisches Mittel, ihn bekannt zu machen, ergriffe, so sind sie auf den praktischen

[1]) Auch von dem im selben Verlage erscheinenden Werke vom Freiherrn von Hübner „Ein Spaziergang um die Welt" ist soeben gleichzeitig die 39. und letzte Lieferung ausgegeben worden. Wir verweisen in Bezug auf dieses geistreiche Buch auf Bd. XXXIX, S. 86.

Digitized by Google

Ausweg verfallen, den Publikum das Telegraphiren einen Monat lang umsonst zu gestatten.

— Die K. Aufs. Geographische Gesellschaft zeigt die Auffindung einer merkwürdigen, noch vor 1733 gezeichneten Karte von Dsungarien an. Ehe sich die Russen in der Zeit von 1864 bis 1876 in Turkestan endgiltig festsetzten und das Land nach allen Richtungen hin erforschten, war Klaproth's 1826 in Paris erschienene Karte die einzige Quelle für die Geographie von Centralasien, wie sie es ja bis heutigen Tages für grosse Theile beschrieben noch ist. Daneben aber hat stets eine Karte von grossem Werthe existirt, welche durch eine sonderbare Verkettung von Umständen in der Verborgenheit geblieben ist. Ein schwedischer Sergeant, Jean Gustave Renat, wurde 1709 bei Poltawa gefangen genommen, in Tobolsk internirt und erhielt 1716 die Erlaubniß, eine Abtheilung zu begleiten, welche dem am Jamyschew-See lagernden Brodhols Vorräthe zuführen sollte. Bei dieser Gelegenheit gerieth er den Kalmücken in die Hände und wurde nach Dsungarien gebracht, wo er seinen neuen Herren im Kriege gegen China half und grossen Einfluß gewonnen zu haben scheint. Damals zeichnete er wahrscheinlich die in Rede stehende Karte. 1735 kehrte er nach Sibirien und dann über Rußland nach Schweden zurück, um dort sammt seiner Karte vollständig in Vergessenheit zu gerathen und zu sterben. Erst vor Kurzem hat nun der Assistent an der Stockholmer Bibliothek, Strynsberg, diese Karte in der Bibliothek zu Linköping aufgefunden und die Russische Geographische Gesellschaft ihre Veröffentlichung veranlaßt.

— Die landläufige Ansicht (schreibt „Nature" vom 20. Januar), daß die jetzigen Japaner in ihrem Neuerungseifer wahre Bilderstürmer seien, scheint ein Irrthum zu sein. Nach der „Japan Gazette" hat sich eine Gesellschaft, an deren Spitze der Premierminister steht, zum Schutze der alten Tempel, Heiligthümer und anderer Alterthümer gebildet und zwei Millionen Yen aufgebracht, um deren Zinsen für Erhaltung derselben zu verwenden. Schon früher war eine große Summe für die Ausbesserung und Erhaltung des Tempels des Kriegsgottes in Kamakura, welcher viele interessante Alterthümer enthält, zusammengebracht worden. Das Zerstörungswerk scheint sich wirklich nur auf Feudalschlösser, Befestigungen und dergleichen erstreckt zu haben. Diese sind allerdings entfernt und in Schulen, Krankenhäuser, Kasernen, Regierungsgebäude u. s. w. verwandelt worden; damit hat freilich manches malerische Gebäude seinen Charakter verloren, aber dieser Schritt war nöthig, um mit dem alten Feudalwesen gründlich aufzuräumen und etwaigen Unzufriedenen ihren letzten Halt zu nehmen. Die herrlichen altjapanischen Tempel aber blieben erhalten und werden es auch in Zukunft bleiben.

Afrika.

— In dem Gebiete zwischen dem Nyassa-See und dem Indischen Ocean haben bereits wieder (s. oben S. 127 und Bd. XL, S. 351) zwei Engländer Reisen unternommen, der Rev. W. P. Johnson am Lndschende, dem südlichen großen Zuflusse des Rovuma und weiter im Süden der Konsul in Mozambique H. E. O'Neill. Ersterer war in Mwembe oder Matakas Dorf am obern Lndschende (etwa 13° 40' südl. Br.) stationirt und hatte von Eingeborenen die auch schon früher erwähnte Nachricht erhalten, daß dieser Fluß aus einem See entspringe. Er ging also im vorigen Jahre denselben aufwärts und erreichte im August in der That einen großen See mit einigen Inseln und schilfbewachsenen Ufern, die von Flußpferden und Wasservögeln wimmelten. Dem Ufer des nach S.-O. sich erstreckenden Sees folgte er einen Tagemarsch weit, wo derselbe sich verengte, und kehrte dann um; er hält ihn für den Schirwa-See, dessen Nordende bisher noch unbekannt war. Inzwischen hatten wahrscheinlich Sklavenhändler das Haus des Missionars in Mwembe vollständig zerstört und seine Bücher zerrissen, so daß er sich in Zanzibar vollständig neu ausrüsten mußte. Zu Matakas will er vorläufig nicht zurückkehren, sondern sich in Lozewa (unter 13° südl. Br. am Westufer des Nyassa-Sees) niederlassen. Konsul O'Neill hat in den Monaten September bis November den wichtigen arabischen Handelsweg bereist, welcher von der Ostküste unter 12° 20' südl. Br. (gegenüber der Insel Ibo) nach dem südlichen Ende des Nyassa-See's führt und bedeutend kürzer ist, als die nördlichere Route längs des Rovuma, welcher Livingstone, Bischof Steere und andere Engländer gefolgt sind. Die noch nie von einem Europäer betretene südliche Route führt zunächst 40 engl. Meilen weit durch dünn mit Bäumen behandenes Land, welches aber dichtes Unterholz, darunter viel Kautschuk-Ranken, besitzt, gut angebaut und bevölkert ist. Dann wird die Gegend felsig, mit kühn gestalteten, schroff abfallenden Bergen und Spitzen von 200 bis 1000 Fuß Höhe. Nach Zurücklegung von 142 engl. Meilen erblickte O'Neill die herrliche Schalawe-Ebene, welche mit Dörfern besäet, sich meilenweit nach Westen und Süden bis zu einer prächtigen Bergkette von 2000 bis 4000 Fuß Höhe hinzieht. Schließlich erreichte er einen Punkt, von wo man den hohen Berg Namuli erblickt, welcher nach Angabe aller gereisten Eingeborenen mit Schnee bedeckt sein soll. Leider war er während der kurzen Zeit, welche sich O'Neill in seiner Nähe aufhielt, von Wolken verhüllt, so daß derselbe, ohne die interessante Thatsache feststellen zu können, Ende November nach der Küste zurückkehrte.

— Am 22. September 1881 hat der französische Schiffsführwich Mizon die von Savorgnan de Brazza am obern Ogowe gegründete zweite Station (die erste in Brazzaville am sogenannten Stanley Pool), welcher er in Zukunft vorstehen soll, erreicht und berichtet von dort, daß Brazza an der obern Alima, dem bekannten rechten Congo-Zuflusse, bereits eine dritte Station errichtet hat. Dorthin soll ein Weg angelegt werden, der das circa 800 Meter hohe Plateau zwischen Ogowe und Alima kreuzt, und dort soll später auch der kleine Dampfer, welchen Dr. Ballay überbringt, zusammengesetzt werden. Bedauerlich ist nur, daß diese französischen Afrikareisenden mit ihren kartographischen Aufnahmen so lange zurückhalten: ihre deutschen Kollegen sind damit sicher zur Hand.

Nordamerika.

— Der Bremer Geographischen Gesellschaft sind Ende Januar neue Nachrichten von ihren beiden Reisenden, Dr. Arthur und Aurel Krause, zugegangen. Dieselben hatten von Mitte December von der Küste Alaskas. Bekanntlich kehrten dieselben am 6. November von ihrer Reise nach der Tschuktschenhalbinsel wohlbehalten nach San Francisco zurück, wo sie sich bis gegen Ende November aufhielten und sich dann auf dem Dampfer „Columbia" nach dem Norden einschifften, in der Absicht, den Winter in einer Faktorei der North-West-Trading-Company zuzubringen, welche am Lynnkanal, im Gebiete der Chilcat-Indianer, etwa unter dem 59. Breitengrade, gelegen ist. Sie waren hierzu von dem Präsidenten der genannten Compagnie, Herrn Paul Schultze, eingeladen worden. Die genannte Compagnie ist noch eine sehr junge Gründung. Sie datirt erst vom Frühjahr 1880 und bezweckt die Ausschließung der natürlichen Hülfsquellen des südwestlichen Alaska bis zum Cook's Inlet und Beförderung von Handelsunternehmungen in Californien, Oregon, Washington Territorium und Alaska. Sie hat bis jetzt fünf Handelsposten an verschiedenen Punkten der Küste errichtet. Einer derselben ist in Sitka, und der nördlichste am Chilcatfluße.

— Das in Guatemala erscheinende „Diario de Centro America" vom 15. December 1881 zeigt die Eröffnung von Livingston (am Golf Amatique, der innersten Bucht des Golfes von Honduras) als eines Freihafens an und hofft

Digitized by Google

davon große Vortheile für das reiche Küstenland an der Karibischen See, namentlich in Bezug auf den Export von Bananen nach den Vereinigten Staaten. Es soll in der Nähe durch einen nordamerikanischen Obersten, welcher Empfehlungen vom General Grant mitbringt, eine amerikanische Kolonie von 35 Familien behufs Anpflanzung von Bananen errichtet werden.

— Die Schirmfabrikation, schreibt der „Scientific American", bedroht die Existenz der Pimento-(Pfeffer-)Pflanzungen auf Jamaica. Eine im vergangenen Herbste in Kingston angestellte officielle Schätzung ergab, daß damals über eine halbe Million Schirmstöcke, und zwar fast ausnahmslos von Pimento, auf den Export nach England und den Vereinigten Staaten warteten. Kein Wunder, daß Besitzer und Pächter von Pimentoplantagungen über das Abwechseln eines Handels erschreckt sind, der in Bälde alle jungen Bäume auszurotten droht. In den letzten fünf Jahren sind durchschnittlich im Jahre 2000 Bündel Stöcke aus Jamaica ausgeführt worden, und in den ersten drei Quartalen 1881 belief sich der Export schon auf mehr als 4500 Bündel im Werthe von 15 000 Dollars. Jedes Bündel enthält zwischen 500 und 800 Stöcke, deren jeder einen jungen tragfähigen Pimentobaum repräsentirt.

Polargebiet.

— Ueber das weitere Ergehen der Jeannette-Expedition verlautet einstweilen noch wenig und das Schicksal der vermißten Mannschaften ist noch unaufgeklärt. Von Lieutenant Dannenhaner jedoch traf eine Depesche aus Irkutsk vom 4. Februar in London ein, woraus sich ergiebt, daß die Expedition nordwestlich von Wrangel-Land und nordöstlich von den Neusibirischen Inseln einen zweiten Archipel aufgefunden hat. „Wir entdeckten Jeannette-Island am 16. Mai 1881 (?) in 76° 47' nördl. Br. und 158° 56' östl. L.; sie war klein und felsig, und wir landeten dort nicht. Am 24. Mai wurde in 77° 8' nördl. Br. und 157° 43' östl. L. Henrietta-Island entdeckt; sie wurde besucht und ergab sich als eine große Insel; wenig Thiere, viel Gletscher. Eine sehr große Insel, unter 76° 38' nördl. Br., 148° 20' östl. L. gefunden, wurde Bennet-Island genannt. Dort fanden wir viele Vögel, alles Gehörn, Treibholz und Kohle; kein Seehund oder Walroß; heftige Fluthbewegung; steil und felsig. Das Südkap nannten wir Emma. Der Gesundheitszustand der Mannschaft während 21 Monaten war vortrefflich; kein Skorbut. Wir tranken destillirtes Wasser, aber keinen Rum; wöchentlich zweimal Bären- und Seehundsfleisch. Gottesdienst wurde regelmäßig gehalten; wir nahmen viel körperliche Uebungen vor und Jeder ging auf die Jagd. Wild war selten, aber wir erlegten doch 30 Bären, 250 Seehunde und 6 Walrosse; Fische und Walfische wurden nicht gesehen. Alle möglichen Beobachtungen wurden während der Drift (im Eise) gemacht, worauf sich ein Treiben nach Nordwesten ergab; das Schiff legte sich dabei auf eine Seite und wurde die meiste Zeit schwer vom Eise gepreßt. Das Resultat des Treibens während der ersten fünf Monate betrug 40 Miles in Folge der Fluthbewegung des Eises; die letzten sechs Monate sehr schnelles Treiben. Lothungen ziemlich gleichmäßig: 16 Faden unweit Wrangel-Land, welches ist in einer Entfernung von 75 Miles sichtbar war. Die größte Tiefe betrug 80 Faden, die durchschnittliche 35; der Boden blauer Schlamm. Garneelen in Menge; Meteorsteine vom Grunde aufgefischt; Wassertemperatur an der Oberfläche 29° über Null. Die Extreme der Lufttemperatur waren — 55° F. und etwa + 44°. Während des ersten Winters war die durchschnittliche Temperatur 35° unter Null, während des zweiten 39°. Während des ersten Sommers betrug die Durchschnittstemperatur 40° über Null. Der schwerste Sturm zeigte eine Schnelligkeit von 50 Miles in der Stunde; aber solche Stürme waren nicht häufig. Die barometrischen und thermometrischen Schwankungen waren nicht groß. Es kamen Störungen der Magnetnadel vor, welche mit den Nordlichtern zusammenstellen. Telephondrähte wurden durch die Bewegungen des Eises zerrissen. Während des Winters betrug das Anwachsen des Eises 8 Fuß. Das mächtigste Eis, was gesehen wurde, war 23 Fuß dick. Oberingenieur Shack's schweres Bohrwerk rettete das Schiff am 21. November (1880?) vor dem Zerdrücktwerden. Bevor wir nahe der Herald-Insel in das Eis eindrangen, besuchten wir Nordenskiöld's vorjährige Winterquartiere und fanden, daß er gerettet war. Während der ersten Woche unseres Rückzuges von der „Jeannette" trieben wir 27 Miles mehr zurück, als wir vordringen konnten. Der Schnee war fast knietief. Die Aufzeichnungen des Naturforschers wurden gerettet; aber die photographischen Sammlungen und Lieutenant Chipp's Nordlichtbeobachtungen gingen mit dem Schiffe verloren."

Danach hat die „Jeannette" unerklärbar ein ähnliches Schicksal gehabt, wie im Jahre 1872 Payer's und Weyprecht's Schiff „Tegetthoff". Wie dieses im August 1872 dicht bei Kap Nassau (Novaja Zemlja) von Eis umschlossen und nordwärts geführt wurde, um gezwungen das Franz-Josef-Land zu entdecken, so ist anscheinend auch die „Jeannette" dicht bei Wrangel-Land in das Eis gerathen und mit demselben nach Nordwesten auf bisher unbekannte Inseln zu getrieben worden, um wie der „Tegetthoff" in hohen Breiten verlassen zu werden und unterzugehen.

Vermischtes.

— Das türkische Korn ist angeblich von den Spaniern aus der Neuen Welt nach der pyrenäischen Halbinsel und später nach Italien gebracht worden. Die Anhänger dieser Ansicht fechten die Echtheit eines schon 1515 veröffentlichten Dokumentes an, wonach zwei von der Belagerung Konstantinopels zurückkehrende Kreuzfahrer bereits 1204 die meliga in die Markgrafschaft Incisa eingeführt haben. Der Italiener C. Bertagnolli, dessen Werk über die Schicksale der Landwirthschaft in Italien (Verona 1881) J. Schuhmann in der „Allgemeinen Zeitung" (1882, 24. Januar, Beilage) bespricht, fand nun, wie dort mitgetheilt wird, durch fleißiges Nachsuchen in den mittelalterlichen Chroniken, daß das türkische Korn wenigstens hundert Mal in Zeiten erwähnt wird, als noch Niemand an Amerika dachte. Aber das türkische Korn der Kreuzfahrer war trotzdem nicht das erst nach Italien gekommene, denn diese Getreideart wird schon in einem Theilpachtvertrag aus dem Jahre 813 genannt. Bertagnolli nimmt an, daß das von Plinius in seiner Naturgeschichte beschriebene milium indicum gerade das türkische Korn sei, es gebe in der That Maiß von schwarzer Farbe. (Victor Hehn in seinen „Kulturpflanzen und Hausthiere" S. 375 läßt den Maiß aus Amerika nach der Alten Welt eingeführt werden und erklärt des Plinius' „indische Hirse" für die Moorhirse, Holcus sorgum L., die dhorra und docha der Araber.)

Inhalt: Belgische Skizzen. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Th. Kirchhoff: Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. I. — Henfelder: Ein Ritt über den Kobet-Dagh. — Die Cisternen in der Steppe von Karschi. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Polargebiet. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 12. Februar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des G. Lemonnier.)

V.

Einen auffallenden Kontrast zu der belgischen Hauptstadt und ihrem rührigen Leben und Treiben bildet die stille alte Universitätsstadt Löwen, die man in etwa einer halben Stunde per Bahn von Brüssel aus erreicht. Im 14. Jahrhundert Haupt- und Residenzstadt der brabantischen Herzöge und Sitz einer bedeutenden Tuchindustrie (es bestanden nicht weniger als 2000 große Tuchmanufakturen in der Stadt), zählte Löwen 44000 betriebsame Einwohner, und gehörte zu den reichsten Städten des reichen Landes. Innere Streitigkeiten zwischen den Patriziergeschlechtern und den Bürgern, bei denen, wie ja auch in den flandrischen Städten, die mächtige Zunft der Tuchweber besonders sich als stets rege und unversöhnliche Feindin des Adels hervorthat, gaben die erste Veranlassung zu dem Verfall der blühenden Stadt. Zweimal schon, in den Jahren 1340 und 1360, hatten die Uebergriffe der patrizischen Mitglieder des Magistrats zu heftigen Volksaufständen geführt, durch welche die Bürgerschaft sich für eine Zeit lang wenigstens wieder in den Besitz ihrer alten Rechte gesetzt hatte. Die Chroniken jener Zeit wissen von lebhaften Kämpfen zu erzählen, die bei Gelegenheit jener Aufstände in der Stadt geführt wurden, doch war es bei keinem derselben zu so gewaltthätigem Vorgehen gekommen, wie dies bei dem dritten Zusammenstoße im Jahre 1379 der Fall war, wo die empörten Bürger 13 adlige Mitglieder des Magistrats aus den Fenstern des Rathhauses auf die emporgehaltenen Speere der unterstehenden Volksmenge hinabwarfen. Hatten die Herzöge bis dahin sich den städtischen Unruhen und eifersüchtigen Reibereien gegenüber meist ganz passiv gehalten, so schien dieser letzte Frevel doch Strafe zu erheischen. Die Stadt hatte zunächst eine lange und schwere Belagerung auszuhalten, die mit ihrer Unterwerfung endigte. Knieend, barfuß und mit entblößtem Haupte mußte die Bürgerschaft vor Herzog Wenzel Abbitte leisten; die Anführer des Aufstandes wurden hingerichtet und der Stadt eine Menge hoher Steuern auferlegt, die im Verein mit der nunmehr von obenher sanktionirten Bedrückung durch die Patrizier allmälig einen großen Theil der fleißigen Bevölkerung zur Auswanderung nach Holland und England veranlaßten. Von da an schon ging die Industrie der Stadt immer rückwärts, ihren Todesstoß aber erhielt sie etwa hundert Jahre später unter der Regierung Maximilian's und Maria's von Burgund, wo Löwen für seine Betheiligung an den Unruhen von 1477 durch Auferlegung neuer, fast unerschwinglicher Steuern gezüchtigt und als Handelsstadt zu Grunde gerichtet wurde. Wieder fanden zahlreiche Auswanderungen statt; die Stadt verödete und verarmte immer mehr, und der neue Geist, der, von den Habsburgischen Fürsten gepflegt, bald in sie einzog und der auch heute noch in ihr herrscht, konnte ihr wohl auf einem andern, weit abliegenden Gebiete Bedeutung verleihen, mußte damals aber naturgemäß die letzten Spuren ihrer fröhlichen Blüthezeit erdrücken. Schon im Jahre 1426 war zu Löwen eine Universität gestiftet worden, die sich bald einen hohen Ruf im Lande erworben hatte; einen ungeahnten Aufschwung nahm dieselbe nun, da Maximilian ihr seinen Schutz zutheil

Digitized by Google

Das Rathhaus zu Löwen. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

werden ließ, und ihr mit Genehmigung des Papſtes eine großartige, bleibende Stätte in den alten berühmten Tuchhallen anwies, den damals ſchon überflüſſig gewordenen mächtigen Waarenhäuſern der Tuchmachergilde, die für die neue Beſtimmung mit einem hohen Oberbau verſehen wurden. Wenn auch ſeitdem durch mancherlei Einbauten entſtellt, können doch die impoſanten, 60 Meter langen Hallen mit ihren gewaltigen Mauern und den koloſſalen Pfeilern und Bogen ihres Erdgeſchoſſes heute noch für ein treffendes Sinnbild deſſen gelten, was die Löwener Univerſität im Laufe der Zeiten geworden iſt: ein ſtarkes Bollwerk der katholiſchen Kirche. In einem alten Mönchsverſe, der eine Charakteriſtik mehrerer großer niederländiſcher Städte giebt, heißt es von Löwen: „Gaudet Lovanium doctis“, ſo ſehen wir denn auch, wie im 16. Jahrhundert die hohe Schule der Stadt den erſten Rang einnimmt unter allen europäiſchen Univerſitäten, wie ſie zu verſchiedenen Malen mehr denn 6000 Schüler zählt! Das Vorwiegen der theologiſchen Fakultät, die ſich vermöge ihres ſtarren Feſthaltens an den alten Dogmen bald den Ruhm erwarb, eine ebenſo gelehrte wie gewandte und kampfbereite Geiſtlichkeit heranzubilden, ließ die Anſtalt trotz aller Wechſelfälle, von denen ſie betroffen wurde, ſich den mittelalterlich klöſterlichen Geiſt bis auf den heutigen Tag bewahren. Ihr Anſehen war ſtets ein ſo hohes, daß beiſpielsweiſe bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts Niemand in den öſterreichiſchen Niederlanden ein Amt bekleiden durfte, der nicht in Löwen promovirt hatte. Unter der Regierung Joſeph's II.

Der Beginenhof zu Löwen.

und dann noch einmal unter Napoleon für kurze Zeit aufgehoben, wurde die Univerſität im Jahre 1817 durch die holländiſche Regierung wieder errichtet und dies zwar nach etwas veränderten Principien, die wohl dem Geiſt der Neuzeit beſſer entſprachen, dem Wunſch und Willen der Geiſtlichkeit aber durchaus widerſtrebten. Das Mißvergnügen über die damals ſtattfindende Einrichtung philoſophiſcher Kollegien an der Löwener Hochſchule ſoll nicht am wenigſten dazu beigetragen haben, daß der belgiſche Klerus ſich ſo lebhaft an der Revolution von 1830 betheiligte. Die mächtige klerikale Partei begann denn auch gleich nach der glücklich vollbrachten Konſtituirung der belgiſchen Monarchie das Werk einer gänzlichen Reorganiſation der Univerſität, aus der dieſelbe in ihrer heutigen Verfaſſung hervorging: das katholiſche Element in jeder Disciplin dermaßen vorherrſchend, daß die Führer der Liberalen bald alle ihre Beſtrebungen dadurch gefährdet ſahen und nun ihrerſeits zur Gründung einer zweiten, der Briſſeler, Univerſität ſchreiten mußten, die, auf freiſinnigen Grundlagen errichtet, dem katholiſchen Einfluß der ältern Anſtalt das Gegengewicht halten ſoll. Von den über 1000 Schülern, welche die Löwener Hochſchule heute in ihren fünf Fakultäten vereinigt, wohnt eine beträchtliche Anzahl in drei großen, nach klöſterlichem Zuſchnitt eingerichteten Kollegien, und etwas wie klöſterliche Ruhe und Weltabgeſchiedenheit herrſcht auch während des größten Theils der Tages in den breiten öden Straßen zwiſchen den ſtattlichen Univerſitätsgebäuden.

Seit einigen Jahren ſchon ſoll Löwen, das nach dem

Digitized by Google

neueſten Cenſus 32 900 Einwohner zählt, in induſtrieller wie kommerzieller Beziehung einen ſichtlichen Aufſchwung nehmen; großartige Bauten, die in jüngſter Zeit entſtanden ſind, darunter ein neuer großer Bahnhof, laſſen das erfreuliche Emporkommen des Ortes auch erkennen. Einſtweilen freilich ſind die im 14. Jahrhundert aufgeführten Stadtmauern immer noch viel zu weit für die heutige Stadt, und iſt der innerhalb ihres Umkreiſes vorhandene unbebaute Raum nicht nur zu Gartenanlagen verwendet, ſondern vielfach ſogar auch als Ackerland unzhar gemacht. Die alten Wälle, welche die Mauern noch umziehen und einen Umfang von faſt zwei Stunden haben, ſind auch hier zu anmuthigen Promenaden umgeſchaffen worden.

Die zehn ſtattlichen, zum Theil alten Kirchen, deren Löwen ſich rühmt, beherbergen eine reiche Fülle der herrlichſten Kunſtſchätze. Die am Marktplatze belegene große St. Peterskirche namentlich, ein aus dem 15. Jahrhundert ſtammender gothiſcher Bau, hat in ihren zahlreichen Kapellen wahre Perlen der niederländiſchen Malerei aufzuweiſen: Bilder von Roger van der Weyden, de Craeyer, Dierie Bonts, Quentin Maſſys u. ſ. w. Auch die Plaſtik iſt durch eine Menge von Meiſterwerken vertreten, unter denen der reiche Lettner und das prächtige gothiſche Tabernakel der Peterskirche und die berühmten, aus dem 16. Jahrhundert ſtammenden Chorſtühle der Gertrudenkirche beſondere Beachtung verdienen. Vorzugsweiſe intereſſant erſcheinen die

Die großen Mühlen bei Aerſchot.

letztgenannten Prachtſtücke der einheimiſchen Holzbildhauerkunſt ſchon durch den Umſtand, daß die Stadt jetzt noch wie vor dreihundert Jahren auf demſelben Gebiete Bedeutendes leiſtet: die geſchnitzten Kirchenmöbeln, die aus den heutigen großen Werkſtätten Löwens hervorgehen, erfreuen ſich mit Recht eines Weltrufes.

Wenn unter den hervorragenden älteren Baudenkmälern der belgiſchen und niederländiſchen Städte die Profanbauten faſt ausnahmslos von höherm Kunſtwerthe, weil bedeutend origineller ſind, als die Kirchen, ſo macht auch Löwen von dieſer Regel keine Ausnahme. Seine ſchönen Gotteshäuſer, ſelbſt die großartige Peterskirche nicht ausgenommen, können eine gewiſſe Stereotypie der Architektur nicht verleugnen und werden dem Kunſtfreunde bald nur von ſekundärem Intereſſe erſcheinen neben den mannigfaltigen Schätzen, die ſie in ihrem Innern enthalten: das alte Rathhaus dagegen, ein unvergleichlich ſchöner Bau ſpätgothiſchen Stils, verliert auch bei längerer Bekanntſchaft und fortgeſetztem Studium nichts von ſeiner eigenartigen Wirkung, ſeinem wunderbaren Zauber. Nicht mit Unrecht rühmen die Löwener von dem prachtvollen Bauwerke, daß es die berühmten Rathhäuſer von Brügge, Gent, Mons und Oudenarde an Reichthum, Heiterkeit und Zierlichkeit des Schmuckes, ſowie an edler Harmonie der Formen und Verhältniſſe weit übertreffe. Seine in die Jahre 1448 bis 1463 fallende Entſtehung verdankt es dem Rathhaus de Layens, „Bauermeiſter der Stadt und des Weichbildes“; und zwar wird erzählt, daß die Pläne, die derſelbe dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft vorgelegt habe, dieſen ſo erſtaunlich und unausführbar vorgekommen ſeien, daß man ſich erſt nach langem Beſinnen und nachdem man das Gutachten der Baumeiſter des Herzogs von Burgund eingeholt, entſchloſſen

habe, die Erlaubniß zum Baue zu ertheilen. Das im Jahre 1842 vollſtändig reſtaurirte Gebäude beſteht aus drei Geſchoſſen; ſeine nach dem Markte zu gerichtete Façade, die ebenſo wie die beiden anderen freiſtehenden Seiten mit reichſtem Skulpturenſchmuck verſehen iſt, zeigt drei Reihen von je zehn hohen Spitzbogenfenſtern; von den vier Ecken und der Mitte der Giebelſeiten ragen ſechs ſchlanke achteckige Thürmchen mit durchbrochenen Spitzen weit über das hohe, von kunſtvoller Maßwerkbrüſtung umgebene Dach empor. Dieſe Thürme, ſowie die glückliche und doch vollkommen

Die St. Leonhardskirche zu Léau.

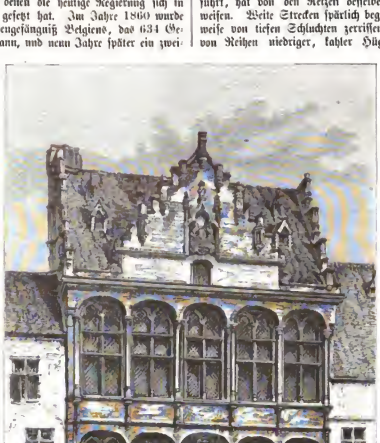
ungezwungen erſcheinende Anordnung der zahlloſen Statuen und Zierrathen in vertikalen Linien geben dem Gebäude den Charakter größter Leichtigkeit und ſchlanken Emporſtrebens. Ein eingehendes Studium der auf das Sauberſte ausgeführten Figuren, die auf weit vorſpringenden, mit Reliefs geſchmückten Kragſteinen ſtehen und von eben ſolchen Baldachinen überwölbt ſind, gewährt ſowohl einen künſtleriſchen als auch hiſtoriſchen Genuß. Die Statuen des untern Stockwerkes ſtellen nämlich berühmte Löwener Bürger dar; die des mittlern die verſchiedenen Stände der mittelalterlichen Stadt, die des obern Stockwerkes endlich Regenten des Landes; die beinahe frei vortretenden Reliefs zeigen Scenen

Digitized by Google

aus dem alten und neuen Teſtament, die, dem Charakter der Zeit und des Volkes entſprechend, oft mit unglaublich naiver Derbheit dargeſtellt ſind.

Von ſehr anderer Art ſind die beiden großen öffentlichen Gebäude, mit denen die heutige Regierung ſich in Löwen ein Denkmal geſetzt hat. Im Jahre 1860 wurde hier das größte Zellengefängniß Belgiens, das 634 Gefangene beherbergen kann, und neun Jahre ſpäter ein zweites Gefängniß, die Maiſon d'arrêt, für 204 Gefangene, eröffnet. Beides ſind Muſteranſtalten, in denen die ſegensreichen Bemühungen der belgiſchen Regierung für das Wohl und die Beſſerung der Gefangenen von wünſchenswertheſten Erfolgen gekrönt werden, beide aber tragen auch das Ihrige dazu bei, den finſtern, ernſten Charakter der alten Stadt zu verſtärken. Seltſam ſtill und an einen Kirchhof gemahnend iſt auch der nicht gar weit von dem großen Zellengefängniß im ſüdlichen Theile der Stadt belegene alte Beginenhof, den die Löwener vielleicht nicht ganz mit Recht für den maleriſchſten Theil ihrer Stadt halten: eine Anzahl ſchmaler, kleiner, ſich durchkreuzender Gaſſen, von gleichmäßig niedrigen Backſteinhäuschen eingefaßt, vor deren jedem ein kleiner, mit einem Heiligenbilde geſchmückter Garten liegt. In der Mitte der ganzen Anlage erhebt ſich eine einfache, nüchtern ausſehende Kirche, in der ſich die frommen Bewohnerinnen des alten Schweſterninſtitutes mehrmals am Tage zuſammenfinden müſſen.

Etwa 10 km nördlich von Löwen, an der Maaſtrichter Eiſenbahn, liegt, wie ein mächtiger Vorpoſten der katholiſchen Stadt, die alte, im Jahre 1179 gegründete Norbertiner-Abtei Parc, eines der reichſten Klöſter Belgiens. Früher von dichtem Walde umgeben, der jetzt, und nicht zum Schaden des beſitzenden Kloſters, durch wohlbeſtellte Felder erſetzt iſt, ſtellt ſich der große Komplex ſtattlicher, meiſt moderner Gebäude, die um eine großartige Kirche geſchaart liegen und von fünffachen ſtarken Mauern umgeben ſind, wie eine Feſtung dar. Bis hierher ungefähr zeigt die Landſchaft noch den Charakter des fruchtbaren Brabanter Landes; die Gegend, durch welche die Bahn jetzt führt, hat von den Reizen deſſelben nichts mehr aufzuweiſen. Weite Strecken ſpärlich begraſten Bodens, ſtellenweiſe von tiefen Schluchten zerriſſen, an anderen wieder von Reihen niedriger, kahler Hügel durchzogen; kleine ſumpfige Bäche, von verkrüppelten Weidengebüſch eingefaßt; dann wieder elende Felder, die die Arbeit der Beſtellung kaum zu lohnen ſcheinen, oder finſtere Tannenwälder: wir befinden uns im Hageland, einem der ödeſten und unwirthlichſten Theile des heutigen Belgiens, auf dem Schauplatze ſo mancher erbitterten, in der Geſchichte des Landes verzeichneten Kämpfe. In die Schluchten und ſumpfigen Waldſtrecken des Hagelandes zogen ſich ſchon im 14. Jahrhundert die durch die Patrizier aus Löwen verwieſenen aufrühreriſchen Tuchmacher; von hier aus plünderten ſie bandenweiſe das umliegende Land, um endlich nach langer Gegenwehr von den Truppen Herzog Wenzel's aufgerieben zu werden. Hier fanden auch die blutigen Kämpfe zwiſchen den gegen die franzöſiſche Herrſchaft empörten vlämiſchen Bauern und den Soldaten der franzöſiſchen Republik ſtatt. Das alte Aerſchot, das inmitten dieſer verlaſſenen Gegend liegt, heute auch von der Eiſenbahn berührt, macht den Eindruck traurig verfallener Größe. Eine ſchöne mittelalterliche Kirche mit kunſtvollem Lettner, der alte berühmte Aureliusthurm, ein Ueberreſt der ehemaligen Befeſtigungswerke, großartige, aber heute gänzlich verfallene Waarenhallen, die von einer längſt entſchwundenen Bedeutung der Induſtrie von Aerſchot erzählen, endlich die maleriſchen „Großen Mühlen“: das iſt alles, was von dem ſtolzen Orte übrig geblieben iſt, der ſich in den Religionskämpfen des 16. Jahrhunderts durch den Muth und die Wider-



Das Rathhaus von Leau. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

standskraft seiner Einwohner eine so hohe Bedeutung erworben hatte. Das heutige Aerschot, das sich um jene alten Reste einer großen Vergangenheit angebaut hat, ist eine unbedeutende, kleine Stadt. Ganz zum armseligen Dorfe herabgesunken ist aber das wenige Kilometer entfernte, dicht an der Bahn liegende Sichem, das nach allgemein geltender, aber durch nichts begründeter Annahme die älteste Stadt des Brabanter Landes sein soll. Daß es in früherer Zeit wenigstens eine starkbefestigte Stadt gewesen sein muß, geht unzweifelhaft aus dem mächtigen alten Thurme hervor, der sich heute ganz vereinzelt inmitten der Dorfhütten erhebt, und der eine gewisse Aehnlichkeit mit dem letzten Ueberrest der alten Befestigungswerke von Brüssel, dem Haller Thor, erkennen läßt. Von seinen drei Stockwerken, deren jedes einen großen gewölbten Saal enthielt, ist nur das untere noch fast ganz unversehrt erhalten; die mächtigen Pfeiler, auf denen seine Wölbung ruht, zeigen einen durch Schönheit und zierliche Ausführung überraschenden Skulpturenschmuck: einen Kranz von Engelsköpfen. Die Stadt Diest, die wenige Stationen weiter an der Bahn liegt, ist durch ihre großartigen Brauereien berühmt; der Historiker, der hier in dem alten Dispargum Gregor's von Tours, in der Wiege der fränkischen Könige, irgend einen Anklang an die Vergangenheit zu finden erwartet, wird bitter enttäuscht werden. Die ganze, ziemlich wohlhabende Stadt ist modern, selbst ihre beiden stattlichen Kirchen gehören der Neuzeit und ihrer nüchtern-profanischen Richtung an; die letzten Reste uralter Befestigungswerke haben zu Anfang dieses Jahrhunderts weichen müssen. Zum Glück ist aber gerade hier zu Lande auch oft genug das Umgekehrte der Fall, und findet man an kleinen, von den heutigen Verkehrsstraßen meist unberührten Orten großartige Denkmäler der alten Zeit und der alten Kunst, die von einer bedeutenden Vergangenheit sprechen, von der die Geschichte des Landes nichts meldet. So in dem kleinen Städtchen Léau, das etwa eine halbe Stunde westlich von dem durch die Aachen-Landener Bahn berührten St. Troud liegt. Die dorfartig stille, unbedeutende Landstadt besitzt eine prachtvolle gothische Kirche aus dem 13. Jahrhundert und in derselben ein wahres Museum reichster Kunstschätze; darunter besonders zahlreiche werthvolle Gemälde aus der altflandrischen Schule und ein Meisterwerk des Cornelius de Briendt, ein wundervoll reichskulptirtes, 30 m hohes Tabernakel von Stein. Das spätgothische Rathhaus des Städtchens ist seinerseits auch eine Perle der niederländischen Architektur: freilich nicht imposant durch großartigen Maßstab oder besonders reichen Schmuck, wohl aber ausgezeichnet durch die Richtigkeit und Anmuth seiner Verhältnisse, sowie durch die wohlthuende Harmonie des Ganzen.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Von Walla Walla nach Lewiston in Idaho.

Walla Walla ist mit dem 40 Miles in nördlicher Richtung entfernt liegenden Städtchen Dayton jetzt durch eine Eisenbahn verbunden, welche durch das fruchtbare Thal des Touchet über Waitsburg dorthin führt. Es war keine geringe Genugthuung für mich, die Unbequemlichkeiten der ehemaligen Stagereise zwischen diesen Plätzen diesmal mit einer Fahrt auf der Eisenbahn vertauschen zu können. Das Hotel in Waitsburg, der Schrecken aller Reisenden im Territorium Washington, hatte sich meiner Erinnerung mehr eingeprägt, als die idyllische grüne Landschaft von schwellenden Hügeln, die fruchtbaren Weizenfelder und sonstigen Zeichen einer prosperirenden Agrikulturgegend, welche das Thal des Touchet kennzeichnen.

Die Kellner in jenem luxuriösen Gasthause haben die originelle Angewohnheit, die Löffel, welche bei Tisch gebraucht werden sollen, in der Hosentasche zu tragen, für jeden Gast einen daraus hervorzulangen und in den Suppenteller oder in die Kaffeetasse zu stecken. Der geschriebene Speisezettel, welcher von der stets lächelnden vierschrötigen Wirthin den Gästen bei Tisch verabreicht wird, ist ein kalligraphisches Dokument, dessen getreuer Abdruck in einem Witzblatte sicherlich Furore machen würde. Die darauf verzeichneten Gerichte, z. B. „gepökeltes Schweinefleisch", „gebratenes Herz", „Kalbfleisch mit Mehlteig" ꝛc., würden wohl schwerlich Vergnügungsreisende nach Waitsburg locken!

Bemerkenswerth ist noch, daß das Rindfleisch, welches den unglücklichen Reisenden in Oregon und dem Territorium Washington als Braten aufgetischt wird, in allen Landstädten, mit alleiniger Ausnahme Portlands, und auf den Passagierdampfern des Columbia wohl das schlechteste in Amerika ist. Ich meine früher in Texas die schlechteste Küche in Amerika entdeckt zu haben, muß aber jetzt meinen Irrthum öffentlich bekennen, da jenes Land sich in dieser Beziehung nicht mit Oregon und Washington messen darf. Wie es kommt, daß in einem Lande wie Oregon, dessen Viehstand ein so vorzüglicher ist, und welches allsährlich große Herden des besten Schlachtviehs nach dem Osten aussführt, die dort genossenen Braten so unter aller Würde sind, ist ein wirthschaftliches Räthsel, das ich nie zu ergründen vermochte.

Am 17. August nahm ich Platz auf dem Kutscherbock einer Stage, welche mich zunächst nach der 65 Miles entfernten Stadt Lewiston, dem Hauptorte im nördlichen Idaho, bringen sollte. Es war mir in früheren Jahren schon zwei Mal passirt, daß ich einen Anesitag von Dayton nach Lewiston und ins Palouseland auf mein Reiseprogramm gesetzt hatte; in beiden Fällen entfiel mir aber der Muth, als die Wirklichkeit an mich herantrat und andere Reisende ihre Erlebnisse auf jener Route in meiner Gegenwart zum Besten gaben. Diesmal hatte ich mich aber fest entschlossen, Lewiston zu besuchen, welcher Platz durch das Gerücht, daß in seiner Nähe ein veritabler Vulkan ausgebrochen sei, noch bedeutend an Interesse für mich gewann. Die Unannehmlichkeiten der Reise waren übrigens durchaus

Digitized by Google

nicht unerträglich und hätten meinethalben zehn Mal so schlimm sein können, wenn der Vulkan wirklich existirt hätte. Leider war dies nicht der Fall. Die Eruption sollte 60 Miles von Lewiston bei Mount Idaho stattgefunden haben, entpuppte sich aber schließlich als ein kolossaler Humbug und war weiter nichts als ein Waldbrand gewesen, der die Einwohner dort in Schrecken gesetzt. Daß ein Anflug nach Lewiston, auch mit der Angabe eines Vulkans, ein wünschenswerthes Bergulügen ist, will ich allerdings nicht behaupten. Aber es wird Niemand dabei untergehen, und die vielen neuen Eindrücke eines wenig bekannten Landes sind mehr als ein Aequivalent für die Mühseligkeiten, welche bei einer solchen Reise unvermeidlich sind.

Während der ersten 25 Miles fuhren wir durch eine aller Kultur bare Bergландschaft. So weit das Auge reichte, erblickte es ein Gewirr von nackten Bergkuppen, mit Fernsichten auf die sich rechter Hand hinziehenden Blue Mountains. Nur einmal — 15 Miles von Dayton — zeigte sich rechts in der Tiefe ein kleines grünes Thal, wo der Tucannon Bach nach der Ansiedelung Marengo hinfließt.

Zu meinem Glück hatte es in den letzten Tagen ziemlich stark geregnet, wodurch der zu dieser Jahreszeit sonst fast fußtiefe mehlartige Staub sich in konsistente Erde umgewandelt hatte und das Fahren auf der Landstraße vergleichsweise angenehm wurde. Die dichten Staubwolken, welche die Fuhrwerke hier einzuhüllen pflegen, blieben mir erspart, so daß ich in fröhlicher Stimmung weiter kutschierte und an dieser sonst so verrufenen Stagefahrt sogar Gefallen fand.

Mein Nachbar, der „Schwager“ auf dem Bock, ein alter Stagekutscher, war ein fröhlicher und redeslustiger Gesell, der mich mit interessanten Anekdoten aus seinem frühern Leben in den Goldminen Idahos unterhielt und mir manche erwünschte Aufschlüsse über die Gegend und die Ressourcen des Landes gab. Der neue Vulkan bei Mount Idaho galt ihm natürlich als eine unumstößliche Thatsache. Meine Ansicht, daß die 2000 Fuß hohe Feuersäule auf dem „Buffalo Hump“, wovon die Zeitungen redeten, doch wohl etwas übertrieben sei, wurde von dem edlen Rosselenker mit Entrüstung zurückgewiesen. Er war ordentlich stolz darauf, daß Idaho sich eines lebendigen Vulkans rühmen dürfte und in dieser Beziehung einen unbestrittenen Vorrang vor allen Staaten und Territorien dieser großen Union hatte.

Als wir das Städchen Pomeroy am Pataha-Bach, 25 Miles von Dayton, erreichten, änderte sich das Bild der Landschaft. Wir gelangten hier in einen fruchtbaren, wohl besiedelten Agrikulturdistrikt, dessen Hauptprodukt in Weizen besteht. Deutsche Ansiedler haben sich in erfreulicher Anzahl am Pataha niedergelassen. Ein deutscher Bierbrauer, den ich an der Poststation in Pomeroy zufällig traf, ein alter Bekannter von mir, der dort den Obersteuersaft als Kulturträger in die Wildniß eingeführt und sich wohlwollend meiner ans Virginia City in Nordamerika erinnerte, erzählte mir, daß in der Umgegend von Pomeroy 40 deutsche Familien ansässig wären, denen es gut gehe.

Von Pomeroy führt die Landstraße drei Miles am Pataha Bach nach Pataha City hin, wo wir in einem guten Gasthaus Siesta hielten. Die Stadt Pataha besteht freilich zeitweilig erst aus etwa einem Dutzend Holzhäusern; aber jede Stadt der Welt hat klein angefangen und ich hatte keine Ursache, dem neu eingewanderten Hauser-Wirth im Hotel zu widersprechen, als er mir in glühenden Farben von der Zukunft Patahas erzählte, welches gerade so viel Aussicht hätte ein bedeutender Platz zu werden wie Walla Walla oder eine andere Stadt im neuen Nordwesten. In der Nähe von Pataha City hat ein Deutscher eine große Dampf-Mahlmühle errichtet, deren Mehl für das beste im Territorium Washington gilt. Von Agrikulturland sieht man in der Nähe des Ortes nicht viel. Dieses liegt jenseits einer niedrigen nackten Bergkette, welche sich am andern Ufer des Pataha-Baches hinzieht. Jene Hügelreihe ist der Abhang eines fruchtbaren, wohlangebauten Plateaus, welches sich in südöstlicher Richtung 15 Miles weit erstreckt. Das Land hat dort bereits einen Werth von 10 bis 15 Dollars den Acker. 30 bis 35 Bushel (à 60 Pfund) Weizen per Acker ist hier der Durchschnittsertrag des jungfräulichen Bodens.

Bei der Weitereise gelangte ich eine Strecke weit in eine wohlangebaute Gegend, wo herrliche Weizenfelder zu beiden Seiten an der Landstraße lagen. Es war eine Freude, die vollen Aehren zu betrachten und den Blick über das wallende Meer der goldenen Halme in weite Ferne schweifen zu lassen. Bis an den 40 Miles entfernten Snake erstreckt sich dieses reiche Ackerbaugebiet, eines der produktivsten im Nordwesten.

Die Farmer klagten hier, wie überall im nordöstlichen Washington, darüber, daß der Transport des Weizens bis auf den Markt, an die Seeküste — obgleich derselbe neuerdings von 12 Dollars auf 8 Dollars per Tonne (à 2000 Pfund) ermäßigt wurde — ihnen selbst bei den diesjährigen höheren Getreidepreisen doch nur wenig Nutzen übrig läßt. Allerdings ist die Weizenernte im nordöstlichen Washington und im östlichen Oregon weit billiger herzustellen als in den Thälern des westlichen Oregon und in Kalifornien. Der Boden, ein reicher und tiefer, mit vulkanischer Asche verbundener Humus, ist dort bedeutend ergiebiger und leichter zu bearbeiten, das angelegte Kapital ist bei dem geringern Werthe des Landes viel kleiner und die Ernten sind sicherer. Der Preis von 45 bis 55 Cents per Bushel, den dies Getreide in diesem Jahre in Washington realisirt — gegen 80 Cents im Willamettethale und 90 Cents in Kalifornien! —, ist aber dennoch sehr gering. Was frommt es dem Farmer, nur wenig über seine Auslagen als Einkommen zu erzielen und den Hauptnutzen einer glänzenden Ernte für den Transport seiner Produkte hergeben zu müssen! Mit dem Ausbau der verschiedenen Eisenbahnlinien wird sich dies wohl etwas günstiger gestalten. Auf einen wirklich grünen Zweig werden die Farmer im nordöstlichen Washington aber nicht eher gelangen, als bis sich ihr Land dichter besiedelt und sie für einen größern Theil ihrer Produkte einen Markt daheim finden können, oder bis sie sich dazu entschließen, ihr Getreide als Futter für Schweine, Hornvieh ꝛc. zu verwerthen und so in Schinken, „Bacon“, und Schlachtvieh umzuwandeln, oder es als Mehl für verhältnißmäßig geringern Frachtsatz zu exportiren. Jetzt verlassen sie sich fast ganz auf den übermäßig vertheuerten Export des Rohmaterials, denn die anfängige dünne Bevölkerung dieses Landes wäre nicht im Stande, in zehn Jahren das Produkt einer einzigen Durchschnittsernte zu verbrauchen.

Vierzig Miles von Dayton gelangten wir wieder in ein gebirgiges Terrain und zwar zunächst in das ca 5 Miles lange Canyon des Nez Perces, welches hier und da nahe an der Landstraße lagen. Diese civilisirten Rothhäute hatten sich ein Gesetz der Vereinigten Staaten zu Nutzen gemacht, wonach die Indianer ebenso wie die Weißen dazu berechtigt

Digitized by Google

sind, auf unbesetztem Regierungsland eine Heimstätte von 160 Acker Land zu erwerben. Hierdurch werden jene zu Bürgern des Landes, treten vollständig unter dessen Gesetze und erlangen alle Rechte der Weißen. Den Verband der Stämme (Tribes) müssen die Indianer, welche eine Heimstätte erwerben, freilich aufgeben und auch dem Stammesleben auf den Reservationen entsagen, was die Ursache davon ist, daß nur so Wenige von ihnen von den Vergünstigungen jenes Gesetzes Gebrauch machen. Die an der Landstraße liegenden Wigwams waren übrigens damals nur von Squaws und Papuhsen (Kindern) bewohnt; die „Bucks“ befanden sich bei ihren wilden Brüdern auf einer Jagdexpedition im Gebirge. Die Ranches dieser civilisirten Rothhäute waren in ziemlich gutem Zustand. Wohlgenährte Kühe grasten an der Landstraße und sogar ein Postschalter war in Gestalt einer alten Käseschachtel am Wege an einem Baumstamm befestigt — ein Beweis, daß jene Indianer die Errungenschaften neuerer Kultur zu würdigen verstanden. Unser Kutscher legte einige Briefe und sogar ein paar Zeitungen für einen gelehrten Nez Percé in die Käseschachtel und nahm einen in gutem Englisch adressirten Brief daraus nach Lewiston mit. Von weißen Ansiedlern bemerkte ich in dieser Gegend keine Spur; dieselben hatten hier das Feld ihren rothen Brüdern, wie es schien, freiwillig geräumt. Elstern, Krähen und wilde Tauben flogen in Schwärmen hin und her und gaben uns das Geleit, bis wir — nur noch neun Miles von Lewiston entfernt — aus dem Paß des Apal in das breitere Felsenthal des Snake gelangten.

Dreizehn Jahre waren verflossen, seit ich die Gewässer dieses größten Nebenflusses des Columbia das letzte Mal geschaut und auf einer Reise von Boise City im südlichen Idaho nach Oregon in seinem mittlern Laufe bei Old's Fähre überschritten hatte [1]. Mein oregonisches Wanderleben hatte ich längst mit einer sehhaften mir lieb gewordenen Heimath in der Stadt am Goldenen Thore vertauscht, und die Erlebnisse jener „alten Zeit“ wurden seitdem von so vielen neuen Lebenseindrücken überschattet, daß es mich fast dünkte, ich schaute bei der Erinnerung daran in die Tage meiner Jugend zurück. Der Snake, dessen donnernden Riesenfurche über Shoshones Felsenmauern ich einst mit Staunen bewunderte, schien mir jetzt wie ein alter in Jahren vorgerückter Bekannter, den ich nach langer Trennung froh wieder begrüßte. Wie mein Lebenslauf sich geglättet, seit ich ihn vor drei Lustren zuerst sah, war auch er ruhiger geworden und strömte jetzt mit ruhigerer Welle dem großen Columbia entgegen, in dessen mächtigem Fluthenschooß er bald verschwinden sollte.

Nackt und in barocken Formen ragten die Berge an beiden Ufern des hier etwa $^1/_3$ engl. Meile breiten ruhig hinströmenden Schlangenflusses empor, bald wie viele Pyramiden neben- und übereinandergeschachtelt, bald in Kuppen mit Felskanten und schroffen Abhängen, und erhoben sich 1900 Fuß über die Thalmulde.

Die Sandbänke am Ufer des Snake sind hier goldreich und werden nach jedem Hochwasser, welches die feinen vom Gebirge herabgeschwemmten Goldblättchen dort ablagert, von Chinesen ausgebeutet. Schon zwanzig Mal haben die bezopften Fremdlinge diese Sandbänke, welche deutlich die Spuren ihrer Arbeit zeigten, nach Gold durchwühlt, und nach jeder Hochfluth stellen sie sich wieder ein, um nach Mammon zu suchen. Wie viel Gold hier schon gefunden wurde, entzieht sich jeder Berechnung, da die Chinesen dies stets geheim halten. Daß die Goldsuche sich lohnt, geht jedoch deutlich daraus hervor, daß jene so oft wiederkehren, um aufs Neue nach Reichthümern auszuschauen.

Bei White's fliegender Fähre setzten wir über den hier 700 Fuß breiten Strom und kutschirten auf seinem jenseitigen Ufer unter nackten hochaufsteigenden Bergen weiter. Ein Felspfeiler am Wege — nur $^1/_2$ englische Meile von Lewiston entfernt — deutete die Stelle an, wo wir die Grenze des Territoriums Idaho überschritten. Vor uns zeigten sich die Häuser von Lewiston, wo der breite Clearwater in den Snake mündete. Dicht vor der Stadt kreuzten wir den Clearwater auf einer zweiten fliegenden Fähre, und dann fuhren wir langsam auf Kiesgrund in die Hauptstraße der ehemaligen Kapitale des Territoriums Idaho und nach einem guten Hotel, welches ich etwas vor Sonnenuntergang glücklich erreichte, froh, diese älteste Stadt des fernen Nordwestens endlich einmal betreten zu dürfen.

[1] Siehe Reisebilder und Skizzen aus Amerika I. Band: „Bilder aus dem Goldland“, S. 271 ff.

Die Steinzeit Afrikas.

Von **Richard Andree.**

I.

Die Steingeräthe und Steinwaffen von europäischen Fundorten, welche in unseren Museen und Sammlungen aufgehäuft sind, zählen wohl schon nach Hunderttausenden von Exemplaren, und ihnen gegenüber wird jeder Einwand gegen die Annahme, daß auch einmal der Mensch bei uns mit Steingeräthen sich behalfen habe, hinfällig. Daß auch Asien seine Steinzeit gehabt, läßt sich für den größten Theil dieses Kontinents bis nach Japan hin durch unzweifelhafte Funde konstatiren; alte Traditionen, sprachliche Andeutungen sind gleichfalls Beweise dafür, und bei einzelnen wilden Völkern Asiens sind noch jetzt Steingeräthe im Gebrauch. Amerika wurde von den Entdeckern ohne die Kunde des Eisens gefunden; bei seinen alten Kulturvölkern war neben der Bronze noch der Stein (Obsidian) im Gebrauch, und einzelne Horden im Innern Südamerikas haben bis zur Gegenwart den Gebrauch der Steinwaffen beibehalten. Australien und die Südsee, zum größten Theil erst im verflossenen Jahrhundert entschleiert, besanden sich bei der Entdeckung noch völlig im Steinzeitalter, und erst in unseren Tagen sehen wir die letzten Waffen aus Stein oder Muschelschalen dem alles bezwingenden Eisen weichen.

Hat Afrika eine Steinzeit gehabt? Diese Frage ist schüchtern und nicht ohne auf Widerspruch zu stoßen nun erst vor dreizehn Jahren aufgeworfen worden. Wohin auch

Digitized by Google

unsere Reisenden im schwarzen Erdtheil kannen, fast überall, selbst bei den ersten und rohesten Völkern, zeigte sich eine vollständige Kunde des Eisens, überall wurde es auf die gleiche Weise in kleinen Oefen unter Anwendung von Blasebälgen erschmolzen und verarbeitet[1]). Von Steingeräthen oder Steinwaffen ist nirgends mehr die Rede, und wir müssen uns schon Mühe geben, um wenigstens Spuren davon bei den jetzt lebenden Afrikanern zu entdecken, denn sehr dürftig erscheint, was davon übrig blieb. Die Kornreibsteine, aus Schale und Läufer bestehend, sind überall dieselben, in Abessinien wie am Sambesi oder an der Westküste. Die Djur im Gebiete des Weißen Nil hämmern das frisch erblasene Eisen mit einem Granitblocke auf dem Ambos aus[2]). Von der Eisenzubereitung bei den Afrikanern zwischen dem Tanganjikasee und der Oktküste redend sagt R. Burton: „The hammer and anvil are generally smooth stones[3]). Wie die Missionäre im Clanwilliamdistrikt (Kapland) aussagen, benutzen Hottentotten und Buschmänner beim Wurzelgraben noch zuweilen durchbohrte Steine[4]). Nach Angaben des verstorbenen Dr. Pfund fabriciren die Araber in Aegypten noch heute Feuersteininstrumente zu gewissen Zwecken, z. B. zum Abkratzen der geschorenen Schafe[5]). Von Waffen, die gegenwärtig in Gebrauch sind, gehören als den Steingeräthen gleichwerthig hierher wohl die Pfeile der Buschmänner, bei denen noch Knochenspitzen zur Verwendung kommen; auch befindet sich im Berliner ethnographischen Museum ein Buschmannspfeil mit einer kleinen Glasscherbe als Spitze[6]). Auch die höchst primitiven Wurfgeschosse der heidnischen Gaberi in Bagirmi, die uns Nachtigal beschreibt und abbildet[7]), gehören noch hierher. Es sind etwa einen halben Meter lange zugespitzte Rohrstäbe mit einem spindelförmigen Thonklumpen daran. Sie werden geworfen und sind sehr unwirksam. Auf Madagaskar, wo bisher keine Spur eines Steinzeitalters entdeckt wurde, erzählt die Tradition von einer Zeit, in welcher die Bazimba, die Urbewohner des centralen Theils der Insel, noch keine eisernen Waffen besaßen, sondern ihre Speerspitzen aus gebranntem und gehärtetem Thon machten. Ein Howahäuptling, Andriamanelo mit Namen, welcher Speere aus Eisen fertigte, besiegte die Bazimba mit diesen besseren Waffen: „kommt, laßt uns fliehen," riefen die Bazimba, „denn Andriamanelo macht fliegende Eisen." So die Tradition[8]), welche uns deutlich die Uebermacht des eisenbewehrten Volkes gegenüber jenem erkennen läßt, welches noch mit den primitiven Waffen der Steinzeit bewehrt war. Daß die von Osten eingewanderten (malayischen) Howas die Kenntniß des Eisens schon aus Asien mitbrachten und nicht erst auf Madagaskar erlernten, ist mehr als wahrscheinlich und wird durch die Uebereinstimmung der eigenthümlich konstruirten beim Eisenschmelzen benutzten Blasebälge mit den noch jetzt auf Borneo u. s. w. gebräuchlichen konstatirt, eine nur auf Entlehnung bafirende Uebereinstimmung, auf welche zuerst Waitz hinwies[9]). In einem Hexenmärchen, welches der deutsche Missionar Rath für die Grey-Library in Kapstadt aufgeschrieben hat, und das unserm deutschen „Was geschenkt ist, bleibt geschenkt" entspricht, hat das kleine Mädchen vom Vater ein Beil geschenkt erhalten. Damit geht sie aus und trifft Burschen, die damit beschäftigt sind Honig auszunehmen „und um dies thun zu können, mußten sie die Bäume mit Steinen fällen". Und sie sprach zu ihnen: „Ihr Söhne unseres Hauses, warum gebraucht ihr doch Steine, um den Honig heraus zu bekommen? Weshalb sagt ihr denn nicht: unsere Erstgeborene, gieb uns das Beil?"[10]). In dieser Geschichte liegt sicher eine Rückerinnerung an die Benutzung der Steine als Geräthe bei den Herero.

Im vollsten Steinalter aber wurden von den Europäern die Guanchen, die Bewohner der Kanarischen Inseln, betroffen. Zu ihnen war die afrikanische Eisenfabrikation noch nicht vorgedrungen, was auf eine frühzeitige Trennung der Inselbewohner von dem Hauptstocke der kontinentalen Bevölkerung schließen läßt. Die Guanchen lockerten den Boden bei der Bestellung mit einer langen Stange, an welcher ein Knochen befestigt war; zu Geräthen verarbeiteten sie die Tabonas oder Basaltlava ihrer vulkanischen Inseln und sie hatten es hierin „zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht". Ihre Instrumente waren zart, scharf, spitzig, besonders sorgfältig gearbeitet jene, mit welchen sie die Leichen zum Balsamiren öffneten. Auch Wurfspieße und Lanzen waren mit diesen spitzen Steinen bewehrt; die Metalle waren den Guanchen gänzlich unbekannt[2]).

Spärlich ist auch, was die Alten uns über den Gebrauch von Steinwaffen bei jenen nordafrikanischen Völkern berichten, mit welchen sie in Berührung kamen. Wenigstens ist es mir nicht gelungen, zahlreichere Belege anzuführen. Diodorus Siculus (III, 49, 4) spricht von den Schleudersteinen der Libyer, welche sie in ledernen Taschen bei sich führen und neben ihren Lanzen benutzen — ob aber die letzteren mit eisernen oder steinernen Spitzen versehen waren, ist aus der Stelle nicht ersichtlich. Dagegen findet sich beim Agatharchides eine Stelle[3]), in welcher Pfeile mit steinerner Spitze sehr genau geschildert sind. Sie lautet: „Es bedienen sich in Kriegsgefahren die Aethiopen großer Bogen, aber kurzer Pfeile; an der Spitze des Rohrstabes ist anstatt des Eisens ein feiner Gestalt nach länglicher Stein befestigt, der durch Sehnen festgebunden ist, übermäßig spitz und in tödtliches Gift getaucht." Schon hieraus läßt sich auf die einstige Verbreitung von Steinwaffen auch bei anderen afrikanischen Völkern schließen. Strabo erzählt von den „Sumpfbewohnern" am Weißen Nil, daß sie sich „angespitzter Pfeile" bedienen, wornnter wohl solche von Holz zu verstehen, die durch Ankohlen der Spitze gehärtet sind und von den „plattnasigen Aethiopiern" sagt er, daß sie die Antilopenhörner als Waffen gebrauchen[4]).

Können die Aegyptologen sich auch heute noch nicht mit einer prähistorischen, mit einer Steinzeit in Aegypten befreunden, so leugnen sie doch nicht, daß nach sprachlichen Zeugnissen auch für die Aegypter eine Periode bestand, in welcher der Mensch sich mit den rohesten Materialien behelfen mußte; speciell hat Dümichen dies nachgewiesen[5]). Das

[1]) Daß übrigens die Hottentotten am Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts noch kein Eisen fabricirten, erkennen wir aus den Berichten englischer Seefahrer, die damals an die afrikanische Südwestküste gelangten. John Davis erhielt 1598 an der Saldanha-Bay fette Schafe oder Rinder für Stückchen altes Eisen oder Nägel und noch 1604 war ein Ochse für eine eiserne Schaufel zu haben. Tylor, Researches into the early history of mankind, 220.

[2]) Petherick, Egypt, the Soudan and Central Afrika, 396.

[3]) Lake regions of Central Afrika II, 312.

[4]) Journ. Anthropol. Instit. I, 347, XI, 129.

[5]) Ebers, Durch Gosen zum Sinai, 545.

[6]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas 432.

[7]) Sahara und Sudan II, 607.

[8]) J. Sibree, The great african island, London 1880, 216.

[1]) Anthropol. d. Naturvölker II, 433.

[2]) Bleek, Reinecke Fuchs in Afrika. Weimar 1870, 71.

[3]) Bory de St. Vincent, Geschichte und Beschreibung der Kanarien-Inseln. Deutsch, Weimar 1804, 71, 84.

[4]) II, 19 in Karl Müller's Geographi Graeci minores. Parisiis MDCCCLV.

[5]) Strabo p. 771, 772. Casaub.

[6]) Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1871, 64.

Digitized by Google

altägyptische Wort für Stein, ba, findet sich „determinirt durch einen die Erde anhackenden Mann oder auch nur durch das Geräth, mit welchem der Erdboden aufgehackt wird, zuweilen auch mit dem Zusatze ta, die Erde, der Erdboden, in den gesicherten Bedeutungen von auflockern, aufhacken den Erdboden. Ferner finde ich dasselbe Wort da determinirt durch ein Messer, ganz von der Form wie eins der von Lepsius photographisch mitgetheilten Steinmesser, gebraucht für eine Klasse von Handwerkern, die mit Messern arbeiten. Nun, meine ich, können diese beiden Wörter wohl nicht gut anders gefaßt werden; da man ja doch die abgeleiteten Bedeutungen auf die Grundbedeutung von Stein zurückführen muß, ersteres als: mit einem scharfen Stein die Erde auflockern, letzteres als: mit schneidenden Steinmessern arbeiten. Die Sprache also würde dann hier das Wort, dessen Bildung aus einer Zeit stammt, in der man mit einem scharfen Stein die Erde aufhackte und in der der Handwerker noch mit steinernem Messer arbeitete, auch dann noch beibehalten haben, als das Metall den Stein längst verdrängt, als man schon längst nicht mehr die Erde mit einem scharfen Stein aufhackte und ebensowenig der Handwerker noch mit einem Steinmesser arbeitete. Die Sprache also würde uns hier vielleicht den Schluß zu machen gestatten, daß auch bei den alten Aegyptern der Gebrauch der Steininstrumente der Verwerthung der Metalle vorangegangen". Bekannter ist die Thatsache, daß bei den alten Aegyptern noch in historischer Zeit steinerne Messer, namentlich beim Einbalsamiren und bei der Beschneidung, im Gebrauche waren [1]), doch können diese nur als „Ueberlebsel" aufgefaßt werden, da sie zu einer Zeit benutzt wurden, als die Aegypter einen hohen Grad von Kultur erreicht und im Gebrauche der Metalle geübt waren. Soviel von afrikanischen Steingeräthen, soweit deren Kenntniß aus historischen Quellen auf uns gekommen — es ist herzlich wenig. Desto lauter beginnen aber die alten Steine selbst zu reden.

1. Aegypten.

Der erste, welcher das Wort „Steinzeit", wenigstens für einen Theil Afrikas, für Aegypten, aussprach, war der Franzose A. Arcelin. Im Auftrage des Unterrichtsministers bereiste er Aegypten und bei Abu Mangar, oberhalb der bekannten Steinbrüche von Silsilis, auf einer Schicht von Kies und Sand fand er verschiedene Geräthe aus Feuerstein, eine kleine geschliffene Axt aus Porphyr, ferner bei El Kâb behauene Feuersteine, endlich am Eingange des Thales von Bab el Melûk zu Theben große Mengen künstlich geschlagener Feuersteine, als Messer, Sägen, Schaber. Er sprach sein Urtheil aus in einem Bericht an den Unterrichtsminister vom 26. Juni 1869 von einer Industrie primitive en Egypte, probablement préhistorique, welche vielleicht verschiedenen Epochen angehöre, bei Abu Mangar aber mit dem Kennzeichen de l'âge dit de la pierre polie versehen sei [2]).

Zwei andere wohlbekannte und hochverdiente Franzosen, Hamy und Lenormant, fanden in demselben Jahre in den Bergen bei den Königsgräbern von Theben verschiedene rohe Feuersteininstrumente: Beile, Messer, Schraper u. s. w., sowie später bei Deir-el-Bahari ein Steinbeil von dem Typus von St. Acheul (bei Amiens, wo im Kies Feuersteingeräthe vom ältesten Typus gefunden wurden). Hamy legte seine Entdeckung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft vor [3]) und sprach die Ansicht aus, daß die Funde der echten Steinzeit angehörten, eine Ansicht, in welcher de Mortillet und P. Broca ihn unterstützten, während Pruner-Bey sich einigermaßen ablehnend verhielt und besser gestaltete Geräthe als die vorliegenden zu sehen verlangte, ehe er sie für Artefakte aussprechen könne.

Auf Widerstand stießen diese Annahmen der Franzosen zunächst bei deutschen Aegyptologen, und zwar war es kein geringerer als R. Lepsius, welcher zur gleichen Zeit wie jene Aegypten besuchte und durch Hamy und Lenormant auf ihre Funde aufmerksam gemacht „auf dem bezeichneten Felde über Bab el Melûk sich nur zu bücken brauchte, um nach Belieben Massen von messerähnlichen Splittern aufzuheben". Die ungeheure Masse dieser Gegenstände schreckte aber unsern Landsmann ab in ihnen ursprüngliche Kunstprodukte zu sehen, er machte ganz richtig darauf aufmerksam, daß nur die rohesten Formen vorhanden seien, welche man auch für Naturprodukte ansprechen könne, während alle schöner gearbeiteten Lanzen- und Pfeilspitzen oder Dolche und Hämmer fehlten. Ihm erschienen die Feuersteinsplitter von Abu Mangar, Bab el Melûk u. s. w. vielmehr als Produkte der atmosphärischen Einflüsse auf die Feuersteinknollen. „Sollte sich aber auch gegen Erwarten das Gegentheil dieser Annahme herausstellen, so würde für Aegypten darauf noch immer kein Beweis für die Richtigkeit der Annahme eines prähistorischen Steinalters herzunehmen sein, weil sich nachweislich die historischen Aegypter im alten und neuen Reiche zu gewissen Zwecken, unter denen wir den des Parasschistenkennen, künstlicher Messer und anderer Werkzeuge aus Feuerstein bedienten und sogleich alles, was in Lande von bearbeiteten Steinen der Art gefunden wird, mit diesem historisch nachgewiesenen Gebrauch in Verbindung gestanden haben kann." Schließlich meint der berühmte Aegyptologe, es sei wenig Aussicht vorhanden, daß sich der neuerdings nach europäischen Funden gebildete Begriff von einer prähistorischen Steinzeit jemals mit Grund auf ägyptische Verhältnisse werde anwenden lassen [4]).

Auch Georg Ebers schloß sich den Ansichten von Lepsius an [5]), auch er hält die Feuersteinsplitter der Franzosen nicht für Artefakte und plädirt für deren Entstehung auf natürlichem Wege durch Zerspringen des Sifer in Folge von Hitze; fast ebenso Thumichen [6]), welcher sogar die Ansicht ausspricht, daß „wohl wenig Aussicht vorhanden, ein solches (prähistorisches) Atelier auf ägyptischem Boden jemals aufzufinden", und noch ganz neuerdings Brugsch [7]): „Es ist der reine Zufall, der diese Steine so wunderlich geformt hat." Auch er hält an der Anschauung fest, daß Hitze und andere Temperaturein flüsse die Formung bewirkten. Desgleichen auch Chabas.

Recht haben die Aegyptologen, daß am äußersten historischen Horizonte der Aegypter das Eisen schon wohl bekannt war (wie die Funde in der etwa 4000 v. Chr. gesetzten Cheops-Pyramide beweisen). Mit allen Kenntnissen der Metalle ausgerüstet, erschienen die Aegypter auf dem afrikanischen Schauplatz, und wenn auch die Steinartefakte wirklich vorhanden sind, so beweisen sie noch nicht eine prähistorische Steinzeit der monumentalen Aegypter, denn Steingeräthe können recht gut neben den metallenen im Gebrauch gewesen sein, wie ja auch in der That solche zu

[1]) Lepsius in Zeitschrift. f. ägypt. Sprache 1870, S. 120 und Dümichen a. a. O. Wilkinson, Manners and Customs etc. III, 262.

[2]) Matériaux pour l'histoire de l'homme, Fevr. et Sept. 1869, und L'Industrie primitive en Egypte, Macon 1870.

[3]) Bulletins 1869, p. 665.

[4]) Ueber die Annahme eines sogenannten prähistorischen Steinalters in Aegypten. Zeitschrift für ägyptische Sprache 2c. 1870, S. 89. 113.

[5]) Zeitschrift f. ägypt. Sprache 1871, S. 17.

[6]) Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1871, S. 65.

[7]) Verhandl. der 11. allgem. Versammlung der deutschen Gesellsch. für Anthropologie zu Berlin 1880, S. 137.

Digitized by Google

Kultusgegenstände sich in Aegypten lange erhalten hatten. Richtig ist es ferner, daß Feuersteinsplitter durch Zerspringen zufällig entstehen, wiewohl dieselben denn doch wesentlich andere Gestalt haben, als die künstlich geschlagenen, und uns heute Merkmale bekannt sind, welche es erlauben, den künstlich geschlagenen Stein von dem natürlich gesprungenen sicher zu unterscheiden. Es ist darüber wiederholt debattirt worden, und diejenigen, welche sich dafür näher interessiren, finden unten die Literatur darüber angegeben [1]).

Jedenfalls kommen in Aegypten und den anstoßenden Wüsten Feuersteinsplitter natürlichen Ursprungs in großer Menge vor, darüber kann kein Zweifel stattfinden, doch sind diese natürlichen von den künstlichen Splittern zu unterscheiden.

Aber ebensowenig kann heute auch noch ein Zweifel darüber aufkommen, daß in der That künstlich geschlagene, mannigfach gestaltete Feuersteingeräthe in Aegypten gefunden werden, ja jetzt an verschiedenen Orten so oft gefunden werden, daß jede Opposition gegen die Anerkennung der Thatsache vergeblich erscheint. Nur darum noch kann sich nach meiner Ansicht der Streit handeln, ob die Feuersteingeräthe, welche in Aegypten entdeckt wurden, in dem Sinne „prähistorisch“ anzusehen sind, daß die Vorfahren der alten Aegypter dieselben gebrauchten. Hiergegen ständen sich die Aegyptologen, für sie hat die Kunst keine Kindheit in Aegypten gehabt.

Der erste, welcher an der Hand der Thatsachen den Aegyptologen entgegentrat, war Sir John Lubbock [2]). Er besuchte 1873 Aegypten und fand Steingeräthe an verschiedenen Stellen des Mokkam, besonders in den Bergen bei den Königsgräbern von Theben, sowie bei Abydos. „Nachdem ich sorgfältig die von Lepsius und Chabas beigebrachten Thatsachen und Argumente erwogen habe, bin ich geneigt, mit den Herren Arcelin und Hamy übereinzustimmen, daß diese Feuersteingeräthe wirklich der Steinzeit angehören und antepharaonisch sind.“ Für diesen letzteren Ausspruch vermissen wir allerdings den strikten Beweis in der Abhandlung von Lubbock, dagegen erscheinen seine abgebildeten Geräthe von Bab-el-Meluk u. s. w. als echte Artefakte. Die ägyptischen Fundstätten mit ihren Abfällen bei der Herstellung der Feuersteingeräthe resemble exactly Pressigny, Grimes, Graves and other europeun stone-implement manufacteries. Wenn Lepsius bewiesen, daß die sogenannten Schraper jemals als Geräthe gebraucht worden seien, so verweist ihn Lubbock auf die Eskimos, bei denen dieselben in dieser Form noch heute benutzt werden. Was die Form der Geräthe betrifft, so gleicht sie genau jener der westeuropäischen Steingeräthe.

In sehr scharfer Weise argumentirt auch Richard Burton [1]) gegen die Aegyptologen; für ihn existirte das echte Steinzeitalter im Mokkam und er führt die Analogie der Funde aus Midian und von der Sinaihalbinsel an, die, außerhalb der geographischen Grenzen liegend, welche wir uns gezogen, hier nicht weiter berücksichtigt werden sollen.

Alle die Steingeräthe, welche uns von Theben u. s. w. vorliegen, zeigen höchst primitive, rohe Formen und die Aegyptologen konnten dem gegenüber immer noch nach nawiesthaften und reinlicheren Gestalten verlangen, um das Dasein von wirklichen Steingeräthen zu konstatiren, solcher, welche Naturspiele ausschließen. Diesem Verlangen ist entsprochen worden. Unser verstorbener Landsmann Dr. W. Reil in Kairo entdeckte die Geräthe von Helwan, 26 Kilometer südlich von Kairo, in der Nähe der dortigen Schwefelquellen [2]). Die Silexsplitter liegen hier lose auf dem Sande, oft viele zusammen; das Material, aus dem sie herausgeschlagen sind, ist nicht bodenständig, sondern aus anderen Gegenden bezogen. Es handelt sich hier nicht um Zersplitterungen in Folge von Temperaturcinflüssen; „Täuschungen sind bei den in Helwan gefundenen Gegenständen nicht möglich“. Es sind Pfeilspitzen, Messer, Schaber und Kratzer, in Form von Meißel oder Säge. „Letztere Form vor allem, sowie die beigelegten Nuclei, an deren Facetten man die menschliche Bearbeitung am deutlichsten sieht, möchten wohl den hartnäckigsten Zweifler überzeugen, daß derlei Formen nicht ein Spiel des Zufalls sein können.“

[1]) Virchow in Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1871, S. 45. Weyrein daf. 1871, S. 54. Ebers in Zeitschr. f. ägypt. Sprache u. 1871, S. 22. Livingstone, Narrative of an expedition to the Zambesi. London 1865, p. 492. Fraas in Verhandl. d. 11. Versammlung d. deutsch. Ges. f. Anthropologie zu Berlin 1880, S. 137. Burton im Journ. Anthropol. Inst. VIII, 286. Karl A. Zittel, Briefe aus der libyschen Wüste. München 1875, S. 44. Schweinfurth in Petermann's Mittheilungen 1876, S. 262.

[2]) Notes on the Discovery of Stone Implements in Egypt. Journ. Anthropol. Instit. IV, 215, Taf. 13 bis 17 (1875).

[1]) Stones and Bones from Egypt and Midian. Journ. Anthropol. Instit. VIII, S. 280, Taf. 7 und 8 (1879).

[2]) Verhandl. Berlin. Anthropol. Ges. 1874, S. 118.

Nekrologe[1]).

I.

— Sabin Berthelot, guter Kenner der Canarischen Inseln, geboren 4. April 1794 in Marseille, gestorben 17. November 1880 in Santa Cruz auf Teneriffa. Anfangs war er Volontair in der Marine, wurde 1820 zum Direktor des botanischen Gartens in Orotava ernannt und war 1840 bis 1844 Generalsekretär der Paris. Geogr. Ges. 1840 und 1842 veröffentlichte er zwei Abhandlungen über die Guanchen, worin er auf die Erhaltung dieses alten Typus im Süden von Teneriffa hinweist; 1841 schrieb er eine Arbeit über die Sitten der Bewohner von Gran Canaria. Als französischer Konsul und später Honorarkonsul auf den Canaren widmete er sich ganz dem Studium dieser Inseln,

[1]) Die letzte derartige Uebersicht, welche bis in den Mai 1881 reichte, brachte der „Globus“ auf S. 379 bis 381 des 39. Bandes.

Digitized by Google

worüber er viel publicirte, so eine „Histoire naturelle des îles Canaries“ und zuletzt ein großes Werk über die canarischen Alterthümer.

— Augustus Henry Law, zuerst englischer Marineoffizier, dann Jesuit und Afrikareisender, Neffe des verstorbenen Generalgouverneurs von Indien, Earl of Ellenborough, geboren am 21. Oktober 1833. Nachdem er die Wandlung vom Seemann zum katholischen Missionär durchgemacht, wirkte er als solcher zuerst in Guayana und schloß sich dann der Zambesi-Expedition unter Pater Depelchin an. Auf seiner Reise zum Matabele-Könige und von dort zu Umzila, in dessen Lande er eine Mission errichten wollte, hat er sich durch Bestimmung von Höhen, Längen und Breiten und durch geschickt entworfene Zeichnungen von Land und Leuten verdient gemacht. Er erlag am 25. November 1880 dem Fieber und allgemeiner Erschöpfung im Kraale Umzila's.

— Emmanuel August Stahl, Mitglied der französischen Afrika-Expedition unter Savorgnan de Brazza, geboren in Blidah in Algerien, wo sein Vater Pastor war, am 28. November 1853, dem Sumpffieber erlegen in Libreville am Gabun im Frühling 1881. Mit 2½ Jahren siedelte er mit seinem Vater nach Mühlbach bei Münster im Elsaß über; 1868 bis 1870 besuchte er eine Pariser Schule. Später unterrichtete er im Französischen und Hebräischen in der Schweiz, studirte dann in Straßburg und Leipzig, war Hauslehrer in Livland, diente in Straßburg, war Pastor in Markirch (Sainte-Marie-aux-Mines) und zuletzt in Paris Unterdirektor an der theologischen Vorbereitungsschule von Batignolles, von wo er am 16. November 1880 nach Afrika abreiste. Das Wanderbarste bei diesem Lebenslaufe ist fast, daß er bei jener Expedition anscheinend die Astronomie vertreten sollte.

— Johann Theodor Kleinschmidt, Reisender des „Museum Godeffroy“ in Hamburg, geboren 6. März 1834 in Wolfshagen im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen, ermordet den 11. April 1881 auf Utnan (Neubritannien). In Kassel erzogen, wurde er mit 14 Jahren Eisenbahnbeamter und bildete sich daneben auf der Kasseler Akademie im Zeichnen aus, ging im 19. Lebensjahre zur See, mußte aber wegen Kurzsichtigkeit nach der dritten Reise das Matrosenleben aufgeben. In New Orleans lebte er als Maler, in St. Louis wurde er Kaufmann, trat während des Secessionskrieges als Gemeiner in das 11. Milizregiment und brachte es bis zum Major. Nachdem das St. Louiser Geschäft, welchem er zuletzt als Theilhaber angehört hatte, bankerott geworden und ein anderes Unternehmen nicht gelückt war, ging er nach Australien und den Viti-(Fidschi-) Inseln, arbeitete dort nebenher auch für die Regierung, wurde aber auch hier so vom Unglücke verfolgt, daß er 1875 mit Freuden ein Engagement als Reisender des Museum Godeffroy annahm und bald erkannte, daß dies der rechte Wirkungskreis für ihn sei. — Kleinschmidt's Berichte aus Viti, die nur zum kleinern Theil bis jetzt im Journal des Museum Godeffroy publicirt sind, enthalten eine reiche Fülle der werthvollsten Aufschlüsse, sowohl über die dortige Natur, als das Menschenleben. Auch von den wenigen Berichten aus seinem neuen Wirkungsfelde, dem Neubritannia-Archipel, darf dasselbe gesagt werden. Der „Globus“ verdankt ihm den interessanten Aufsatz nebst Abbildungen über das Duck-Duck-Fest (s. laufenden Band Nro 1 bis 3).

— Fürst Nikolai Alexejewitsch Kostrow, Sekretär des Tomsker Statistischen Comité, starb am 7. Mai 1881 zu Tomsk. Er hat sich durch eine Reihe vortrefflicher Arbeiten über Sibirien bekannt gemacht.

— Johann Maria Hildebrandt, Afrikareisender, geboren zu Düsseldorf am 19. März 1847 als Sohn des berühmten Historienmalers Th. Hildebrandt, gestorben 29. Mai 1881 zu Antananarivo auf Madagaskar. Er widmete sich dem Maschinenbaufache, verlor aber im 19. Lebensjahre durch eine Explosion sein rechtes Auge und erlernte nun in Bucarest, Halle und Berlin die Gärtnerei. Von März 1872 bis August 1874 unternahm er mit geringen Mitteln seine erste Reise nach Ostafrika, konnte dabei Munzinger auf einer Expedition in die nördlichen Grenzländer Abessiniens begleiten, besuchte dann einzelne Küstenpunkte, wie den thätigen Vulkan Orteale, unternahm von Aden aus zwei Ausflüge in das Somal-Land, fuhr zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karatschi in Ostindien, durchreiste mit dem jüngern Hagenbeck die Gebiete des Wami und Kingani und mußte zuletzt wegen Krankheit nach Deutschland zurückkehren. 1875 brach er mit hinreichenden Mitteln und besserer Ausrüstung wieder nach Ostafrika auf, erforschte das Somal-Land und die Comoren-Insel Juana, vermochte aber sein Hauptziel, den Schneeberg Kenia, nicht zu erreichen. Im November 1877 traf er wieder in Berlin ein, mit prächtigen botanischen, zoologischen und ethnographischen Sammlungen, in deren Erlangung seine Hauptstärke beruhte. Diese zweite Reise hat er im „Globus“ (Bd. XXXIII, S. 269, 279, 296) ausführlicher beschrieben. Seine dritte und letzte, zu welcher die k. Akademie der Wissenschaften in Berlin und die Afrikanische Gesellschaft die Mittel gaben, richtete sich nach Madagaskar. Am 21. April 1879 traf er auf Nossi-bé ein, besuchte zuerst die Stelle, wo Dr. Mutenberg aus Bremen unlängst ermordet worden war, dann das Amber-Gebirge im Norden Madagaskars und erreichte auf einem neuen Wege von der Westküste aus die Hauptstadt Antananarivo, wo er schwer krank anlangte und mehrere Monate zwischen Leben und Tod schwebte. Er hatte noch Energie genug, seine Wanderungen und Sammlungen im nördlichen Betsileo-Lande, später am Ostabhange des centralen Hochplateaus und im Süden eine Zeit lang mit Unterbrechungen fortzusetzen, erlag aber schließlich dem wiederholten Blutbrechen. Seine Berichte sind meist in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin veröffentlicht; seine Sammlungen befinden sich gleichfalls in Berlin.

— Karl Gooß, seit 1865 Lehrer am Gymnasium zu Schäßburg in Siebenbürgen, machte 37 Jahre alt seinem Leben am 23. Juni 1881 durch einen Sprung in den Brunnen ein Ende. Seine Hauptverdienste liegen auf dem Gebiete der vorrömischen und römischen Geschichte seines Vaterlandes; er schrieb „Studien zur Geographie und Geschichte des Trajanischen Daciens“, „Skizzen zur vorrömischen Kulturgeschichte der mittleren Donaugegenden“, eine Schilderung der römischen Lagerstadt Apulum (jetzt Karlsburg in Siebenbürgen) und vollendete kurz vor seinem Tode eine größere Arbeit über das Trajanische Dacien.

— Andrew Wilson, starb im Juni 1881. Sohn des Missionärs Dr. Wilson in Bombay, wurde er Journalist in Indien, dann Herausgeber der „China Mail“. 1868 veröffentlichte er einen trefflichen Bericht über Col. Gordon's „Ever Victorious Army“ und 1875 „The abode of snow“, Beobachtungen auf einer Reise von Chinesisch-Tibet nach dem Indischen Kaukasus durch die Hochthäler des Himalaja (London 1875), die ihn namentlich bekannt machten.

— John Fergus M'Lennan, gestorben im Juni 1881, zeichnete sich durch eine Reihe von werthvollen Abhandlungen über die Entstehung und Geschichte der Sitten aus, so über „Primitive Ehe“ und „Pflanzen- und Thier-Anbetung“, worin er zuerst auf die weite Verbreitung und große historische Wichtigkeit des „Totemismus“ hinwies.

Digitized by Google

— Georg Bruckner, Bibliothekar der herzoglich meiningenschen Bibliothek und Archivrath des herzoglich sächsischen Gesammtarchivs, geboren 31. Oktober 1800 in Ebersneubrunn im Thüringer Walde in bescheidenen Verhältnissen, studirte seit 1821 in Jena Theologie, daneben aber auch Geschichte, Philologie, Mathematik und Physik; dann wirkte er als Erzieher in Klein Glienicke bei Potsdam und in Berlin, und wurde 1831 als Lehrer in Hildburghausen, 1841 in Meiningen an der Realschule angestellt, wo er bis 1866 amtirte. Von seinen historischen Schriften abgesehen, veröffentlichte er ein Handbuch der neuesten Erddeschreibung (Hildburghausen), eine Charakteristik Amerikas nach Land und Leuten (St. Louis), eine Landeskunde des Herzogthums Sachsen-Meiningen, die Karl Ritter ein Musterwerk genannt hat, und eine reußische Landeskunde, wie er überhaupt ein gründlicher Kenner Thüringens und seiner Geschichte war. Besondere Verdienste hat er sich um den Hennebergischen Alterthumsverein in Meiningen erworben. Er starb daselbst am 1. Juli 1881.

— Gräfin Pauline Nostitz, gestorben im 80. Lebensjahre am 9. Juli 1881 zu Bad Egart bei Meran. Ihr erster Mann, Dr. Helfer, war ein junger österreichischer Arzt und Naturforscher, den sie auf seinen Reisen in Vorderasien und Indien, zuerst auf der Chesney'schen Euphrat-Expedition von 1835, begleitete. Nachdem beide im Mergui-Archipel (Britisch-Birma) Pflanzungen angelegt, starb ihr Mann und sie kehrte über Calcutta und Aegypten nach Europa zurück, übergab die naturhistorischen Sammlungen dem Prager Museum und heirathete im Juli 1844 dessen Direktor, den Grafen Joseph von Nostitz, mit welchem sie erst in Wien, dann in Ungarn lebte. Nachdem derselbe 1871 gestorben war, veröffentlichte sie „Johann Wilhelm Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien" (2 Bde., Leipzig 1873) und „Meine Erlebnisse und Erinnerungen nach Helfer's Tode" (Leipzig 1877). Ihre letzten Lebensjahre brachte sie bei Meran zu.

— Ferdinand Keller, der Schweizer Pfahlbautenforscher, geboren 24. December 1800 im Schloß zu Marthalen (Zürich), gestorben 21. Juli 1881 in Zürich. Er studirte in Lausanne und Paris Naturwissenschaften, war vier Jahre lang Erzieher in England und kehrte dann nach Zürich zurück, wo er die Seele der dortigen Antiquarischen Gesellschaft wurde, in deren „Mittheilungen" er zumeist seine Forschungen über Prähistorie und Archäologie niedergelegt hat. Die erste Entdeckung der Pfahlbauten im Winter 1853/54, deren Benennung von ihm herrührt, geschah nicht durch ihn, sondern durch Schulleherr Aeppli von Meilen (s. Athenaeum 2807, S. 211); aber sein erster Bericht, dem später sieben weitere folgten, war es, der die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf jene Ueberreste lenkte. Nach 40jähriger Dauer legte er 1871 den Vorsitz der Antiquarischen Gesellschaft nieder, um deren Museum er bis zuletzt emsig besorgt war. Von ihm erschien 1874 die „Archäologische Karte der Ostschweiz".

— Karl Christian Bruhns, Astronom und langjähriger Vorsitzender der Leipziger Gesellschaft für Erdkunde, geboren 22. November 1830 in Plön in Holstein, gestorben 25. Juli 1881 in Leipzig. Anfangs praktischer Mechaniker, beschäftigte er sich viel mit Astronomie und höherer Mathematik, wurde 1851 Assistent an der Berliner und 1860 Direktor der Leipziger Sternwarte. Abgesehen von seinen fachwissenschaftlichen Arbeiten hat er sich um die Meteorologie im Königreiche Sachsen besonders verdient gemacht; im Verein mit anderen Gelehrten gab er 1872 eine Geschichte des Lebens und der wissenschaftlichen Bedeutung A. von Humboldt's heraus.

— J. Kunavin, russischer Arzt, starb im Juli 1881 in der Nähe von Charkow. Er verwendete 35 Jahre seines Lebens und den größten Theil seines Vermögens auf Reisen nach Zigeunerlagern in Europa, Asien und Afrika und auf Sammlung eines gewaltigen Materials über Zigeuner. Nach ihm giebt es 20 Dialekte derselben, von denen er viele erlernt hat, ebenso wie Sanskrit, Zend und andere asiatische Sprachen. (Athenaeum Nr. 2806, S. 178.)

— M. J. Bonnat, französischer Afrikareisender, gestorben am Fieber im Juli 1881 an der Goldküste. Im Girard'e Begleitung besuchte er 1866 bis 1868 Aschanti, Neu-Calabar und die Nigermündungen, wurde in Kumasi gefangen gesetzt und erst nach vier oder fünf Jahren 1873 durch die Engländer befreit. 1875 bis 1876 unternahm er interessante Reisen an den Flüssen Volta und Ancobra und lieferte von beiden Aufnahmekarten; später gründete er eine oder zwei der Goldminen-Gesellschaften von Wassaw, welche jetzt mit vielem Erfolge zu arbeiten scheinen und seinen Tod schwer empfinden werden.

— Pellegrino Matteucci, italienischer Afrikareisender, geboren 13. Oktober 1850 zu Ravenna, gestorben am Fieber 8. August 1881 zu London. Er studirte in Bologna und Rom Medicin und Naturwissenschaften und bemühte sich dann vergebens, an der Expedition Antinori's nach den Schotts theilzunehmen. 1877 aber gelang es ihm, in Gesellschaft von Romolo Gessi, wenigstens nach Fazogl und Faderi vorzudringen und diese Reise in seinem „Sudan e Gallas" zu beschreiben. 1879 unternahm er im Auftrage der Mailänder „Gesellschaft für kommercielle Erforschung Afrikas" zusammen mit Bianchi, Tagliabue und Bigoni eine Expedition nach Abessinien, welche ihn über Axum und Debra Tabor bis zum 10. Grade südl. Br. führte (s. sein Buch „In Abissinia"). Endlich trat er im Februar 1880 seine dritte und größte Reise in Gesellschaft des Fürsten G. Borghese und des Marineoffiziers Massari an, welche letztern und ihn quer durch Afrika über Suakin, Chartum, durch Kordofan, Darfur, Wadai, Bornu und die Haussa-Staaten nach der Mündung des Niger führte. Auf der Heimreise starb er, mit Plänen zu neuen Unternehmungen beschäftigt, in London im Alter von noch nicht 31 Jahren.

— Dr. Frederick Whitmore Holland, englischer Reverend und Reisender, starb 27. August 1881 auf dem Reisen bei Thun in der Schweiz. Geboren 1837 in Dumbleton bei Evesham, studirte er in Eton und Cambridge und fungirte seit 1862 an verschiedenen Orten als Geistlicher. 1861 und 1865 bereiste er die Sinai-Halbinsel (s. seinen Vortrag und Karte in Bd. 38 und 39 des Journal der Royal Geographical Society); ebenso 1868, wo er als Freiwilliger die hauptsächlich auf sein Betreiben entsendete Expedition des Sinai Survey Fund begleitete. Im Ganzen hat er vielleicht sechs Mal die Halbinsel besucht. Ebenso eifrig wirkte er für wohlthätige und für die Zwecke des Palestine Exploration Fund.

— W. C. Gosse, Deputy Surveyor-General der Kolonie Süd-Australien, starb zu Anfang September 1881 in Adelaide. Er hat sich in der geographischen Welt namentlich durch seine Entdeckungsreise in das damals noch völlig unbekannte Innere des westlichen Australiens bekannt gemacht. Er trat diese Reise am 21. April 1873 von der Ueberlandtelegraphenstation Alice Springs in 23° 40' südl. Br. und 134° östl. L. Gr. an, und der von ihm erreichte äußerste westliche Punkt lag in 26° 32' südl. Br. und 126° 59' östl. L. Gr.

— Samuel Anderson, englischer Ingenieur-Major, geboren 15. November 1839 in London, gestorben

Digitized by Google

11. September 1881 zu Dalhouste Grange in Midlothian (Schottland). Im September 1859 wurde er zum Zwecke der Grenzaufnahme zwischen den Vereinigten Staaten und den britischen Besitzungen dem englischen Kommissär Sir J. S. Hawkins zugetheilt, und kehrte im Juli 1862 nach England zurück, wo er bis Februar 1864 an den bezüglichen Karten arbeitete. 1865 bis 1866 unternahm er mit Kapitän Wilson eine Reise durch Palästina, um die beste Art und Weise für die seitdem durchgeführte Aufnahme des Landes festzustellen. 1872 wurde er als Hauptmann zum Astronomen der Nordamerikanischen Grenzkommission ernannt (s. seine Abhandlung über diese Grenze in Bd. 46 des Journal der R. Geographical Society) und 1879 war er britischer Kommissär bei der Feststellung der neuen serbischen Grenze. Er starb als Inspektor der unterseeischen Vertheidigungsmittel Englands.

— Eraste S. Purdy, Oberst in ägyptischen Diensten, starb 42 Jahre alt im September 1881 in Kairo. Er war geboren im Staate New-York, ging mit 16 Jahren nach Kalifornien und zwei Jahre später mit General Stone behufs Katasteraufnahmen nach dem Nordwesten von Mexico. Später machte er den Secessionskrieg auf Seiten der Nordstaaten mit und bereiste seit 1874 in ägyptischen Diensten das neu eroberte Dar-Fôr länger als zwei Jahre, wobei er südwärts bis zu den bekannten Kupferminen von Hofrat en-Nahas vordrang und werthvolle Beiträge zur Karte dieses Landes lieferte. Kurz vor seinem Tode soll er eine Karte des obern Nilgebietes vollendet haben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein ungemein günstiges Urtheil fällt Egon Zöller in seinem Buche „Schweden, Land und Volk“ (Lindau und Leipzig. W. Ludwig. 1882) über unsere nordischen Vettern; fast scheint es, daß die freundliche Aufnahme, welche er bei ihnen gefunden, seine Feder in etwas beeinflußte. „Ein stark ausgeprägter Sinn für Selbständigkeit, ein tief wurzelndes Persönlichkeitsgefühl, verbunden mit einer gesunden praktischen Vernunft, welche das rechte Maß zu halten lehrt — das ist der Grundzug des schwedischen Charakters . . . Der Schwede urtheilt . . . klarer und bestimmter und mit größerer Objektivität, als der von subjektiven Gefühlen beherrschte Deutsche. In dem Hervortreten dieses praktischen Sinnes, durch welchen der Schwede alle, auch die abstraktesten Fragen stets in lebendigem Zusammenhange mit dem realen Sein behandelt und deswegen auch mehr als Lebemann hervortritt als der Deutsche, gleicht der Schwede unseren Nachbaren, den Franzosen, obgleich er dieselben an Tiefe übertrifft und deren Oberflächlichkeit nicht theilt . . . Im Staat wie im Privatleben weiß er mit dem geringsten Aufwand an Leistungen durch geschickte Benutzung und Erkenntniß der Verhältnisse das Größtmögliche zu erreichen (was der Autor z. B. in Bezug auf den Volksunterricht und die Eisenbahnen treffend nachweist). Dadurch vermag er die ungünstigen natürlichen Verhältnisse auszugleichen und nicht nur die materiellen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, sondern auch die geistigen Interessen zu pflegen und vor Allem jenes bei uns nicht erreichte Ebenmaß zwischen Arbeit und körperlicher und geistiger Erholung zu schaffen, ohne welches ein glückliches Volksleben doch nicht denkbar ist.“ Aber alles dieß zugegeben, sollte nicht da, wo viel Licht ist, auch Schatten sein, und hat sich der Autor auch ebenso sehr bemüht, die vielleicht mehr verborgenen Schattenseiten des schwedischen Lebens kennen zu lernen, als die sich offen darbietenden Lichtseiten? Diese Bedenken vorausgeschickt, darf man sagen, daß man an dem Büchlein seine aufrichtige Freude hat, und daß eine Anzahl Kapitel (Das bürgerliche Wohnhaus. Familien- und Umgangsleben. Bauernleben und Bauernhöfe) unser Gemüth sehr ansprechen. Andere Abschnitte (Vom öffentlichen und wirthschaftlichen Leben und dessen Einrichtungen) bieten in lesbarer Form eine Fülle statistischer Daten; selbst in die schwedische Phlistrophatie erhalten wir einen Einblick, und kurze Reiseskizzen beschließen das Ganze, das gewiß nicht undankbare Leser sich erwerben wird.

— Die Weinernte Frankreichs ergab nach amtlichen Nachweisungen im Jahre 1881 34 138 715 hl von 2 065 923 bepflanzten Hektaren. Das Ergebniß des vorherigen Jahres 1880 war 29 677 472 hl, 1879 25 709 552 hl, 1878 48 720 553 hl, 1877 56 405 363 hl, 1876 41 846 748 hl, 1875 83 632 391 hl, 1874 63 146 125 hl, 1873 35 769 619 hl, 1872 50 528 182 hl und 1871 57 084 054 hl.

Asien.

— In der Sitzung der vereinigten Sektionen für mathematische und physische Geographie der Russ. Geogr. Gesellschaft zu St. Petersburg am 26. Januar (7. Februar) 1882 hielt der Fürst E. Gedroiz einen Vortrag über seine Untersuchung der alten Flußbetten des Amu-darja. Fürst Gedroiz war Seitens der Geograph. Gesellschaft zu der Expedition für Erforschung des alten Bettes des Amu zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere kommandirt worden behufs Vornahme geologischer Untersuchungen. Die Arbeiten bestanden hauptsächlich in Untersuchung der angeschwemmten Bodenschichten und der Ablagerungen in den verschiedenen sogenannten trockenen Betten des Amu. Es zeigte sich, daß die Ablagerungen und Anschwemmungen sei's thoniger, sei's thonigsandiger Art sich durch ihren Charakter in etwas unterscheiden von dem sogenannten Löß in den Schichten finden sich außer Muscheln auch Pflanzenreste, Schilf und dergleichen, von den Ablagerungen am Syr-darja aber durch schärfere Abgrenzung der einzelnen Schichten und dadurch, daß sie keine dunkelgraue Farbe haben.

Ferner beschäftigte sich Fürst Gedroiz mit Untersuchung des Sandes am Aral, am Amu und an den Ufern der Zuflüsse des Amu oder der Wasserleitungsgräben und dann auch am Ujboi. Hierbei kam der Berichterstatter zu dem Schlusse, daß der Ujboi (Ujon-buiuk, die lange Schlucht) unmöglich für eine Fortsetzung des Amu-darja gelten kann. An seinen Ufern finden sich fast gar keine (?) Ruinen irgend welcher alter Ansiedelungen, auch der Charakter der Anschwemmungen ist ein ganz anderer.

Der Fürst, der dann auch die Ufer des Darjaikl und des Akkscha-darja, sowie diejenigen der Seen des Sary-kamyschBeckens untersucht hat, theilt die Flußbetten des Amu ihrer verschiedenen horizontalen Lage nach in zwei Theile, in solche, die dem Becken des Aralsee, und solche, die dem Becken des

Digitized by Google

Kaspischen Meeres angehören. Während des Vortrages waren zahlreiche gesammelte Proben des Alluviums und der Ablagerungen ausgelegt.

Australien.

— Man hat, wie wir schon berichteten, in neuester Zeit im Northern Territory, wo angeblich alle tropischen und semitropischen Gewächse gedeihen sollen, Versuche mit Anlegung von Zuckerplantagen gemacht, nachdem die Kolonialregierung den Unternehmern in höchst liberaler Weise entgegengekommen ist. Die die Liste Sugar Company war die erste. Aber jetzt trifft die unwillkommene Nachricht ein, daß die dortige, Alles verzehrende weiße Ameise auch die Zuckerplantagen nicht verschont und arge Verwüstungen darauf anrichtet. Man hofft, dem Uebel durch Carbolsäure zu steuern, in welche man die Pflänzchen tauchen will. Gelingt dies nicht, so ist es auch wieder mit den Zuckerplantagen vorbei.

— Wir haben bereits auf die große Sperlingsplage in Australien hingewiesen und angeführt, daß die Regierung von Süd-Australien für jedes hundert Sperlingsköpfe 2,25 Mark und für jedes Dutzend Sperlingsköpfe 0,80 Mark zahle. Es wurden im Verlaufe von ungefähr zwei Monaten 81 000 Eier und 8000 Köpfe eingeliefert und dafür 2358 Mark gezahlt.

— Die Schafzucht hat, wie bekannt, in Australien einen gewaltigen Umfang erreicht. Nach dem Census vom 3. April 1881 zählten die dortigen Herden, mit Einschluß derer in Tasmanien und Neu-Seeland, bereits 72 239 343 Schafe. Aber dieser Betrieb — im Kleinen macht er sich nicht bezahlt — ist bei den häufigen Dürren, von welchen Australien befallen wird, immer mit viel Risiko verknüpft. So wird uns berichtet, daß die Gebrüder Alison, welche in Queensland unweit des Cooper Creek ausgedehnte Weidedistrikte besitzen, in letzter Zeit durch lange Dürre 100 000 Schafe verloren haben. Die am Leben gebliebenen waren meist so schwach, daß sie für die Schur nicht zusammen getrieben werden konnten. Man mußte sie scheren, wo immer man sie im Busche liegen fand.

— Die gesetzgebende Versammlung der Kolonie Neu-Süd-Wales hat für das laufende Jahr 75 000 Pf. St. für freie Einwanderung aus Europa votirt, wiewohl in Australien Ueberfluß an Handwerkern und Arbeitern ist.

— Nach den neuesten Nachrichten aus Australien wollte sich Mr. Stuthorpe mit seinen angeblich aufgefundenen Leichhardt-Reliquien (s. oben S. 77) im Januar von Queensland aus nach Sydney begeben. Der frühere Kronlandsminister von Queensland, Mr. Lamb, welcher mit Stuthorpe konferirte, hält sich fest überzeugt, daß wirkliche Reliquien der Leichhardt-Expedition sich im Besitze von Stuthorpe befinden.

Polargebiet.

— Der erste Lord der Admiralität hat der Royal Geographical Society eröffnet, daß die Regierung nicht beabsichtigt, eine eigene Expedition zur Aufsuchung des muthmaßlich auf Franz-Josefs-Land befindlichen Mr. Leigh Smith (vergl. oben S. 89) abzusenden, daß sie aber bereit ist, zu einer pekuniär sicher gestellten Privatexpedition, deren Plan die Billigung der Admiralität erhält, 5000 Pf. St. beizutragen. Die Gesammtkosten einer solchen Expedition werden auf 14 000 Pf. St. veranschlagt.

— Als Erich der Rothe um 986 sich mit seinen Genossen auf Grönland niederließ, blieben die einen in den östlichen, die anderen in den westlichen Buchten (bygds). Früher glaubte man, daß hier auf die östliche und westliche Küste Grönlands zu beziehen sei, und daß die Niederlassungen durch Cap Farewell von einander getrennt worden wären. Aber — schreibt H. Rink (Danish Greenland, London 1877, S. 5) — „es ist fast mit Gewißheit nachgewiesen worden, daß beide auf der Westseite Grönlands gelegen haben. Da diese Küste von Süd-Ost nach Nord-West gerichtet ist, so konnten die südlichsten Niederlassungen sehr passend als die östlichen bezeichnet werden." Diese Ansicht war seit Eggerz (1792) und Grad (1831) die maßgebende. Im Folgenden nun drucken wir einen uns gütigst mitgetheilten Brief des im südlichen Grönland thätigen Missionars J. Brodbeck ab, welcher geeignet ist, obige Annahme zu erschüttern.

Friedrichsthal, 19. September 1881.

„Der Taufsag fand noch dadurch seine besondere Weihe, daß gerade an ihm auch wieder Heiden von der Ostküste hierher kamen. Es kamen in diesem Sommer gerade 60 an der Zahl. Von diesen blieben sodann 12 Personen hier, um sich taufen zu lassen, nämlich gerade die, welche schon zwei Jahre nach einander uns hier besucht hatten. Um nun an den 48, welche wieder in ihre Heimath zurückgegen, noch etwas mehr zu thun, so entschloß ich mich, sie auf einige Tage zu begleiten. Wegen eintretender Hindernisse konnten wir jedoch nicht zusammen reisen, und so kam ich denn voraus. Ich reiste also auf die südliche Ostküste und erwartete sie dort in einer Fjorde, Kangerdlugssuatsiak, wo ich denn auch nachher mit ihnen zusammentraf. Ich konnte zwar nur kurz bei ihnen sein, denn nöthige Arbeiten hier nöthigten mich zu eilen, aber doch glaube ich, daß meine Reise dorthin nicht umsonst war. Viele von ihnen versprachen im nächsten Sommer wieder zu kommen und sich taufen zu lassen. Den größerer Bleichtigkeit aber war mir, daß ich nun doch einen Theil der Ostküste gesehen hatte, denn ich sah nun, daß es sich für Europäer dort wohnen ließe, und wer weiß, ob uns der Herr mit den Jahren dort nicht eine Thür aufthut, daß wir uns dort niederlassen könnten. Mit dem Verkehre dorthin wäre es freilich sehr schwierig, aber unmöglich ist es deshalb nicht. Während man früher glaubte, daß die Ostküste nur äußerst schwach bevölkert sei, so lautet doch das einstimmige Zeugniß der Heiden nun ganz anders. Der Herr hat noch in besonderer Weise sein Siegel auf meine Reise gedrückt, indem er mich in genannter Fjorde eine Normannenruine — die erste auf der Ostküste von einem Europäer betretene und aufgefundene — finden ließ. Auf der Westküste hat man ja viele dieser Ruinen aufgefunden, aber auf der Ostküste ist dies die erste. Es ist bekannt, daß seit dem Jahre 1792 das Wohnen der alten Normannen auf der Ostküste gelegnet wurde und zwar im genannten Jahre mit einer gekrönten Preisschrift. Die von mir aber dort aufgefundene Ruine beweist das Gegentheil. Ich habe eine kleine Reisebeschreibung geschrieben, die ich nach Berthelsdorf schicken will, und im Fall sie gedruckt wird, so können Sie dort gewiß das Weitere darüber lesen."

Inhalt: Belgische Skizzen. V. (Mit fünf Abbildungen.) (Die Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Th. Kirchhoff: Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. II. — Richard Andree: Die Steinzeit Afrikas. I. — Nekrologe. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. — Polargebiet. (Schluß der Redaction 18. Februar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen. 1) Literarischer Anzeiger Nr. 11. — 2) Einladung zum zweiten Deutschen Geographentag in Halle am 12., 13. und 14. April 1882.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

I.

Als Désiré Charnay im März 1880 seine im Auftrage der französischen Regierung unternommene archäologische Forschungsreise nach Mexico und Central-Amerika antrat, begab er sich auf kein ihm unbekanntes Gebiet. Schon einmal, im Jahre 1857, war er in gleicher Mission nach Mexico gegangen, doch waren die Ergebnisse jener ersten Expedition wegen der äußerst geringen Geldmittel sowie der noch mangelhaften Vorbildung und Erfahrung des jugendlichen Reisenden von keiner größeren Bedeutung gewesen. Mit weniger hochgespannten Erwartungen und Plänen, als er sie damals gehegt, dafür aber mit dem besseren Wissen und dem konzentrirten Wollen des gereiften Forschers ging Charnay an die Ausführung der neuen ehrenvollen Aufgabe. Durch ein seltsames Zusammentreffen günstiger Umstände wurden die von der Regierung gewährten Mittel für die Expedition noch in der zwölften Stunde beträchtlich vermehrt und somit eine weitere Ausdehnung des ursprünglich festgesetzten Planes ermöglicht. Ein reicher Amerikaner, Mr. P. Vorillard von New-York, der seinerseits schon seit längerer Zeit mit dem Vorhaben umging, eine wissenschaftliche Expedition unter der Leitung Charnay's nach Mexico zu entsenden und dort Ausgrabungen vornehmen zu lassen, beschloß, um das wenig wünschenswerthe Konkurriren zweier die gleichen Zwecke verfolgender Unternehmungen zu vermeiden, seine Bestrebungen mit denen der französischen Regierung zu vereinigen. Mit beispiellosem Großmuth und wahrhaft fürstlicher Munificenz stellte er eine bedeutende Summe zur Verfügung und bestimmte, daß alle zu erwartenden wissenschaftlichen Resultate und voraussichtlichen Funde der nunmehr französisch-amerikanischen Expedition bedingungslos Eigenthum Frankreichs sein sollten.

Gegen Ende April traf Charnay, der seine Reise über New-York gerichtet hatte, in Veracruz ein [1]). Vom Meere aus gesehen bot die Stadt denselben reizlosen Anblick, dessen er sich von seinem ersten mexicanischen Aufenthalte her erinnerte: eine einförmige Reihe niedriger, durch Regen und Sturm schwarz verwitterter Häuser. Als die einzig bemerkenswerthen und einigermaßen ansehnlichen Gebäude dieses etwa 10 000 Einwohner zählenden, wichtigsten Handelshafens von Mexico zeigen sich dem Ankommenden die modernen Zollgebäude mit ihrem in der That großartigen monumentalen Thore. Auf dem sandigen Strande gelegen, ringsum von trockenen Dünen und stagnirenden Lagunen

[1]) Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf einige der besten unter den neueren Reisewerken aufmerksam zu machen, auf Freiherrn Max von Thielmann's „Vier Wege durch Amerika" (Leipzig 1879, Duncker u. Humblot) und damit eine Versäumniß gut zu machen, welche wir schon wiederholt bedauerten. Das vornehm ausgestattete Buch schildert in vier Abschnitten die Prairien, die Felsengebirge und Californien, Cuba und Mexico, einen Ritt durch die Cordilleren von Colombia und Ecuador, und den „kahlen Süden", d. h. die Küste von Peru und Chile, den Uspallata-Paß und die Pampa. Als de Janeiro macht den Beschluß. Der weitgereiste Verfasser hat ein so gründliches, klares, bestimmtes Urtheil, ohne dabei über alles urtheilen zu wollen, weiß bei aller Einfachheit so überzeugend zu schildern, wie man es selten findet. Man hat das wohlthuende Gefühl, daß ihm Wahrheit stets obenan steht: er mag in manchen Punkten irren, aber wissentlich Falsches enthält sein Buch nicht. Wir empfehlen es nachdrücklichst als eine vorzügliche Lektüre, namentlich auch jedem, welcher jene Länder zu bereisen vorhat.

Digitized by Google

umgeben, iſt Veracruz für den Fremden der ungeſundeſte Ort Mexicos. Das gelbe Fieber herrſcht hier in Permanenz; und tritt faſt jedesmal, wenn die Ankunft eines Auswandererſchiffes ihm neue Nahrung zuführt, als furchtbare Epidemie auf. Der Hafen von Veracruz läßt Vieles zu wünſchen übrig; der Ankergrund iſt ſchlecht, und den einzigen Schutz für die Schiffe gewährt das Fort San Juan; einen Schutz freilich, der ſich nur gar zu oft bei dem hier ſtets als Sturm auftretenden Nordwinde als unzureichend erweiſt. Von der Gewalt dieſes Windes macht man ſich nur ſchwer eine Vorſtellung: in mächtigen Stößen fährt er daher, ungeheure Wirbel ſeinen Sandes mit ſich führend, der bis tief in die feſtverſchloſſenen Häuſer eindringt. Eine plötzliche Kälte tritt ein, und nach wenigen Augenblicken ſchon iſt die Mole unter den haushoch aufgewühlten Wellen gänzlich verſchwunden. Bei den erſten Anzeichen des Sturmes werden ſämmtliche Häuſer geſchloſſen, die Stadt wird todt und öde.

Im Gegenſatz zu dem vollſtändig unverändert gebliebenen Hafenviertel von Veracruz fand Charnay die innere Stadt bedeutend mit der Zeit vorgeſchritten. Stattliche Thürme und einige glänzende Kuppeln, ſauber geſtrichene Häuſer und vor allen Dingen das rege Leben in den Straßen machen den Eindruck einer nicht geringen Wohlhabenheit. Der große Marktplatz, vor 20 Jahren noch eine unſaubere, mit Schmutz- und Abfallhaufen bedeckte und von

Veracruz und das Fort San Juan de Ulloa. (Nach einer Photographie.)

ſchlammigen Gräben durchſchnittene Wüſte, iſt heute mit Baum- und Blumenanlagen geſchmückt und mit Marmorpflaſter verſehen. Ein ſchöner Springbrunnen nimmt die Mitte ein, an den Seiten des Platzes aber erheben ſich neben den ſchön reſtaurirten alten Bauten der Kathedrale und des Regierungsgebäudes eine Anzahl moderner Häuſer, in deren ſäulengetragenen Erdgeſchoſſen glänzende Läden und Cafés an großſtädtiſches Treiben erinnern.

Nach mehrtägigem Aufenthalte in Veracruz begab ſich Charnay mit ſeinen Begleitern zunächſt auf der Eiſenbahn nach der Hauptſtadt. Nach wenigen Stationen erreichte man den berühmten Viadukt von Chiquihuite und bald darauf die eiſerne, über das tiefe Thal des reißenden Atoyac führende Brücke, die für eines der Hauptwerke bei dem ſchwierigen Bahnbau angeſehen wurde. Hier hat man die Tierra caliente hinter ſich, und die Vegetation nimmt demgemäß einen andern Charakter an. Unweit der Station Cordova zeigt ſich der rothe Thonboden der welligen Hochebene überall mit großen Kaffeepflanzungen bedeckt, die ihr üppiges, feines Grün im Schatten der großen, als Schutzpflanzen dienenden Bäume ausbreiten. Endlich zeigt ſich der mächtige Orizaba in ſeiner ganzen impoſanten Größe, der höchſte Bergrieſe von Mexico. Nachdem die an ſeinem Fuße belegene kleine Stadt Orizaba paſſirt iſt, wird die Steigung der Bahn immer beträchtlicher und ſchneller. Eine von tiefen Schluchten zerriſſene, wilde Gebirgslandſchaft, das ſogenannte Infiernillo oder die kleine Hölle, thut ſich vor den Blicken auf — über ungeheure Schluchten, an ſteilen Abhängen und ſchwindelnd unermeßlich tiefen Abgründen hin führt die Bahn auf kühn angelegten Brücken und drei-

Digitized by Google

ten, aus den Felſen geſprengten Pfaden. In Maltrata wird dem Zuge eine beſonders große, ausſchließlich für dieſe Strecke beſtimmte Maſchine vorgelegt, mit Hülfe deren er die cumbres hinaufgeſchleppt wird, die dem großen Plateau vorgelagerten Höhen. In ungeheuern Windungen geht es an den ſchroffen Felſen empor; Brücken und Tunnels folgen einander faſt unaufhörlich. Endlich, nach drei Stunden, iſt die Steigung von 1200 m überwunden, die zwiſchen Maltrata und der Station Esperanza liegt; aber nun hört auch wie mit einem Zauberſchlage jede landſchaftliche Schönheit auf. Unabſehbare, kahle Ebenen dehnen ſich, ſoweit das Auge reicht, aus; der lange noch ſichtbare Orizaba bleibt zur linken Seite liegen, und inmitten erſtickender Staubwolken geht der Zug in weſtlicher Richtung vorwärts. Nur in weiten Zwiſchenräumen zeigt ſich noch hin und wieder eine einſame Hazienda; die verkrüppelten Maispflanzen und die

Indianiſche Batteas- und Kohlenverkäufer in Merico. (Nach einer Photographie.)

dünnſtehenden, niedrigen Halme der kleinen, ſie umgebenden Felder laſſen die troſtloſe Trockenheit des Bodens erkennen. Außer dieſen dürftigen Kulturverſuchen bilden elende Kakteen die einzige Vegetation der Landſchaft, die durch die großartigen Linien der den Horizont begrenzenden Berge, durch die vereinzelt aus der Ebene emporragenden nackten Hügel, ſowie durch die Sandtromben, die allenthalben aufgewirbelt werden, einen ſeltſam ſtrengen Wüſtencharakter erhält.

Bis zu den Llanos von Apane geht die Bahn in nordweſtlicher Richtung, Puebla bleibt in einer Entfernung von etwa zehn Meilen zur Linken liegen. Auf allen Seiten ziehen ſich hier ſchier unabſehbare Agavepflanzungen hin; denn wenn auch in allen Theilen des Landes Pulque fabricirt wird, ſo gilt doch der aus der Gegend von Apane für den beſten, und befindet ſich hier das eigentliche Centrum der Produktion. Geradezu unglaublich iſt es, welche Quantitäten des widerlich riechenden Getränkes der Indianer zu ſich nehmen kann; der Fremde gewöhnt ſich nur ſchwer

Digitized by Google

daran, kommt mit der Zeit jedoch auch dahin, ſeine erfriſchenden Eigenſchaften zu ſchätzen [1]).

Von Apam aus geht es bald in ſüdweſtlicher Richtung weiter über Palma und das durch den Sieg des Cortez berühmte Otumba in das Thal von Mexico. Man ſieht Teotihuacan mit ſeinen mächtigen Pyramiden rechts von der Bahn liegen, und gleich darauf führt der Zug in den an der nördlichen Seite der Hauptſtadt belegenen Bahnhof San Cosme ein.

Mexico hat innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte ſeine Phyſiognomie durchaus verändert. Eine Menge ſchöner, im modern europäiſchen Styl erbauter Häuſer iſt entſtanden; neue Stadttheile erheben ſich an der Stelle der alten zerſtörten Kloſterviertel; die meiſten Plätze der Stadt ſind mit

Indianiſche Tortillera und Mattenverkäufer in Mexico. (Nach einer Photographie.)

zierlichen Gartenanlagen verſehen worden. Inmitten der früher arg vernachläſſigten großen Plaza, von dichten Boskets und der üblichen Promenade umgeben, ſteht heute der Stolz der Einwohner, der ſogenannte Zokalo, ein neuerbauter, reichgeſchmückter Pavillon, in dem allabendlich und

[1]) Der gewonnene Saft der maguey (Agave mexicana) — ſchreibt v. Thielmann a. a. O. S. 169 — wird vierundzwanzig Stunden in Schläuchen der Gährung überlaſſen, und dann iſt der Pulque fertig. Dieſer iſt eine trübe, ſchleimige Flüſſigkeit, die wie Limburger Käſe riecht und wie ein Gemiſch von Dünnbier und Molken ſchmeckt; berauſchend wirkt der Pulque nur in größerer Menge. Im Hochlande von Mexico ertreut er ſich als Nationalgetränk einer ſolchen Beliebtheit, daß die Hauptſtadt allein eine ganze Zugladung davon täglich verzehrt. Der Pulquezug verläßt Mexico im Laufe des Nachmittages, läßt an jeder Station der Maguey-landſchaft einige Wagen zurück, und holt dieſelben auf ſeiner Rückkehr zur Nachtzeit beladen wieder ab, ſo daß frühmorgens bereits die Hauptſtadt mit ihrem Tagesbedarfe verſorgt iſt. Der Gewinn hieraus iſt nicht allein die regelmäßigſte, ſondern auch eine der beträchtlichſten Einnahmequellen der Eiſenbahn.

Digitized by Google

an jedem Sonntag Vormittags die unvermeidlichen Promenadenkonzerte ſtattfinden. Der von Maximilian begonnene Paſeo Nuevo, eine herrliche Promenade, die bis Chapultepec weiter geführt werden ſollte, iſt nur bis zur Hälfte ihrer projektirten Länge gediehen, und es iſt ſehr fraglich, ob die großartige Anlage, deren ſich keine europäiſche Hauptſtadt zu ſchämen brauchte, je vollendet werden wird. Eine Anzahl von Pferdebahnen, die den hauptſtädtiſchen Verkehr vermitteln, haben im Verein mit den Eiſenbahnen auch die nähere Umgebung der Stadt verändert. Neue Vorſtädte ſind entſtanden, und da, wo vor zwanzig Jahren ſumpfiges, von einem übelriechenden Graben durchzogenes Terrain war, ſtehen heute zierliche, von Gärten und Bäumen umgebene Villen. Unter den neugepflanzten Bäumen iſt auch hier ſchon der ſchnellwachſende Eukalyptus beſonders zahlreich vertreten; die große Plaza hat eine Menge ſtattlicher Eukalypten aufzuweiſen, die, vor kaum zwölf Jahren gepflanzt, heute eine Höhe von über 100 Fuß und Stämme von einem Meter Durchmeſſer haben. Einen wichtigen Faktor in der zunehmenden Vergrößerung der Hauptſtadt bildet der in den letzten Jahren immer häufiger werdende Zuzug von Nordamerikanern aus den Vereinigten Staaten. Dank ihrer beſtändigen Nachfrage nach geeigneten Villengrundſtücken dicht bei der Stadt iſt der Preis des vor nicht langer Zeit noch ganz werthloſen Grundes und Bodens beträchtlich geſtiegen, und wenn es ſo fort geht, wird er in wenigen Jahren ſich verzehnfacht haben.

Teoyamici, Gott des Todes und Krieges. (Nach einer Photographie.)

In Bezug auf die Phyſiognomie der hauptſtädtiſchen Bevölkerung fiel Charnay nur eine weſentliche Veränderung auf: während vor 20 Jahren der zehnte Menſch, dem man in den Straßen von Mexico begegnete, ein Geiſtlicher, und zwar meiſt ein Mönch war, ſieht man das geiſtliche Kleid heute nur noch auffallend wenig vertreten. Die gänzliche Trennung der Kirche vom Staate, die Aufhebung der Mönchsorden und die Konfiskation der geiſtlichen Güter ſind die ſehr natürlichen Urſachen, die dieſe Veränderung bewirkt haben. Die Kirchen der Hauptſtadt ſind trotzdem heute noch ſtets reich beſucht; die Geiſtlichkeit hat ſich mit anerkennenswerther Ruhe in ihr Schickſal gefunden, und das gutkatholiſche Volk hat augenſcheinlich die aufgeregten Tage vergeſſen, wo es im Verein mit den Prieſtern Tag und Nacht alle Strafen des Himmels auf die von der Regierung beſchützten Leperos herabflehte, die zum Abbruch der Klöſter gedungenen Arbeiter. Unbekümmert um alle jene Verwünſchungen und die gelegentlichen thätlichen Angriffe der frommen Schaar, arbeiteten aber die Leperos unverdroſſen und erfolgreich an dem Zerſtörungswerke. Ein erfinderiſcher Kopf war zu rechter Zeit auf den glücklichen Ausweg gekommen, die Leperos bei ihrer „tempelſchänderiſchen“ Arbeit mit Heiligenbildern, Stapulieren, Roſenkränzen und Medaillen zu behängen, ihr eigenes Gewiſſen dadurch zu beruhigen und ihnen die Furcht vor der über ſie verhängten großen Exkommunikation zu benehmen. Das Mittel war von beſter Wirkung, und es wird ſogar erzählt, daß die Arbeiter ſich furchtlos alles Holzwerk der niedergeriſſenen Gebäude angeeignet und daſſelbe noch lange als Brennmaterial verwendet haben.

Durchaus unverändert trat dem Reiſenden die indianiſche Seite des hauptſtädtiſchen Straßenlebens entgegen. Da iſt der Aguador, der Waſſerträger, mit der langen Lederſchürze und den beiden an einem über die Schulter gehenden Riemen befeſtigten Waſſergefäßen, von denen er das eine auf der Bruſt, das andere auf dem Rücken trägt; der Kohlenhändler, der ſich mit großen zuſammengeſchnürten Bündeln ſeiner Waare ebenſo belaſtet, wie die kleinen Eſel, die er gewöhnlich bei ſich führt, und verſchiedenes Andere. Einen beſondern Zweig der indianiſchen, ſtereotypen Induſtrie bilden die ſogenannten batteas, dünne, kunſtloſe Holzgefäße, und die mannigfachen, aus Stroh und Binſen geflochtenen Matten: beides Gegenſtände, die in den mexikaniſchen Häuſern viel gebraucht und dementſprechend auch viel in den Straßen feilgeboten werden. Unvermeidlich iſt auch die indianiſche Tortillera, die Verfertigerin und Verkäuferin der beliebten runden Maiskuchen. Die meiſten dieſer ambulanten Händler kommen Morgens von ihren oft entlegenen Dörfern nach der Stadt, und gar viele von ihnen laſſen bei dem abendlichen Heimwege ſchon den geringen Tagesverdienſt in einer oder mehreren der zahlreichen Pulquerias daraufgehen. Unter den indianiſchen Weibern beſonders iſt die Trunkſucht hier das vorherrſchende Laſter, dem ſie ſich

Digitized by Google

meist verhältnißmäßig früh schon ergeben. Der übermäßige Pulquegenuß trägt denn auch gewöhnlich dazu bei, die oft anmuthige Schönheit der jungen Indianerinnen vorzeitig zu zerstören: eine Schönheit, die man sich freilich nicht ohne das von allen Indianerinnen scheinbar unzertrennliche Uebermaß des größten Schmutzes vorstellen darf.

Das Museum der mexicanischen Hauptstadt ist nicht besonders reich, und wer sich gern an den landläufigen Schilderungen der Wunder aztekischer Kunst erbaut hat, thut wohl daran, seine Erwartungen herabzustimmen, ehe er die Sammlung der aztekischen Kunstschätze in diesem Museum betritt. Da ist nichts von Juwelen, kostbaren Stoffen, aztekischen Manuskripten, nichts von den kunstvoll aus bunten Vogelfedern zusammengesetzten Bildern zu sehen, welche Scenen aus dem aztekischen Leben und Bildnisse der alten Herrscher darstellen sollten. Man muß sich eben mit der Angabe des Kustoden begnügen, der dem Besucher versichert, daß derartige Schätze aus dem Besitze der Großen des alten Reiches wirklich aufgefunden und vorhanden seien, daß sie aber einstweilen noch in unzähligen Kisten verpackt daständen, um erst, wenn das Museum einmal neu geordnet sein würde, aufgestellt zu werden. So ist denn alles, was augenblicklich an seltenen und werthvollen Stücken hier zu sehen ist, eine Sammlung von Masken aus Obsidian, Marmor und Porphyr; mehrere große, reich stukpirte Joche aus edlem Metall und verschiedene kleine, zierlich gearbeitete Gegenstände aus Lava und Bergkrystall.

Was die langen Reihen der sogenannten aztekischen Vasen anbetrifft, die in den großen Vitrinen der beiden Säle aufgestellt sind — alles Schale von mehr oder minder bizarrer Form und mit kleinen Reliefs von Masken, Götzenbildern, menschlichen Gestalten, Pfeifen und geometrischen Figuren geschmückt —, so sind sie leider ausnahmslos Falsifikate. Die Nachfrage nach aztekischen Alterthümern brachte

Der Stein der Sonne. (Nach einer Photographie.)

schon im Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ein erfinderisches Genie auf die ja eben nicht seltene Idee, die gewünschten Alterthümer selber herzustellen. In der Vorstadt Tlatelolco wurde eine Werkstatt eingerichtet, in der der Erfinder, in richtiger Anerkennung der Leichtgläubigkeit und Dummheit, zu denen die gelehrte Sammelwuth nur zu oft verleitet, fleißig arbeitete und ohne Frage sein Glück machte. Ueber die Form der Vasen mochte man sich keine Gedanken: ohne Auswahl wurden moderne und alte Formen, ordinäre Wassertöpfe, schlanke oder weithauchige moderne Kannen und Vasen, beliebige Krüge mit engem oder weitem Halse genommen. Die kleinen Thonreliefs, zu denen man die Modelle an unzähligen, im Thale von Mexico aufgefundenen Scherben besaß, wurden auf das Gefäß geklebt, dann noch nach Belieben ein oder mehrere gewundene Henkel, oft auch drei Füße angeklebt oder ein verzierter Deckel hinzugefügt, und das aztekische Kunstwerk war fertig, d. h. fertig bis auf das alterthümliche Aussehen, welches es oft dadurch erhielt, daß man es für anderthalb oder zwei Jahre in die Erde vergrub. Wie gut diese plumpe Mystifikation gelungen ist, das haben die meisten größeren Museen und zahllose Privatsammlungen bis auf den heutigen Tag bewiesen. Auch Charnay, der freilich bald darauf den Betrug entdeckte, mußte zuerst ein unangenehmes Lehrgeld bezahlen; die Nachbildungen von dreißig sogenannten antiken Vasen der mexicanischen Sammlung, die er in gutem Glauben für das Pariser Trocadero-Museum anfertigen ließ, kosteten mehr, als eine kleine Sammlung von verschiedenen in der Umgegend der Stadt aufgefundenen Originalen.

Der innere Hof des mexicanischen Museums mit seinen vier mächtigen Palmenbäumen und den schönen Bosquets ist nicht nur der architektonisch schönste Theil des ganzen Gebäudes, er enthält auch bis heute noch die interessantesten Stücke der ganzen hauptstädtischen Sammlungen: alte, großartige Götzenbilder und Kultusdenkmäler des aztekischen Volkes. Darunter befinden sich neben manchem rohen, kind-

Digitized by Google

lichen und nur durch die Zeit und den Glauben geheiligten Bildwerke zahlreiche übereinstimmend gut ausgeführte Arbeiten. Eine überlebensgroße Figur des auf dem Rücken liegenden und die gefüllte Trinkschale vor sich auf dem Bauche haltenden, indianischen Bacchus, sowie verschiedene kolossale Köpfe lassen das Bestreben nach realistischer Darstellung und zugleich eine vortreffliche Technik erkennen; interessanter aber sind vielleicht noch die barocken Götzenbilder, von deren blutiger Verehrung alle Berichte aus jener Zeit zu erzählen wissen. Teoyamici, der Gott des Todes und des Krieges, ist ein ungeheurer, in seltsamen Uniformen stulptirter Block; auch die übrigen kleineren, nicht minder barbarischen Götterbilder würden uns einen traurigen Begriff von den aztekischen Künstlern geben, wenn wir nicht eben wüßten, daß gerade diese Skulpturen nur Ueberreste einer alten hieratischen Kunst sind, deren ungeschickte, barocke Formen als die ersten Versuche, sich Götter zu schaffen, für immer im Volke geheiligt blieben.

Für das historisch wichtigste Stück der ganzen Sammlung gilt mit Recht der kolossale Opferstein, der unter dem Namen des „Steines der Sonne“ in der blutigen frühen Vergangenheit des Landes eine so große Rolle gespielt hat. Wenn auch die spanischen und französischen Geschichtsschreiber des 16. und 17. Jahrhunderts sich gerade in Bezug auf die blutigen Opfergreuel des azkelischen Volkes manche leicht nachweisbare Uebertreibungen erlaubt haben, so steht es doch fest, daß die Zahl der zu verschiedenen Malen im Jahre den Göttern geopferten Kriegsgefangenen stets mehrere Hunderte, oft sogar über tausend betragen hat. Der in den Jahren 1480 bis 1486 unter der Regierung des Kaziken Tizoc hergestellte Stein der Sonne hat einen Durchmesser von fast drei Metern und eine Höhe von 84 cm. Rings um ihn zieht sich ein kunstvoll gearbeitetes Relief, das in fünfzehn, aus je zwei Figuren bestehenden Gruppen die Siege des Tizoc darstellt. Auf der obern Seite befindet sich ein Bild der Sonne; in der Mitte ein etwa 15 cm tiefes Loch, das zur Aufnahme des Blutes der Opfer bestimmt war. Eine von dem Loche zum Rande laufende Rinne führte das Blut in ein ebenfalls der Sonne geheiligtes Gefäß.

Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen.

Die kleine, unter obigem Titel erschienene Schrift (Berlin 1882, D. Reimer) des bekannten Statistikers A. Meitzen führt uns auf ein Gebiet, das, bisher noch wenig im Zusammenhange erforscht, doch bei gründlicher Untersuchung manchen interessanten Beitrag zur Landes- und Volkskunde liefern kann. Nicht mit Unrecht bezeichnet der Verfasser die Frage nach dem Auftreten und der Verbreitung der volksthümlichen Formen des Hauses als eine geographische Aufgabe durchaus im Sinne Karl Ritter's. Des Namens Haus, sagt er in der Einleitung, ist der Ausdruck seines öffentlichen wie seines Familiendaseins. Die Häuser geben ein sprechendes Zeugniß der Hauptgrundlagen der Volksexistenz, es wohnt ihnen die Kraft einer durchgreifenden Volkscharakteristik inne.

In allen Ländern, ganz besonders aber in Deutschland, wo noch heute der größte Theil der Bevölkerung mit Ackerbau sich beschäftigt, tritt uns als das eigentlich volksthümliche Haus das Bauernhaus entgegen. Alle unsere Stadthäuser, mit Ausnahme derer, die sich aus einer fernen, fremdartig entwickelten Kultur übertragen haben, sind aus dem Bauernhause der Umgegend hervorgegangen, und so hat denn die Untersuchung über den nationalen Hausbau ihr Augenmerk ausschließlich auf die ländlichen Heimstätten des Volkes zu richten.

Klima und örtliche Verhältnisse, Vorhandensein oder Fehlen geeigneten Materials und ähnliche Umstände bedingen naturgemäß von vornherein mannigfache Abweichungen innerhalb der typischen Hausformen eines Volksstammes; von Zeit zu Zeit wird das ursprünglich dem einfachsten Bedarfe Entsprungene und zur Sitte Gewordene durch die Mode verdrängt und so in gar vielen Fällen ein Gegensatz zu den sonst hervortretenden Eigenthümlichkeiten der Stammessitte erzeugt. Rechnet man hierzu noch, daß in neuerer Zeit die komplizirte städtische Bauart mit ihrem Anstrich von größerer Wohlhabenheit und höherer Bildung sich überall, wenn auch oft durchaus unzweckmäßigerweise, auf das Land übertragt und manches Alte vertilgt, so begreift man, daß es noch vieler Forschung auf dem kaum betretenen Gebiete bedarf, um ein wirklich sicheres Bild des Bestehenden und eine befriedigende Einsicht in die Vorgeschichte der volksthümlichen Architekturformen zu gewinnen.

Während für andere Länder die Frage im Wesentlichen sich darauf beschränkt, in wie weit und wann die ländliche Hausform durch den Einfluß der städtischen modificirt worden ist, haben wir es in Deutschland in erster Linie mit einem andern Problem zu thun. Hier stehen wir vor einer Konkurrenz der Stammeseigenthümlichkeiten, vor einem Kampfe der in den einzelnen Stammesgebieten ausgebildeten ländlichen Hausformen um die mehr oder weniger ausschließliche Herrschaft.

Der Hauptcharakter dieses Kampfes läßt sich aber damit ausdrücken, daß das Haus der mittelrheinischen Franken seit den Zeiten der Karolinger vom Südwesten aus einen unwiderstehlichen Siegeszug nach Nordosten begonnen und im 13. und 14. Jahrhundert in immer breiterer Ausdehnung bis tief nach Polen und Ungarn hinein fortgesetzt hat, so daß es zur Zeit als das den gesammten Mittelkörper Deutschlands und bei weitem dessen größte Fläche beherrschende anzuerkennen ist.

Der Typus des fränkischen Hauses ist deshalb der am allgemeinsten bekannte. Es ist seinen Eigenthümlichkeiten nach fast ausschließlich Wohnhaus und bedarf für jede einigermaßen ausgedehnte Ackerwirthschaft einer Anzahl von Nebengebäuden, Ställen, Scheunen und Schuppen, welche an den Seiten des meist von Zäunen umschlossenen, gewöhnlich quadratischen Gehöftes errichtet sind. Von rechteckiger Form, hat das fränkische Haus immer seinen Eingang von der breiten Seite; ein schmaler Flur, in dem sich unter einem gemauerten Schlot die Sommerküche befindet, führt vom Eingange bis zur Rückwand, in der meist ebenfalls eine Thür angebracht ist. Vom Flur aus liegt nach dem der Dorfstraße zugewendeten Giebel die beinahe quadratische Stube, neben dieser eine ungefähr halb so breite Kammer; die erstere hat zwei Fenster nach der Dorfstraße und zwei nach dem Hofraume, die Kammer dagegen nur eines nach der Dorfstraße. Der Winterkochofen, da-

Digitized by Google

neben ein kleiner Herd, auf dem früher der Leuchtkienspan brannte, Bänke an den Wänden zwischen Fenstern, davor der große Familientisch, kennzeichnen die Stube als den eigentlichen Wohnraum. Auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs befinden sich einige, oft theilweise unterkellerte Kammern, die manchmal ebenfalls zu Stuben eingerichtet sind; liegen die Stallungen für das Vieh unter demselben Dache, so führt häufig ein Gang zwischen den Kammern hindurch zu denselben.

Dies sind die allgemeinen Grundzüge des fränkischen Hauses, die trotz mannigfacher Modifikationen, Aufsetzen von Stockwerken, Anbauen von Kammern, Gallerien und Freitreppen doch im Wesentlichen unverändert und leicht erkennbar bleiben. Die ursprünglichste quadratische Form des Gehöftes mit der weiten Wageneinfahrt in dem Thorhause findet sich heute fast nur noch in den weitläufig angelegten Gebirgsdörfern.

Die fortschreitende Verbreitung des fränkischen Hauses hat zunächst im Norden und Nordwesten einen zweiten Typus bedrängt oder zum mindesten auf seine ursprünglichen Grenzen eingeschränkt: den Typus der nahe mit einander verwandten sächsischen und friesischen Häuser. Die Haupteigenthümlichkeit dieser Hausformen besteht darin, daß sie sämmtliche, selbst zu einer großen Wirthschaft erforderlichen Räume unter einem Dache vereinigt. Das demzufolge ungeheuer große Gebäude hat in seinen Grundzügen die Form einer dreischiffigen Basilika. Das breite, in der Giebelseite befindliche Einfahrtsthor führt in die sogenannte Diele, die durch das ganze Haus bis zu den dasselbe abschließenden Wohnräumen hindurchläuft. Zu beiden Seiten der Diele und zwar so, daß sie von derselben aus geüttert werden, sind in nach vorn offenen Abtheilungen die Pferde und Kühe aufgestellt. Ueber der Diele, den Viehständen und allen sonstigen Räumen ist das Getreide und Heu bis zum Dachfirst hinauf auf zwischen die Balken gelegten Brettern und Balken aufgespeichert. Am hintern Ende der Diele befindet sich ein niedriger Herd, an dessen beiden Seiten die Bettstätten der Familie in einer Art von engen und erhöhten Wandschränken angebracht sind. Diesen gegenüber haben die Knechte oberhalb der Pferde, die Mägde oberhalb der Kühe ihre Schlafstätten. Rechts und links vom Herde reicht der Raum für die Hauswirthschaft frei bis zu den beiden entgegengesetzten Seitenwänden des Hauses, die mit hohen und breiten Fenstern und je einer Glasthür versehen sind. Gewöhnlich ist auch der Brunnen innerhalb des Hauses, und zwar zur Seite des Herdes angebracht.

Der Hauptvorzug der sächsisch-friesischen Hausform besteht somit in dem Umstande, daß der Hausherr vom Herde und von seiner Bettstatt aus die gesammte Wirthschaft übersehen, jedes Geräusch darin hören, die Aufsicht über das Ganze führen kann. So lange der Rauch des Herdfeuers noch ohne Schornstein das ganze Gebäude durchzog, machten sich der Geruch des Viehes und lästige Insekten auch nur wenig bemerkbar. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, noch weitere Räume, eine Putzstube, eine Vorrathskammer und eine Wirthschaftsstube hinter der Herdwand anzulegen.

Typisch gewordene Modifikationen der sächsisch-friesischen Hausform treten uns in dem auf der Eiderstädter Marsch herkömmlichen seltsamen Hauslosse, dem sogenannten Heuberge, sowie in dem Ditmarser Hause entgegen. Dieses letztere verlegt den Herd an die Seitenwand und besitzt dafür im Hintergrunde der Diele den sogenannten Pesel, einen großen, nur für besondere Festlichkeiten, Begräbnisse u. s. w. benutzten Saal mit einem für gewöhnlich verschlossenen Ausgange im Giebel; daneben liegen noch mehrere, theils Wohn-, theils Wirthschaftszwecken dienende Kammern. Das bäuerliche Haus steht ungefähr auf der Mitte zwischen dem fränkischen und dem sächsisch-friesischen Typus; in der Eintheilung der Wohnräume schließt es sich dem ersteren, in seinem massigen Aufbau aber dem zweiten an, doch finden wir in ihm die Diele und die Wirthschaftsräume seitwärts in Flügelgebäude verlegt. Das der wendischen Altmark eigenthümliche Haus stimmt mit dem sächsischen in allen wesentlichen Theilen überein. Das Verbreitungsgebiet des friesisch-sächsischen Hauses ist bis heute noch nicht genau festgestellt; es findet sich in dem größten Theil der nördlichen Rheinprovinz und Westfalens vertreten, zieht sich noch Norden bis zur Küste; im Osten wird es bis in die Gegend von Hildesheim durch die Weser begrenzt, geht von hier aus aber dann durch das Lüneburger und altmärkische Wendenland zur Elbe, bis etwa in die Gegend von Tangermünde. Jenseits der Elbe ist die Ausbreitung durch Brandenburg und Pommern noch nicht genau verfolgt; das Haus tritt hier heute nur noch sporadisch neben dem fränkischen auf, reichte aber früher im Norden der Mark bis nahe an Berlin und kommt in den Strandgegenden, z. B. auf Rügen, noch häufig vor, ist auch bis Konitz und Landeck in Westpreußen aufgefunden worden.

Im Süden dringt das fränkische Haus gegen den dritten Typus, das Schweizerhaus, vor. Das in den alemannischen Stammesgebieten vom Elsaß und Odenwald bis zum Fuße der Alpen heimische alemannische Haus, das von Manchen für einen besonderen Typus genommen wird, erweist sich bei Licht besehen nur als eine Abart des fränkischen Hauses. Auch das Schweizerhaus kann eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem letztern nicht verleugnen: es ist wie dieses im Wesentlichen ausschließlich Wohnhaus und zeigt auch eine ähnliche Wohnungseintheilung. Aber auch abgesehen davon, daß die alpine Wirthschaft wenig Nebenräume braucht, weil sie wenig Getreide baut und das Vieh auf den Sennereien, das Heu in Hütten auf halber Bergeshöhe beläßt, muß man dem Schweizerhause unbedenklich einen besonderen Charakter zusprechen.

Da ist vor allem die allgemein herrschende quadratische Form, die im Verein mit dem Aufgang auf Freitreppen eine große Mannigfaltigkeit der innern Eintheilung gestattet. Die Küchen- und Feuerungsanlage ist sehr wenig konstant, ebenso die Anlage und Verwendung der unter dem charakteristischen flachen, breit überhängenden Dache entlanglaufenden Gallerien. So sind denn auch die Unterscheidungen zwischen den einzelnen Arten des Schweizerhauses, die bestimmten Gegenden vorzugsweise zugeschrieben werden, meist sehr unsicher; und sogar die Festhaltung und strenge Abgrenzung des scheinbar so allgemein bekannten malerischen Hauptthpus ist überall da nicht leicht, wo an die Stelle des Holzbaues der Steinbau tritt. Das steinerne Schweizerhaus stellt sich als ein schweres, mehrstöckiges, kubisches Gebäude mit flachem Dache dar, das von den italienischen Stadthäusern schwer zu unterscheiden ist.

Im Allgemeinen tritt das charakteristische Schweizerhaus aus den Alpenthälern nicht weit heraus, sondern geht sehr bald mehr oder minder in fränkische Formen über, so daß in dem ganzen Vorlande von einer einigermaßen sichern Klassifizirung kaum die Rede sein kann.

Der vierte und letzte Typus der Hauptformen des deutschen Hauses endlich ist der des nordischen Hauses. Derselbe fordert, ebenso wie das fränkische Haus, verschiedene Nebengebäude für jede größere Wirthschaft und fordert ein eigenes Wohnhaus aus. Die Stellung der

Digitized by Google

Gebäude im Gehöft folgt keinem besonderen Gesetz. In der Form aber ist dem Wohnhause wie den Nebengebäuden als typisch gemeinsam, daß sie aus einem einzigen oder zwei der Länge nach hinter einander liegenden Räumen bestehen, welche von der einen Giebelseite aus und zwar durch eine Vorhalle zugänglich sind. Diese Vorhallen sind meist offen und nur durch einige Säulen getragen, manchmal aber auch ganz oder theilweise verschalt. Innen aber liegt der Eingang zu dem innern Raume an der schmalen Seite, und immer liegen die Fenster, die denselben erhellen, in den Längsseiten des Gebäudes. Vielfach ist schon auf die Uebereinstimmung der Grundform des nordischen Hauses mit der der griechischen Tempelcella hingewiesen worden, und in der That läßt sich auch bei näherm Eingehen auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen beiden mancher historische Grund für dieselbe auffinden; sehr beachtenswerth ist in jedem Falle, daß das moldauische, das bosnische, das lycische Haus, sowie auch das griechische Bauernhaus der Peloponnes eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem nordischen Hause aufweisen, die sich sogar bis auf die Einrichtung des innern Raumes und die charakteristische Anordnung der Schlafstätten erstreckt. Das nordische Haus ist keineswegs auf Skandinavien allein beschränkt; es findet sich im östlichen Theile des Großherzogthums Posen, sowie in Russisch-Polen und Galizien vielfach vertreten; bis wie weit es nach Osten geht, ist nicht bekannt. In der Gegend von Schneidemühl und Deutsch-Krone hat es insofern eine Modifikation erfahren, als der Backofen nach fränkischer Sitte aus der Stube in die Vorstur genommen und die Säulenhalle theilweise zugebaut und zu einem zweiten heizbaren Raume umgeschaffen worden ist. Nur eine Säule ist erhalten geblieben, welche vor der Eingangsthür einen Rest der Vorhalle bildet.

Die gegenwärtige Lage der Dinge zeigt also im Nordwesten Deutschlands längs der Küstengegenden der Nordsee das friesische und sächsische Haus, in den Alpen die verschiedenen Gestalten des Schweizerhauses, und in Skandinavien sowie hier und da in Westpreußen, Posen und Polen den eigenthümlichen Typus des nordischen Hauses. In dem weiten Zwischenraume aber ist von der westlichen Wasserscheide des Rheins her das fränkische Haus verbreitet, das alle anderen Hausformen immer mehr einschränkt und unterdrückt: nicht durch die Willkür des Zufalls oder auf das Gebeiß einer sinnlosen Mode, sondern weil es vermöge seiner ganzen Anlage und Einrichtung am leichtesten sich den gesteigerten Anforderungen des gebildeten Kulturlebens anpassen läßt.

Dies sind in Kurzem Meitzen's interessante und anregende Ausführungen über die geographische Verbreitung der volksthümlichen Hausformen in Deutschland. Es ist hier nicht der Ort, auf den historischen Theil der trefflichen Arbeit näher einzugehen, bei dem sich der Verfasser begreiflicherweise mehr auf dem Boden der Hypothese bewegt. Interessant und überzeugend sind die Schlüsse, die er an die Formen der nordischen Hünenbetten, sowie an die der seltsamen, an verschiedenen Orten ausgegrabenen Hausurnen knüpft.

Von ganzem Herzen wünschen wir der Meitzen'schen Schrift und damit zugleich dem Interesse für den Gegenstand die weiteste Verbreitung. Ist doch eine ersprießliche Förderung dieses Zweiges der Vaterlandskunde nur durch die gemeinsame Arbeit Vieler zu erreichen, nur durch ein in den verschiedenen Gegenden Deutschlands und von vielen aufmerksamen Beobachtern ausgeführtes Sammeln und Sichten der zerstreuten und leider von Tage zu Tage mehr verschwindenden Zeugnisse unseres alten volksthümlichen Hausbaues!

Die Steinzeit Afrikas.

Von **Richard Andree.**

II.

Die Entdeckung Reil's ist durch anderweitige Nachforschungen in Helwan glänzend bestätigt worden. Zunächst war es der Amerikaner Professor W. Haynes, der eine Kollektion von Steingeräthen an jener Stätte zusammenbrachte [1]). Außerordentlich schöne, höchst sorgfältig gearbeitete, symmetrische Lanzenspitzen (mit Widerhaken), Pfeilspitzen, Sägen, Messer, Schraper hat auch Jules Browne dort gesammelt und abgebildet [2]). Alle beil- und meißelförmigen Geräthe fehlen aber und die Objekte selbst fallen durch Kleinheit und Zierlichkeit auf. Helwan was a manufactory of small implements only. Auch Herr O. Mautey bestätigt [3]), daß bei Helwan unter der großen Menge der Splitter einzelne mit besonderer Sorgfalt bearbeitete Specimina, die man entschieden als Lanzen- und Pfeilspitzen ansprechen muß, vorkommen, glaubt aber die große Mehrzahl nur mit Reserve für Artefakte ansehen zu können. Uebrigens weist er darauf hin, daß noch gegenwärtig (z. B. in Tanta im Nildelta) Feuersteine zum Feuerschlagen von Fellachen und Zigeunern hergestellt werden, und ist daher geneigt, die Helwaner Funde in die neueste Zeit zu setzen. Mir erscheint diese letztere Annahme durchaus ungerechtfertigt; solche Pfeil- und Lanzenspitzen, wie Jules Browne sie abbildet, sind keine modernen Erzeugnisse, diese tragen den ganz unzweifelhaften Charakter der Waffen der Steinzeit an sich.

Die „Steinzeit Aegyptens" ist auch wiederholt auf anthropologischen Versammlungen Gegenstand der Diskussion gewesen, und man kann nur sagen, daß jene, welche ihr Dasein vertreten, die Gegner geschlagen haben. Fraas [4]) wies darauf hin, daß die ägyptischen Steinartefakte (von Theben und Helwan) die größte Uebereinstimmung mit den europäischen zeigen. „Die Kornquetsche sind dieselben, wie sie aus den Tiefen des Bodensees oder den Schweizer Pfahlbauten hervorgezogen werden, dieselben Messer, Sägen und

[1]) Journ. Anthropol. Instit. VII, 323 (1878).

[2]) Journ. Anthropol. Instit. VII, 396, nebst Karte der Umgegend von Helwan und Taf. 9.

[3]) Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1879, S. 351.

[4]) Correspondenzblatt d. deutsch. Anthropol. Ges. 1879. S. 136.

Digitized by Google

Schaber aus Feuerstein, die man ohne Etikettirung geradezu verwechseln würde.“ Und, gegen Brugsch gewendet[1]): „Wollte man die ägyptischen Feuersteine als zufällige Gebilde erklären, so müßte man konsequent alle die Tausende von Funden in der Mark und in West- und Ostpreußen bis herunter nach Schwaben, die aus der ältesten Steinzeit stammen, auch für einen Zufall erklären.“

Und noch zu einem interessanten Schlusse gelangt der genannte Forscher[2]), welcher ihm durch das Vorhandensein der zahlreichen, Ateliers repräsentirenden, Feuersteinfunstrien in der Wüste aufgedrängt wird. „Für mich ist es kein Zweifel mehr, daß die heute Wüste in der Zeit, in welcher die Feuersteine geschlagen wurden, noch grünes Land war und erst nach der Steinzeit die Wüste entstund. Die Menschen aber, die dort wohnten, waren in Sitten und Gebräuchen den Menschen der europäischen Steinzeit gleich.“ Wir werden weiter unten sehen, daß unabhängig von dieser Ansicht des deutschen Gelehrten französische Forscher für die centrale Sahara aus gleichen Gründen zu den gleichen Ergebnissen gelangten.

Die Steinzeit läßt sich für Aegypten nicht mehr leugnen. Warum sollte dieses Land auch allein eine Ausnahme gemacht haben? Wir können es jetzt nachweisen, daß ringsum der geschlagene Stein als Waffe und Gerät im Gebrauche war und daß für ganz Afrika eine Steinzeit existirte. Er ist in Syrien, in Midian, auf der Sinaihalbinsel gefunden worden und in den Oasen im Westen von Aegypten; weshalb sollte er im Nilthale fehlen?

2. Magreb und Sahara.

Auch abgesehen von Aegypten ist der Norden Afrikas reich an Zeugen der Steinzeit; die Beweise dafür haben sich in den letzten Jahren sehr gemehrt und wir können heute Steingeräthe in den Oasen der Wüste und im ganzen Magreb nachweisen, von Kufra im Osten angefangen bis zur großen von Marokko nach Timbuktu führenden Karawanenstraße. Jetzt, nachdem die Aufmerksamkeit der Reisenden auf vorgeschichtliche Funde gelenkt worden ist, werden dieselben sich auch mehren.

Südlich von Bôrma in der Kufra-Oase fand Gerhard Rohlfs „eine wunderschön gearbeitete Wurfspießspitze aus Feuerstein“, die er auch abbildete, die aber leider bei seiner Beraubung verloren ging. Ob dieselbe mit alten Bauresten in Zusammenhang gebracht werden kann, welche sich in der Oase erhalten haben und auf ein älteres Volk als die Tibbu hindeuten, mag dahin gestellt bleiben[3]). Durch eine Entfernung von etwa 30 Längengraden von dieser Fundstätte getrennt entdeckte Oskar Lenz bei Taudeni in der westlichen Sahara, wo berühmte Salzlager ausgebeutet werden, „merkwürdiger Weise Steinwerkzeuge, die sehr gut aus einem harten Grünstein hergestellt wurden“[4]). Auf meine Anfrage ist Dr. Lenz so freundlich gewesen mir eine Abbildung der drei Steinobjekte zu übersenden; es sind Hämmer von etwa 9 bis 12 Centimeter Länge und rundlichem Querschnitt, gut und symmetrisch gearbeitet, vollständig geglättet und durchaus einen späten Typus, ähnlich jenen der Schweizer Pfahlbauten, zeigend oder wie die irischen Steinärte[5]). Eines dieser Beile verjüngt sich nach unten in einem stumpfen Kegel, ein anderes ist einseitig schräg zugeschärft. Dr. Lenz bemerkt dazu: „Die Steinwerkzeuge staunnen aus der Umgegend von Taudeni, wo sich bekanntlich große, seit uralter Zeit ausgebeutete Salzlager befinden. In der Nähe dieser der mittlern Tertiärformation angehörigen und im Wesentlichen aus Salzthon, Mergeln und Sandstein bestehenden Hügel befinden sich Durchbrüche eines ältern Eruptivgesteins, einer Art Grünstein (eine genauere mikroskopische Untersuchung hat noch nicht stattgefunden), welches das Material zu den Steinwerkzeugen lieferte. Es sollen in der Nähe von Taudeni uralte Mauerreste sein, aus Salzthon hergestellt, selbst bearbeitetes Holz soll vorkommen, wie man auch verschiedene Schmuck- und Industriegegenstände gefunden haben will. Die Führer der Salzkarawanen aus Arauan und Timbuktu finden bei Taudeni hin und wieder Steinwerkzeuge und bringen dieselben ihren Frauen, fast ausschließlich Negerinnen, mit, welche dieselben in der Hauswirthschaft zum Zerreiben und Zerstampfen von Korn u. s. w. heute noch verwenden. Meine drei Exemplare habe ich von Frauen in Arauan erhalten.“ Ich füge dem noch hinzu, daß die Steinbeile von Taudeni jenen, die Winwood Reade an der Guineaküste fand, außerordentlich gleichen. (Siehe unten.)

Geographisch mitten hinein in diese beiden Funde fallen jene, die wir jetzt aus der algerischen Sahara und aus dem Magreb kennen. Die zahlreichen Dolmen, Menhirs, Steinkreise, Steingräber, Näpfchensteine in Algerien haben längst die Aufmerksamkeit erregt, sind vielfach geschildert und auf ihren Ursprung untersucht worden, sie sind aber zum Theil in historischer Zeit entstanden und gehören nicht in den Kreis unserer Betrachtung. Auf phönizische Anregung geht allerdings bei ihnen nichts zurück, wenn auch phönizische und römische Einwirkungen bei ihnen konstatirt werden können. Diese Denkmäler repräsentiren verschiedene Zeitperioden und sind vielleicht erst durch den Islam verdrängt worden, denn in den Gräbern werden neben Funden der Bronzezeit solche aus nachchristlicher Zeit gemacht[1]).

Unzweifelhaft prähistorische Steingeräthe hat vor längerer Zeit schon Verbrugger am Tschelef Aures in Algerien, Chypin an den Schotts der Provinz Oran gesammelt[2]). Abbé Richard, der bekannte Quellenfinder, wies schon 1867 bei Ain el Assafia in der Sahara von Laghuat ein „Aetiet“ nach[3]). Ganz neuerdings (Winter 1880 bis 1881) hat derselbe Forscher Steininstrumente aus der Gegend von Tmuis, Karthago, Biserta, Susa, an den Ufern der Medjerdo und bei Monastir gefunden. Es sind meistens dicke Aexte und Messer aus kieselgem Kalkstein, einige aus Sandstein, keins poliert. Zu Dornsa bei Bona fand er eine sehr hübsche Art und ein Messer bei den sogenannten numidischen Gräbern[4]). Nähere Angaben fehlen noch.

Die Provinz Oran und der westliche Theil Marokkos wurden von Dr. Bleicher im prähistorischen Interesse durchsucht; namentlich erscheint die Umgegend von Tlemsen reich an Spuren der paläolithischen Zeit, denn die Stationen, welche Bleicher fand und die aus Kalkkieseln und Kieselsandstein bestehen, zeigen den bekannten, sehr alten Typus von St. Acheul. Außerdem entdeckte er Geräthe aus polirtem Stein, Knochenreste von Thieren und Töpferwaaren. Letztere Funde aber reichen in eine verhältnißmäßig junge Zeit

[1]) Verhandl. d. 11. Versammlung d. deutschen Anthropologen zu Berlin 1880, S. 142.

[2]) Correspondenzblatt 1879, S. 136.

[3]) G. Rohlfs, Kufra, Leipzig 1881, S. 333.

[4]) Mitth. d. Afrikan. Ges. in Deutschland II, 232.

[5]) Vergl. Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit I, S. 86, Fig. 97, 98.

[1]) Die Literatur über diese megalithischen Bauten Nordafrikas findet sich zusammengestellt bei D. Meltzer, Geschichte der Karthager I, 434. (Berlin 1879.)

[2]) Bull. soc. d'Anthropol. 1881, p. 125.

[3]) Congrès international d. sciences anthropol. de Paris 1878. Séance du 21 août.

[4]) Bull. soc. d'Anthropol. 1881, p. 168.

Digitized by Google

herauf, da die Töpfergeschirre Bemalung zeigen. Das alles fand sich in Höhlen, die noch einer besondern Ausbeutung harren.

Auch in Marokko hat Dr. Bleicher die Spuren des primitiven Menschen nachgewiesen. Zahlreiche Feuersteinmesser und Pfeilspitzen finden sich in dem Allwinnm der Herkulesgrotten. Aber auch diese Feuersteingeräthe reichen in nicht allzualte Zeit hinauf, da das Töpfergeschirr, welches zugleich damit vorkommt, auf der Drehscheibe hergestellt ist und außerdem Bronzenägel dabei gefunden werden. Bei den Grotten liegen Gräber, in welchen die Leichen in zusammengekauerter Stellung (wie bei den Guanchen der Canarien) beigesetzt wurden. Bleicher nimmt an, daß die Besitzer der von ihm gefundenen Waffen auch die Erbauer der Tumuli von Kaör-el-Kebir waren [1].

Das Vorkommen paläolithischer Geräthe in Nordafrika bestätigt auch Lubbock; er fand bei Koléa, nicht fern von der Stadt Algier, nördlich von dem unter dem Namen Tombeau de la chrétienne bekannten Monument, ein $4^1/_2$ engl. Zoll langes, 2 Zoll breites oben zugespitztes Feuersteingeräth vom St.-Acheul Typus [2].

Die Hauptstunde, denen wir uns jetzt zuwenden, liegen weiter im Süden, in der algerischen Sahara, wo sie noch unter 27° nördl. Br. beobachtet wurden. Schon 1876 hatte Fernand Foureau in der Umgegend von Wargla (32° nördl. Br.) gut gearbeitete mit Widerhaken versehene Pfeilspitzen aus Feuerstein entdeckt und nach Paris eingesendet [3], aber erst den Expeditionen, die zur Aufsuchung einer Trace für die Saharaeisenbahn ausgeschickt wurden, blieb es vorbehalten, Näheres über die ungemein zahlreichen Steingeräthe der Sahara zu erkundigen. Es sind die Herren Dr. Weißgerber und Rabourdin, welchen die prähistorische Wissenschaft hier zu Dank verpflichtet ist.

Dr. Weißgerber gehörte der Expedition an, welche 1880 unter der Leitung Choisy's die Routen von Laghuat nach El Golea und von Biskra nach Wargla zu untersuchen hatte, ein Gebiet, das zwischen 35° und 30° nördlicher Breite fällt. Von Laghuat ausgehend traf man an dem Brunnen von Zebbacha (33° nördl. Br.) auf die ersten zugehauenen Silexstücke. Auf dem Kalkplateau, welches zwischen der Sebcha des Mzab im Osten und dem el Loua im Westen sich erstreckt, findet man zahlreiche kleinere und größere Wasserbecken mit einiger Vegetation, und diese Stellen sind besonders reich an Feuersteinschlagstücken. Das erste Atelier traf Weißgerber 30 Kilometer südlich von Zebbacha. Les éclats de silex sont toujours très nombreux, on n'a pour ainsi dire qu'a se baisser pour en ramasser.

Die nächste Entdeckung, welche dieser Expedition vorbehalten blieb, war die Auffindung eines Cromlech im Thal von Ain Massine. Er besteht aus mehreren konzentrischen Kreisen von rohen Steinen, die jeder etwa einen halben Cubikmeter halten, und liegt auf einem elliptischen Tumulus von 50 Meter Länge und 30 Meter Breite. Dieser Cromlech ist der erste, welcher so weit südlich (32° 30′ nördl. Br.) aufgefunden wurde. Zeit zu Ausgrabungen blieb der Expedition nicht. Auf dem ganzen weitern Wege bis El Golea (30° 30′ nördl. Br.) wurden die geschlagenen Feuersteine gefunden, angenommen auf dem steinigen Plateau der Hammada und in den Dünen. Bei El Hassi entdeckte sie Weißgerber in den 50 Centimeter starken Gipsablagerungen einer Quelle; auch bei El Golea sind sie häufig. Sie fehlen dagegen zwischen El Golea und Wargla. Wargla selbst ist

[1] Revue d'Anthropologie 1880, p. 292.

[2] Journ. Anthropol. Instit. X, 317. Mit Abbildung auf Tafel 16 (1881).

[3] Bull. soc. d'Anthropol. 1877, p. 563 mit Abbildungen.

une vraie carrière de pointes de flèches; auch der Ued-Rir ist reich daran. Alles das deutet auf eine einst weit zahlreichere Bevölkerung der algerischen Sahara hin, als dieselbe gegenwärtig ist, und Weißgerber nimmt eine Veränderung der klimatischen Verhältnisse an, in Folge deren das Land verödete.

Die zahlreichen Funde des Dr. Weißgerber, welche im Museum der Pariser anthropologischen Gesellschaft hinterlegt sind, besitzen in größeren und kleineren, verschiedenartig geformten Pfeilspitzen; namentlich die kleinen sind sehr sorgfältig und regelmäßig gearbeitet. Die Güte der Arbeit nimmt von Norden nach Süden zu ab. Tagegen sind die Geräthe, die bei El Hassi, bei Hassi-Scharef und El Golea gefunden wurden, ziemlich plump, während die Pfeilspitzen von Wargla sich wiederum durch große Feinheit der Arbeit auszeichnen. Die Formen sind ganz die gewöhnlichen, bei uns bekannten. Außer den Pfeilspitzen kommen Schraper und Späne vor. Im Ued-Rir nahe bei Tuggurt fand Weißgerber das Fragment einer Lanzenspitze. Das Material zu diesen Feuersteingeräthen war überall bodenständig zur Hand und brauchte nicht erst aus der Ferne herbeigeschafft zu werden.

Von El Golea zog die Expedition in nordöstlicher Richtung auf Wargla. Unterwegs, bei Moranem, stieß Weißgerber auf ein sehr ausgedehntes Silex Atelier, von 2 bis 3 Hektaren Umfang. Trotz alles Nachsuchens konnte er jedoch kein einziges Feuersteingeräth finden, wahrscheinlich weil die Oertlichkeit von den Offizieren der andern Expedition abgesucht worden war.

Diese zweite Expedition, auf welche hier angespielt ist, war jene des Oberst Flatters, bei der sich Lucien Rabourdin als Erforscher der prähistorischen Verhältnisse befand. Sie begab sich über Biskra und Tuggurt nach Wargla. Rabourdin hat die große Anzahl von 367 Feuersteingeräthen mitgebracht und im Museum von St. Germain hinterlegt; sie stammen von 18 auf einer Karte genau verzeichneten Fundstätten, welche sich zwischen Wargla in 32° nördl. Br. und Ain-el-Hadjadj in 27° nördl. Br. zumeist in dem großen von Nord nach Süd ziehenden Ued Igharghar finden [1]. Folgen wir der Expedition auf ihrem Zuge von Nord nach Süd. Ngonça, 6 Kilometer nordwestlich von Wargla, zeigte das erste Atelier, ausgezeichnet durch eine große Menge vorzüglich gearbeiteter Pfeilspitzen und Feuerstein; es ist den Arabern seit langer Zeit schon bekannt und der Agha von Wargla besitzt stets einige der Pfeilspitzen, welche er durchreisenden Franzosen zum Geschenke macht. Rabourdin sammelte hier 69 Stück, darunter Späne von 5 bis 6 Centimeter Länge und Pfeilspitzen verschiedener Art, auch solche mit Widerhaken. Araber sowohl als Touareg wußten über den Ursprung der Geräthe nichts weiter anzugeben, als daß sie von den Dschin (Geistern) stammten.

Hassi el-Mehsira (31° 30′) war der zweite Fundort, wo ganz ähnliche Stücke wie bei Wargla entdeckt wurden. An den Brunnen von Rhatmaia (31°), dem dritten Fundorte, ist eine Fläche von etwa 4 Quadratkilometer mit geschlagenen Feuersteinen bedeckt. Dieses große Atelier ist dadurch interessant, daß hier die Geräthe nach ihrer Form klassificirt liegen, also die Messer an einem Platze, die Schraper an einem andern, die Pfeilspitzen an einem dritten. Prähistorische Arbeitstheilung! 137 Objekte wurden hier die Beute Rabourdin's. Zu den schon erwähnten Formen kommen noch Sägen, Nuclei, Wurfspeerspitzen und einige nicht bestimmbare Instrumente hinzu. Außerdem einige

[1] Les âges de pierre du Sahara central par L. Rabourdin. Bull. soc. d'Anthropol. 1881, p. 115 nebst Karte.

Digitized by Google

Funde, die von ganz besonderer Wichtigkeit sind, nämlich eine Kaurischnecke, Fragmente von Straußeneiern, und das Bruchstück einer polirten Axt aus Nephrit. Letztere ward nicht fern vom Brunnen mitten zwischen den geschlagenen Feuersteinen gefunden. Sie ist flach, etwa so groß wie die halbe Hand und stark abgenutzt. Der Nephrit ist grün und gleicht jenem von Neu-Seeland. An diesen Fund, dessen Vorkommen hier sich nach meiner Ansicht am natürlichsten auf dem Handelswege erklärt (wie anderwärts), knüpft Rabourdin gleich ausschweifende Hypothesen; er bringt ihn mit den Fellata in Verbindung, welche er aus Malaisien einwandern läßt ꝛc. ꝛc. Es verlohnt sich nicht der Mühe, weiter auf diese wilden Hypothesen einzugehen.

Die vierte Fundstätte, Gurd Boukloula (30° 30′), lieferte 12 Objekte; etwas weiter südlich bei Ain-Taiba liegen die fünfte und sechste Fundstelle, welche 9 resp. 33 Gegenstände von der gleichen Beschaffenheit wie die früher erwähnten ergaben.

Zwischen dem 29. und 30. Grade nördl. Br. liegen die siebente und achte Fundstelle, jede lieferte aber nur ein einzelnes Objekt; erst weiter südlich (28° 50′) fanden sich bei Hassi-Mouiley-Natallah zwei große Ateliers, die 50 resp. 20 Gegenstände ergaben.

Die elfte Fundstelle, El Beyyodh (28° 30′), lieferte 20, die zwölfte, Timassinium (28°), nur einen einzigen Gegenstand; die dreizehnte, Gar el Beidha (27° 50′), zeigte zuerst einen neuen Typus; hier traten nämlich große Aexte aus tiefsteinchem Sandstein vom Chelles-Typus auf; sie sind sehr häufig, so daß Rabourdin in einem Umkreise von 5 Metern sechs Stück fand. An der 14., 15. und 16. Fundstelle, alle zwischen 28° und 27° nördl. Br. gelegen, wiederholten sich diese Funde von Aexten; an der 16. Fundstelle bestand die einzige dort gefundene Art aus Basalt. Eine Feuersteinspitze und ein verrieptetes Messer aus demselben Material, noch südlich des 27. Grades gefunden, waren die letzten prähistorischen Errungenschaften Rabourdin's. Der Punkt, wo er das Messer fand, heißt Ain el Hadjadj. Auch Rabourdin zieht, wie Weißgerber, aus seinen zahlreichen Funden die Folgerung, daß die centrale Sahara einst dicht bewohnt war, und gleich jenem konstatirt er eine Abnahme in der Feinheit der Ausführung der Geräthe von Nord nach Süd.

3. Ober-Guinea.

Anderweitige Funde von alten Steingeräthen sind von der Küste Oberguineas bekannt geworden, und zwar datirt die Kenntniß derselben schon aus dem Beginne unseres Jahrhunderts. Der dänische Geistliche Monrad, welcher als Missionär an der Goldküste lebte, meint, indem er von den heutigen Waffen der dortigen Neger spricht, daß in der Vorzeit andere Waffen in Afrika in Gebrauch gewesen sein müssen. „Man findet wenigstens da eine Art Steine, welche darauf hindeuten. Sie sehen aus wie Serpentin und sind, wie es scheint, gut polirt, keilförmig oder rund und am Ende flach zugespitzt. Vermuthlich sind sie, wie Streitäxte, an einem Stiel befestigt gewesen. Die Neger nennen sie Fetischsteine und glauben, daß derjenige, der einen solchen besitzt, einen starken beschützenden Fetisch habe“ [1]). Das Berliner ethnographische Museum besitzt etwa ein halbes Dutzend solcher Steinbeile „aus Aschanti“, auf welche Prof. Bastian die Güte hatte mich aufmerksam zu machen.

Dieses Vorkommen von Steingeräthen an der Guineaküste, speciell an der Goldküste, ist neuerdings von dem bekannten Afrikareisenden Winwood Reade bestätigt worden [2]). Er fand dieselben bei Atropongo und Aburri, 1500 Fuß über dem Meeresspiegel, und bei Odumasie am Voltafluße. Nicht selten kommen diese Geräthe nach Regengüssen zum Vorschein und werden, da der Regen gewöhnlich von Blitz und Donner begleitet ist, als Donnerkeile und Gottesgabe bezeichnet — eine überaus weit verbreitete Anschauung, die in Europa wie in Asien mit vorgeschichtlichen Steingeräthen verknüpft ist. Abgeschabte Theilchen der Steingeräthe werden von den Negern als Medicin genossen. Was die Geräthe selbst anbelangt, so ist keines derselben aus Feuerstein (aber das Material, aus dem sie bestehen, ist auch nicht angegeben); einige Stücke gleichen den bekannten Steinäxten, wie sie auch bei uns vorkommen und die in der That kosmopolitisch sind. Sie sind klein, nur zwei bis drei englische Zoll lang und zeigen einen abgeplatteten, fast elliptischen Querschnitt. Die Mehrzahl der Axtformen aber zeigt einen runden Querschnitt. Auch durchbohrte Quaxtkeile von $1^3/_4$ Zoll Durchmesser kommen vor, die vielleicht als Amulett getragen wurden. Ueber die Zeit, wann diese Steingeräthe im Gebrauch waren, läßt sich nichts sagen; es fehlt sogar an Traditionen über dieselben, daß sie aber alt sind, darauf deutet schon die Tiefe, in welcher sie gefunden wurden.

4. Südafrika.

Die ersten Steingeräthe aus dem Kaplande wurden von Vaughan Dale zwischen der Tafel- und False-Bay im Distrikte gesammelt [3]). Sie bestehen aus grobem Quarzit, sind roh gearbeitet, ohne Politur, 1 bis 5 englische Zoll lang, aber unzweifelhafte Artefakte. Die meisten sind flache, oft zugespitzte Stücke, einzelne von Schraperform, wie die rohen europäischen Formen. Auch rohe Pfeilspitzen sind darunter vertreten, jedoch ohne Widerhaken.

Nachdem so auch hier das Eis gebrochen war, mehrten sich die Funde. Thomas Holdin Bowker zu Tharfield in Lower Albany meldete [4]), daß alte feinerne Pfeil- und Speerspitzen nicht nur im Kaplande in der Gegend von Tharfield bis East London, sondern auch im Oranje-Freistaat gefunden wurden. Auch einige flache rundliche, etwa einen Zoll im Durchmesser haltende Objekte wurden entdeckt, die der Autor für Kiervathe ansieht, welche im Chriäppchen getragen wurden. „Eine merkwürdige auf diese rohen Waffen bezügliche Thatsache erregte meine Aufmerksamkeit, nämlich, daß kein südafrikanischer Stamm im Gebrauche derselben betroffen wird, selbst nicht, als sie von den ersten Europäern besucht wurden; auch tief im Innern sind Steingeräthe unbekannt.“

Weitere Sendungen von Kap-Steingeräthen, welche in die Hände von Sir John Lubbock gelangten [4]), waren gleichfalls sehr roh in der Ausführung; es sind lauter „Speerspitzen“, die größte $4^1/_2$ englische Zoll lang, $1^1/_2$ breit und mit schief-rautenförmigem Querschnitt, das Material Feuerstein.

Endlich hat Langham Dale seine Forschungen fortgesetzt und eine große Anzahl neuer Lokalitäten aus Südafrika

[1]) H. E. Monrad, Gemälde der Küste von Guinea. Aus dem Dänischen. Weimar 1824. S. 118 Anmerkung.

[2]) Journ. Anthropol. Institute I, Appendix p. XCIV. Tafel I. Fig. 4, und Tafel 2.

[3]) Journ. Ethnolog. Soc. New Series 1, 51 (1869), nebst Tafel.

[4]) Journ. Ethnolog. Soc. New Series II, 39 (1870), und Tafel I.

[4]) Journ. Anthropol. Institute I. Appendix XCII, and Tafel I. Fig. 1 und 2.

Digitized by Google

bekannt gemacht, an welchen Steingeräthe vorkommen [1]). Die Mehrzahl dieser Geräthe besteht aus zugespitzten, speerförmigen Platten, wie sie schon Lubbock beschrieben hat. Eine Ausnahme in der neuen Sammlung L. Dale's bildet ein polirter Steinkeil aus einer Art Grünstein von verlängert keilförmiger Gestalt, 5,8 englische Zoll lang, 1,1 breit, und an einem Ende 1 Zoll dick. Alle diese Geräthe wurden auf dem natürlichen Boden gefunden, der nirgends gestört ist. Neben den fertigen Objekten liegen Späne, Abfälle und unvollendete Geräthe umher. Dale erwähnt auch Speerspitzen, Pfeilspitzen, Schleudersteine, Kornreiber, Schraper, Meißel. Als Fundorte nennt er die Cape-Flats bei der Kapstadt, Cast London in Britisch Kaffraria, das westliche Ufer des Kahoon 1½ Miles von seiner Mündung ins Meer, Pamure an der Mündung des Buffalo, Cape Henderson am Kei River, Klip River Spruit in der Albert-Division, die Gegend zwischen Queenstown und Dordrecht, die Mündung des großen Fischflusses und die Ufer des Oranjeflusses.

Die Steingeräthe sind also im Kaplande sehr verbreitet. Ob sie von einer Race herstammen, die vor Hottentotten und Kaffern im Lande saß, wie Dale meint, läßt sich nicht beweisen. Man kann gerade so gut annehmen, daß sie der Nachlaß dieser Völker sind aus einer Periode, in welcher ihnen der Gebrauch des Eisens noch unbekannt war.

Die ausführlichste und eingehendste Arbeit über das Steinzeitalter Südafrikas verdanken wir ganz neuerdings W. D. Gooch [2]), der als Eisenbahningenieur in Natal angestellt und, mit den einschlägigen Verhältnissen Europas wohl vertraut, eine systematische Beschreibung der prähistorischen Funde Südafrikas unter Berücksichtigung der geologischen Verhältnisse des Landes gab. Das Gebiet, welches er beschreibt und für welches er die Steinzeit schlagend nachweist, umfaßt das ganze Land südlich vom Oranjeriver und im Osten bis zur Delagoabai, ja an der Ostküste sind Funde von Steinartefakten noch bei Mosambique und Inhambane gemacht worden. Neu sind die wurfscheibenartigen, durchbohrten Geräthe aus hartem, polirtem Schiefer, die vielleicht als Schlagringe oder auf Stöcke gesteckt als Keulen benutzt wurden. Sie kommen in Victoria County, Natal, vor; ferner die durchbohrten 2 bis 7 Pfund schweren, aus Quarzit, Schiefer oder Sandstein bestehenden Steine, die wohl als Keulenknopf dienten und sich buchweise an der Kalkbai auffinden lassen, auch in den Hottentottenbergen im Upper Beldt und bis zu den Drakenbergen hier häufig vorkommen. Gooch beschreibt und bildet ab auch unpolirte Celte von roher Form, den paläolithischen Exemplaren Europas gleichend; gut geformte Wurfgeschoßspitzen aus den Cape Flats; Pfeil- und Lanzenspitzen, Aexte, Hämmer, Schaber, Messer, Keile, Sägen, Mörser und Reibsteine. Sowie bei uns in Europa fand Gooch die prähistorischen Geräthe in Höhlen, Küchenabfällen, im Alluvium und Diluvium. Auch dort in Südafrika ist der Mensch zuerst als Troglodyt aufgetreten, auch dort hat er Küchenmöddinger aus Austernschalen aufgehäuft, in denen er seine Steingeräthe hinterließ. Für den östlichen Theil des Kaplandes und Natals deutet dieses auf eine Race hin, welche von den jetzt dort wohnenden Kaffern und Zulus verschieden gewesen sein kann, da diese Völker keine Mollusken verzehren. Gooch hat ferner gezeigt, daß sich fünf verschiedene Perioden im Steinzeitalter Südafrikas unterscheiden lassen, deren Grenzen uns allerdings nicht immer scharf gezogen erscheinen. Wir haben aber ausgesprochen paläolithische und neolithische Geräthe und Waffen. Selbst den Chalcedon verstanden die primitiven Menschen Südafrikas zu verarbeiten, gut polirte Waffen kommen vor und ornamentirte ungebrannte Töpferprodukte sind dort gefunden worden, deren Ornament die Nachahmung von Flechtwerk zeigt.

[1]) Journ. Anthropol. Institute I, 345 (1872).
[2]) Journ. Anthropol. Instit. XI, 124, und Tafel 8 bis 15.

5. Somal-Land.

Nach den Mittheilungen, welche der Reisende George Revoil an die Pariser Anthropologische Gesellschaft gemacht hat [1]), kommen im Lande der Medschertin-Somal, nahe dem Kap Gardafui, geschlagene Silexstücke und zahlreiche Tumuli sowohl am Meere als auf den Höhen im Innern vor, deren Ursprung die Somal den Galla zuschreiben. Eine Bestätigung für diese kurze Angabe Revoil's finde ich in einer steinernen Pfeilspitze, die Graf Zichy bei Berbera an der Somalikülte fand und die im Berliner ethnographischen Museum aufbewahrt wird.

6. Centralafrika.

Ob am Tanganjikasee Steingeräthe vorkommen, muß sich entscheiden, wenn die vom Marineoffizier E. C. Hore dort aufgelesenen Steine näher untersucht sind. Er schreibt [2]) über dieselben: „Die Steine wurden mir von Mr. Hutley gegeben, welcher sagt, daß sie von Zeit zu Zeit von den Eingeborenen gefunden würden, namentlich an seichten Stellen des Sees, zuweilen auch am Gestade. Sie scheinen völlig unmöglich über die Herkunft dieser Steine zu sein, betrachten sie aber mit Ehrfurcht als Stellvertreter oder Boten von ihren verstorbenen Vorfahren, häusen sie in kleinen Hütten oder Körben auf, die sie sorgfältig vor Schaden bewahren. Der einzige Gebrauchsnutzen, den ich an diesen Steinen entdecken kann, ist der, daß sie als Stockbeschwerer bei der Feldarbeit ähnlich wie bei den Hottentoten dienten, doch die Eingeborenen wissen nichts von ihrem frühern Gebrauche." Oder waren es Netzsenker?

[1]) Bulletins derselben 1881, S. 166.
[2]) Proc. R. Geogr. Soc. 1882, p. 7.

7. Ueberblick.

Obwohl erst dreizehn Jahre darüber vergangen sind, seit zum ersten Male von einer Steinzeit Afrikas die Rede war, ist dieselbe heute doch im Norden und Süden des Kontinents fest konstatirt. In Marokko, Algerien, Tunis und Aegypten ist dieselbe nachgewiesen, in der Sahara von 5° westl. L. bis 25° östl. L. v. Gr. Als vereinzelte Vorposten, auf weitere Entdeckungen deutend, stehen noch die Goldküste und das Somalkästenland da. An der Ostküste sind Mosambique und Inhambane isolirte Fundstätten, während die ganze Südspitze ein reiches Feld für die Ueberreste der Steinzeit ist. Wo, wie in Algerien und im Kaplande, Europäer herrschen und als Kolonisten dauernd sich aufhalten, da haben sich die steinernen Zeugen dahingegangener Völker binnen Kurzem auffällig gemehrt; es erlaubt dieses den Schluß auf weitere umfassende Entdeckungen in den jetzt sporadisch besuchten Theilen des dunklen Kontinents. Je mehr aber unsere Reisenden anthropologisch geschult hinausziehen, desto mehr werden sich, das steht mit Sicherheit zu erwarten, die Lücken der prähistorischen Karte Afrikas füllen.

Wie bei uns in Europa zeigen die Steinfunde Afrikas auch deutliche Entstehung in verschiedenen Epochen; alte Geräthe vom Typus der Driftfunde und neuere, polirte,

Digitized by Google

aus späteren Zeiten mit verschiedenen Uebergängen sind vertreten. Wunderbar ist die Uebereinstimmung nach Material und Form der afrikanischen mit den europäischen Geräthen und Waffen; dieselben Aexte, Schaber, Meißel, Speer- und Pfeilspitzen, die Sägen, Späne und Nuclei werden gefunden; auch die Ateliers sind vorhanden und von Material wird, wie anderwärts, der Feuerstein bevorzugt wegen seiner Härte und leichten Bruchfähigkeit. Daneben sind Basalte, Grünstein, kieselreiche Sandsteine u. s. w. benutzt. Ausnahmsweise zeigt auch auf Afrikas Boden sich der Nephrit [1])

und stellt auch dort die Frage nach seinem Ursprungsglaube wie in Europa oder Amerika.

Auch in Afrika beantworten uns die Funde der Steinzeit die Frage nach dem Kulturzustande der Völker, von denen sie herrühren, während wir auch hier nur mangelhaft diese Völker selbst zu bestimmen vermögen. Im Norden werden es wohl die Vorfahren der berberisch-libyschen Nationen gewesen sein, denen die Steingeräthe zu danken, während im Süden manches darauf hindeutet, daß dieselben von den Vorfahren der heutigen Sân stammen. Für die Sahara endlich ergiebt sich aus dem massenhaften Vorkommen der Steinobjecte in heute völlig öden und wüsten Gegenden der gleichzeitig und unabhängig von verschiedenen Forschern gezogene Schluß, daß dieselbe einst bewohnte, bewohnte Region gewesen, und erst später unter ungünstigen klimatischen Aenderungen theilweise wenigstens ihre heutige traurige Gestalt angenommen hat.

[1]) Vielleicht ist der von Rabourdin in der algerischen Sahara entdeckte Nephrit nicht der einzige Fund dieser Art, wie aus der folgenden gütigen Mittheilung des Herrn Dr. O. Lenz an mich hervorgeht: „An Tafolo (Kaka) südlich von Timbuktu, schon im Bambaragebiet, genoß ich die Gastfreundschaft eines arabischen Scherifs, dessen Vorfahren früher mit vielen anderen Arabern aus Marokko in jene Gegenden ausgewandert waren, und dieser Mann besaß eine kleine höchst merkwürdige Tabakspfeife. Dieselbe hatte vollständig die Form, wie sie heute noch üblich ist, der Kopf aber bestand nicht aus schwarz gefärbtem Holz, mit eingelegten kleinen silbernen Ringen, wie jetzt üblich, sondern aus Stein. Der Mann legte hohen Werth auf die Pfeife und gab mir dieselbe sogar unsern in die Hand, geschweige, daß er mir dieselbe verkauft hätte, da er sie von seinem Großvater geerbt habe, der dieselbe einst auf einer Handelsreise nach Norden zu in der Wüste gefunden hat. Der Stein machte mir, trotz der nur flüchtigen Besichtigung, den Eindruck von Nephrit."

Nekrologe.

II.

— Emile Popelin, belgischer Generalstabs-Hauptmann und Führer der zweiten belgischen Expedition nach Afrika, starb im Alter von 34 Jahren im Sommer 1881 (Ort und genaue Zeit sind uns noch unbekannt). Er war geboren 7. December 1847 zu Mons. 1879 übernahm er den Auftrag, eine Station in Niangwe am Congo zu gründen, ohne gerade für dieses System sehr begeistert zu sein. Auf dem Marsche nach Tabora hatte er, angeblich in Folge seiner Körperfülle, viel zu leiden, triumphirte aber zunächst über das Fieber, um ihm später doch zu erliegen, und zwar ehe es ihm gelang, die geplante Station im Westen des Tanganikasees anzulegen, und nicht lange vor dem Zeitpunkte, an welchem er nach Europa zurückkehren sollte.

— Carl Arendts, geboren 15. Juli 1815 zu Ingolstadt, gestorben 12. October 1881 zu Possenhofen. Er studirte besonders Mineralogie und Geologie in München und Erlangen und war 1847 bis 1874 Professor der Geographie und Naturgeschichte an der bayerischen Militärbildungsanstalt. 1869 begründete er die Geographische Gesellschaft in München, bearbeitete die fünfte und sechste Auflage von Bahl's Allgemeiner Erdbeschreibung (2 Bde., 1870 bis 1878) und redigirte die ersten drei Jahrgänge der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik". Außerdem verfaßte er eine Anzahl von für Lehrzwecke bestimmten Büchern und Kartenwerken.

— Paul Günther Lorentz, deutscher Botaniker, der sich durch Reisen in der Argentinischen Republik, wo er als Professor an der Universität Cordova angestellt war, Verdienste erworben hat, starb am 5. November 1881 in Concepcion del Uruguay. Er war der Erste, welcher die Vegetationsverhältnisse der Republik systematisch erforschte; seine Reisen betrafen namentlich den Norden und die Provinz Entre Rios. Unter anderm verfaßte er für R. Napp's „Die Argentinische Republik" den Abschnitt „Vegetationsverhältnisse Argentiniens" (a. a. O. S. 86 bis 149, mit zwei Karten) und viele Beiträge zu der leider eingegangenen „La Plata Monatsschrift".

— Karl Ferdinand Peters, österreichischer Geologe, geboren 13. August 1825 im Schlosse Liebshausen (Kreis Laun im nordwestlichen Böhmen), gestorben 7. November 1881 am Rosenberge bei Graz. Er studirte in Prag und Wien Medicin und wurde Anfangs der fünfziger Jahre Assistenzarzt am allgemeinen Wiener Krankenhause, beschäftigte sich aber von Jugend auf mit Geologie, machte neben seiner ärztlichen Praxis an der unlängst gegründeten geologischen Reichsanstalt Specialstudien und wurde endlich als Hilfsgeologe bei derselben angestellt. Als solcher entwarf er die Karte der krystallinischen Schiefergebirge der Nordalpen, lehrte dann 1855 bis 1861 mit großem Erfolge an der Pester Universität und leistete Bedeutendes für die geologische Erforschung Ungarns. Er durchforschte das Gebirge an der Gran, das Flußkirchner Gebiet und das siebenbürgisch-ungarische Grenzgebirge im Biharer Komitat. Seine 1861 in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienene Abhandlung über die Erzlagerstelle im Rezbanya wird als Muster einer montangeologisch-geologischen Untersuchung bezeichnet. 1861 mußte er indessen dem nationalen Drängen der Magyaren weichen; er ging an die Universität Graz, wo er bis zu seinem Tode wirkte. 1863 bereiste er die Dobrudscha; sein Buch „Grundzüge der Geographie und Geologie der Dobrudscha" (Wien 1867) ist neben „Die Donau und ihr Gebiet" (Leipzig 1875) seine bedeutendste Schrift. Bald nach seiner Rückkehr aus der Türkei überfiel ihn ein furchtbares unheilbares Rückenmarksleiden, das ihn fast ganz ans Zimmer fesselte; er ward sich nun auf die populäre Darstellung der Geologie,

Digitized by Google

worin er Meisterhaftes leistete. Seinen Vorträgen und Zeitschriftaufsätzen wird Gründlichkeit und Gediegenheit in Verbindung mit glänzender, leicht faßlicher Ausdrucksweise, ihm selbst große Vielseitigkeit nachgerühmt; er war außer in seinen Specialfächern auch in der Zoologie, Medicin und Kunstgeschichte zu Hause. Die physikalische Geographie suchte er auf geologischer Grundlage aufzubauen.

— J. W. Lewis, australischer Reisender, gestorben Mitte November 1881 in Cossack, einem kleinen Orte an der Nordwestküste der Kolonie West-Australien. Er betheiligte sich als Zweiter im Kommando an der Expedition, welche der Oberst Warburton im Jahre 1873 von Central-Australien aus in nordwestlicher Richtung durch das unbekannte westliche Australien führte, und rettete die durch Hunger und andere Leiden erschöpfte Gesellschaft, indem er mit den beiden letzten Kameelen vom Oakoverflusse aus bis an den 38 Meilen entfernten de Grey Fluß vordrang und von den dortigen Squattern Hilfe holte. In den Jahren 1874 und 1875 betraute ihn die südaustralische Regierung mit der Leitung einer Expedition, welche den Lake Eyre und die Umgebung in weiterm Umfange erforschen sollte. Lewis bewährte sich als ein vorzüglicher Forscher.

— Ami Boué, berühmter Geolog und einer der ersten Erforscher der europäischen Türkei, geboren 16. März 1794 zu Hamburg aus angeschener Refugiéfamilie, gestorben 21. November 1881 zu Wien. Er studirte in Genf, Paris, Edinburg, wo er 1817 zum Doktor der Medicin promovirt wurde, und Berlin Naturwissenschaften und unternahm, durch günstige Vermögensverhältnisse unterstützt, in der Zeit von 1812 bis 1839 eine Reihe von Reisen durch Großbritannien, Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Oesterreich und die Balkanhalbinsel (1836 bis 1838), wobei er besonders die Geologie im Auge hatte. Fast drei Jahrzehnte lebte er dann in Paris, wo er Sekretär und später Vicepräsident der dortigen Geologischen Gesellschaft war, und siedelte 1848 dauernd nach Wien über, in dessen Nähe, in Wöslau, er seinen stündigen Sommeraufenthalt nahm. In lateinischer, französischer, englischer und zuletzt meist deutscher Sprache hat er nahe an 300 größere und kleinere Werke und Abhandlungen geschrieben und Karten gezeichnet. Sein Hauptwerk ist „La Turquie d'Europe ou Observations sur la Géographie, la Géologie, l'Histoire naturelle, la Statistique, les Moeurs, les Coutumes, l'Archéologie, l'Agriculture, l'Industrie etc." (Paris 1840, 2 Bde.), welches in mehr als einer Hinsicht für die Kenntniß der südosteuropäischen Halbinsel grundlegend gewesen ist. Eine Ergänzung dazu ist der „Recueil d'itinéraires dans la Turquie d'Europe" (Wien 1850, 2 Bde.). Er war der Verfasser der ersten geologischen Karte von Schottland (1820); später veröffentlichte er diejenige von Europa (1827), von Siebenbürgen (1834), der europäischen Türkei (1840) und 1843 die erste geologische Weltkarte. Unter seinen nur handschriftlich hinterlassenen Werken sei ein serbisches Wörterbuch von 21000 Wörtern und eine Sammlung slavischer naturhistorischer Ausdrücke genannt.

— Adam Mc Call, englischer Missionar und Afrikareisender, starb am 25. November 1881, 31 Jahre alt, in Madeira auf der Rückreise vom Kongo. Er leitete seit 1880 die junge „Livingstone Inland Mission" und deren fünf Stationen am untern Kongo und war, von der Royal Geographical Society mit Instrumenten ausgestattet, weiter am Strome hinauf bis Manjanga (135 engl. Meilen unterhalb des Stanleypool) vorgedrungen. An die Kongomündung zurückgekehrt, wurde er krank und erlag in Madeira einer akuten Leberentzündung, wozu er wahrscheinlich auf seinen früheren Reisen im südlichen Afrika den Grund gelegt hatte.

— Johann Ludwig Krapf, der um die Geographie Ostafrikas verdiente Missionar, geboren 11. Januar 1810 zu Derendingen bei Tübingen, gestorben 26. November 1881 in Kornthal bei Stuttgart. 1837 bis 1842 wirkte er im Auftrage der Londoner Church Missionary Society in Ankober in Schoa und arbeitete dort an der Revision von Abu Rumi's amharischer Bibelübersetzung, welche erst 1879 erschien. 1844 bis 1853 war er in Mombas an der Küste stationirt und unternahm mit seinen Genossen Ehrhardt und Rebmann mehrere Reisen in das Innere, wobei er zuerst die Existenz des Njassasees und der ostafrikanischen Schneeberge feststellte (vergl. seine „Reisen in Ostafrika von 1837 bis 1853", Kornthal 1858, englische Uebersetzung London 1860 bis 1867). 1854 ging er wieder nach Abessinien, wurde von König Theodor des Landes verwiesen, kehrte aber 1867 als Dolmetscher der englischen Expedition nochmals dahin zurück. Von dieser Unterbrechung abgesehen, hatte er seit 1854 seinen Wohnsitz in Kornthal. Von großem Werthe sind auch seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten, wie „Vocabulary of six East African languages" — „Outline of the elements of the Kisuaheli language", seine Wörterbücher, Grammatiken und Uebersetzungen von Bibelstücken in die Sprachen der Galla, Wanika, Wakambani und Suaheli.

— Graf Murawiew-Amurski, russischer General, geboren 1809, starb in der Nacht vom 18. (30.) zum 19. November (1. December) 1881 zu Paris. Für die Kenntniß der nordöstlichen Gebiete Asiens ist er insofern von Bedeutung geworden, als er selbst nach seiner Ernennung zum Generalgouverneur von Ostsibirien ausgedehnte Reisen in den ihm anvertrauten Gouvernements machte, so namentlich im Jahre 1849 von Irkutsk über Jakutsk nach Ochotsk und von da zu Schiff nach Petropawlowsk zum Besuche Kamtschatkas. Von dieser Halbinsel kehrte er zu Schiff nach Ajan und von dort nach Jakutsk zurück. In den folgenden Jahren organisirte er die Ansiedelung der ostsibirischen Kosaken und war für die wirthschaftliche Hebung Ostsibiriens thätig. Gerade dabei erkannte er die Nothwendigkeit der Erwerbung des Amurgebietes und südlicherer, dem Handel zugänglicherer Küstenstriche für Rußland. Er führte im Jahre 1854 die Besitznahme aus mit einem Korps von 29 Offizieren und 862 Mann, das er zu Schiff die Küste entlang nach der Amurmündung führte und mit dem er den Russen den Weg zum freien Großen Ocean erschloß. Im Jahre 1858 unterzeichnete er selbst den Vertrag von Aigun, in welchem China das Amur- und Ussurigebiet an Rußland überließ.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von den durch prachtvolle Holzschnitte gezierten „Nordlandsfahrten“ (Leipzig, F. Hirt und Sohn. Vergl. „Globus“ XXXIX, S. 208) ist soeben die 16. Lieferung, die erste des dritten und letzten Bandes, erschienen (die beiden ersten Bände wurden zu Weihnachten 1881 abgeschlossen). Johannes Prölß ist es, der uns im 3. Bande zunächst die milde Südküste Englands vorführt, welche Thäler besitzt, wo neben anderen Pflanzen des mittägigen Europa selbst die Myrthe im Freien gedeiht und überwintert, und dann die weltberühmten Badeorte Margate, Hastings, Brighton, Seehäfen wie Dover und Portsmouth und die steilen Klippenränder von Kent und Sussex schildert.

— Vom statistischen Büreau in Sofia ging uns ein bulgarisch und französisch abgefaßtes Heft zu, die vorläufigen Resultate des Census vom 1. (13.) Januar 1881 enthaltend. Danach gab es an diesem Tage im Fürstenthume Bulgarien: 339 870 bewohnte Häuser, 349 905 Haushaltungen, 1 007 105 Civilsten, 16 625 Soldaten, 975 253 Frauen und im Ganzen Bewohner 1 998 983. In dem seitdem verstrichenen Jahre wird die Bevölkerung sich wohl um mehr als 1017 Seelen vermehrt und damit die runde Zahl von zwei Millionen überschritten haben. (Zur Vergleichung diene, daß am 1. December 1880 Württemberg 1 970 132 und die Provinz Westfalen 2 042 672 Einwohner zählten.)

Asien.

— Der „Lawlaz“ berichtet aus dem transkaspischen Gebiet: Unsere Offiziere reiten jetzt mit schwacher Begleitung ohne Gefahr im ganzen Lande wie zu Hause. Die 216 Werst lange Strecke von Kizil-Arwat, dem Endpunkte der Eisenbahn, bis Aschabad wird von den Soldaten mit einem Viergespann ohne Begleitung zurückgelegt, und dabei auf einigen Stationen in Teke-Dörfern übernachtet. Zur Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung werden Anstalten getroffen.

Die in Ausführung genommene weitläufige Befestigung von Aschabad ist im endgültigen Projekt erheblich eingeschränkt worden. Alle für die Offiziere und Beamten errichteten Bauten, etwa 300 an der Zahl, aus rohem Backstein hergestellt und ganz unansehnlich, erinnern stark an die Lehmbauten der Gouvernements Eriwan und Elizabetpol. Der Bazar wird von Persern, deren Land ja nahe liegt, mit Vieh, Holz und Lebensmitteln besucht. Gutes Rindfleisch kostet 12 Kopeken, Brot $2\frac{1}{2}$ Kopeken das Pfund; Butter würde billiger sein, ohne die Rinderpest im vergangenen Jahre bei den Achal-Teke und im benachbarten Persien. Sonst sind alle Waaren theuer, nur der Branntwein ist billiger geworden, einzig deshalb, weil zwei russische Unterthanen (ein Armenier und ein Deutscher) in den benachbarten persischen Orten Kutschani und Mahmudabad kleine Brennereien angelegt haben, wo sie aus Weintrauben Branntwein fabriciren; dadurch ging der Preis für die Flasche (butylka) auf 45 Kopeken zurück.

Die Tschomur-Teke, d. h. die seßhaften (im Allgemeinen nicht begüterten), sind in ihre Wohnsitze zurückgekehrt und gehen wieder auf Arbeit. Die Tschorwa, d. h. die nomadisirenden, sind zur Ueberwinterung nach den Brunnen in der Wüste abgezogen. Die Zahl der letzteren ist noch nicht bekannt. Die bekannte Bevölkerung des Zakaspischen Oblaß mit Mangitschlak wird auf 100 000 Seelen beiderlei Geschlechts veranschlagt. In die Teke-Dörfer sind auch die Armenier aus Astrachan und Kizljar zum Handelsbetriebe zurückgekehrt. Tokma-Sardar (der Vertheidiger von Gök-tepe) hat auf seinem Staumgute in Bami ein ordentliches Haus von fünf Zimmern nach russischer Manier erbaut.

Einer weiteren Mittheilung zufolge ist der Winter im Zakaspischen Gebiete ungewöhnlich streng, Schneemassen erschweren den Verkehr auf der Militär-Eisenbahn und versetzen die entfernteren Punkte der Teke-Oase in eine höchst peinliche Lage. Die Liege nach Persien, von wo aus Fischabad und die umliegenden Ortschaften fast mit allem Nöthigen versehen werden, sind so verschneit, daß es unmöglich ist durchzukommen.

— In der Verwaltungseintheilung des asiatischen Rußland werden hauptsächlich behufs besserer Regelung aller die Grenzbeziehungen zu China betreffenden Fragen, Einlassung des Generalgouvernements Turkestan u. l. w. im Laufe des Frühjahrs folgende Veränderungen eintreten: 1. Der Amur-Odlaß wird unabhängig von Irkutsk ein selbständiges Gouvernement mit dem Centralpunkte Chabarowka. Der Gouverneur bleibt zwar dem Generalgouvernement Ostsibirien unterstellt, erhält aber für die Entscheidung lokaler Fragen größere Befugnisse als die übrigen Gouverneure. 2. Der Oblaß Semirjetschensk wird mit dem Generalgouvernement Westsibirien vereinigt. 3. Die Gouvernements Tobolsk und Tomsk werden direkt dem Ministerium des Innern unterstellt.

(Nowoje Wremja vom 17. (29.) Januar).

— Zum Verkehr mit Kamtschatka erfährt die „Nowoje Wremja“ aus Petropawlowsk, daß die Nachricht vom Tode des Kaisers Alexander II. erst am 26. Juli (7. August) 1881 dort ankam. Die außerordentliche Beförderung dieser Nachricht war drei Kasaken anvertraut: der erste ging von Jakutsk bis Ochotsk, der zweite bis Gishin und der letzte endlich, der 2980 Werst zurückgelegt hatte, überbrachte die Botschaft, wurde aber von der langen und beschwerlichen Reise ernstlich krank. Die von aller Welt abgeschiedene Lage dieses Gebietes gestattet nur zweimal im Jahre die Ankunft einer Post: die eine kommt im März zu Lande aus Ochotsk, die andere mit etwas neueren Nachrichten bringt ein Dampfer, der einmal im Jahre folgende Reise macht: von Japan aus nach Wladiwostok, Petropawlowsk, Insel Schantar, Aian, Ochotsk, Bucht von Gishitkinsk und Tigil. Doch soll jetzt zwischen diesen Häfen eine regelmäßige, während der ganzen Schiffahrtsperiode dauernde, periodische Postverbindung eingerichtet werden.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen. — Richard Andree: Die Steinzeit Afrikas. II. — Nekrologe. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. (Schluß der Redaction 28. Februar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

II.

Der Punkt, von dem aus Charnay seine Nachforschungen zu beginnen gedachte, war das am westlichen Fuße des Popocatepetl belegene Dorf Amecameca. Bei einer Tour, die er vor 23 Jahren durch die Umgegend dieses Ortes gemacht, hatte ein günstiger Zufall ihn am Abhange des Pico del Fraile (Mönchsspitze) verschiedene merkwürdige Funde an Thongefäßen, Knochenresten u. s. w. thun lassen, welche auf das Vorhandensein eines alten Begräbnißplatzes an jener Stelle schließen ließen. Durch seine photographischen Aufnahmen der großartigen Gebirgslandschaft, sowie durch das Vorhaben einer Besteigung des Vulkans gänzlich in Anspruch genommen, hatte Charnay damals jenem Funde nur wenig Bedeutung beigelegt. Erst viel später und in weiter Ferne war er sich über die nützliche Wichtigkeit desselben klar geworden, und so hoffte er denn auch jetzt auf interessante Ergebnisse der Nachgrabungen, mit denen er das früher Versäumte nachzuholen gedachte.

Die neue Eisenbahnlinie Mexico-Morelos wurde wenige Tage nach des Reisenden Ankunft in der Hauptstadt dem Verkehr übergeben, und da sie, der Richtung der alten großen Straße fast genau folgend, auch Amecameca berührt, so befanden sich Charnay und seine drei Begleiter unter den ersten Passagieren, die sie benutzten. Diese drei Begleiter aber waren Don Lorenzo Perez Castro, ein mexicanischer Genieoffizier, den die Regierung der Republik dem französischen Gelehrten zur Ueberwachung und Unterstützung seiner Arbeiten beigeordnet hatte; ferner Herr A. Lemaire, ein junger französischer Topograph, und endlich Julian Diaz, der in Mexico engagirte Diener, ein ehrlicher und treuer Bursche, der nur leider für das bisher von ihm bekleidete Amt eines Kirchendieners bei weitem besser geeignet gewesen war, als für den neuen, seine geistigen Fähigkeiten weit übersteigenden Posten eines Reisemarschalls, Fourageurs, Kochs und wissenschaftlichen Assistenten in wilden, unwegsamen Gebirgsgegenden. Seine naive Hilflosigkeit in allen etwas schwierigeren Situationen sollte in der Folge noch oft Gelegenheit zu theils ergötzlichen, theils mehr oder minder ärgerlichen Zwischenfällen geben.

Der großartige Bahnhof der Linie Mexico-Morelos befindet sich in San Lazaro, dem ärmsten, elendesten und verrufensten Stadttheil von Mexico, der einen seltsamen Kontrast bildet zu der in seiner unmittelbaren Nähe am Kanal von Santa Anita sich hinziehenden anmuthigen Gartenvorstadt mit ihrem frischen Grün, ihren schattigen Bäumen, den Säulengängen vor den zierlichen Häusern und den zahlreichen Pulquerien von ungewöhnlich einladendem Aussehen. Und dürstig und arm wie die Umgebung des Abfahrtsortes ist auch die Landschaft, durch welche die Bahn führt. Ganz unmöglich erschien es Charnay, daß dies das reichbewässerte, fruchtbare, mit einer Menge volkreicher, glänzender Städte besetzte Land gewesen sein sollte, durch das Cortez auf einer breiten, von schattigen Bäumen eingefaßten Straße nach der Hauptstadt Montezumas gezogen war. Von den zahlreichen Wasserläufen, auf denen Tausende von leichten Barken und die anmuthigen Chinampas oder schwimmenden Inseln den Verkehr zwischen den Städten von Anahuac vermittelten, ist heute nichts mehr zu sehen. Eine weite, auf einer Seite

Digitized by Google

von einem stinkenden Graben begrenzte Sumpffläche zieht sich bis zu dem ausgetrockneten großen See, dessen mit einer Salzkruste bedecktes Becken eine Menge schlammiger Lachen enthält. Zur Rechten der Bahn zeigte sich die traurige Landschaft von zahlreichen Indianern belebt, die, in den sumpfigen Gräben umherwatend, mit kleinen Netzen eine besondere Art winziger Fische fangen, deren weißes, moorig schmeckendes Fleisch eben nur für den unverwöhnten Gaumen des indianischen Volkes ein Genuß sein kann. Der schroffe Peñon mit seinen Schwefelquellen bleibt zur linken Seite liegen; nirgends, so weit das Auge in dem breiten Thale reicht, ist ein Baum zu sehen: überall nur Schilf und Binsen. Selbst die verstreut aus der Ebene emporragenden vulkanischen Hügel, die Charnay noch vor 23 Jahren mit herrlichen Tannen und Eichen bestanden gesehen hatte, waren jetzt vollkommen abgeholzt, das Erdreich durch die winterlichen Regengüsse abgespült; aus den Spalten des bloßgelegten Felsens wuchsen stachlichte Kakteen, der Mehrzahl nach Opuntien. Solange die dem mexicanischen Volke leider zur zweiten Natur gewordene Verwüstung alles Baumwuchses sich noch hinter den Vorwand flüchten kann, daß für die Lokomotiven kein anderes Heizmaterial existirt, als das Holz der Bergwälder, werden, trotz allen Bemühungen der Regierung, die schönen Waldungen immer mehr verschwinden, um in den meisten Fällen öden Wüsten Platz zu machen. Erst nachdem Ayotla passirt ist, nimmt die Landschaft einen freundlicheren Charakter an. Gärten, kleine Olivenwälder, Aloe- und Maisfelder erfrischen das ermüdete Auge; am Horizont erheben sich die beiden mächtigen Schneegipfel des Iztaccihuatl und des Popocatepetl.

Kanal von Santa Anita. (Nach einer Photographie.)

In dem gebirgigen Terrain entfernt sich die Bahn stellenweise weit von der alten Straße, um endlich ganz von ihr abzugehen und die Richtung nach Süden einzuschlagen. Es war sieben Uhr Abends und bereits dunkel, als Charnay und seine Gefährten in Amecameca eintrafen, wo sie in einem Privathause ein Unterkommen fanden.

Das Dorf Amecameca liegt etwa 200 m höher als Mexico; seine frische, reine Bergluft, sein gesundes Klima machen es seit lange schon zu einem beliebten Sommeraufenthalt der wohlhabenden Einwohner der Hauptstadt. Die gut angebaute Umgegend liefert, Dank dem reichlichen Regenfalle, die vorzüglichsten Ernten. Ungemein häufig und ebenso heftig sind die Gewitter, die sich über dem Dorfe entladen, und so haben die Häuser auch hier nicht mehr das flache Dach, die beliebte azotea der Ebenen, sondern zeigen sämmtlich das schräge Schindeldach der Alpendörfer. Seinen Hauptreiz aber verdankt Amecameca seiner großartigen Gebirgsscenerie; im S.-O. steigt der mächtige Kegel des Popocatepetl mit seinem leuchtenden Schneegipfel zu 5410 m Höhe an; bis auf den gewaltigen, sporenartigen Felsvorsprung der Mönchsspitze fast ohne jede Abstufung. Auf der östlichen Seite des Dorfes aber behnen sich die großen Schneefelder des Iztaccihuatl weithin aus. Weniger hoch als sein gewaltiger Nachbar (er mißt nur 5000 m) ist dieser letztgenannte Berg doch bei weitem malerischer. Von zahlreichen Hügeln und Bergen, von schroffen Pics und durch tiefe Schluchten zerklüfteten Felsen umgeben, erhält er durch die sieben oder acht vorgelagerten Höhenstufen eine vielfarbige, reiche Umgürtung. Trotz all dieser Schönheit, trotz der täglich neuen Freude an den herrlichen, wechselnden Licht- und Farbeneffekten, welche die auf- und untergehende Sonne, die Morgennebel und das Abendgewölk in diese unvergleichliche Landschaft zu zaubern vermochten, war der in unerwünschter Weise sich hinziehende Aufenthalt in dem Dorfe eine schwere Aufgabe für Charnay's Ungeduld. Machte die Beschaffung der nöthigen Reit- und Lastpferde in dem großen Orte von 1500 Einwohnern auch keine erheblichen Schwierigkeiten, so hielt es desto schwerer, geeignete Leute zu finden, die mit Erdarbeiten vertraut, zugleich der Gegend kundig und vor allen Dingen ehrlich und zuverlässig wären. Eine gründliche Bergwisserung über diesen letzten Punkt aber ist in einer Gegend, wo der ratero, der Spitzbube von Profession, eine so hervorragende, anerkannte Rolle spielt, die Hauptsache bei jedem Engagement von Arbeitern. Bergeht doch in Amecameca und den umliegenden Dörfern kein Tag, oder vielmehr keine Nacht, wo die rateros nicht Ochsen und Pferde aus den Ställen stehlen, um sie in der benachbarten Provinz zu verkaufen, wo sie nicht ganze Holzlasten von den Bahnhöfen verschwinden lassen und mit unerhörter Frechheit in die Häuser einbrechen. Weder die innere Ausrüstung der Eisenbahnwaggons, die Eisen- und Messingbeschläge, die Gurte, Riemen und Polster, noch selbst die Pfosten und Lampen der Straßenlaternen sind vor ihnen sicher. Ein vor Kurzem gemachter Versuch, Amecameca mit Petroleum zu beleuchten, scheiterte, nachdem die Laternen einen Abend gebrannt hatten, an dem gänzlichen Verschwinden derselben.

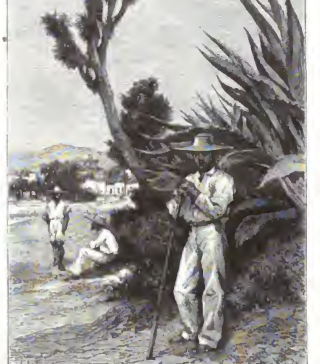
Digitized by Google

Platz in dem Dorfe Ameamca. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Der Popocatepetl mit der Wasserscheide (Paso de fraile). (Nach einer Photographie.)

Endlich, am 5. Juli, war Charnay's Karawane zum Aufbruch bereit. Die sieben Arbeiter, die er nach vielem vergeblichen Bemühen engagirt hatte, waren sämmtlich Volcaneros, d. h. Indianer, die sich mit der Förderung des im Krater des Vulkanes abgelagerten Schwefels beschäftigen. Die meisten von ihnen lebten deshalb seit Jahren schon beständig in einer Höhe von 4000 bis 5000 m; der älteste, der zugleich die Rolle des Aufsehers über die anderen übernommen hatte, betrieb das Gewerbe schon seit 28 Jahren. In Tlamacas, einem am östlichen Abhange des Vulkans belegenen, aus wenigen Hütten bestehenden Dorfe, wird der Schwefel gereinigt und zu großen Stücken zusammengeschmolzen, in denen er dann in den Handel kommt. Am frühen Morgen brach Charnay mit seinen Begleitern von Amecameca auf; über Tomacoco, in dessen Hazienda er vor Jahren schon einmal gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, ging es in südöstlicher Richtung auf rauhem Gebirgspfade vorwärts.



Volcaneros. (Nach einer Photographie.)

Ist man mit einem guten Pferde und vor allen Dingen mit einem guten Sattel versehen, so ist die Besteigung des Popocatepetl nur ein Vergnügen; der Weg steigt so schnell an, daß die zuerst auf das anmuthige Thal von Ameca beschränkte Aussicht sich mit jedem Schritte vorwärts erweitert und schließlich das ganze Plateau umfaßt. Schon dreiviertel Stunden, nachdem sie Tomacoco verlassen, überstiegen Charnay und seine Begleiter den Kamm, um nun nach Tlamacas hinabzugehen, wo fürs erste das Hauptquartier aufgeschlagen werden sollte. Kaum war das Gepäck in dem mehr als fragwürdigen Rancho des kleinen Ortes untergebracht, so trat Charnay in Begleitung der Arbeiter die Wanderung nach der Mönchsspitze an, um die an seinem Fuße belegene alte Begräbnißstätte aufzusuchen. Es waren nicht mehr als 250 m emporzusteigen, aber der Boden war loser, unter jedem Schritte nachgebender Sand, und man befand sich in 4000 m Höhe, wo jede Bewegung schmerzhaft ist, wo man sich nicht bücken kann, ohne ein Gefühl des Schwindels zu empfinden. So dauerte es mehrere Stunden, bis das kleine Plateau von Tenenepanco erreicht war, das sich am Fuße des weit vorspringenden mächtigen Felszackens ausbreitet. Seiner ganzen Lage nach schien die kleine Fläche dem Reisenden identisch zu sein mit der gesuchten Stelle, doch erinnerte er sich deutlich, daß der Boden derselben, in dem er, gedankenlos mit seinem Bergstocke grabend, die ersten Thonscherben gefunden hatte, gleichmäßig ebener Sand gewesen war. Hier aber lagen heute zahlreiche, große Steinplatten zerstreut: so mußte die Aehnlichkeit doch auf einem Irrthum beruhen und die alte Fundstätte höher oben am Berge liegen. So ging es denn immer höher hinauf; an mehreren Stellen ließ Charnay von den Arbeitern graben; aber alles Suchen blieb fruchtlos, und nach stundenlanger, vergebener Mühe entschloß er sich endlich mißmuthig zur Rückkehr. Er hätte die Arbeit leichter haben können, wenn er nicht eben Indianer als Gehülfen gehabt hätte, d. h. Leute von verschlossenstem, unmittheilsamem Charakter. Wieder auf dem Plateau von Tenenepanco angelangt, entschloß sich der alte Aufseher, der, wohl wissend, um was es sich handelte, still schweigend alle Befehle Charnay's ausgeführt hatte, endlich dazu, den Mund aufzuthun. Er theilte dem Reisenden nicht nur mit, daß dieses wirklich die richtige Stelle sei, daß er, der Alte selber, damals schon einer von Charnay's Leuten und bei den Ausgrabungen zugegen gewesen sei, sondern wußte schließlich auch noch von gewissen, später hier vorgenommenen Nachgrabungen zu erzählen, bei denen man die großen, umherliegenden Steinplatten zu Tage gefördert habe. Die übrigen Funde seien in große Kisten verpackt und fortgeschafft worden — wohin, das wisse er nicht. Diese Nachricht, daß ihm Andere in dem lange geplanten Werke zuvorgekommen seien, berührte Charnay auf das Unangenehmste. Nun handelte es sich nur noch darum, festzustellen, ob der ganze Boden des kleinen Plateaus bereits durchwühlt war, oder ob, wie der Alte, der vielleicht auch darüber Näheres wußte, tröstend versicherte, einige Stellen ganz unberührt geblieben seien. Eine oberflächliche Untersuchung ergab ein befriedigendes Resultat: dicht unter dem Boden fanden sich noch zahlreiche tepalcates, d. h. alte Thonscherben, vor; auf Weiteres konnte man sich der vorgerückten Abendstunde wegen nicht mehr einlassen. Wenigstens in etwas beruhigt, wurde der Rückweg nach Tlamacas angetreten und das Nachtlager in dem lustigen Rancho aufgeschlagen. Der elende Hoizschuppen, der mit diesem Namen bezeichnet wurde, gewährte dem Winde, der Kälte und dem Regen freien Zutritt durch das schadhafte Dach, die weiten Spalten in den Seitenwänden und die ganz unverschließbaren Fensteröffnungen. Der einzige Vorzug, den er vor einem kleinen Seitenschuppen besaß, in dem die Indianer sich rings um ein auf dem Boden brennendes Feuer ihr Lager aus Matten und trockenem Grase bereiteten, bestand in einem großen Kamin ohne Abzugsrohr nach außen. Von einer Möglichkeit, den Raum zu erwärmen, war nicht

Digitized by Google

die Rede; das Einzige, was man durch fortwährendes Feuern in dem Kamin erzielte, war ein dichter Rauch, der sich nur allmälig durch die Löcher und Risse des Daches verzog. So waren die Nächte bei der strengen Kälte schwer zu überdauern; aber die Schönheit der klaren Morgenstunden, in denen die aufsteigende Sonne die herrliche Berglandschaft ringsum mit leuchtendem Glanze übergoß, und die glücklichen Erfolge der Tagesarbeiten entschädigten für alle Beschwerden.

Ein Netz von Gräben, welche Charnay quer über das Plateau von Teneuepanco ziehen ließ, ergab unerwartet günstige Resultate. Gleich am ersten Tage fand man mehrere vollkommen erhaltene, unberührte Gräber in einer Tiefe von 60 cm bis 1,5 m unter der Oberfläche. Die Schädel

Hacienda von Tomacoco. (Nach einer Photographie.)

Thongefäße aus den Gräbern von Teneuepanco. (Nach einer Photographie.)

waren meist wohlerhalten, die übrigen Knochen aber fast immer weich und bei der Berührung zerfallend. Die Todten waren in kauernder Stellung begraben, das Kinn mit den Knien berührend, die Arme übereinandergeschlagen; an keinem der Skelette waren aber Ueberreste von den Händen oder den Füßen zu sehen. Ueber dem Kopfe befand sich in jedem Grabe eine flache Schale von gebranntem Thon, zwei kleine, düten- oder hornförmige Behälter aus schwarzem Thon und verschiedene andere Gefäße. Alles war feucht, die tiefen Gefäße meist mit Wasser und Erde angefüllt und deshalb nur mit größter Vorsicht von ihrem Platze zu entfernen. Einmal erst der Sonne ausgesetzt, wurden sie schnell hart und ließen sich leicht säubern und verpacken. In einem Grabe fanden sich zwei Todte vor, der Größe nach zu urtheilen ein Mann und eine Frau; ein anderes dagegen enthielt gar keine Knochenreste, dafür aber eine Menge von kleineren und größeren Gegenständen aus dem von den Indianern so hoch geschätzten, werthvollen grünen Steine, dem

Digitized by Google

sogenannten chalchihuitl; daneben zahlreiche Pfeilspitzen aus Obsidian, Perlen aus hartem Stein und andere aus Terracotta, augenscheinlich Schmuckgegenstände, und dann noch verschiedene kleine Thonfiguren. Keinerlei Gefäße waren vorhanden, aber die Mehrzahl der Schmucksachen und kleineren Gegenstände war, trotzdem sie aus härtestem Material bestanden, wie mit Gewalt zerbrochen und zersplittert. Vielleicht zum Zeichen der Trauer? Nach den Berichten der spanischen und französischen Geschichtsschreiber hätten die Indianer ihre Häuptlinge und Kaziken nach dem Tode verbrannt und ihre Asche mit ihren Waffen und ihrem Schmucke zusammen begraben. Bemerkenswerth ist, daß die Todten in keiner bestimmten Richtung begraben, die Gräber auch nicht in Reihen, sondern beliebig durcheinander angelegt worden sind.

Jeder Tag fördert jetzt neue und interessante Schätze ans Licht: Haushaltgeräth, verschiedenartige Vasen, von denen viele die tolteksche Hauptgottheit, den Regengott Tlaloc, darstellen; große und kleine Schalen, mehr oder minder reich verziert; einige von ihnen auf drei Entenköpfen stehend oder mit einem Oberkopfe als Ausguß versehen; Chokoladentassen mit seltsamen, als Schildkröten geformten Henkeln, Perlen, Schmucksachen u. s. w. Einige von den Vasen zeigten bei der Aufsindung eine kunstvolle Bemalung in kräftigen, bunten Farben; leider verblaßte dieselbe aber, als man sie dem Lichte aussetzte, und verschwand endlich ganz und gar. Ein auf vielen weithandigen Vasen häufig wiederkehrendes Ornament war eine auf schwarzem Grunde gemalte rothe Hand. Dasselbe seltsame Ornament findet sich auf den Wänden der alten pukatekischen Bauten, sowie auf den Denkmälern einiger nördlicher Indianerstämme wieder. Sehr merkwürdig war die Aufsindung eines kleinen, thönernen Wagens mit vier Rädern, der an seinem vordern Theile einen fuchsähnlichen Thierkopf, hinten einen Thierschwanz zeigte. Augenscheinlich ist das kleine Gefährt ein Kinderspielzeug gewesen; für uns ist es als einziger Beweis, daß die Indianer des alten Mexico Wagen gehabt haben, von Wichtigkeit. Keiner der älteren Berichte erwähnt dieser Thatsache, wohl aber wird mehrfach hervorgehoben, daß sie weder Last- noch Zugthiere hatten. Demnach müßten die großen Wagen, denen dieser kleine nachgebildet ist, auch nur Handwagen gewesen sein. Die kleinen karrikirten Thonfiguren mit den unverhältnißmäßig großen Köpfen, die sich vielfach vorfanden, stellten meist Krieger oder Wasserträger vor, die letzteren ihr Wassergefäß in der noch heute üblichen, eigenthümlichen Weise an dem über die Schulter gehenden Riemen tragend. Unter den fast in jedem Grabe enthaltenen Gegenständen befanden sich eine Menge von kleinen, kupfernen Glöckchen, die nach Charnay's Annahme vielleicht als Münzen gedient haben.

Im Ganzen belief sich das Ergebniß der achttägigen Ausgrabungen auf dem Plateau von Teneuepanco auf 370 verschiedenartige, unversehrte Gegenstände, die eine ungemein interessante Sammlung bilden. In große hucales, leichte und dabei doch feste indianische Holzkasten, verpackt, wurden dieselben nach Amecameca transportirt, um von dort nach Mexico weiterbefördert zu werden.

Die physische Erziehung der Kinder im Gouvernement Tomsk (Sibirien)[1].

Wir müssen bei der Beschreibung obigen Themas die russische Bevölkerung von den Eingeborenen trennen.

Bei den Russen wird das Neugeborene unmittelbar nach der Geburt in warmem Wasser gewaschen oder gebadet, wobei man einen Schwamm, oder einen Lappen, oder eine sogenannte Mochalka (Fasern von Lindenbast) benutzt. Mitunter wird dabei die Haut des Kindes mit Oel oder Butter eingerieben. Ist das Kind etwas schwächlich, so wird nicht selten etwas Branntwein ins Badewasser gegossen, was nach Ansicht der Hebamme kräftigend wirken soll. An demselben Tage oder am folgenden begiebt sich Mutter und Kind in die gehörig geheizte Badstube, woselbst das Neugeborene nicht allein nochmals gewaschen wird, sondern auch sich die Behandlung mittels der „Baderuthe“ gefallen lassen muß[2]. Im Laufe der ersten oder zweiten Woche wird das Kind täglich gewaschen oder gebadet, dann immer seltener. Leider wird das Waschen nur wenig gründlich vorgenommen, so daß oft noch bei zweiwöchigen Kindern in den Achselhöhlen und den Leisten die Spuren der von der Geburt herrührenden Unreinlichkeiten nachweisbar sind. Trotz des oftmaligen Badens wird die Haut des Neugeborenen wenig gepflegt — oftmals kommen Mütter mit halbjährigen Kindern zum Arzt und klagen, daß das Kind stets unruhig sei, nicht schlafe und viel schreie. Bei der Untersuchung stellt sich dann heraus, daß die inneren Organe der Kinder vollkommen gesund sind, daß aber die Haut an einzelnen Körperstellen (Achseln, Leisten) wund geworden ist; nach Mittheilung der Aerzte steigert sich dieses Wundwerden (Intertrigo = Frattsein) oft bis zum Hautbrand. Die Vernachlässigung der Hautpflege macht sich besonders bemerkbar unter den russischen Ansiedlern, welche aus den Gouvernements Woronesh und Taubow herstammen. Die wunden Stellen der Kinder werden mit Stärkemehl, mit getrocknetem, vermodertem Holz oder mit Alaun bestreut. Mitunter scheint das Verweilen der Neugeborenen im Dampfbade und die Behandlung der Haut mit der „Baderuthe“ die Ursache zu sein, daß allerlei Ausschläge und lokale Entzündungen der Haut entstehen.

Bei einigen Kindern erscheint bald nach der Geburt eine Krankheit, welche das Volk „Kotscherga“ nennt. Das Leiden äußert sich darin, daß das Kind ohne irgend eine sichtbare Krankheitsursache sehr unruhig wird, wenig schläft, immerfort wimmert und sich hin und her wirft, wobei es den Rücken stark krümmt. Das Volk sieht die Ursache dieses Leidens darin, daß eine große Menge kleiner, borstenähnlicher Haare in der Tiefe der Haut sich bilden und zwar zuerst zu

[1] Nach dem Russischen des Fürsten N. Kostrow (Sibir 1881, Nro. 20) auf Grundlage der an das statistische Comité abgeliefserten ärztlichen Berichte. Man vergl. „Globus“ Bd. XXXVIII, S. 252 und 269.

[2] In der russischen Badstube, welche bekanntlich ein Dampfbad darstellt, wird der Körper des Badenden mit Ruthen aus feinen Birkenzweigen gelchlagen, um die Haut zu reizen; diese Ruthen werden „Badequast“ genannt und danach heißt diese Procedur in den Ostseeprovinzen „quästen“. Bekanntlich nennen die baltischen Deutschen eine Ruthe oder einen Besen „Quast“, das Wort Ruthe hat sich nur zur Bezeichnung des zur Kindererziehung nöthigen Instrumentes erhalten: „Kinderruthe“.

Digitized by Google

beiden Seiten der Wirbelsäule, später aber an der ganzen Körperoberfläche. Das Volk schreibt diese „Haarbeschwerden“ dem Umstande zu, daß die Mutter während ihrer Schwangerschaft einen Hund oder ein Schwein mit den Füßen stieß oder über eine Teichfeststange stieg. Alte Weiber heilen die Kinder in folgender Weise: sie tragen das Kind in eine mäßig geheizte Badstube und reiben hier die nach ihrer Ansicht kranken Theile unter Anwendung eines rauhen Tuches mit Hefe, oder mit einer Lösung von Zinkvitriol und Milch, oder mit Wattermilch tüchtig ein. In Folge des Reibens sollen die kleinen Härchen in großer Menge hervorbrechen; es soll mitunter eine einmalige Anwendung dieses Heilverfahrens genügen — die bald darauf eintretende Beruhigung des Kindes wird als Zeichen der gelungenen Kur angesehen.

Ein anderes Leiden, welchem man häufig bei ganz jungen Kindern begegnet, wird vom Volk als „Hundealtern“ bezeichnet; es zeigt sich darin, daß die Kinder ein altes, greisenhaftes Aussehen bekommen. Um das Kind davon zu befreien, beschmieren die alten Weiber den Körper des Kindes mit dicker Sahne („Sauerschmant“), an welcher vorher ein Hund geleckt hat, oder sie kochen Fleischklößchen, unter Hersagen verschiedener Zauberformeln, und füttern damit einen Hund.

Es ist hier und da zu hören, daß in Sibirien die Neugeborenen in Salzlake, oder in irgend welchen Kräuteraufgüssen gebadet würden, oder daß man sie in den Schmutzflecke — im Gouvernement Tomsk werden diese Procedure nicht geübt, ja sind vollständig unbekannt.

Die Frauen der seßhaften Eingeborenen des Gouv. Tomsk verfahren mit den Neugeborenen wie die Russen. Die Frauen der nomadisirenden Eingeborenen, der Samojeden und Ostjäken, wenn sie mitten in den Wäldern zur Zeit der Jagd fern von festen Ansiedelungen niederkommen, baden ihre Neugeborenen nur dann, wenn es bequem sich ausführen läßt.

Die schwarzen Tataren verfahren mit den Neugeborenen wie die Russen, nur daß die Kinder nicht in die Badstube getragen, sondern in der Jurte gebadet werden.

Die Altai-Kalmücken waschen die Neugeborenen in der Jurte mit warmem Wasser, dann schmieren sie die Haut mit Hammelfett und hüllen die Kinder in frische Schafselle. Das Einhalben wird während der ersten zwei oder mehr Wochen täglich wiederholt, doch wird das Kind keineswegs dabei täglich gewaschen, sondern nur die Haut mit Fetzen von Schafsellen oder mit Lappen abgerieben.

Wenn sich bei einem Kinde Schwämmchen im Munde bilden, so streichen sowohl die Tataren wie die Kalmücken dem Kinde Honig in den Mund; sobald dies nicht hilft, oder falls das Leiden, nachdem es zeitweilig geschwunden, wieder auftritt, so legen sie ein Stückchen Feuerschwamm (Jadno) dem Kinde auf den Scheitel und stecken es an. Nach ihrer Meinung zieht der brennende Schwamm das Gift aus dem Körper; als Zeichen der Wirkung muß der Schwamm, sobald die Haut getroffen wird, mit Knistern in die Höhe springen. Dies Mittel wird so lange wiederholt, bis der Schwamm nicht mehr auffpringt. Wenn auch diese Maßregel nichts nützt, so werden in einem verfaulten Weidenbaume kleine weißliche, etwa $1/2$ Werschok (circa 2 cm) lange Würmchen (Raupen oder Maden?) gesucht, man zerdrückt sie und bestreicht damit den Mund. Ist das Leiden schon lange anhaltend, so schneidet man einem lebenden Schaf das Herz aus und schiebt das noch zuckende Herz dem Kinde soweit als möglich in den Mund.

Die Kleidung der Neugeborenen besteht bei Russen wie bei Eingeborenen in einem Hemdchen aus mehr oder weniger grober Leinwand; selten nur wird das Hemdchen gewechselt, so daß oft Hauterkrankungen die Folge dieser Unreinlichkeit sind. Gewöhnlich wird das Hemd dem Kinde sofort nach der ersten Waschung übergezogen; am einigen Orten, z. B. im Gebiet von Narym, dagegen wird hiermit gewartet, bis das Kind getauft ist; vorher werden die Kindlein nur in irgend beliebige Lumpen oder Lappen gehüllt.

Die Samojeden und Ostjäken nehmen statt eines Hemdes während der kalten Zeit Hasenfelle, und während der warmen Jahreszeit Fetzen von alten Kleidern oder nichts. Daß die Tataren und Kalmücken die Neugeborenen in Schaffelle hüllen, wurde bereits erwähnt. Alles dieses ist unzweckmäßig — beim Gebrauch dieser verschiedenen Felle werden die Kinder leicht wund („fratt“) und bekommen allerlei Hautausschläge.

Das Wickeln der Kinder ist wie bei den Russen so bei den Eingeborenen in Gebrauch. Das Kind wird vom Kopf bis zu den Füßen in eine Windel aus Leinwand oder Baumwolle geschlagen, dabei werden die Beinchen gestreckt, ebenso die Aermchen gestreckt oder auf die Brust gelegt; dann werden die Kinder mit einem $1^1/_2$ bis 2 Werschok (6 bis 8 cm) breiten, 5,2 oder mehr Arschin (1,4 m) langen Windelband aus beliebigem Stoffe eingewickelt. Oft wird statt eines besondern Windelbandes eine einfache Schaur oder eine Tuchkante genommen. Das Wickeln beginnt gewöhnlich an den Schultern und endigt an den Füßen. Um den Kopf des Kindes wird ein Tuch geschlagen, die Enden desselben werden unter die Windel gesteckt und durch die Zirkeltouren des Wickelbandes so an dem Körper befestigt, daß das Köpfchen auch eine feste Haltung bekommt. Im Allgemeinen wird beim Wickeln des Kindes sehr vorsichtig verfahren, man wickelt leicht, so daß die Binden locker liegen; deshalb ist von einem bemerkbaren schädlichen Einfluß auf den Körper keine Rede. Verkrümmung der Wirbelsäule oder der Beine werden gewiß mit Unrecht einem unvorsichtigen Wickeln zugeschrieben. Die Nothwendigkeit des Wickelns wird vom Volke dadurch begründet, daß die Hände des Kindes befestigt werden müssen, damit dieselben nicht das Gesicht zerkratzen; dabei aber herrscht das völlig unbegründete Vorurtheil, daß das Wickeln überhaupt auf die Kinder beruhigend einwirke und sie fähig mache, früher zu laufen. Zu bemerken ist übrigens, daß beim Wickeln die Geschlechtsgegend des Kindes frei bleibe, damit bei erfolgten Ausleerungen die Unterlagen bequem gewechselt werden können, ohne daß das Wickelband entfernt werde; es bleiben dabei die Kinder 2 oder 3 Tage in derselben Lage.

Bei den Samojeden und Ostjäken wird das in Hafenfelle gehüllte Kind einfach an die Wiege befestigt; außerhalb der Wiege wird das Kind nicht gewickelt, sondern die Glieder werden nur locker befestigt.

Die Tataren und Kalmücken hüllen das Kind in weiche Schaffelle, legen es so in die Wiege und befestigen es dann durch Zirkeltouren mittels eines aus Haaren geflochtenen Strickes, welchen sie „Arkan“ nennen.

Im ganzen Gouvernement Tomsk, mit Ausnahme einiger Lokalitäten im Gebiete von Narym, existirt unter der russischen Bevölkerung der Gebrauch die Neugeborenen zu „richten“. Zu diesem Behuf werden die Kinder sofort nach dem ersten Bad auf den Rücken gelegt, dann werden die Zehen erfaßt und die Füße gerade abwärts und darauf kreuzweis gezogen; jetzt legt man das Kind auf den Bauch und zerrt in gleicher Weise gerade abwärts und kreuzweis an den Fingern und Armen; dann legt man den Rumpf des Kindes auf die flache Hand, so daß Arme und Beine herabhängen, und schüttelt ein wenig und spricht dabei: jetzt bist du gerichtet und wirst nicht mißgestaltet werden! Das

Digitized by Google

„Richten“ üben gewöhnlich die Hebammen, wohl auch alte Weiber, die als Zauberinnen („Znacharka“) gelten. Die am Hinterkopf des Neugeborenen in Folge der Geburt oft entstehende Geschwulst wird von der Hebamme für eine Mißform des Schädels gehalten und der Kopf und die Geschwulst unter leichtem Druck gestrichen und geglättet. Auch das Näschen wird „gerichtet“, indem man die Spitze leicht komprimirt. In einzelnen Fällen wird diese Procedur des „Richtens der Glieder“ nicht nur einmal, sondern mehrere Mal bei jeder neuen Wickelung des Kindes während der ersten Lebenstage geübt.

Das „Richten“ ist bei den Eingeborenen völlig unbekannt.

Sowohl die Russen als auch die Eingeborenen benutzen Wiegen und Bettchen. Bei der russischen Bevölkerung wird die Wiege in folgender Weise konstruirt: Man nimmt einen hölzernen Rahmen, in welchen man wie zum Sticken Leinwand, Zwillich oder sonst etwas spannt; oft sind die Rahmen so flach, daß die darauf gelegerten Kinder leicht herausfallen und sich verletzen. Andererseits ist das Herausfallen der Kinder oft bedingt durch mangelhafte Aufsicht, da gewöhnlich der vier- oder fünfjährige Bruder oder Schwester das jüngste Brüderchen beaufsichtigt und achtjährige Mädchen bereits sich als Kinderwärterinnen vermiethen. Die Anstelder aus den inneren Gouvernements flechten sich oft aus dünnen Gerten eine Wiege von der Form eines Troges. In den Rahmen oder in den Trog legt man dann Federkissen oder eine kleine Matratze und darauf gesteppte Unterlagen, welche sobald sie durch die Ausleerungen durchtränkt sind, gewechselt werden. Die Wiege wird dann an einer etwa 4 Arschin (circa 2,8 m) langen Stange aufgehängt, deren eines Ende man an einem Tragbalken der Zimmerdecke befestigt; die für die Existenz des Neugeborenen unbedingt erforderliche Bewegung erfolgt hiernach in senkrechter Richtung. Man hängt die Wiege wohl auch an einen Ring oder einen Haken an die Zimmerdecke, so daß die Bewegung dann in horizontaler Richtung vor sich geht.

Bei den seßhaften Eingeborenen wird die Wiege (Sybka) ebenso wie bei den Russen eingerichtet; bei den Burjäten wird die eigentliche Wiege wie ein Trog aus einem Baumstamme gemacht, wobei man eine Oeffnung für den Abfluß des Harnes läßt. Die Kinder zu schaukeln oder zu wiegen ist nicht üblich.

Bei den Samojeden und Ostjäken wird die eigentliche Wiege aus einem etwa arschinlangen (70 cm) Stück Birkenrinde angefertigt, welches etwa $7\frac{1}{2}$ bis $8\frac{1}{2}$ Werschok (30 bis 34 cm) breit ist. Am Kopfende wird ein hölzerner Bogen angebracht und mit feinen Schnüren befestigt. In die Wiege legt man an das Kopfende ein weiches Kissen aus Federn, an das Fußende schüttet man fein zerriebenes vermoodertes Holz und darüber eine Decke als Unterlage und hierauf lagert man das Kind. Die Wiege wird dann mit einem leichten Vorhang bedeckt. Hat das Kind ein Alter von sechs Wochen erreicht, so wird die Wiege mittels eines Riemens an einen Haken oder an ein Rentiergeweih gehängt, oder sie wird an eine durch einen Ring gesteckte dünne Stange befestigt. Im ersten Falle schaukelt die Wiege in horizontaler, im zweiten Falle in vertikaler Richtung. Diese Wiegenvorrichtung wird einzig und allein in der Jurte angewandt. Um aber das Kind vom dritten Monate bis zum zweiten Lebensjahre bequem zu betten, während die Eltern ihrem Erwerb auf der Jagd oder dem Fischfang nachgehen, d. h. nomadisiren, gebraucht der Samojede oder Ostjäke eine andere Art Wiege, welche auch aus Birkenrinde gemacht wird. Diese Wiege hat am Kopfende eine leicht geneigte Rückenlehne, damit das Kind beim Sitzen eine Stütze hat. Es wird nun beim Wanderu selbst das Bettchen einfach auf den Schlitten (Nart) gestellt und bei längerem Verweilen an einem und demselben Ort an einen beliebigen Baum gehängt. Damit das Kind nicht herausfällt, werden dünne Schnüre an den Rändern befestigt, welche das Kind wie in einem Netz halten. Sommers wird das Bettchen mit einem leichten Vorhang zugedeckt, Winters in Thierfelle, vor allem in Hasenfelle, gehüllt.

Eine besondere Schilderung verdient die bei den schwarzen Tataren in Gebrauch stehende Wiege, ein kleiner Kasten aus Birkenrinde oder der Rinde eines andern Baumes mit zwei Füßen an einem Ende und mit einem abgerundeten, glatten, oft mit Fell überzogenen Klotz in der Mitte. Wenn das Kind geschaukelt werden soll, so wird das Ende mit den Füßchen in eine Schlinge gesteckt, welche so weit vom Fußboden entfernt ist, daß die Füßchen etwa 2 Werschok (8 bis 9 cm) vom Boden abstehen, während das andere Ende fest dem Boden anliegt. Die Bewegung erfolgt natürlich in horizontaler Richtung. Diese Art Wiege bietet manche Vortheile, sie nimmt wenig Raum ein; ein lebhaftes Kind, wenn es auch herausfällt, kommt nicht zu Schaden, weil die Wiege niedrig ist; überdies ist die Wiege handlich und bequem transportabel. Die Unterlage im Bettchen besteht aus weichem Filz oder aus einem weichen Thierfell.

Die Wiege der Kalmücken hat die Gestalt eines Korbes von einem Arschin (70 cm) Länge, $\frac{1}{2}$ Arschin (35 cm) Breite und 6 bis 8 Werschok (25 bis 34 cm) Höhe. Die Wiege steht in der Jurte gewöhnlich am Boden. Geschaukelt kann die Wiege nicht werden; um nun das Kind einzuschläfern, klopft die Mutter leicht mit der Hand auf den Korb. Zur Unterlage werden Felle benutzt. Beim Nomadisiren oder bei beliebigen Besuchen, wobei die Mutter zu Pferde sitzt, hängt sie die Wiege mit dem Kinde einfach um die Schulter. Da das Wandern nur langsam im Schritt vor sich geht, so befindet sich das Kind dabei sehr wohl. Etwas anderes ist es aber, wenn die Mutter von einem Besuch heimkehrt und dabei in angeheiterter Stimmung ist — sie eilt nach Hause oder in eine andere Jurte zu anderen Bekannten. Beim eiligen Ritt kommt es wohl vor, daß das Kind mitsammt seiner Wiege vom Pferde fliegt — doch scheinen derartige Fälle keine besonderen Folgen für das Kind nach sich zu ziehen.

Was nun die Nahrung der Neugeborenen anbetrifft, so ist darüber Folgendes zu sagen. Erst einige Stunden nach der Geburt, nachdem der Mund des Kindes gereinigt, reicht man ihm einen Lutschbeutel (Znip), welcher mit zerriebenen rothen Rüben („Beten“), oder mit Mahrrüben („Burkanen“), oder mit zerkauten Hanfsamen, oder geknetem Brot, oder mit irgend sonst etwas gefüllt ist. Das geschieht um den Magen zu „reinigen“ und das Kind zu beruhigen. Etwa 12 bis 24 Stunden nach der Geburt erst legt man das Kind an die Mutterbrust. Oft ereignet es sich, daß das Kind die Brust nicht nimmt, vielleicht weil es zu schwach ist oder weil die Warzen zu klein. Dann verzichtet die Mutter ohne Weiteres auf die Ernährung des Kindes mittels der Brust und beginnt das Kind mit Kuhmilch zu füttern. Das Füttern geschieht mittels eines sogenannten „Hörnchens“: ein nicht zu großes Kuhhorn wird genommen und von innen gereinigt; an die Spitze wird eine abgeschnittene Kuhzitze gebunden, an welcher man zuerst mit einer Nadel eine Oeffnung gemacht hat; in das Horn gießt man nun die Milch. Bei Reicheren benutzt man wohl metallische Hörnchen aus Weißblech oder wohl gar aus Silber. Meist werden diese Hörnchen sehr nachlässig gehalten und selten gereinigt, vielleicht wöchentlich ein

Digitized by Google

Mal; die Zitze wird nie abgenommen und nie gewaschen, so lange sie noch brauchbar ist — es verbreiten diese Hörnchen deshalb einen Geruch, der ganz unerträglich ist. Schon drei bis vier Wochen nach der Geburt wird damit begonnen, dem Kinde neben der Muhmilch in Form eines Lutschbeutels alles zu geben, was die Erwachsenen essen: aufgeweichtes Brot, Grütze, gekaute Kartoffeln. Daß diese Art der Fütterung nicht zweckmäßig ist, liegt auf der Hand; die Kinder bekommen Darmkatarrh, an welchem sie schließlich zu Grunde gehen. Vielleicht führt die Hälfte aller Neugeborenen in Folge einer regelwidrigen sogenannten künstlichen Ernährung. Stillt die Mutter ihr Kind selbst, so hört sie nicht eher damit auf, bis ein anderes Kind da ist; ja mitunter stillt sie beide gleichzeitig. Oft stillt sie das Kind drei bis vier Jahre, je nach ihrem körperlichen Befinden. Das geschieht sowohl bei den Russen wie bei den Eingeborenen.

Das Sitzen, Kriechen und Laufen der Kinder wird einfach der Natur überlassen, irgend welche künstliche Mittel zur Nachhilfe giebt es nicht. Je nach ihrem Kräftezustand beginnen die Kinder mit dem dritten Monat zu sitzen, mit dem sechsten zu kriechen und mit dem neunten zu gehen.

Nekrologe.

III.

— Lewis H. Morgan, ein vorzüglicher Kenner der Indianer und der amerikanischen Antiquitäten, aus dem westlichen New-York gebürtig, starb am 17. December 1881 zu Rochester im Staate New-York. Frühzeitig gewann er einen tiefen Einblick in die politische und militärische Verfassung, die Sitten und Gebräuche und besonders das merkwürdige System der Zwischenheirathen bei dem Ueberreste der einst mächtigen Sechs Nationen. Unter dem Pseudonym „Ehenandoah" veröffentlichte er 1847 eine Reihe von Abhandlungen über die Irokesen, welche seinen Ruhm begründete. 1867 schrieb er eine geschätzte Abhandlung über den amerikanischen Biber und seine Arbeiten und 1869 über die „Sieben Städte von Cibola", worin er der Theorie von der alten Civilisation der Indianer scharf zu Leibe ging. 1873 erschienen in den Smithsonian Institution's Contributions seine „Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family", die er später in populärer Weise in dem Buche „Ancient Society" weiter ausführte. Seine letzten Untersuchungen bezogen sich auf die Pueblos von New-Mexiko, wobei er zu dem Schlusse kam, daß die Moundbuilders Dorfindianer aus New-Mexiko und die Mounds die Unterbauten für ihre langen hölzernen Kommunalhäuser gewesen seien. Auf seinem Sterbelager noch empfing er sein letztes Buch, das vom Bureau of Ethnology der Smithsonian Institution herausgegebene „Houses and House Life of the American Aborigines".

— Isaak Israel Hayes, der amerikanische Nordpolfahrer, geboren 1832 zu Chester in Pennsylvanien, gestorben 17. December 1881 in New-York. 1853 bis 1855 begleitete er als Arzt die zweite zur Aufsuchung Franklin's von den Vereinigten Staaten ausgerüstete Grinnell-Expedition, führte im Juli 1860 den Schooner „United States" nach Norden, erreichte mit demselben im Smith-Sund circa 78½° nördl. Br., drang auf dem grönländischen Binneneise (Prudhoe-Land) etwa 134 km weit nach Osten und in der Verlängerung des Smith-Sundes nach Norden bis 81° 35' nördl. Br. (Kap Lieber) vor, d. h. bis zum nördlichsten bis dahin zu Lande erreichten Punkte. Sein Reisewerk „The open Polar Sea" und die „Physical observations in the arctic seas" erschienen erst 1867, nach dem Bürgerkriege, den er als Arzt auf Seiten der Nordstaaten mitgemacht hatte. 1869 begleitete er den Maler Bradford im „Panther" auf einer Fahrt nach dem westlichen Grönland, wo photographische Aufnahmen bis zu 76° nördl. Br. hinauf genommen wurden (beschrieben in „The Land of desolation", London 1871). Später betheiligte er sich an Politik, war 1876 bis 1880 Mitglied der Legislatur von New-York, arbeitete auch an einer Geschichte der maritimen Entdeckungen und hielt Vorlesungen, so noch 12 Tage vor seinem Tode eine solche über arktische Forschungsreisen.

— Paul Theodor von Krusenstern, russischer Vice-Admiral, Sohn des bekannten Führers der ersten russischen Weltumsegelung, geboren 1809, gestorben 20. December 1881 in Aß bei Klein-Marien in Estland. 1826 bis 1828 machte er auf der Korvette „Senjawin" unter Kapitän F. P. Lütke die vierte russische Weltumsegelung mit. Die Neigung des Jünglings für Erforschungsreisen — schreibt die „Allg. Ztg." — und das Streben nach Erschließung neuer Handels- und Verkehrsgebiete ist auch in der Folge dem Manne treu geblieben und hat die Richtung seines ganzen Lebens und Wirkens bestimmt. Namentlich war es das Gebiet der Petschora und das Karische Meer, wohin Krusenstern bis ins späteste Alter immer und immer wieder seine Aufmerksamkeit lenkte, um hier für den russischen Verkehr neue sichere Stationen zu errichten. Die Frucht mehrerer Reisen in das Petschoragebiet war die mit dem Grafen Kaiserling-Raikül gemeinsam herausgegebene orographische Karte dieser Gegend. In den späteren Jahren war es hauptsächlich der Plan einer Verbindung des Ob- und Petschoragebietes, der ihn beschäftigte, und zu dessen Realisirung er mit der ihm eigenen seltenen Rührigkeit auch bereits eine Reihe von Vorarbeiten, die namentlich im mühevollen Nivellements bestanden, in Angriff genommen hat. Eine seiner zahlreichen Reisen hat v. Krusenstern selbst in fesselnder Weise beschrieben.

— Andrew Cathcart, englischer Major und Reisender, geboren 1817, gestorben 11. Januar 1882. Nachdem er Westindien und Südamerika besucht, diente er von 1836 bis 1846 in der Armee und begleitete 1848 den Obersten J. C. Fremont auf dessen Erforschungsreise durch die Felsengebirge nach Californien. Der Versuch, das Gebirge an den Quellen des Rio del Norte zu überschreiten, fand im Winter statt, und da derselbe ausnahmsweise streng war, mißglückte er. Die Expedition schneite am 12. December 1848 unweit des Spanish Peak ein, sämmtliche Maulthiere und viele Menschen erfroren, und nur etwa der Hälfte gelang es, Taos in New-Mexico zu erreichen. Nach England zurückgekehrt besuchte Cathcart 1853 die australischen Goldfelder und machte eine lange Fahrt im südlichen Stillen Ocean. Dann diente er in der Türkei

Digitized by Google

und gehörte zum Stabe des Sir W. Fenwick Williams, des Vertheidigers von Kars. 1858 war er Chef der Polizei in Mamitinà, von Juni 1859 bis April 1861 englischer Konsul in Albanien.

— Hermann von Schlagintweit-Saksünski, Naturforscher und Indien-Reisender, geboren zu München 13. Mai 1826, gestorben ebenda 19. Januar 1882. Seine ersten Studien hatten die nahen Alpen zum Gegenstande, worüber er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Adolf und Robert 1850 „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen“ und 1854 „Neue Untersuchungen über die physikalische Geographie und Geologie der Alpen“ veröffentlichte. 1851 habilitirte er sich für Physik und Meteorologie in Berlin und erhielt 1854 durch Vermittelung A. von Humboldt's und des Königs von Preußen von der Ostindischen Kompagnie den Auftrag, in Gesellschaft jener beiden Brüder eine große wissenschaftliche Reise nach Indien und dem Himalaja zu unternehmen, auf welcher besonders Beobachtungen über Magnetismus, Geologie, Meteorologie und Höhenverhältnisse angestellt werden sollten. Am 26. Oktober 1854 landeten sie in Bombay, durchreisten im Winter meist getrennt den Dekhan und trafen im nächsten Frühjahr in Kalkutta wieder zusammen. Von da begab sich Hermann nach Sikim und Assam, dann mit Robert nach Ladak und dem Karakorum und bereiste zuletzt Nepal. Ueber Kalkutta, Ceylon und Aegypten kehrte er nach Europa zurück, wo er im Juni 1857 eintraf. Zuerst ließ er sich in Berlin, dann auf Schloß Jägersburg bei Forchheim, endlich in München nieder; seine und seiner Brüder reiche Sammlungen befinden sich seit 1877 auf der Burg in Nürnberg. Sofort begann Hermann die Verarbeitung des in nach nicht drei Jahren gesammelten Materiale, ohne es in dem folgenden Vierteljahrhundert ganz bewältigen zu können. Von den auf neun Bände berechneten „Results of a scientific mission to India and High Asia“ erschienen 1860 bis 1866 in Leipzig vier Bände mit 43 Tafeln; die in Jena veröffentlichten „Reisen in Indien und Hochasien“ (vier Bände) sind dagegen abgeschlossen worden. Außerdem schrieb er zahlreiche Abhandlungen für die Schriften der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, so zuletzt noch eine mustergültige Arbeit in vier Theilen über die Regenverhältnisse in Indien, dem indischen Archipel und Hochasien. Es giebt leider nicht viel Reisende, welche der Verarbeitung ihrer Materialien so aufopfernde Treue und solchen Fleiß widmen, wie der zu früh verstorbene Hermann von Schlagintweit.

— Carlo Piaggia, italienischer Afrikareisender, geboren 24. Januar 1827 zu Badia im Luccheſischen, gestorben, wie es scheint, zu Anfang dieses Jahres auf der Reise von Chartum nach Fadasi. Von Profession Müller und ohne jede Bildung, besaß er doch viel natürlichen Verstand, Beobachtungsgabe und Muth. 1851 kam er nach Tunis, wo er als Gärtner arbeitete, im folgenden Jahre nach Alexandria, 1856 nach Chartum, von wo er in das Land der Bari vordrang. 1857 schloß er sich Elephantenjägern an und kam in das Gebiet der Kutschi, besuchte dann seine Heimath und 1861 als Begleiter des Marchese Antinori das Land der Djur. 1863 erreichte er als erster Europäer die Njamnjam und verweilte ein ganzes Jahr bei denselben. 1871 wollte er sich Antinori, der nach Schoa ging, anschließen, kam aber zu spät und bereiste dafür als Jäger und Sammler die abessinische Landschaft Godjcham. 1876 begleitete er seinen Landsmann Gessi auf dessen Expedition nach den Niseen, 1878 und die folgenden Jahre reiste und sammelte er am Weißen Nile und gedachte sich zuletzt dem Holländer Schwver bei dessen Reise in die Gallaländer anzuschließen, als ihn der Tod ereilte.

— Eduard Desor, der hervorragende Geologe, geboren 1811 in Friedrichsdorf im Hessen-Homburgischen, gestorben 23. Februar 1882 in Nizza. Er studirte in Gießen und Heidelberg Jura, kam 1832 wegen des Hambacher Festes in Untersuchung und ging deshalb nach Paris, wo er sich der Geologie widmete. Nach Neuchâtel übergesiedelt, betheiligte er sich an Agassiz' Forschungen, besuchte dann Skandinavien und ging 1847 nach Amerika, wo er bis 1852 blieb. Dort erhielt er eine Stelle im Coast Survey und betheiligte sich an der geologischen Aufnahme der Mineraldistrikte am Lake Superior und des Staates Pennsylvanien. 1852 kehrte er nach Neuchâtel zurück und docirte dort an der Akademie Geologie. Im Winter 1863 bis 1864 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Algerien und der Sahara, und schrieb darüber „Aus Sahara und Atlas“ (Wiesbaden 1865). Zuletzt beschäftigte er sich viel mit den Pfahlbauten, war Mitglied des eidgenössischen Schulrathes, Abgeordneter an der Bundesversammlung und 1873 Präsident des Nationalrathes. Er schrieb u. A. „Geologische Alpenreisen“ (2. Aufl. Frankfurt 1847); „Geologische Beschreibung des Neuchâteler Jura“; „Ueber den Gebirgsbau der Alpen“ (Wiesbaden 1865); „Monographie über die Pfahlbauten des Neuenburger Sees“ (Deutsch, Frankfurt 1866) und „Le bel âge du bronze“ (Paris 1874).

— Theodor Schiff, österreichischer Telegraphenbeamter, starb im Alter von 50 Jahren am 25. Februar 1882 in Wien. Sein 1875 erschienenes Buch „Aus halbvergessenem Lande. Kulturbilder aus Dalmatien.“ enthält in Form kurzer novellistischer Erzählungen eine ganz vorzügliche Schilderung des Landes und seiner Bewohner, welche er durch jahrelangen Aufenthalt genau kennen gelernt hatte.

Die Rückreise der Besatzung des „Oscar Dickson“ von der sibirischen Küste nach Stockholm.

Von der Besatzung dieses Dampfers sind Anfangs Februar dieses Jahres 16 Mann nach Stockholm zurückgekehrt, und hat der erste Maschinenmeister, Carl Lundgren, einem schwedischen Blatte folgenden Bericht über die Erlebnisse auf der Rückreise erstattet.

„Oscar Dickson“ ging am 21. August 1880 von Bards ab; an Bord desselben befand sich bekanntlich auch Herr A. Sibiriakow. Bereits am 25. August kamen wir in der Jugorstraße an. Nachdem wir diese passirt hatten, wurden wir durch altes Packeis oder bereits gebildetes neues Eis

Digitized by Google

bis zum 20. September an der Weiterreise durch das Karische Meer gehindert, wo es uns endlich glückte, durch das Treibeis hindurch zu dringen, so daß wir am 23. September Kap Matte Sol (zwischen Ob- und Jenisei-Mündung) ostwärts von uns in Sicht bekamen. Hier wurden wir aber wieder vom Eise aufgehalten. Bis zum 19. Oktober mußten wir hier liegen bleiben; resultatlos versuchten wir mehrere Male in verschiedenen Richtungen vorwärts zu kommen, wobei wir wiederholt auf den Grund geriethen, aber doch wieder flott wurden.

Am 19. Oktober saßen wir im Eise fest, und wurde es uns nun klar, daß wir hier überwintern müßten. Wir befanden uns auf 72° 12′ nördl. Br. und 76° 17′ östl. L. Greenw. In weiterem Abstande vom Fahrzeuge konnten wir Land sehen. Wie wir später erfuhren, befanden wir uns in der Gydabucht, nahe der Mündung des Jenisei. Und hier lagen wir den Winter hindurch bis zum 25. Juli 1881.

Als die Ueberwinterung begann, verließ uns Herr Sibiriakow und ging ans Land, um zu versuchen, uns verschiedene Bedürfnißgegenstände zuzuführen, an denen wir Mangel zu leiden begannen. Im Laufe des Winters kamen dann auch drei Hilfssendungen an: eine aus Obdorsk, unter Leitung eines Russen Konjow, mit Pelzwerk, Tabak ꝛc.; eine andere aus Dudinskoje mit Kohlen, Mehl ꝛc. brachte ein Agent des Herrn Sibiriakow mit Namen Persomski, und schließlich eine dritte von der russischen Regierung unter Leitung des Russen Iwanow. Diese letzte Expedition, welche mit Ausnahme des Iwanow aus Samojeden bestand, brachte unter anderm ein Zelt mit, das in der Nähe des Dampfers am Strande aufgeschlagen wurde.

Am 25. Juli 1881 sahen wir zum ersten Male während des Jahres in einigem Abstande vom Schiffe offenes Wasser, aber erst am 28. Juli glückte es uns das Schiff von dem dasselbe umgebenden Eise frei zu machen. Nördlicher Wind verstopfte aber bald wieder mit Treibeis die entstandene Rinne. Am folgenden Tage öffnete sich das Eisfeld wieder, und gingen wir nun in vier Stunden mit langsamer Fahrt in nordnordwestlicher Richtung, wo wir dann auf undurchdringliches Eis stießen. Bis zum 2. August versuchten wir nach verschiedenen Richtungen vorwärts zu kommen, trafen aber überall festes Eis. Am letztgenannten Tage des Vormittags begann die offene Rinne, in welcher wir lagen, sich zu verengen, Strömung und Wind packten das Eis fester und innerhalb weniger Augenblicke wurde „Oscar Dickson“ zwischen zwei Eisfeldern zerdrückt. Die Boote wurden auf das Eis gebracht, einige von unseren Kleidungsstücken, etwas Brot, Fleisch und die Schiffsdokumente in dieselben gebracht, worauf wir in drei Abtheilungen mit den Booten über das Eis zogen, bis wir eine offene Rinne trafen, in der wir an das Land ruderten. Nach einer Fahrt von ungefähr 20 Stunden kamen wir schließlich bei dem Zelte Iwanow's an, wo wir auf beste Weise verpflegt wurden und uns ausruhen konnten.

Alsdann theilten wir uns in zwei Abtheilungen, von welchen die kleinere, aus 6 Mann, dem Kapitän, dem ersten Steuermann und einem Samojeden bestehend, sich nach einigen Tagen per Boot nach Dudinskoje am untern Jenisei begab, um von dort die Rückreise fortzusetzen. Wir anderen blieben bis zum 28. September in dem Zelte Iwanow's und begaben uns dann über die Gydatundra auf den Weg nach Obdorsk. Iwanow hatte nämlich mit dem Häuptling einer Samojedenfamilie das Uebereinkommen getroffen, daß derselbe uns für den Preis von 20 Rubel per Schlitten den gegen 200 deutsche Meilen weiten Weg über die Tundra nach Obdorsk befördern solle.

Als die Karawane am 28. September aufbrach, bestand dieselbe aus 19 Personen, worvon zwei Samojeden und eine Samojedenfrau waren; eine große Menge Rennthiere folgte mit. Es wurde versichert, daß John Boris, der Häuptling der Familie, und seine Brüder über 2000 Rennthiere besäßen. Auf dem Wege trafen wir mehrere andere Samojedenfamilien, die sich unserm Zuge anschlossen, so daß mehrere Male die Karawane aus einigen hundert Schlitten bestand.

Während wir in Gesellschaft mit den Samojeden über die Tundra fuhren, waren wir genöthigt, ganz wie diese zu leben; unsere Bekleidung und unsere Nahrung war wie die ihrige. Erstere bestand aus einem langen, bis zu den Füßen reichenden Doppelpelz aus Rennthierfell mit den rauhen Seiten nach innen und nach außen, Beinkleidern von gleicher Beschaffenheit, Strümpfen mit der Haarseite nach innen und Stiefeln mit der genannten Seite nach außen. Die Nahrungsmittel waren Rennthierfleisch und Blutsuppe. Das Fleisch wurde roh gegessen. Der Blutbrei oder die Blutsuppe wurde auf folgende Weise bereitet: Nachdem ein Rennthier geschlachtet, wurde der Inhalt des Magens ausgeschüttet und ohne letztern weiter zu reinigen wurde das aufbewahrte Blut des getödteten Thieres in denselben gethan, und die Magenöffnung zugeschnürt. Der Kälte ausgesetzt wurde es bald ein fester Klumpen, der während der Fahrt im Schlitten aufbewahrt wurde. Wenn am Abend das Essen für den folgenden Tag bereitet werden sollte, wurde zuerst in dem über dem Feuer hängenden kupfernen Kessel etwas Schnee geschmolzen, und dann von dem gefrorenen Magen ein Stück abgehauen und in den Kessel geworfen. Nachdem dies geschmolzen, wurde etwas Salz und Mehl eingerührt und die Suppe war fertig.

Wir Europäer wurden auf die verschiedenen Samojedenzelte vertheilt, da wir selbst keine hatten; und wurde die eine Hälfte des Zeltes angewiesen, während die Samojeden die andere für sich behielten. Wenn wir gegen Abend zu einem Lagerplatze kamen, ordnete die Frau die Aufstellung und Einrichtung der Zelte an und besorgte die Küche, während die Männer, nachdem sie den Rennthieren das Futter gegeben, sich mit Spielen amüsirten. Bevor wir am folgenden Tage die Zelte mit allem Zubehör auf die Schlitten geladen, die Rennthiere gesammelt und angespannt bekamen, war es in der Regel Mittag, wenn wir endlich aufbrachen. Wir konnten also nur kurze Tagereisen machen und dauerte die ganze Reise über die Tundra denn auch gegen drei Monate.

Wegen Mangel an Wasser war es mit unserer Reinlichkeit während der Fahrt sehr schlecht bestellt, nur das Gesicht und die Hände wurden manchmal gewaschen. Die Samojeden bewerkstelligten dies, indem sie den Mund voll geschmolzenen Schnees nahmen und etwas davon in die Hände spritzten, womit dann das Gesicht abgerieben wurde. Wir hatten zwei Anzüge, welche nur gewechselt wurden, wenn die Menge des Ungeziefers dies nöthig machte. Der abgelegte Anzug wurde dann auf dem Schnee ausgebreitet und mit Stöcken bearbeitet, bis derselbe von dem erfrorenen Ungeziefer befreit war.

Das Essen wurde für uns und die Samojeden besonders bereitet; wir mußten dies aber bald selbst besorgen, da die Unreinlichkeit der Samojeden zu groß war. Das Kochgeschirr derselben wurde niemals gereinigt; wenn die Hunde nicht die Ueberreste vom Essen aufleckten, wurde dasselbe wieder benutzt, wie es war. Für jedes Rennthier, das für unsere Rechnung geschlachtet wurde, erhielten die Samojeden 7 Rubel; wir verzehrten auf der Reise im Ganzen 73 Stück.

Die Samojedenfrauen schienen mit den Männern gleichgestellt zu sein. Die Frau hatte alles, was zum Zelte ge-

Digitized by Google

hörte, die Aufstellung und das Verpacken derselben auf die Schlitten unter ihrer Aufsicht. Außerdem half sie den Männern beim Zusammentreiben und Schlachten der Rentthiere. Auf der Reise fuhr sie ihren eigenen Schlitten an der Spitze einer Abtheilung anderer mit sämmtlichen Lagerrequisiten beladener Schlitten; die Rastplätze wurden nur von ihr bestimmt. Während die Frau immer beschäftigt war, fanden die Männer häufig Gelegenheit zum Spielen und Ringen.

Erstaunenswerth war die Sicherheit, mit welcher die Samojeden den Weg über die ungebahnte und flache Tundra zu finden wußten; die Fahrt ging immer in gerader Richtung auf Obdorsk. An der Spitze des Zuges fuhr der Hauptling, an dessen Schlitten alle anderen hintereinander befestigt waren.

Erst nachdem wir gegen 120 Meilen von der Küste entfernt waren, trafen wir Gehölz, anfänglich sehr niedrige Lerchentannen, später die gewöhnliche Tanne. Auf der Fahrt durch den Wald hatten wir freilich etwas Schutz gegen den heißenden Wind, aber der Schnee lag tiefer und loser und häufig mußten wir uns erst mit der Axt einen Weg bahnen.

Die Samojeden waren sehr zuvorkommend gegen uns und betrachteten uns schließlich wie Ihresgleichen. Wenngleich sie unsere Stärke und unsere Kenntnisse bewunderten, so waren sie doch andererseits sich ihrer Ueberlegenheit in anderen Richtungen sehr wohl bewußt, und ohne sie wären wir niemals über die Tundra gekommen, hätten niemals unsere Heimath wiedergesehen.

Endlich erreichten wir Obdorsk, eine kleine unansehnliche Stadt am Ob mit einer Kirche, gegen 200 Häusern und 600 Einwohnern. Hier nahmen wir Abschied von den Samojeden und fuhren unter Iwanow's Anführung zu Wagen nach Berezow, einen Weg von 50 Meilen, den wir in einigen Tagen zurücklegten. In Berezow empfing uns Herr Personoff, der Agent Sibiriakow's, unter dessen Führung wir mit Kosakenfuhrwerk nach der 106 Meilen entfernten Stadt Tobolsk befördert wurden. Von dort ging dann die Rückreise ohne Unterbrechung über Tiumen, Jekaterinenburg, Perm ꝛc. nach Petersburg und über Hangö nach Stockholm.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das auf einer kleinen Erhöhung nahe dem Krater erbaute Aetna-Observatorium ist jetzt fertig. Es befindet sich 2943 m über dem Meeresspiegel, 452 m höher als das Kloster auf dem Grossen St. Bernhard, und liegt so, daß ein etwaiger Lavaerguß nach voraussichtlich vor ihm theilen und es verschonen wird.

— Am 11. Januar dieses Jahres ist in Gegenwart aller kirchlichen, militärischen und politischen Behörden der erste Spatenstich an der Eisenbahn von Larissa nach Volo (Thessalien) gemacht worden.

— Als vorläufiges Resultat der Volkszählung in Moskau am 24. Januar (5. Februar) 1882 theilen dortige Blätter mit, daß die Einwohnerzahl ziemlich genau 748 000 Seelen beträgt.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft zu Petersburg vom 2. (14.) December 1881 hielt Herr Malachow selbst einen Vortrag über seine oben Seite 16 schon erwähnte anthropologische Forschungsreise nach dem mittlern und südlichen Ural. Er begann seine Untersuchungen, die hauptsächlich die vorhistorische Anthropologie betrafen, im Kreise Ekabuga des Gouvernement Wjatka und ging dann in die Kreise Malmysh und Urshum. Dort lernte er die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen (Wotjaken und Tscheremissen) kennen und unternahm Ausgrabungen, bei denen er Geräthe von Knochen, Stein und Eisen fand. Nahe bei dem Dorfe Kitjaj wohnte er am 12. (24.) Juni 1881 einem heidnischen Opferfeste bei, welches die Tscheremissen wegen Regenmangel zu Ehren des Gottes des Windes und Sturmes, „Marbeshdor'u", feierten. Diese Opferung in dem heiligen Haine trägt einen noch völlig ursprünglichen heidnischen Charakter; es wurden bei dem heiligen Baume von den Opfervierern getödtet: ein rother Ochse, eine Kuh und ein weißer Schafbock. Dann ward das Fleisch in Stücke geschnitten und auf den aufgeschichteten Holzhöfen in großen Kesseln gekocht; nach längerem Gebeten erfolgte die Einweihung des Fleisches und dann begann das Essen. Die abgenagten Knochen, alle Ueberbleibsel und auch die Häute der getödteten Thiere wurden auf den Holzhöfen verbrannt.

Aus dem Gouvernement Wjatka ging Malachow in die Gouvernements Perm und Orenburg über. Die während dreier Monate fortgesetzten Untersuchungen der Ueberbleibsel aus der Steinzeit wie aus den Metallzeiten lieferten, Dank den vorgenommenen Ausgrabungen, eine reiche Sammlung der mannigfachsten Gegenstände der vorhistorischen Kultur. Man fand diese Ueberbleibsel in Höhlen, in Torflagern und im Alluvialboden. Auf Grund des gewonnenen Materials hält Herr Malachow es für möglich, die Hauptepochen in der Entwickelungsgeschichte des vorhistorischen Menschen am Ural zu skizziren.

Die ältesten Reste der Kultur gehören den Höhlenbewohnern am Flusse Tjagil (die dortigen Höhlen untersuchte Gebauer) und am Flusse Petscha an. Nach Verlassen der Höhlen begann der vorhistorische Mensch auf den sandigen Inseln der Seen und auf Landzungen sich anzusiedeln. Verschiedene vorhistorische Gegenstände dieser Epoche sind jetzt mit einer bis 14 Fuß mächtigen Torfschicht bedeckt. Zahlreiche Geräthe aus dem an Ort und Stelle befindlichen Material, von grob behauenen bis zu ganz fein polirten, sind angetroffen worden. Ansiedelungen dieser Epoche fanden sich an den Seen von Schigirsk, Jurinsk, Ajatsk, an den Flüssen Ufeta, Miass ꝛc. In der Kulturschicht der Ansiedelung von Ajatsk fand man zwischen den Steingeräthen auch kleine Plättchen von Kupfer als erstes Anzeichen der Bekanntschaft des Menschen mit dem Metall. Nachdem die Kenntniß von gediegenem Metall gewonnen war, ging der vorhistorische Mensch bald auch zum Schmelzen und zur Ausbeutung der Minen über. Reste einer beträchtlichen Entwickelung dieser Thätigkeit, bestehend in Hacken, Pfeilen und Schwertern, die aus reinem Kupfer gegossen sind, wurden am Oberlauf der Tschussowa und an den Flüssen Bagarjak und Sinarj aufgefunden. Derselben Epoche gehören auch die Grabhügel an und die hieroglyphischen Inschriften, die mit rother Farbe auf die Uferfelsen der Flüsse Wischera, Tjagil, Reas und Ufeta aufgetragen sind und von denen Herr Malachow Abbildungen angefertigt hat. In einem Grabhügel am See Bagarjak ist neben Gegenständen von Knochen, Stein und Kupfer auch ein ganzes Skelett aufgedeckt worden. Diese Knochenfunde dürfen ganz besondern Werth und Interesse beanspruchen,

Digitized by Google

da solche im Ural bis in die neueste Zeit noch nicht gemacht worden waren. Der Schädel zeichnet sich durch starke Entwickelung der Augenbrauenbogen und des Hinterkopfes bei ganz niedrigem Stirnbein aus.

Der zweiten Periode der Metallzeit gehören alle Entdeckungen Malachow's in den Kreisen Tscherdynsk und Solikamsk an. In den dortigen Fundstätten, den sogenannten „Gorodischtschen", befanden sich außer Eisen- und Bronzesachen auch eine Masse Geräthe aus Knochen. An einigen Stellen sind diese Lager zerschlagener Knochen und Geräthschaften besonders reichhaltig und im Volke unter dem Namen „Kostischtschi" (wörtlich „die großen Knochen") bekannt. Die Denkmäler vom Ende dieser Epoche bilden das Bindeglied der vorhistorischen Zeit mit den Anfängen der historischen. Während des Vortrages war außer den Sammlungen des Herrn Malachow auch eine große Anzahl Photographien von Ansichten und Typen aus dem Uralgebiete ausgestellt.

Asien.

— In Band 40 S. 334 brachte der „Globus" eine Nachricht, wonach die russische Polarstation an der Lena-Mündung bereits im Sommer 1881 errichtet worden sei. Das beruhte auf Irrthum; denn die betreffenden Beobachter, Lieut. Jürgens, Eichner und Dr. Bunge, haben Petersburg erst am 28. December verlassen und dasselbe frühestens am 1. August 1882 ihre Beobachtungen auf der Station beginnen zu können. Das Ministerium des Innern hat für diese Station und für eine Filiale auf den neusibirischen Inseln pro 1882 der Geographischen Gesellschaft 14000 Rubel überwiesen. — Auf der nächsten Seite (335) derselben Nummer, Spalte 1, Zeile 10 von oben muß es statt „Kuldscha" richtig Kutscha heißen. Kutscha liegt im chinesischen Ost-Turkestan südlich vom Tien-schan, und der Bai-schan, jener angebliche Baikal, ist ein Theil des letzteren zwischen 83° und 84° östl. L. von Greenwich, etwa 240 km von Kutschja in südlicher Richtung entfernt.

— Ujfalvy ist von seiner vierten wissenschaftlichen Expedition, welche er im Auftrage der französischen Regierung nach Hochasien unternommen hatte, nach Europa zurückgekehrt. Er bringt große ethnographische und anthropologische Sammlungen (Schädel, Haarproben, Maße) mit heim.

— Am 8. Februar wollten A. R. Colquhoun, vom indischen Departement für öffentliche Arbeiten, und E. Wahab Kanton verlassen, um auf dem Si-kiang oder dem sogenannten Kantonnfluß nach dem südlichen Jün-nan und von da durch die Schan-Staaten über Kiang-hung, Kiang-tung und Zimme (Schieng-mai) nach Rangun in Britisch Birma zu reisen. In China denken die Herren ihre Aufmerksamkeit besonders dem Volke der Miao-tse zuzuwenden, in Hinterindien den dortigen Handelsstraßen; ihre Reise wollen sie so einrichten, daß sie nicht dieselben Wege gehen, wie Mr Leod 1836 und die französische Mekhong-Expedition 1867 bis 1868, sondern bisher unbetretenes Gebiet durchziehen und dabei durch Routenaufnahmen und astronomische Bestimmungen für die kartographische Darstellung derselben sich bemühen. Dafür ist Mr. Colquhoun besonders geeignet, da er schon ein Jahrzehnt lang in verschiedenen Theilen von Britisch-Birma mit Aufnahmen beschäftigt war und 1879 die Mission der indischen Regierung nach Siam begleitete und dabei Zimme besuchte. Die Reisenden lassen sich von einem Dolmetscher, zehn Trägern und einem oder zwei Dienern begleiten und legen, um unnöthiges Aufsehen zu vermeiden, chinesische Tracht an.

Afrika.

— In Marokko wohnen nach dem „Boletino" der Lissaboner Geographischen Gesellschaft etwa anderthalb Tausend Europäer, wovon zwei Drittel in Tanger, der Rest in Tetuan, El Araisch, Rbat, Casablanca, Mazagan, Saft und Mogador. In den letzten drei Häfen besteht die Majorität aus Engländern, welche in der Gesammtheit indessen erst die dritte Stelle einnehmen. Zuerst der Zahl nach kommen die Spanier, dann die Franzosen, Engländer und Portugiesen. Letztere sind etwa 150 Köpfe stark, davon 100 in Tanger.

— Die Handelsgeographische Gesellschaft in Mailand, welche bereits im Frühjahre 1881 durch Camperio und Haimann die Cyrenaika hat bereisen lassen und in Benghazi und Derna Stationen errichtet hat, beabsichtigt im laufenden Jahre, Agenten mit einer arabischen Karawane vom Mittelländischen Meere über Rubschila, Kufra und Wanjanga nach Wadai zu senden, ein trefflicher, aber nicht ganz leicht durchzuführender Plan. Dieselbe Gesellschaft projektirt auch eine Ackerbaukolonie in der Cyrenaika und die Erforschung der Wege zwischen Abessinien und Assab, der italienischen Niederlassung am Rothen Meere.

— In Südafrika ist das Nationalitätsbewußtsein der Holländer erwacht, wie mehr und mehr Anzeichen beweisen. Nachdem im Parlamente der Kapkolonie das Holländische die Gleichberechtigung mit dem Englischen erlangt hat, haben die Boeren beschlossen, im Parlamente zu Pretoria nur das Holländische gelten zu lassen. Der „Cape Argus", welcher bisher nur in englischer Sprache erschien, hat sich dazu bequemt, einen holländisch geschriebenen Abschnitt zu bringen, und bereits fordern die Holländer die Wiederherstellung der alten Namen, z. B. Pampoen Kraal (für Durban) und Stinkfontein (für Carnavon).

— Der bereits den Dr. W. S. Gouldsbury über seine Reise nach Timbo (s. „Globus" XL, S. 64) ist im August 1881 als englisches Parlamentspapier mit zwei werthvollen Karten veröffentlicht worden. Was denselben gegenüber manchen hochtrabenden französischen Berichten auszeichnet, ist die Klugheit, mit welcher er die wahre Lage der Dinge in Futa Dschalon schildert. Das Gambia ist oberhalb Barraconda circa 13°/4 westl. L. (Gr.) nicht mehr schiffbar und jener Theil Afrikas wird niemals ein Markt für englische Manufakturwaaren werden. Das Land ist sehr schwach bevölkert, ja Gouldsbury glaubt, daß seine Bevölkerung abnimmt, wobei er dahingestellt sein läßt, ob der Grund davon die Vielweiberei, die häufigen Kriege oder, was am wahrscheinlichsten ist, die enorme Kindersterblichkeit ist. Wo aber wenig Menschen leben, kann der Handel auch durch Bau von Eisenbahnen und dergleichen nicht sonderlich belebt und vergrößert werden; Versuche in dieser Richtung will er nicht geradezu widerrathen, aber er warnt vor allzu sanguinischen Hoffnungen, als könnte sich der britische Fabrikant dort ein zweites Indien eröffnen. Die jetzt so oft genannte Hauptstadt Timbo, circa 2000 Fuß hoch und über der Quelle des Senegal gelegen, ist ein elendes Nest von noch nicht 2500 Einwohnern, welche während Gouldsbury's Besuch selbst nichts zu beißen und zu brechen hatten. Produkte des Landes sind Kautschuk, Wachs, Vieh, Häute und Erdnüsse; Gold und Eisenerz wird nur durch Tausch von außen her erworben. Der Ackerbau in Futa Dschalon steht auf einer sehr niedrigen Stufe, und die ganze Industrie beschränkt sich auf das Weben schmaler Baumwollstreifen und das Schmelzen und rohe Verarbeiten des massenhaft vorkommenden Eisenerzes. Wenig beständig sind auch die politischen Verhältnisse des in zehn Provinzen getheilten Reiches, an dessen Spitze zwei Almamis oder Könige stehen (vergl. oben S. 128), gleichwie über jede Provinz zwei Häuptlinge gesetzt sind und über jede Stadt zwei Bürgermeister. Wie es in England zwei Parteien giebt, deren eine stets auf den Abgang der andern wartet, so lößt auch in Futa Dschalon der eine König mit seinen Häuptlingen und Bürgermeistern den andern ab und zwar dem Usus nach alle drei Jahre. Ist aber der gerade in der Gewalt befindliche König mächtig und beim Volke beliebt, so kann er sich wohl auch ein ganzes Jahrzehnt darin erhal-

Digitized by Google

ten, und umgekehrten Falles mag er auch schon in zwölf Monaten abwirthschaften. Wenn das Ende seiner Regierungsdauer herannaht, so fängt der König gewöhnlich mit einem Nachbarstamme Krieg an, um im glücklichen Falle noch Ruhm und Gold zu erwerben. Sehr streng ist das Strafrecht des mohammedanischen Landes. Auf Mord steht der Tod; der erste Diebstahl wird mit 100 Hieben, der zweite mit dem Verluste der linken Hand bestraft; dann verliert der Rückfällige nach einander die rechte Hand, den linken Fuß und den rechten Fuß. Stiehlt ein Mann hundert Kühe, so wird ihm ein Seil um den Hals geschlungen und daran von beiden Seiten gezogen, bis er stirbt. Bei Nothzucht wird der Schuldige mit einem großen Steine auf die Brust geschlagen, bis er stirbt; war sein Opfer keine Jungfrau mehr, so erhält er hundert Hiebe und wird geächtet. Bei Ehebruch werden beide Schuldige mit je 100 Hieben und Abrasiren des Kopfes bestraft. Auf Trunkenheit, allerdings ein fast unbekanntes Vergehen, steht der Tod.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der in Port Moresby im südöstlichen Neu-Guinea stationirte Missionär Rev. G. Lawes hat im vorigen Jahre verschiedene Bezirke am Hall-Sund besucht, darunter die Insel Maiva an der Westküste (südöstlich von Kap Possession). Dieselbe enthält, wie er an die Royal Geographical Society (f. deren Proceedings, March 1882, S. 160) schreibt, an der Küste 16 Dörfer dicht neben einander und ist von einem schattigen Walde außerordentlich reich tragender Kokospalmen bedeckt. Sobald Lawes' Boot das Ufer berührte, wurde es von etwa einem Hundert Eingeborener erfaßt und rasch außerhalb des Bereiches der Brandung geschleppt. Die Leute hatten noch nie eine weiße Frau, wie die ihren Gatten begleitende Mrs. Lawes, gesehen und folgten den Engländern in Scharen auf Schritt und Tritt, vorläufig aber das Vertrauen, mit welchem sich diese in ihre Gewalt begeben hatten, vollständig. Es ist eine schöne Race, von ziemlich heller Farbe, die Männer, welche jährlich zu Handelszwecken Port Moresby besuchen, wohlgewachsen und muskulös, die Frauen hübsch, aber durch Tatuirung entstellt. Sie wiesen ihren Besuchern das heilige Haus, ein 120 Fuß langes, 24 Fuß breites Gebäude, zum Obdach an. Vor dem Eingang hing ein graziöser Vorhang aus Blättern der Sagopalme; drinnen befanden sich eine Anzahl von Simsen oder Plateformen aus Mittelrippen der Sagopalmblätter und an einer Seite ein kleiner Vorschlag zur Aufbewahrung von Zaubermitteln, von denen ein Theil vor der Ankunft der Weißen entfernt worden war. Die Pfosten waren meist geschnitzt; der eine am Eingange z. B. zeigte auf der einen Seite ein Krokodil, auf der andern eine menschliche Gestalt. Der „Dupu", wie das heilige Haus genannt wird, erlebt Zeiten von mehr als gewöhnlicher Heiligkeit; alsdann wird es reich geschmückt, und weder Weib noch Kind darf es auch nur sehen. Eine Anzahl von Männern schlägt dann zwei Monate lang ihren Wohnsitz darin auf, und wer einmal seinen Fuß hineingesetzt hat, darf mit der Außenwelt nicht mehr verkehren. Für die Insassen kochen Weiber das Essen und schieben es durch eigens dafür bestimmte Löcher hinein; die Isolirung derselben ist so vollständig, daß, wenn einer von ihnen während der Zeit stirbt, die Leiche, ohne daß die anderen darum wissen, in dem Hause selbst beerdigt wird; und wenn umgekehrt ein Dorfbewohner stirbt, dies den Insassen des Dupu verheimlicht wird, so lange der „Tabu" dauert. Am Ende der bestimmten Zeit wird ein großes Fest gefeiert und die lange Eingesperrten kommen reichgeschmückt wieder zum Vorschein. Das heilige Haus jeden Dorfes steht meist am Ende der einzigen Straße desselben; die anderen Häuser sind von ärmlicher Bauart, gewähren aber trotzdem wegen der schönen Croton und Dracaenen, welche sie umgeben und sorgfältig gepflegt werden, einen prächtigen Anblick. Unter den mancherlei Punkten, welche Rev. Lawes sonst noch besuchte, ist der Bezirk Naala (landeinwärts von Kap Suckling) zu nennen, weil dort — eine in Neu-Guinea bis jetzt einzig dastehende Thatsache — eine Königin über das Volk herrscht.

— Ist das Charakteristikum der Männer auf den Palau-Bilderschriften ein Phallus? In der überaus wohlwollenden Besprechung meiner „Bilderschriften des ostindischen Archipels und der Südsee" von Seiten des Herrn Andree in dieser Zeitschrift Bd. 40, S. 375 heißt es von den auf den Palau-Bilderschriften dargestellten Männern, daß sie „durchweg durch einen Phallus charakterisirt sind, der, in etwas stilisirter Form, meist im Profil wiedergegeben ist. Daß es sich um einen solchen handelt, erkennt man aus den en-face-Darstellungen auf Tafel III, vierte Reihe von oben". Ich theile diese Ansicht meines gelehrten Freundes nicht, und glaube den Beweis beibringen zu können, daß das als Phallus angeprochene Charakteristikum vielmehr ein Beil, eine Streitaxt ist. Ich habe diese Frage in meiner Abhandlung nicht eingehender diskutirt, sagte jedoch ausdrücklich S. 5, erste Spalte oben: „Auf unseren Abbildungen sind meist Männer zu finden, kenntlich an Schwertern (aus Holz), Lanzen, Aexten" (aus Stein und Muscheln). Ich sagte dieses, weil ich selbst eine Zeit lang geschwankt hatte bezüglich der Auffassung dieser Charaktere, und weil die meisten Besitzer der betreffenden Objekte im Dresdner Museum dieselbe Ansicht äußern wie Herr Andree. Unterstützt wird diese Auffassung noch durch eine Bemerkung des Herrn Semper Arch. für Anthrop. IV, S. 145, 1870), welche ich ebenfalls l. c. S. 4, zweite Spalte unten, citirt habe, und welche folgendermaßen lautet: „Endlich erzählt er (Semper), anknüpfend an die Beschreibung der bildlichen Darstellungen (gemalten Basreliefs), welche an den für den Priesterkönig und die Versammlungen der Stammesfürsten bestimmten Wohnungen angebracht sind, drei mit historischen Erinnerungen durchflochtene Sagen dieses Volkes. Die erste von der Entstehung der sieben verschiedenen, auf diesen Inseln im Gebrauch stehenden Geldsorten, die zweite von einer abenteuerlichen Reise der vier Fürsten nach der Wohnung der Sonne, die dritte endlich die Werbung um eine Frau von der Sourol-Insel. Von höchstem ethnologischen Interesse ist hierbei die Schilderung eines diese Hochzeit darstellenden phallischen Schnitzwerkes, das eine fast geniale Kraft obscöner Darstellung besitzt."

Diese Darstellung ist mir unbekannt; allein mustern wir die von mir auf Tafel 2 bis 5 gegebenen Bilder, um zu entscheiden, ob das Spitze Instrument in der Gegend der Hüfte bei den dargestellten menschlichen Figuren ein Phallus sein kann oder nicht:

Auf Tafel 2, erste Reihe, zweite Reihe und vor Allem dritte Reihe fällt dieser „stilisirte Phallus" besonders auf, und wenn nur die Figuren vorlägen, so wäre ich nicht im Stande der ausgesprochenen Ansicht entgegen zu treten. Ebenso finden wir auf Tafel 3, vierte Reihe die von Herrn Andree citirten en-face-Darstellungen und daneben solche im Profil (wie auch noch an manchen anderen Stellen der Tafeln 3, 4 und 5), welche durchaus Anlaß gäben zu der Deutung als Phallus.

Allein schon in der sechsten Reihe der Tafel 3 begegnen wir Männern (nicht Frauen, denn diese sind, wie ich S. 5, erste Spalte oben, meiner Schrift hervorhob, durch den den Palau-Insulanerinnen eigenthümlichen Schurz charakterisirt), welche das in Frage kommende Objekt als Waffe in der Hand schwingen, und bedenklam erscheint der Umstand, daß gerade diese Figuren nicht mit der Streitaxt umgürtet sind (Tafel 5, Reihe 9 findet man allerdings Figuren mit dem Instrument in der Hand und zugleich mit solchem umgürtet, allein warum soll ein Krieger nicht mit zwei derartigen Waffen versehen sein?). Ueberhaupt kommen auch zwei Männer ohne „Phallus" vor, z. B. Taf. 3, Reihe 5, 6 und 7; ich wenigstens finde nicht, daß irgend ein Anlaß vorläge diese Figuren

Digitized by Google

als Frauen zu deuten. Tafel 3, Reihe 9 finden wir kämpfende Männer, welche Lanzen werfen und mit der Art umgürtet sind; Reihe 11 ebenfalls ohne Art. Auf Tafel 4, Reihe 4 stehen Männer ohne Umgürtung, ein jeder mit einem Stabe (Keule?, Art?) in der rechten Hand, und Reihe 6 tanzende Männer ohne alle Embleme. Diese können meiner Ansicht nach nicht als Weiber gedeutet werden, denn diese letzteren sind z. B. Reihe 7 (zwei Individuen) durch ihre viereckigen Schurze ausstaffirt. Reihe 10 rudern Männer umgürtet mit der Art, welche eben als wichtigstes Bewaffnungsstück auch beim Rudern nicht abgelegt wird. Auf Tafel 5, Reihe 8 sehen wir links elf Figuren, welche alle das linke Bein in der linken Hand haben, und zwischen den Beinen hängt bei jeder ein langes, mit 4 bis 5 Zacken versehenes Object, während rechts neun Figuren ihnen entgegengehen, deren jede wiederum das in Frage stehende Object umgegürtet trägt oder in der Hand hält. Ich glaube nicht, daß die Behauptung Beifall fände, es handle sich hier um verschiedene stylisirte Phallusarten bei verschiedenen Parteien; ich bin jedoch auch nicht in der Lage die Instrumente (oder was es sei) der Figuren links mit Sicherheit deuten zu können.

Noch alle dem dürfte die Bemerkung gerechtfertigt erscheinen, daß die Männer auf diesen Palau-Bilderschriften nicht durch einen Phallus charakterisirt sind, eine Ansicht, welcher Herr Andree neuerdings selbst beizutreten geneigt war, nachdem ich das Vergnügen gehabt hatte, ihm die Originale meiner Abbildungen nochmals im Dresdner Museum demonstriren zu können. Dresden. A. B. Meyer.

— Um die Uebersiedelung von Bewohnern der Azoren nach Hawaii (s. „Globus“ XL, S. 287) ins Werk zu setzen und mit der portugiesischen Regierung einen Auswanderungsvertrag abzuschließen, ist Mr. Carter als außerordentlicher hawaiischer Gesandter nach Lissabon geschickt worden. Im Laufe des Jahres 1881 sind nach der „A. Z.“ schon über 1800 Auswanderer von San Miguel, der Hauptinsel der Azoren, nach Hawaii übergesiedelt. Der Einwanderung von Chinesen, Ostindiern und Malaien ist die hawaiische Regierung entschieden abhold.

Vermischtes.

— Im „British Trade Journal“ (Januarheft 1882) veröffentlicht Dr. James Geikie einen interessanten Artikel über „Golfstrom und Panama-Kanal“, worin er nachweist, daß die Eröffnung des Kanals „eben so viel Einfluß auf den Golfstrom und das Klima Nord-Europas haben wird, als der Inhalt einer Theekanne voll kochenden Wassers, der in den Arktischen Ocean gegossen wird, auf die Erhöhung der Jahrestemperatur von Grönland“. (Nature.)

— In Wien ist der „Mail“ (10. Febr. 1882) zufolge kürzlich eine Bierbrau-Statistik aufgestellt worden, deren Resultate uns überraschen; denn danach steht an Zahl der Brauereien und Quantität des Produktes unter allen bierbrauenden Ländern England obenan; was die Größe der Bierbrauereien anlangt, Rußland, und an Größe der Bierproduktion auf den Kopf der Bevölkerung Belgien. Bleibt uns armen Deutschen kein Trost, als die Vortrefflichkeit des Stoffes, welche sich freilich nicht statistisch ausdrücken läßt! Die betreffenden Zahlen sind folgende: 1880 betrug die Zahl der Brauereien in Großbritannien 26114, in Deutschland 23940, in den Vereinigten Staaten 3293, in Frankreich 2500, in Belgien 2500, in Oesterreich-Ungarn 2297, in Holland 560, in Rußland 460, in Norwegen und der Schweiz je 400, in Dänemark und Schweden je 240. In Großbritannien wurden etwa 49 Millionen Hektoliter erzeugt, in Deutschland circa 37 M., in den Vereinigten Staaten 14, in Oesterreich-Ungarn 11, in Belgien 8, in Frankreich 7, in Rußland 3, in Holland 2 M. u. s. w. Rußland hat die größten Brauereien mit einer durchschnittlichen Produktion von 6050 Hektolitern, dann folgen Dänemark (6250 hl), Oesterreich-Ungarn (4770 hl), die Vereinigten Staaten (4182 hl), Frankreich (2355), Großbritannien (1900), Deutschland (1550), Norwegen hat die kleinsten (1300). Die Bierproduktion per Kopf der Bevölkerung beträgt in Belgien 151 Liter, Großbritannien 140, Deutschland 83, Dänemark 71, Holland 72, Schweiz 31, den Vereinigten Staaten 30, Oesterreich-Ungarn 29, Norwegen 28, Frankreich 20, Schweden 16, Rußland 4 und Italien 3. Leider wird hierbei unzweifelhaft vieles als „Bier“ bezeichnet, was freilich sa ausfieht, nach deutschen Begriffen aber keins ist.

— Mit der 57. Lieferung ist das in gutem Sinne populäre Hausbuch „Die Erde und ihr organisches Leben, von Dr. Klein und Dr. Thomé“ (Stuttgart, Bd. Spemann) zum Abschlusse gekommen (vergl „Globus“ XXXVII, S. 224). Der erste Band enthält die physische Geographie von Dr. Hermann J. Klein; er behandelt die Erde als Weltkörper; das Meer und seine Eigenschaften, Quellen, Flüsse, Seen; das Land (die verschiedenen Oberflächengestaltungen, Gletscher, Erdbeben, Vulkanismus) und die Lufthülle. Der zweite Band, welcher die Thier- und Pflanzengeographie begreift, hat den auf diesem Gebiete wohlbekannten Dr. Otto Wilhelm Thomé zum Verfasser. Das reich und vorzüglich illustrirte Werk eignet sich in gleicher Weise zum Nachschlagen wie zu fortlaufender Lektüre. Und in demselben Verlage erscheinende „Naturgeschichte des Menschen“ von Friedrich von Hellwald (vergl. „Globus“ Bd. XXXIX, S. 127) ist bis zur 12. Lieferung gediehen; die gehn ersten behandeln die Australier und Insulaner des Stillen Oceans, dann beginnt die Schilderung der Amerikaner. Die sämmtlich von F. Keller-Leuzinger gezeichneten Illustrationen sind von großer Feinheit und meist auch Treue und bieten theilweise neuen, interessanten Stoff. Nur hier und da will es uns scheinen, als übertreffe die malerische Pracht der Leiber und des Pflanzenwuchses die Wirklichkeit.

— Zu Anfang Januar verließ der Dampfer „Protos“ wieder Melbourne mit einer für London bestimmten Fleischladung in gefrorenem Zustande von 3500 Schafen und einer beträchtlichen Anzahl von Lämmern. Erstere wogen im Durchschnitt 75, letztere 46 Pfund. Auch hundert Tonnen Butter in gefrorenem Zustande befanden sich an Bord.

— A. Steinhauser's Tafeln zur mathematischen Geographie, welche in vorzüglich scharfem und elegantem Farbendrucke bei Artaria u. Co. in Wien erschienen (s. Globus XXXIX, S. 288), sind neuerdings um zwei weitere Tafeln (Uebersicht der vorzüglichsten Projectionen und Erscheinungen im Sternenhimmel) vermehrt worden und bilden nun ein vortreffliches Hilfsmittel beim Studium der astronomischen und mathematischen Geographie.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexica und Central-Amerika. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Die physische Erziehung der Kinder im Gouvernement Tomsk. — Nekrologe. III. (Schluß.) — Die Klickreise der Besatzung des „Oscar Dickson“ von der sibirischen Küste nach Stockholm. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 8. März 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen. 1) Literarischer Anzeiger Nr. 13. — 2) Stieler's Schul-Atlas. Justus Perthes' Geographische Anstalt.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

III.

Nach Amecameca zurückgekehrt, unternahm Charnay am folgenden Tage eine Excursion nach der Barranca oder Schlucht von Mispayantla und ihren von den Indianern als reiche Fundstätten gerühmten Felsengrotten. Das malerische, von steilen Wänden eingefaßte, enge Thal, in dessen Grunde ein Fluß über Gerölle und hinabgestürzte Baumstämme dahinströmt, zieht sich von der Mönchs Spitze zum Amecathale hinunter. An seinem obersten, wildesten Theile befinden sich etwa 70 m über dem Boden in der hier fast 300 m hohen Felswand die Oeffnungen der Grotten, zu denen Charnay auf Stufen emporstieg, die er von den Indianern einhauen ließ. Oben angelangt, war der erste und, wie es sich bald zeigte, auch richtige Eindruck der der Enttäuschung. Der Boden der Grotten, die nicht sowohl eigentliche Vertiefungen, als vielmehr kleine, von breiten Felsvorsprüngen überdachte Plateaus sind, war in allen Richtungen durchwühlt und aufgegraben; augenscheinlich hatte man hier schon vielfache Schatzgrabungen angestellt. Charnay's Leute ließen sich trotzdem nicht abhalten, auch ihrerseits an verschiedenen Stellen Nachforschungen vorzunehmen: einige Knochenreste, eine Menge rother, mit schwarzen Streifen bemalter Thonscherben, Griffe und Henkel von Thongefäßen, eine zerbrochene kleine Figur des Gottes Tlaloc, endlich eine durchlöcherte kleine Thonröhre, der Ueberrest einer altindianischen Flöte, das war alles, was man fand. Nach einem im Volke verbreiteten Glauben sollen die Grotten von Mispayantla Räubern zum Aufenthalte gedient haben, die ihre Gefangenen und das geraubte Gut hier in Sicherheit gebracht hätten. Charnay geht aber wohl nicht fehl, wenn er annimmt, daß zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier hier einer der vielen verborgenen Zufluchtsorte gewesen ist, in welche sich die Eingeborenen flüchteten, um den grausamen Verfolgungen und der gezwungenen Arbeit in den Bergwerken zu entgehen. Lange nach der Besitzergreifung Mexicos sollen noch derartige Verstecke existirt haben, in denen die Indianer das dürftigste Leben führten und in denen sie auch ihre Todten begruben.

Vasen aus dem Gräberfelde von Nahualac.
(Nach einer Photographie.)

Mehrere andere, von noch geringeren Erfolgen belohnte Expeditionen, die Charnay nach den Angaben seiner unzuverlässigen indianischen Begleiter unternahm, vermochten nicht, ihn von dem Gedanken abzubringen, daß auf der Höhe der Sierra, und zwar vorzugsweise in der Umgebung der Vulkane, noch mehr altindianische Gräberfelder wie das von Teneuepanco vorhanden sein müßten. Durch Zufall entdeckte er denn auch im Besitze eines Indianers aus der

Digitized by Google

Umgegend von Amecameca eine Anzahl wohlerhaltener Basen und kleiner Steinfiguren, die mit den Funden aus jenen Gräbern die größte Aehnlichkeit hatten. Sie sollten, wie der Besitzer auf alle Fragen kurz erwiderte, auf dem Itzaccihuatl gefunden worden sein; erst nach langen Unterhandlungen und nachdem Charnay ihm eine für die dortigen Verhältnisse exorbitante Belohnung von 100 Frcs. zugesagt hatte, entschloß er sich, den Fundort genauer zu bezeichnen und den Reisenden selber an die Stelle zu führen. Es war eine ebenso beschwerliche wie gefahrvolle Wanderung, die man in der ersten Frühe des Morgens antrat. Auf theils ungebahnten, theils auch durch die Regengüsse der Jahreszeit grundlos gemachten Wegen erstieg man die dem Vulkan vorgelagerten Höhen. Nach sechsstündigem Marsche, während dessen das unaufhörliche Ausgleiten und Straucheln der Pferde die Reisenden unzählige Male in die Gefahr brachte, die steilen Abhänge hinabzustürzen, war endlich der Kamm erreicht. Das Barometer gab für die Stelle, an der man ihn überschritt, um

in das kleine Felsenthal von Nahualac, das Ziel der Wanderung, hinabzusteigen, eine Höhe von 3850 m an; auf dem Boden des Thales befand man sich nur 90 m tiefer. Ringsum von hohen Bergen eingeschlossen, machte der kleine, etwa 1200 m lange und 500 bis 600 m breite Thalkessel auf Charnay den Eindruck einer so vollkommen weltabgeschiedenen Einöde, wie er sie bisher noch nirgend gefunden hatte. Wie eine mächtige ununterbrochene Mauer ragt die Felswand auf der Ostseite empor, jeden Zugang von Osten, d. h. von Mexico aus, unmöglich machend; so soll es denn auch außer dem einen Eingange auf der Westseite, der zwischen den Gipfeln des Itzaccihuatl mit ihren 200 m tief hinabreichenden Schneefeldern hindurchführt, keinen Weg in dieses unaufindbare Thal geben. Die in ihrem oberen Theil vollkommen schroffen und kahlen Wände dachen sich am Fuße sanft zur Thalsohle ab und zeigen hier auch einigen Baumwuchs, der freilich ausschließlich aus kränklichen, verkrüppelten Fichten besteht. Im Thale selber ist von Bäumen nichts zu sehen, doch ist der feuchte,

Der Weiher von Nahualac.

schwarze Boden mit dichtem Grauwuchse bedeckt, der für das in den Bergen zerstreute Bild eine willkommene Weide darbietet. Auf den ersten Blick schon war es ersichtlich, daß der abgelegene Ort einst bewohnt gewesen sein mußte. An verschiedenen Stellen ragten behauene Steine aus dem hohen Grase empor, die in einer Weise zusammenstanden, als hätten sie zu Fundamenten von Gebäuden gedient. Ein kleiner Teich von etwa 60 m Durchmesser, der sich im nordwestlichen Theile des Thals, und zwar schon auf dem ansteigenden Grunde befindet, ist ebenfalls unverkennbar ein Werk von Menschenhand.

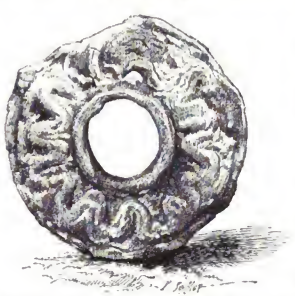
Kaum hatten Charnay's Leute die kleine Hütte aus Matten aufgeschlagen, die für die kalten Nächte leider nur einen sehr ungenügenden Schutz bilden konnte, so wurden auch schon die Nachgrabungen begonnen. Das Ergebniß derselben war ein überraschend reiches. Von eigentlichen, ganz erhaltenen Gräbern, wie auf Tenenepanco, fand sich hier freilich nichts vor, auch Knochenreste waren nicht vorhanden: ein Umstand, aus dem Charnay auf ein höheres Alter dieser Stätte schließt. Dafür förderten die vier Arbeiter im Laufe der ersten halben Stunde schon nicht weniger als vierzig verschiedene Thongefäße, Vasen, Schalen, Becher u. s. w., an das Tageslicht. In Bezug auf Form und Styl stimmten dieselben mit denen von Tenenepanco auf das Genaueste überein, doch bestanden sie aus einem gröbern Thon und waren auch weniger reich verziert als jene. Die meisten der dortigen Funde wiederholten sich auch hier; der kleine, vierrädrige Wagen mit dem Thierkopfe kam hier in vielen Exemplaren zum Vorschein, daneben eine Menge verschiedener Götzenbilder, sowie die erwähnten Gefäße der mannigfaltigsten Formen. Fast zahllos aber waren in Nahualac die kleinen, in Stein geschnittenen Bilder des Gottes Tlaloe vertreten; darunter viele, die, vollständig unversehrt, in der weit ausgestreckten rechten Hand eine Schlange hielten, das Symbol des Blitzes und des segenbringenden Gewitterregens. Alles in allem betrugen die während der zweitägigen Ausgrabungen in dem Thale von Nahualac gemachten Funde 800 Stück verschiedenartiger und zum Theil vollständig erhaltener Gegenstände. Mit dieser reichen Ausbeute wohl zufrieden, trat Charnay den Rückweg nach Amecameca an.

Aus welcher Zeit stammten die beiden aufgedeckten

Digitized by Google

Gräberfelder? Eine Antwort auf diese Frage, die den Reisenden unablässig beschäftigte, konnte, wenn sie eben überhaupt zu finden war, erst das Resultat späterer Untersuchungen und eingehender vergleichender Studien sein; soviel aber war Charnay schon jetzt an Ort und Stelle klar geworden, daß diese sämmtlichen Fundstücke aus einer ältern, als der aztekischen Periode des Landes, und zwar wahrscheinlich von den Tolteken herrühren mußten. Dieses letztere, zum Nahuastamme gehörende Volk hatte im siebenten Jahrhundert, von Norden kommend, das Hochland von Mexico und einen Theil Central-Amerikas eingenommen und sich daselbst bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts als herrschendes Volk behauptet. Neben der Verehrung der Sonne und des Mondes blühte bei den Tolteken besonders der Kultus des Regengottes Tlaloc, dessen Segnungen auf dem dürren Hochlande von größter Bedeutung sein mußten. So ging denn auch der Kultus des Tlaloc auf alle nach ihnen in Mexico herrschenden Stämme über, freilich nicht in unveränderter Gestalt. Der toltekische Gott, der auf dem Gipfel der regenerzeugenden Berge, vornämlich der Vulkane, in einem feuchten, warmen, ewiggrünen Paradiese wohnte und Opfer von den Früchten der Erde verlangte, verwandelte sich in dem blutigen Götzendienste der Azteken zu einem grimmigen Gott, dem, wie Pater Duran berichtet, alljährlich auf einem bestimmten Berge Hunderte von Menschen geschlachtet wurden. Dem entsprechend änderte sich auch das Bild des toltekischen Gottes in einen jener für die aztekischen Hauptgottheiten charakteristischen, widerlichen Zerrbilder um, das von den kleinen Tlalocgestalten der Charnay'schen Funde durchaus verschieden ist. Auf eine ältere und vielleicht höhere Kultur als die aztekische schließt aber Charnay, wie oben erwähnt, vornämlich aus dem Vorkommen der kleinen Wagen, die den Azteken unbekannt waren; doch giebt er zu, daß es zum mindesten räthselhaft ist, wie eine so wichtige und nützliche Erfindung ganz verloren gegangen und in Vergessenheit gerathen sein sollte.

Aus Perlmutter geschnitzte Kriegergestalt, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)



Tlachtli-Ring, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)

Etwa 60 km nördlich von Mexico, an der Stelle des heutigen Dorfes **Tula**, soll den alten Ueberlieferungen zufolge die Hauptstadt des toltekischen Reiches gelegen haben. Dorthin begab sich jetzt Charnay, um weiteren Spuren jener alten Civilisation nachzuforschen, die während der vier Jahrhunderte ihres Bestehens das Land mit blühenden Städten und großartigen Denkmälern bedeckt haben soll, um dann wie mit einem Schlage plötzlich zu verschwinden. Als erste Ursachen des Verfalles des Tolkenreiches werden Heimsuchungen des Landes durch große Ueberschwemmungen und darauf folgende Jahre der Dürre angegeben, die ihrerseits wieder Hungersnoth und verheerende Krankheiten im Gefolge hatten. Aeußere Feinde sowie mächtige Vasallen benutzten diese Zeit der Noth zu einem Angriffe auf das Reich, und in einem dreijährigen Vernichtungskriege wurde das unglückliche Volk dezimirt.

Von Mexico bis nach Huehuetoca benutzten Charnay und seine Begleiter die Eisenbahn, die sie durch das im Schmucke der grünen Maisfelder prangende Thal führte. Das letzte Ende des Weges wurde in der vollbepackten Postkutsche und zwar auf einer „Straße" zurückgelegt, auf der die Räder bis an die Axen in den tiefen Geleisen versanken. Nur im Schritt fahrend, hatten die Reisenden unerwünschte Muße, die gänzlich veränderte Landschaft mit den kaktusbewachsenen, staubigen Hügeln und den dazwischen liegenden unabsehbaren grauen Agaveplantazungen stundenlang zu betrachten. Endlich kam man wieder auf festen, felsigen Boden, bald darauf zeigten sich von Neuem grüne Felder; das schwerfällige Gefährt passirte einen schlammigen, der Brücke ermangelnden Fluß, um dann in rasselndem Galopp in ein großes, von schönen

Digitized by Google

Eschen beschattetes Dorf einzufahren, dessen ammuthige Lage am Eingange eines fruchtbaren, reichbewässerten Thales die Wahl dieser Stelle für die Hauptstadt des alten Reiches wohl begreifen ließ.

Gleich am ersten Tage seines Aufenthaltes in Tula gelang es Charnay, mehrere interessante kleine toltekische Alterthümer zu erwerben. Das werthvollste Stück derselben war ein in Perlmutter geschnitztes Bild eines toltekischen Krie-

Säulenschaft aus Basalt, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)

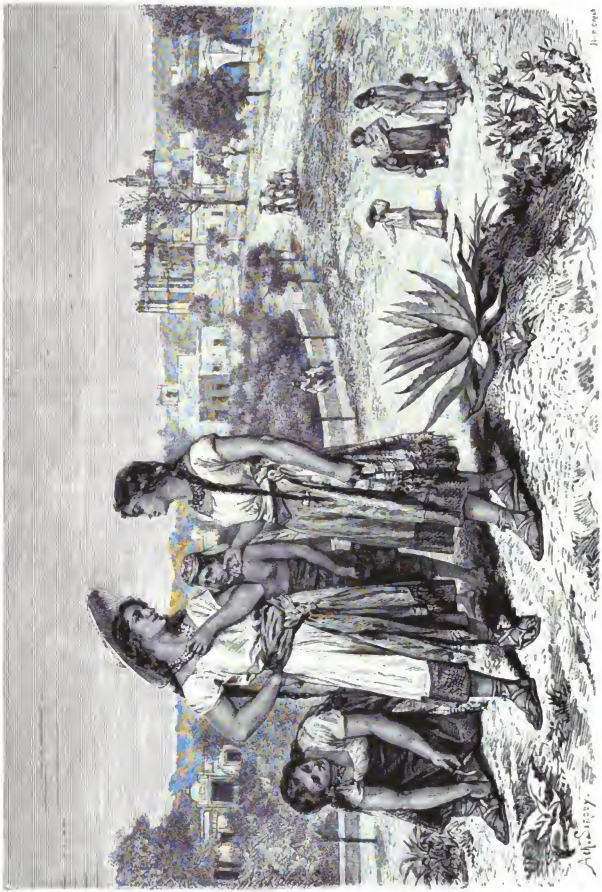
geos im Häuptlingsschmucke; eine ebenso kunstvolle wie zierliche Arbeit, die durch ihre genaue Uebereinstimmung mit gewissen, ebenfalls toltekischen Basreliefs in der Provinz Chiapas besonders wichtig ist. Ein Gang durch die Straßen der Stadt zeigte dem aufmerksamen Beobachter eine Menge von achtlos zu Tage geförderten Zeugen der alten toltekischen Kunst: schön sculptirte Säulenschäfte aus Basalt mit eigenartigen Ornamenten, einige mit reichen Kapitälen versehen, alle aus mehreren Theilen zusammengesetzt, die durch Zapfen aneinander gefügt waren; ein großer Steinring mit roheren Ornamenten bedeckt fand sich ebenfalls auf der Straße, an eine Mauer gelehnt, vor. Sein Durchmesser betrug 1 m 95 cm; der Durchmesser des Loches in der Mitte 37 cm. Augenscheinlich hatte man hier einen Ring von dem tlachtli vor sich, dem alten nationalen Ballspiele der Tolteken, das sich von ihnen auf die Chichemeken und Azteken vererbte und sich auch unter den benachbarten Völkern verbreitete. Die spanischen Geschichtschreiber geben uns eingehende Schilderungen dieses Spieles, bei dem es darauf ankam, die Bälle durch mehrere in Mauern eingelassene Ringe zu werfen, und das jedesmal zum allgemeinen Jubel der Zuschauer in einer wilden Flucht und Verfolgung der Theilnehmer endete, da der Sieger das Recht hatte, die Kleider und den Schmuck der besiegten Mitspieler für sich zu nehmen.

Fußstück einer toltekischen Karyatide, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)

Einen Begriff von der Großartigkeit toltekischer Tempelbauten — denn die hier aufgefundenen Säulen- und größeren Skulpturenreste sollen sämmtlich von dem Wunder der toltekischen Hauptstadt, dem herrlichen Tempel der Froschgöttin, stammen — geben uns mehrere ungeheure, leider nicht zusammenpassende Bruchstücke von Karyatiden, die auf dem Marktplatze von Tula liegen.

Die saubere Ausführung der Details ist trotz der kolossalen Verhältnisse an ihnen nicht geringer, als an den Ornamenten der Säulenschäfte und Kapitäle; namentlich sind die einzelnen Theile der Kleidung, das Riemenwerk der Sandalen mit seinen Rosetten und Zierrathen, das gestickte maxtli oder der indianische Schurz u. s. w. sorgfältig ausgearbeitet, in

Digitized by Google



Indianermädchen aus Tula. (Nach einer Photographie.)

allen Formen des menschlichen Körpers herrscht dagegen noch die steife Gebundenheit der Kunstanfänge.

Das heutige Tula ist trotz seiner 1500 Einwohner ein ungemein stiller, schläfriger Ort. Der Marktplatz, an dem sich die einer Festung ähnliche Kirche, die Büreaus der Präfektur und des Distriktsrichters, sowie das Postgebäude befinden, ist während der Wochentage vollkommen öde. Nur an den Sonntagen, wo die Indianer der Umgegend mit Gartenfrüchten, kleinen Backwaaren, Thongeräthen u. s. w. zu Markte kommen, herrscht ein buntes Leben hier. Feierlichen Schrittes ziehen die Matronen des Dorfes, von ihren Töchtern gefolgt, durch die Reihen der am Boden lagernden Verkäuferinnen, die, meist von einer Schaar nackter brauner Kinder umgeben und eines derselben an der Brust haltend, mit unerschütterlicher Ruhe zugleich ihren mütterlichen wie gewerblichen Pflichten genügen. Die Indianertypen, die man hier antrifft, zeigen auffallende Verschiedenheiten und Abweichungen von einander. Alle Abstufungen von den scharfgeschnittenen Gesichtszügen des ägyptischen Typus bis zu den weichen verschwommenen Linien des breiten Kalmückengesichtes sind hier unter dem braunen Volke vertreten. Als von besonders reinem Typus fielen Charnay nur einige Indianermädchen aus Tula selber auf, deren hervorragende Schönheit an das Bild erinnerte, welches der Spanier Bevia von den Tolteken entwirft. Groß, schlank, mit feurigen Augen, kühn geschwungenen Brauen und Adlernase, mit auffallend heller Haut und reichem Haarwuchse, konnten sie in ihrer bunten, malerischen Tracht gar wohl für Ueberreste des alten, durch seine Schönheit ausgezeichneten Herrschervolkes gelten.

Wanderungen zwischen Teimâ, Hâil, Khaibar und Bereida.

Von **Charles M. Doughty.**

I.

Im Verfolge dieser von der Geographie Nordwest- und Central-Arabiens handelnden Artikel habe ich jetzt von den Wüstengebiete zwischen Khaibar und Hâil zu sprechen. Und dies Gebiet ist ein unermessliches Labyrinth von Bergen, das in Abgeschiedenheit von der Welt daliegt; die Lage derselben habe ich, so gut es ohne Instrumente anging, versucht festzustellen und etwas Ordnung hineinzubringen. Dort ist diese Aufgabe indessen doppelt schwierig, denn von den Gefahren abgesehen, welche solche Reisen für Gesundheit und Leben mit sich bringen, hat man mit dem stets grausamen und oft geheimen Fanatismus der wenigen armseligen Bewohner zu schaffen; da ich ferner als erster, der öffentlich nicht nur als Christ, sondern auch als Europäer bekannt war, Arabien betrat und, was Empfehlungen an hervorragende Personen anlangte, deren keine von Damascus mitbrachte, so reiste ich unter allen nur erdenklichen Entnuthigungen (wenn ich an Europa denke) und Nachtheilen. Jetzt aber, da ich alle Gunst verschmäht und die Probe bestanden habe, habe ich auch jene Namen, welche früher am meisten verabscheut wurden, überall eingebürgert und habe sie, wo ich in Arabien mich auch aufgehalten habe, achtungswerth gemacht. Arabien ist das ödeste und uninteressanteste Land, das ein Reisender auf der Erde sehen kann; in anderer Hinsicht aber ist es auch wieder das interessanteste Land in der Welt, wenigstens in unserer Welt, da es das Feld des Semitismus ist; und weil wir hier den größten Theil der Fundamente für unsere semitischen Studien legen müssen, erlangen alle, auch die geringfügigsten Verhältnisse dieses elenden Landes für uns ein ganz besonderes Interesse; es hat hier schon etwas zu bedeuten, selbst nur von Namen zu reden, die früher noch nicht bekannt waren. Mit einem Worte — es ist eine Art zu reisen in Arabien, welche in jedem andern Lande nicht von gleichem Nutzen wäre.

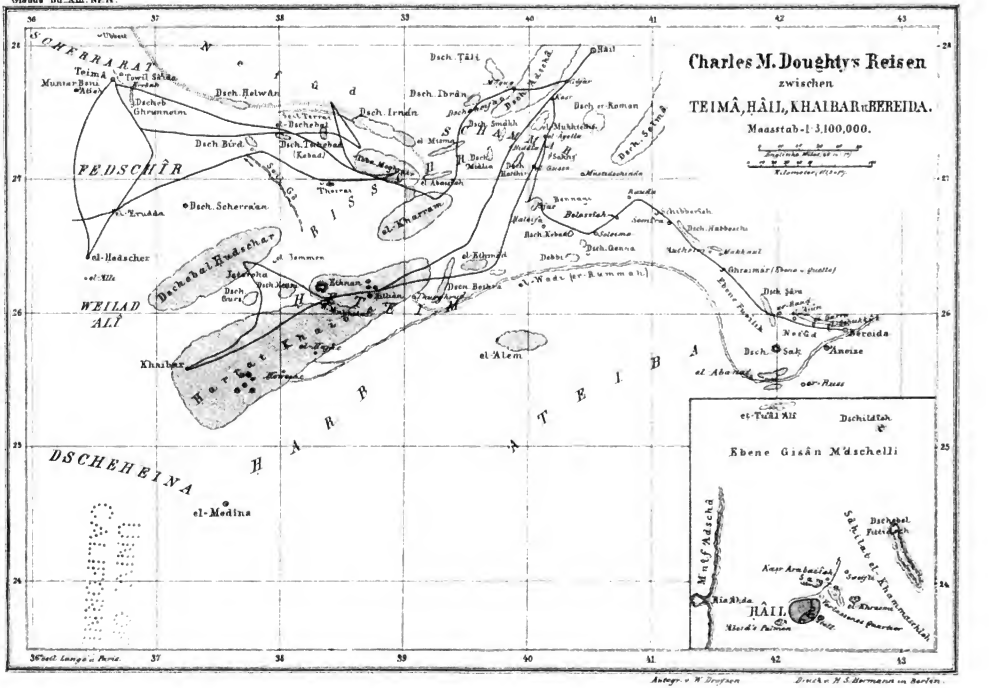
Abgesehen davon, daß europäische Autoren, welche die Araber und ihr Heimathland stets in einem phantastischen Lichte erblicken möchten, das Bild Arabiens falsch dargestellt haben, kann man sagen, daß die in solch ernster und öder Natur aufgewachsenen Araber durchweg weniger Orientalisches an sich haben, als wir selbst. Die wenigen Europäer, welche eine Zeit lang die in geordneten Zuständen sich befindenden Grenzländer Syrien, Mesopotamien und Aegypten bewohnen, leihen gewöhnlich den eitlen Berichten der Araber ein gläubiges Ohr, und letztere sind erstlich unwissend oder besten Falls ungebildet, und haben zweitens keinen Grund, Fremden die Wahrheit über ihr Land mitzutheilen. Aus diesen Ursachen hat man bis heutigen Tages so wenig genaue Kenntniß von Arabien, und deswegen hat auch die europäische Wissenschaft von demselben noch keinen Besitz ergriffen.

* * *

Das von Medjin Sâlih nach Teimâ hin aufsteigende öde mir wohlbekannte Sandsteinhochland ist das Wandergebiet (dira) der Fedschir- oder Fukara-Nomaden. In den weichen Felsen dieser Gegend, namentlich in der Nähe von Tränkplätzen sind ich viele rohe, kurze himjaritische Inschriften. Ihr Hauptwasserplatz ist el-Urudda, in dessen Nähe sie nach Nomadensitte in den Sommermonaten Standlager errichten. Inmitten ihrer dira erhebt sich als mächtige Landmarke der Dschebel Scherra'an; nördlich oberhalb Teimâ liegt ein zweiter großer Tränkplatz der Scherrarat-Nomaden, Ubdrit (Ubdet). Die Berge Muntar Beni Alieh und Towil Sâ'ida dienen nach jener Seite hin als Landmarken. Zu Erbbah nahe östlich von Teimâ liegen Ruinen eines alten Dorfes. Reist man von dort ostwärts nach Dschebel Schammar, so erblickt man noch wenigen Stunden den weißen Rand des Nefûd, welcher dann nach Norden unbiegt, so daß zwischen Teimâ und Dschauf sich Nefûd-Sand nur in der Breite einer Tagereise findet.

Hinter Dschebel Helwan liegen östlich in der Nefûd von Wasserplätzen der Nomaden el-Haiza (in dessen Nähe mehrere tönende Sandberge liegen, d. h. wo der vom Winde bewegte und herabrollende Sand einen Ton erzeugt, wie das verhallende Zittern einer großen Glocke nach dem Anschlagen) und Kôtscheba — in der arabischen Topographie halte ich es nämlich für eine Hauptsache, die größeren Gewässer anzugeben. Denn wer kann sagen, ob solche auf Karten angegeben zu finden, nicht einmal Menschenleben zu retten vermöchte? Doch kann ich soviel sagen —

Digitized by Google


Charles M. Doughtys Reisen
zwischen
TEIMÂ, ḤÂIL, KHAIBAR u. EREIDA.
Maasstab 1:3,100,000.
SCHERRARAT
FEDSCHÎR
WEILAD ALÎ
DSCHEHEINA
Ḥarret Khaibar
Dschebel Ḥudschar
el-Ḥadscher
Khaibar
el-Medina
Teimâ
Ḥâil
el-Ḥamra
el-Ḥimma
Bolaïdah
Ebene Gisân M'dschelli
Dschebel Fureidah
Sabkhat el-Khanneschlah
Ḥâil
Ereida
Neʿdʿa
Sak
Ameize
el-Alem
el-Wadi (or Rummah)
Ghraimâr (Dome-shaped)
Dschebel Hubbaschi
Dschebel Ḥâil
Dschebel Ḥabschi
Dschebel Ḥamdân
Dschebel Ḥamrân
Dschebel Ḥamrân
Dschebel Ḥamr

UNIV. CALIFORNIA

Digitized by Google

und ich bin mit den Nomaden nahezu jahrelang in den Wüsten Arabiens herumgezogen —, daß Wasser, der in Europa gehegten Ansicht stracks entgegen, nie weit ab ist. Wo freilich das Wasser tief unter der Erdoberfläche ist, giebt es weniger Quellen; wo es aber näher ist, giebt es sehr viele kleinere Quellen und Wasserpläze. Wie sollten auch sonst die Araber Schafe und Ziegen halten, welche nicht weit wandern können und alle zwei Tage getränkt werden müssen. Mit einem Worte, die Wüste wird überall von Quellen und Brunnen durchbrochen und, wo das nicht der Fall ist, weil das Wasser in der Tiefe sich befindet, wie in dem Nefûd und theilweise im Ateiba-Lande, so sind das vielmehr Durchzugsländer oder sind von Stämmen bewohnt, welche kaum etwas anderes als Großvieh haben, oder es sind Frühlingsbezirke, wie der Nefûd, wo in guten Jahren die Herden wochenlang, ohne getränkt zu werden, weiden können, da viel kleines fastreiches Kraut aufsprießt. Und wer machte diese Brunnen? Diese Araber? Nein! Es waren, wie sie selbst sagen, die Beni Hellal (Hilâl) oder alten Araber, welche sie bohrten und mit einem steinernen Bau ohne Mörtel ausmauerten. Die jetzigen Nomaden haben keine Werkzeuge in ihren Lagern; mit ihren Händen und einem Stecken werfen sie ihre Gräber aus und mit ihren Händen und einem Stecken können sie auch Wasserlöcher von zwei bis drei Faden Tiefe, aber nicht mehr, graben und vermögen sie nicht mit einem runden Mauerwerke, Stein über Stein, auszufüttern.

Arabien hat sehr das Aussehen eines herabgekommenen Landes, wo menschliche Künste und Bestrebungen jetzt auf einer niedrigern Stufe stehen, als früher, und die Bevölkerung gleichfalls.

Für das östlich bis Tschebel Schammar angrenzende Sandsteingebiet, in welchem ich gleichfalls mit den Nomaden hin- und hergezogen bin, habe ich in der Karte die Namen, Größen und Positionen der hauptsächlichsten Berge, die theilweise schon früher bekannt waren, nach Augenmaß und Erkundigungen eingetragen. Jenseit el-Mi'sma sind der Boden und die Berge plutonisch. Es ist bräunlichgrauer Granit und eine Art plutonischen Basalts, von welchem oft Hügel und selbst ganze Berge vorkommen. An anderen Stellen liegt derselbe so da, wie er über die Granitberge sich ergossen hat, und nicht selten auch findet sich eine Kuppe von Basalt auf einem Hügel von Granit. Auf der Grenze des Sandsteines und der plutonischen Felsen liegt Baitha Nethil, ein großer Tränkplatz der Biffchr, sowie auch der Schammar-Nomaden.

Wenig jenseits der kleinen, von Dschebel Schammar weit nach Westen vorgeschobenen Oase Mâgug liegt der Eingang zum Passe Ri'a es-Seif, welcher sich in einer Länge von etwa 8 engl. Meilen durch das lang von Norden nach Süden gestreckte Granitgebirge Abschâ hinzieht (solch ein Défilé wird in Nedschd mit dem Worte ri'a bezeichnet). Jenseits steigt der Reisende in die Oase Kafar (vulg. Gôfar, beduinisch Dschifsâr), die so groß ist wie Hâil, und zu der Ebene vor Hâil hinab, dessen 12 engl. Meilen entfernte Lage an der Landmarke der hinter dem Orte sich erhebenden Basaltberge Sâmra Hâil kenntlich ist.

Nach Hâil kam ich zuerst etwa am 21. Oktober 1877. Es ist, wie bekannt, die dorfartige Hauptstadt der Herrschaft des Ibn Raschîd, der jetzt den größten Namen in dem öden und so schwach bevölkerten Hochlande Arabiens, d. h. von Nedschd, trägt. Seine Palmendörfer, deren Zahl angeblich sich auf 60 beläuft, sind in Wahrheit nur halb so zahlreich, und meist sind dieselben sehr klein, wie Weiler. Von den meisten Nomadenstämmen zwischen Tschaufi und el Medina erhebt er einen kleinen Tribut (Zika) im Betrage von fünf Mark für je fünf Kameele oder 30 Stück Kleinvieh. Es sind die Sherrarât und die Beni Wâhab (Kufara und südliche Beilad 'Ali), welche sich oft empören; die Biffchr im Süden, ein Theil der Harb, die Schammar im Süden und die binnenländischen Heteim. Von den übrigen weiter ab gelegenen sind einige seine „Freunde" und zahlen keinen Tribut, wie die Rnualla, oder sind weder Freund noch Feind, sondern gelten als seinem Einflusse entrückt, wie die Howeitat, Beni 'Atieh, die meisten Billi und Dscheheina, oder sind seine beständigen Feinde, wie der große mächtige Stamm der 'Ateiba, die sich Verbündete des Scherif von Mekka zu sein rühmten. Und stets sind sie in allen Wechselfällen treue Freunde Abdullah's, des Wahabbi, gewesen, obwohl sie jetzt keine Zika nach er-Riad (er-Riath) zahlen. Ich fand einen Theil ihrer unermeßlichen und fruchtbaren Wüste zwischen el-Kasim und dem Gebiete von Mekka unbewohnt aus Furcht vor Ibn Raschîd; denn fast alljährlich bricht er plötzlich mit seinen schrecklichen schnellen Kriegsexpeditionen über sie herein, wobei er, wie ich erfahren habe, aus einer Entfernung von nicht weniger als 400 englischen Meilen herbeigekommen ist.

Und nun will ich kurz von der Topographie von Hâil sprechen, wo ich damals theils wegen Krankheit, theils wegen des bobhaften Fanatismus der Bevölkerung — und der ist bei den Semiten die einzige Form von nationalem Patriotismus —, welche ihrer Ansicht nach zum ersten Male einen Europäer und Berächter des wahren Glaubens erblickten, nicht viel herumgekommen bin; doch stelle ich sie so dar, wie sie mir vom Gipfel der Samra Hâil und beim Herumwandern in der Stadt und nach Alt-Hâil oder Sweifli erschienen ist.

Hâil liegt über gewissen Adern von Grundwasser, welches sich 15 Faden tief in dem höchst öden Boden von Granitgrus, der von dem nahen Gebirgsraude Abschâ herstammt, findet. Hâil ist mehr Stadt als Oase, besitzt wenig Palmen und mag nahe an 3 (engl.) Meilen im Umfange haben. Gegen Nord-Ost wird es von dem Gürtel der Basaltberge Samra Hâil umschlossen, welche die kühlen Winde abhalten, so daß die Stadt in den Sommermonaten sehr heiß ist. Diese Basalte ergossen sich über Granit, dessen verbrannte Ränder man westlich vor der Stadt unter der Samra liegen sehen kann. Samra bedeutet in der Sprache der Nomaden von Nedschd, welche Landmarken in der unermeßlichen Wüste viel Bedeutung beilegen, einen verwitterten schwarzen Berg harten Gesteins; und das ist Basalt. Samra Hâil besteht aus zwei Theilen, zwischen denen das weite Bett eines Gießbaches sich hindurchzieht, das unweit Gôfar seinen Anfang nimmt und jenseit Sweifli sich in der Wüste verliert. Die westliche Hälfte ist eine niedrige Basaltbank, während die östliche sich zu einer Höhe von vielleicht 500 bis 600 Fuß aufthürmt und Umm Arkad heißt. Auf ihrem Gipfel erheben sich Steinhaufen, denen dort oben war, so lange die Stadt noch schwächer war und etwas zu fürchten hatte, ihr Lugingland. Den tönenden Basaltstein nennt man in Hâil Hnrri. Bei jenen Steinhaufen stand ich mit einem jungen Gelehrten aus der Stadt, welcher mir alles Wissenswerthe innerhalb unseres Gesichtskreises aufzählte. Wir befanden uns hier zwischen dem Rande des Tschebel 'Abschâ, el-M'ulf, und einem unbedeutenden Gebirgszuge im Osten, Tschebel Fittidsch.

Digitized by Google

Die Ebene im Norden heißt Gifân M'dschélli und diejenige, in welcher Ḥâil liegt, Sahilat el-Khammaschieh. Weit im Norden zeigt sich am Rande des Nefûd Saades der Berg et-Tuâl 'Ali und der hohe Basaltgipfel Dschildieh; unter uns zur Rechten el-Khreimi, eine große Pflanzung junger Palmen, wie man sagt, von Quellen bewässert, das Besitzthum des Emîr. Weiterhin liegen Käfr Arabaiieh und Sweifli. Dieses waren nach einander die Lagen von Alt-Ḥâil, welches auf besserm Lehmboden nördlich der Samra erbaut war; später jedoch versiegte, wie man erzählt, das Grundwasser und die Brunnen zum Bewässern trockneten aus, worauf dort, wo die Stadt gegenwärtig liegt, neue Brunnen gegraben, Palmenpflanzungen angelegt und schließlich der Ort selbst erbaut wurde.

Sweifli ist jetzt ein Weiler, von wo die besten Datteln kommen; ich fand ihn fast in Trümmern und ausgestorben, wie gleicherweise die Vorstadt von Ḥâil, die Vorstadt und das nördliche Viertel von Gófar und ganz Mógug. Die Veranlassung dazu war die Cholera und ein darauf folgendes bösartiges Fieber, welches einige Jahre zuvor, als Bunder Fürst war, von heimkehrenden Pilgern aus Mekka eingeschleppt wurde. Die wenigen Leute vom Sweifli, welche am Leben geblieben waren, fand ich so schwach, daß sie, wie man dort zu fagen pflegte, kaum ihren Mantel auf den Schultern tragen konnten.

Ich habe noch von einem andern ri'a in dem Muff Abschâ zu sprechen, welcher Ḥâil gegenüber liegt, dem Ri'a Abda. Derselbe ist nicht allein von Natur bemerkenswerth, sondern auch, weil die Leute von Ḥâil ihm große politische Wichtigkeit zuschreiben. Der schmale und schwierig zu passirende Ri'a endet in eine tiefe Bucht und Ebene, die sich mitten im Gebirge befindet und nicht klein ist, so daß die Leute dort oft sagen, dieselbe könne aufnehmen „er-roba ed-dinia" — „den vierten Theil der Welt", d. h. ihrer spärlichen Nedschdbevölkerung. Da die Fürsten von Dschebel Schammar verschiedentlich sich von Expeditionen, welche die Dowla (türkische Regierung) senden könnte, fürchteten, faßte der kriegerische Abeid Ibn Raschid den Plan, diesen Paß zu versperren und zu befestigen und pflanzte dort eine seiner alten Kanonen auf, damit, falls einmal irgend eine, im offenen Felde unwiderstehliche Truppenmacht gegen Ḥâil heranrücken sollte, sich die Bevölkerung der Stadt mit all ihrem Besitzthume in diesen Zufluchtsplatz zurückziehen könnte.

Ḥâil hat, wie Manche glauben, im Alterthume Hajer geheißen, wegen der Fülle von Grundwasser, zwei identische Namen, da r und l durchaus gleichwerthige Buchstaben sind, aber in dem alten Gedichte Antar's steht Ḥâil, wie jetzt geschrieben wird. Die Einwohner von Ḥâil sind Schammar, ein alter Stamm, welcher zum größten Theil nomadisch und nur theilweise seßhaft ist; aber in ihrem Tribus findet sich mehr als eine Abstammung, während die meisten arabischen Stämme immer nur von einem Patriarchen abzustammen behaupten. Die fürstliche Familie der Ibn Raschid ist von altem Blute Kahtan's, indem sie Dschaafar von der Abtheilung (Fendi) 'Abda sind, welche jetzt unter die Schammar gerechnet werden, aber ursprünglich die Unterabtheilung 'Abida der Kahtan bildeten. Die Fendis von Schammar sind, so weit ich sie in Erfahrung brachte, Sindschara, Tumân, Eolam, Deghereirat, Geithe, Amûd, Faddhâghra, Thâbit, Afarit (gleichsam böse Geister), es-Zumeil, Hammazân, Seich, Chorossi, Zôba und Schammar-tôga (in Irak).

Ich verließ Ḥâil wieder etwa am 20. November und reiste südwärts in der Hoffnung Khaibar zu erreichen. Die Reise mußte bestes Falles sehr schwierig sein; denn abgesehen davon, daß der Emîr mir nicht sonderlich wohl wollte, da er meine innere Abneigung gegen ihn, den Mörder seiner Verwandten, ganz gut wahrgenommen hatte und mich in schlechter Gesellschaft fortsandte, so waren Khaibar und Ḥâil Gegner und im Kriege mit einander, denn Khaibar's Palmenthäler, das Erbe der 'Aneifs-Nomaden und früher zum Staate der Ibn Raschid gehörig, war von der Regierung von el-Medina besetzt worden.

Meine Gefährten waren drei Männer vom Stamme der Heteim, welche drei Tagereisen weit von Süden aus der Wüste nach Ḥâil und Gófar zu Markte gekommen waren. Mit Sonnenuntergang verließen wir die Stadt und legten uns diese Nacht in der Wüste vor Gófar zum Schlafen. Von da aufbrechend passirten wir am folgenden Tage Nachmittags in 4½ Stunden Entfernung unter den Mauern und Palmen von Kafr [1]), welches dicht am Fuße der Adschâ-Berge liegt, und machten nicht weit dahinter in der Wüste zum Schlafen Halt. Mit Tagesanbruch luden wir auf und machten uns auf den Weg. Die Wüste vor uns steigt beständig an; überall lockten und flogen Feldsperlinghühner auf, und die Granitwüste war mit duftenden Wermuthpflanzen, wie die ähnliche Landschaft des Sinai, bedeckt. Hier, sechs Stunden von Gófar, erscheint das Adschâ-Gebirge neben uns niedrig und unterbrochen. Während daselbe, da wir in der Richtung West zu Süd reisten, zu unserer Rechten sich weit von uns zu entfernen schien, waren wir bald von kleineren Granitbergen, Namens el-Muthilliî, umgeben. Etwa 40 Miles von Gófar passirten wir den letzten vorgeschobenen Weiler mit Palmen, Biddia, welcher, mit drei Brunnen und von vier Familien aus Mógug bewohnt, in der offenen Wüste und, nachdem der Dschebel Adschâ bereits im Westen geendet hat, zwischen unbedeutenden Bergketten liegt: Dschebel Hatthir, Dschebel Smâlh und 'Mâlia gerade vor uns. Solcher elenden Weiler giebt es viele, deren wenige Bewohner ohne Furcht vor äußeren Feinden unter dem Schutze der nahen und so gefürchteten Regierung Ibn Raschid's dahinleben. Wir reisten bis zum Anbruch der Nacht, in der Hoffnung, einige Schammar Zelte vor uns zu finden, wo wir übernachten und die Gastfreundschaft der Wüste antreffen könnten; aber nachdem wir eine Zeit lang in der Dunkelheit vorwärts gegangen waren und immer noch keine Lagerfeuer erspähen konnten, machten meine Gefährten Halt, luden ab und wir legten uns nieder zum Schlafen. Die Nacht war zu dieser Jahreszeit in der hochgelegenen offenen Wüste kalt; das Anerid fand ich eben so hoch stehend, wie in Ḥâil.

Von hier aufbrechend, als es hell war, trafen wir früh am Morgen mit Schammar-Beduinen zusammen, welche mit ihren Herden wanderten. Die Schammar haben in der Wüste einen bösen Ruf als gewaltthätig; die ersten dieser wilden Hirten, welche an uns vorbeiritten, hoben ihre Speere auf, schmähten mich, den Käfir, und fragten meine Begleiter um die Erlaubniß, mich zu tödten. Diese aber antworteten, sie hätten vom Emîr den Befehl mich zu begleiten, und seien demselben mit ihren Hälsen verantwortlich. Ein wenig später ritten wir bei den ersten Zelten der Schammar vorbei; einige Männer rannten heraus und drohten mich von meinem Kameele herabzureißen und mir meine

[1]) Sein voller Name ist Kafr el-Ascheruât, worin Kafr (Gebäude), hier, wie so oft in Nedschd, in seiner alten Bedeutung von Stadtumwallung gebraucht wird.

Digitized by Google

Habseligkeiten wegzunehmen, wenn ich ihnen nicht Tabak gäbe. Da ich jedoch ihnen nichts geben wollte und konnte, sagten sie: „Steige ab, wir wollen Euch Kaffee machen, und ruhe eine Weile bei uns!“ Als ich nochmals versicherte, daß ich keinen Tabak mitgebracht hätte, mußten sie mir wohl glauben, da es im Lande bekannt war, daß der Christ (Naṣarâni) trotz alles seines Unglaubens ein Mann wäre, der stets die Wahrheit spricht. Ich forderte sie auf, keine Gewalt gegen mich zu brauchen, und zwar um ihrer selbst willen, da ich den Schedule sichern Geleits von Hâil mit dem Siegel des Emîr Ibn Raschîd bei mir hatte. Der Wüstenfand war überall hoch hinaufgeweht auf die kleineren und rings umgebenden Berge, welche aus Granit und selten aus Basalt bestanden.

Am Nachmittage gelangten wir in das Land der Heteim und trafen später auf Zelte, deren Bewohner uns angaben, wo wir das Lager des großen Scheich Kâsim ibn Barrât Beni Raschîd, welches nicht weit entfernt war, finden konnten. Ihm sollten mich meine Begleiter im Auftrage des Beamten des Emirs in Hâil übergeben, damit er mich angeblich nach Khaibar senden sollte. Da aber Kâsim zur Redschh-Partei gehörte, und gegen den Emîr der Dowla (türkischen Regierung) in Khaibar feindlich gesinnt war, so vermahnte ich von ihm selbst, und er sprach offen darüber, daß dies unmöglich sei. Was sollte ich nun thun, da, wie es sich nur allzu deutlich herausstellte, der Emîr selbst mich getäuscht hatte? Die nächste Nacht brachte ich bei Kâsim zu; am andern Morgen aber trieb er meine Oberführten, welche ihrer Pflicht nun nachgekommen waren, an, mich wieder mit fort zu nehmen. Nach einem zweistündigen Ritte kamen wir zu zwei anderen einsam dastehenden Zelten der Heteim, wo wir aber nur Weiber antrafen, da die Männer mit den Herden auf der Weide waren. Wir stiegen ab und man gab uns Milch, meine Gefährten aber ließen ihre Kameele los, um eine Stunde lang zu weiden, bestiegen sie später und ließen mich zurück, trotzdem es in Arabien für ein Verbrechen gilt, seinen rafik oder Reisegenossen zu verlassen.

So verlassen, und obendrein zu Fuß, ohne Reitthier mitten in der entsetzlichen Wüstengegend, in Feindesland, falls ich auf Familien der bösgesinnten Art stoßen sollte, sah ich keinen Weg zum Entkommen mehr, da ich doch nach dem jetzt gleichfalls feindlichen Hâil auch nicht mehr zurückkehren konnte. Da ich glücklicher Weise von dem Essen der Leute genossen hatte, so waren sie, falls sie nicht allzu gottlos waren, nun in gewisser Weise meine Freunde — denn der Gast des Nomaden in der Wüste ist der Gast Allah's; noch glücklicher aber war der Umstand, daß ich in den Abendsheimkehrenden Männern ruhige anständige Leute kennen lernte, welche mein Unglück bedauerten und die Verrätherei meiner Gefährten verfluchten. Früh am nächsten Morgen setzte mein guter Wirth mich sammt dem Gepäck auf eines seiner Kameele und ritt mit mir sieben englische Meilen südwärts durch die Wüste zu seinem Scheich Ajjada ibn Adschwein, welcher nach seiner Aussage ein verständiger Mann war und mich nach Khaibar senden würde. Dort fand ich einen Mann, der wegen eines Todtschlages, um sein eigenes Leben zu retten, ein großes Sühnegeld zu bezahlen hatte. Dieser Umstand machte ihn bereit — und sonst hätte ich Niemanden gefunden — für meine vier Realen mich auf seinem Dromedare nach Khaibar zu schaffen. Denn es ist eine schwierige Passage über die Harra, welche stets für gefährlich gilt, und deren Mitte zur Winterszeit von den weidenden Nomaden verlassen ist.

Wir befanden uns hier von Baitha Nethil eine halbe Dromedar-Tagereise oder etwa 22 engl. Meilen entfernt, von Hâil 3, von Teimâ 4 und von el-Alli bei Medjin Sâlih 4½. Vor uns zeigte sich der zerrissene Rand und die unendliche Schwärze einer vulkanischen Gegend, der Harrat Khaibar, und in derselben, manche Stunden weit entfernt, Gruppen kleiner schwarzer Berge, welche ich, als ich sie am nächsten Tage erreichte, in der That als Vulkane erkannte. Nach einem Ritte von einigen Meilen betraten wir die Harra, ein wahres Meer wild zerrissener Lava und von solchem Aussehen, wie die größten Lavaströme von Vulkanen. Eine Stunde später trafen wir Zelte von Hetein-Arabern und blieben bei ihnen die Nacht.

Am zweiten Tage erblickte ich mitunter Sandsteinklippen, welche aus der entsetzlichen schwarzen Lavawüste heraustragten. Um Mittag kamen wir zu den ersten vulkanischen Kegeln, welche, wie schon früher erwähnt, Jelli, Burhillîn, genannt werden und sich über die Harra 400 bis 500 Fuß erheben. Der ansehnliche Berg el-Khârram zeigte sich hier in einer Entfernung von einer Tagereise gegen Norden. Die rauhe Oberfläche der Harra ist voller Kamelspfade (dschâdda), die unzweifelhaft schon Jahrhunderte alt sind, und ohne welche an ein Durchkommen nicht zu denken wäre. Hierher ziehen die Nomaden mit ihrem Vieh im Frühling, zu welcher Zeit, falls im Herbste Regen gefallen ist, in den Löchern und Ritzen der Lavaströme etwas Kraut aufsprießt. Hier und da wachsen auch einige talh-Bäume (Gummi-Akazien). Rings um die Bulkanlegel fand ich eine kleine ebene Fläche von Tuff und Aschen. Von den letzten Regengüssen her gab es auf dem Hochlande noch viel Wasser in Pfählen. Auf trockenen Stellen war oft eine Salzinkrustation zu sehen, die wie Wasser glitzerte. Die Lava war häufig gewunden und geädert und erhob sich gewöhnlich in Form von Wellen, welche oft gebrochen waren. Als die Nacht über uns kam, legten wir uns nieder. Diese Stelle inmitten der Harra war die größte Höhe, welche ich in Arabien erreicht habe, nämlich 1600 m (und wohl noch etwas mehr, da die Ablesung des Aneroid bei regnigem Wetter geschah), und zugleich unzweifelhaft die Wasserscheide zwischen den beiden großen trockenen Thälern Nordarabiens, dem Wadi el-Humḍ und dem Wadi er-Rummah.

Am dritten Morgen und dem zweiten Tage, an dem wir in der Harra uns befanden, verließen wir dieselbe, indem sie hier durch ein nur wenige Miles breites Sandsteingebiet unterbrochen wird, in welchem die Schlucht eṣh-Shôth (d. i. Spalte im Hufe des Viehs) sich befindet. Die Laven dahinter (südlich) heißen Harrat el-Ethnân, diejenigen davor (südlich) Harrat Khaibar; beide vereinigen sich weiter im Osten. Zur Linken vor uns ist die Harra voller Hügel, die weißlich aussehen: Harrat el-abiad. Die ganze Harra ist von Osten nach Westen vier Tagereisen lang, was in solch zerrissenem Terrain etwa 90 engl. Meilen entsprechen mag; ihre Breite ist viel geringer. Mit Sonnenuntergange stiegen wir wieder von dem Dromedare ab, um die Nacht zu ruhen.

Am dritten Tage unserer Wanderung durch die Harra kamen wir schon bald nach Mittag in Sicht des Berges Alwa, welcher ein wenig jenseit Khaibar liegt, und fanden einige Völker von Gättawögeln unter Akazienbäumen sitzend, sahen auch Syncen von Wölfen. Später zeigten Aasgen, die auf der Harra herumschwärmten, die Nähe eines Ortes an, und nun hinabsteigend sahen wir auch die Thäler von

Digitized by Google

Khaibar in der Tiefe unter uns liegen. Dort kam ein Trupp von vier Männern, zwei auf Pferden und zwei auf Dromedaren, dicht bei uns vorbei; da betete mein Gefährte inständigst, daß er uns dieser Gefahr errettet werde. Indessen bemerkten sie uns, die wir in dem unebenen Lavaboden verborgen waren, nicht, sonst hätten wir wahrschein-

Ansicht von Khaibar, von Westen aus gesehen.

(Das große viereckige Gebäude im Vordergrunde ist die Hauptmoschee Mesdschid 'Ali, i. „Globus" XL, S. 39.)

lich mit ihnen um unser Leben kämpfen müssen. Darauf stiegen wir zu den ersten angebauten Feldern in einer Senkung der Harra el-Hurrda und eine Stunde später in die Thäler von Khaibar hinab und betraten den alten Ort am Fuße der Akropolis el-Husn, als der Tag zur Neige ging.

Lessar's Aufnahmen im Lande der Achal-Teke[1]).

Wie bekannt, ist die transkaspische Eisenbahn bereits im September vorigen Jahres bis Kizil-Arwat fertig gestellt. Obgleich nun über eine Fortführung der Linie noch nichts entschieden ist, so wurde es doch auf alle Fälle für wünschenswerth erachtet, die Bodenuntersuchungen bis Achabad und weiter bis Serachs vorzunehmen. Besonderer Aufmerksamkeit sollte der 270 Werst langen Strecke zwischen den beiden letztgenannten Punkten zugewendet werden, weil dieselbe das Gebiet der Achal-Teke durchschneidet. Der ruhige Zustand des Landes in Folge der Einnahme von Gök-Tepe begünstigte das Zustandekommen dieser im Allgemeinen etwas gewagten Arbeiten, deren Leitung dem Ingenieur Lessar übertragen wurde. Es wurden ihm zu Gebote gestellt: zur Bedeckung ein Zug Kosaken (21 Mann und 1 Offizier); zur Ausführung der Nivellierungen und Aufnahmen 9 russische Arbeiter und 2 Aufseher. Als Führer diente der Merwsche Teke Ana-Geldy-Serdar, früher der Schrecken der Karawanen und der Perser; als Dolmetscher ein Kurde und ein Tatar aus Kasan. Das Umwechseln russischen Geldes gegen persisches, um damit unterwegs bezahlen zu können, bietet gar keine Schwierigkeit, da das russische Papiergeld unter den persischen Kaufleuten weit verbreitet ist.

Die Arbeiten begannen im Oktober. Die Linie berührte folgende Punkte: Annau, Giaurs, Baba-Durmas, Ljubabad (Ljubabi), Kaachf, Chodschamed, Duschak, Tschardui und Serachs und durchzieht in nur geringer Entfernung vom Gebirge Köpet-Dagh und Kelat eine fast vollständige Ebene. Nur zwischen Aschabad und Annau befinden sich in einer Ausdehnung von 300 Saschen (circa 600 Meter) niedrige Sandhügel und zwischen Annau und Giaurs ein allmälig ansteigender Bergrücken — die einzige Stelle, wo einige Erdarbeiten nothwendig sein würden.

Annau ist der einzige besiedelte Ort, an welchem bemerkenswerthe Baureste angetroffen wurden: großartige Ruinen einer alten Moschee, Mauergewölbe, ein halbverfallener Thurm, eine wohlerhaltene Façade aus Kacheln machten einen hübschen Eindruck.

Auf dem Wege traf Lessar häufig Karawanen von Tekes, welche aus Merw nach Achal zurückkehrten; sie hatten in Folge des Zuredens und des ihnen durch Tuksma-Serdar (vergl. oben S. 58 ff.) gegebenen Beispiels sowie auch durch Mangel an Ackerland und Wasser in der Merwschen Oase zur Rückkehr sich entschlossen. Weder diese wandernden Tekes noch die Einwohner der Ortschaften benutzten die Expedition; die letzteren zeigten sich sogar sehr erfreut und nahmen Lessar freundschaftlich auf. Nur die Befehlshaber in den angrenzenden persischen Provinzen zeigten sich unzufrieden, weil ihre Rolle als Beschützer der nördlichen Grenze Persiens jetzt nach Unterwerfung der Achal-Teke-Oase durch die Russen ausgespielt ist.

Von Baba-Durmas an trift man streckenweis dichtes Gestrüpp und Gesträuch, dabei fast ununterbrochen die Trümmer von Befestigungen und Wachthürmen zum Schutz gegen die Räuberbanden. Hier finden sich auch große Kurgane.

Die Ansicht Bambery's, daß diese Kurgane die Gräber bedeutender Bathys und Serdare seien, wird von den Tekes nicht bestätigt. Wohl zeigen sie oft auf bestimmte Einzelgräber, aber von den Kurganen sagen sie, daß dieselben einst durch Menschenhand aufgeschüttet worden sind, von wem — wissen sie nicht. Die Kurgane haben eine Höhe von 6 bis 7 Saschen (12 bis 14 Meter), gewöhnlich eine runde oder ovale Basis, selten eine unregelmäßige; ihr Durchmesser beträgt mitunter bis zu 50 Saschen (100 Meter).

Lessar machte auch einige Mittheilungen über den Handel der Turkmenen; als Beispiel schildert er den Bazar von Lutfabad, welcher als der reichste in jener Gegend gilt. Abgesehen von den gewöhnlichsten Nahrungsmitteln für Mensch und Thier finden sich in allen Läden dieselben Gegenstände: getrocknete Trauben, Nüsse, verschiedene sehr einfache Konfekte, Reis, Zucker, schlechter Thee, Schreibpapier aus russischen Fabriken; ferner Farben rc. für Haare und Nägel, Arzneistoffe, Amulets und allerlei Kleinigkeiten, z. B. schlechte Spiegel und kleine Flaschen persischer Arbeit.

Die ganze untersuchte Landstrecke zeichnet sich durch außer-

[1]) Wir entnehmen diese Mittheilung einem Bericht der „Nowoje Wremja" über die am 25. Januar 1882 in Petersburg stattgehabte Sitzung der K. K. Geographischen Gesellschaft. Chr. H.

Digitized by Google

ordentliche Fruchtbarkeit und durch Reichthum an wilden Thieren und Vögeln aus. Ansiedelungen sind häufig, von Lustabad bis Kaachk liegen die Ansiedelungen in dreifacher Reihe am Wege. Der größte Ort ist Kaachk, welches gegen 600 Gehöfte zählt; die Einwohner sind Aliek-Turkmenen, welche im Jahre 1873 nach der Eroberung Chiwas aus dem Chanat Chiwa auswanderten. Im Allgemeinen ist die Bevölkerung eine gemischte und verhältnißmäßig kurze Zeit hier ansässig. Die durch Wassermangel und Landmangel in Merw arg bedrängten Tekes lassen sich hier an dem kleinen von den Bergen Alla Ekber kommenden Flüßchen nieder. An einigen Orten versuchen die Perser den Einwohnern gewisse Abgaben aufzulegen; man antwortet ihnen mit Räubereien.

Die Speise der Teks besteht aus gut zubereitetem Plew (gekochter Reis), aus Wild, dazu Kürbissen und Melonen und Kumys aus Kamelmilch. Die Teks selbst essen mit den Fingern, aber ihren Gästen bieten sie Löffel an. Nach der Meinung Lessar's entspricht die Nahrung keineswegs den schrecklichen Schilderungen Vambery's.

Zwischen Chodshamed und Duichak ist der Boden durchschnittlich bedeckt von kolossalen Höhlen des Stachelschweins und von Termitenhügeln. Letztere werden auch in anderen Gegenden Transkaspiens angetroffen; sie haben die Gestalt eines Kugelsegments, ein bis zwei Fuß im Durchmesser. Beim Oeffnen eines solchen Hügels sieht man eine Unzahl Gänge, bewohnt von zahlreichen Termiten, sowohl ganz gewöhnlichen, als den berufseingelben $^1/_2$ Zoll großen Individuen. Sie zerstören nicht nur Holz, sondern auch Gewebe.

Auf der transkaspischen Eisenbahnlinie haben sie bereits begonnen einige Holzbauten zu zerstören. Die Eisenbahnschwellen sind bis jetzt von ihnen verschont worden; Lessar erklärt diese Thatsache daraus, daß die Erschütterung derselben, welche das Fahren veranlaßt, den Termiten nicht gestattet, die Schwellen mit Erde zu überziehen, was eine unbedingte Voraussetzung ihrer Zerstörungsarbeit ist.

Halbwegs zwischen Tschaardei und Serachs wird die Straße von dem Wege durchschnitten, welcher von Meschhed nach Merw führt. Die Gegend ist hier bedeckt mit hohen aus Sand und Thon bestehenden Hügeln, welche mit circa ein Sashen (2,1 m) hohem dichtem Buschwerk bewachsen sind.

Serachs ist eine ausgedehnte persische Befestigung mit einer Garnison von 700 Mann Fußvolk und 6 Kanonen, welche aus alter Zeit herstammen und in schlechtem Zustande sich befinden. Die Artilleristen verstehen mit den Kanonen nicht umzugehen und noch kein Kommandant der Festung hat sich entschließen können, aus ihnen zu feuern.

Die Umgebung von Serachs ist der Hauptrummelplatz für die räuberischen Umtriebe und Ueberfälle der Merw-Teks. Der Umfang der Festung ist sehr groß, weil die Weideplätze und Gemüsegärten innerhalb der Festungsmauern gelegen sind. Der Kommandant läßt sich auf kriegerische Maßregeln durchaus nicht ein, wenn er aber bis auf fünf Werst von der Festung sich entfernt, so nimmt er eine Bedeckung von mindestens 50 Reitern mit. Der Serachs-Darja ist während des größten Theils des Jahres trocken und deshalb versieht sich Serachs mit Wasser durch Brunnen und durch einen aus dem Flusse Tedshent hergeleiteten Kanal.

Aus den Resultaten der Vermessungen sowohl an der schon existirenden Bahnlinie, als an der eben beschriebenen Strecke ist ersichtlich, daß im ganzen Gebiet vom Kaspischen Meere ab keine Erhebung stattfindet. Bei Aidin ist die Gegend sogar um 2 Sashen (circa 4,2 m) niedriger als das Niveau des Kaspischen Meeres. Es darf aber die Gegend von den Brunnen bis zum Meer nicht für ein altes Flußbett gelten.

Aus dem Charakter der neuerdings untersuchten Lokalität schließt Lessar, daß bei einer Weiterführung des Nivellements bis Chiwa und Buchara in dem Sandboden der transkaspischen Wüste nicht wenig Orte zu finden sein werden, welche niedriger als der jetzige Wasserspiegel des Kaspischen Meeres sind. Ostenbar war einst die ganze transkaspische Wüste Meeresboden. Lessar schließt übrigens weiter aus seinen Arbeiten, daß die Flüsse Murgab und Tedshent nicht in den alten Oxus einmündeten, sondern ebenso wie dieser direkt in das Kaspische Meer, dessen Ufer damals viel weiter nach Osten bis an die Flüsse reichten.

Nach Beendigung seiner gefährlichen aber sehr interessanten Expedition kehrte Lessar über Meschhed und Mahmedabad nach Aschabad zurück.

O'Donnovan's Ritt von Merw nach Meschhed.

Herr O'Donnovan, Korrespondent der „Daily News", berichtet über seine Reise von Merw nach Meschhed etwa Folgendes (nach dem „Russischen Invaliden" 1882, Nro. 28):

„Nachdem ich in Begleitung eines zahlreichen berittenen Gefolges Merw verlassen hatte, wandte ich mich in südöstlicher Richtung fast parallel dem Hauptarme des Flusses Murgab (der bekanntlich die Existenz von Merw ermöglicht). Der Weg führte durch eine sehr wohl bewässerte und gut angebaute Ebene, die stellenweise mit dichten Hainen von Apfel- und Aprikosenbäumen bedeckt war. Nach etwa $1^1/_2$ Stunden gelangte die Kavallade nach dem großen blühenden Dorfe Mirisch, wo die Reisenden mit einem Gerichte gekochter Fettschwänze (von Schafen) bewirthet wurden. Diese Lieblingsspeise der Teke wird in folgender Weise zubereitet: einige kolossale Fettschwänze werden in einem großen eisernen Kessel so lange erhitzt, bis sie zu einer fetten dickflüssigen Masse werden; dann werden Stücke von Hammelfleisch in den Kessel geworfen, und das Ganze so lange gekocht, bis das Fleisch gar ist. Man gießt nun diese Speise in ein großes hölzernes Gefäß, um welches sich die Reisenden niederlassen. Jeder taucht einen Zwiebad in die Fettmasse und nachdem er ihn mit Appetit abgebissen, sticht er mit demselben Zwiebad auch Stückchen vom Hammelfleisch heraus. Fängt die Fettmasse an etwas kühl zu werden, so legt der Gastgeber seine Lippen an die Schüssel und schlürft eine tüchtige Masse von dem Fette, dasselbe thun dann auch der Reihe nach die Gäste. Der letzte Schluck wird gewöhnlich dem Wirthe angeboten, dieser aber, nachdem er das Geschirr ganz geleert, übergießt es dem meist geehrten Gaste, der mit einem Stücke Brot oder dem Finger die noch an den Wänden klebenden Fettreste auswischt. Eine Weigerung, diese Operation vorzunehmen, gilt bei den Teke als schwerste Beleidigung.

Von Mirisch aus setzte sich der Reiterzug, nachdem er den Kanal Alaska überschritten, in südwestlicher Richtung in Bewegung und gelangte nach Zurücklegung von etwa

Digitized by Google

nenn (engl.) Meilen nach dem Dorfe Topaz, dessen Chef Weli-Sofi-Beg ist. Der Weg bis dorthin führte durch dicht zusammenhängende Gemüsefelder, die mit Melonen bedeckt sind; nur hier und da sah man kleine Weingärten, welche gewaltig große Trauben von weißem Muskateller hervorbringen. Es ist bemerkenswerth, sagt O'Donovan, daß es in der Oase Merw fast überall weißen Wein giebt, blauer aber, wenn man ihn trifft, ist fast immer wild, und zum Essen ungeeignet.

Von Topaz aus führte der Weg nach Süden durch eine ganz wüste Gegend: der nächste bewohnte Punkt war ein Dörfchen, welches als Polizeiposten für die westliche Hälfte der Oase Merw dient. Der Chef dieses Postens ist ein gewisser Ana-Murad-Kasur, dessen Hauptverpflichtung darin besteht, bei der Nachricht von der Annäherung einer Karawane aus Sarals bis zum Flusse Tedshent ihr entgegen zu gehen und sie bis Kuschid-Chan-kala zu begleiten, wo er sie dem Schutze einer Abtheilung von Tedshtauschen übergiebt, welche die Begleitung nach Bucharа übernehmen. In dem bezeichneten Dörfchen, welches dem Stamme der Sirschmaj (Zweig der Otamuschen) angehört, finden sich die letzten Auskäufer des Kanales Sudi-Jap, welcher feinerseits der südlichste Zweig des Kanals Alaska zu sein scheint. Der Ackerbau ist hier anscheinend ziemlich ergiebig, aber die engen Gräben, welche die Tekepflantagen und Melonenfelder bewässern, sind nicht mehr mit Wasser, sondern mit feuchtem Schlamme gefüllt. Hinter dem Oertchen fängt die öde wasserlose Steppe an, in der man bis Meschhed verbleibt, fast immer in südwestlicher Richtung, die man auch beim Ueberschreiten des Bergkammes Allabo-Akbar (wohl derselbe, der auf der vorhergehenden Seite Alla-Ether genannt wird) beibehält. Nach dem Verlassen der Oase Merw trifft der Reisende sehr wenig Thiere; in geringer Anzahl stößt man in der Steppe auf Schildkröten und noch weniger auf Schlangen. Von Vögeln fliegt hier und da eine Lerche vorüber, oder man trifft einen schwarzen Adler, der hoch in den Lüften über einem am Wege liegenden vertrockneten Kadaver eines Kameles oder Maulthieres schwebt. An zwanzig Meilen von dem oben erwähnten Polizeiposten liegen die Trümmer von Kala-Burun, welches vor einem Jahrhundert noch als Militärstation diente. Der folgende Halteplatz ist ein altes Karawanserai, „Dasch-Robat", d. h. „der steinerne Hof", dessen Umgegend mit einem besondern Buschwerk, welches beträchtliche Höhe erreicht, bedeckt ist. Diese Büsche ziehen sich auf der ganzen Strecke bis zu dem folgenden Haltepunkte Schaidli, vier Meilen von Dasch-Robat, hin. Schaidli ist der einzige Punkt auf der Strecke von Merw bis zum Tedshent, wo man Wasser bekommen kann. Der Boden ist hier thonig, und es giebt einen Brunnen von zwanzig Fuß Tiefe. Das Wasser ist übrigens salzig und warm und deshalb zum Trinken nicht zu brauchen.

Hinter Schaidli führt der Weg durch ein welliges Gelände, welches stellenweise mit Rohr bewachsen ist; von Schaidli bis Tedshent braucht man noch 24 Stunden. An den Ufern des Tedshent genießt der Reisende den Anblick üppigen Baumwuchses, welcher den Fluß fast in seiner ganzen Ausdehnung einsäumt. Ueberall sieht man Leben, in Massen erscheinen wilde Schweine, wilde Esel, Antilopen, Fasanen und Eistern, welche die Turkmenen essen.

Der Punkt, an dem O'Donovan den Tedshent überschritt, trägt den Namen Kongali-Guzer. Hinter dem Tedshent beginnt aufs Neue eine kahle Steppe, die sich neun Meilen weit erstreckt, stellenweise mit Schilf bedeckt ist und an einen Sumpf stößt, der mit gigantischem Schilfrohr bewachsen ist. In diesem Sumpfe hat das Flüßchen Kleine Tschatscha seinen Ursprung, welches dem Tedshent zufließt, ihn aber bei niedrigem Wasserstande nicht erreicht; sein Wasser ist kühl und angenehm von Geschmack. An ihm steht die Ansiedelung Tschatscha, der einzige bewohnte Punkt, welcher diesen Namen trägt. Die Turkmenen haben ihm aber den Namen Arwat-Beg-kala gegeben, nach dem Namen des dortigen Befehlshabers Arwat-Beg. Dort sieht man in der Umgegend auch Reste alter Befestigungen, die aber jetzt ganz zerfallen sind. Die ganze Umgegend ist von kleinen Gebirgsbächen bewässert und überall gut mit Getreide und Gemüse bebaut. Von Tschatscha wandte sich O'Donovan zu dem engen Thale von Derbent. In einer Entfernung von 14 Meilen von Tschatscha erweitert sich diese Enge amphitheatralisch, und hier liegt das Fort Derbent, in dem sich eine kurdische Garnison befindet, welche die Einfälle der Turkmenen in persisches Gebiet verhindern soll. Dort sieht man auch noch die Reste einer gewaltigen Mauer, die wohl einst den Durchgang sperrte, in der Folge aber wahrscheinlich von Gebirgswassern untergespült wurde. Jatsich beginnt das persische Gebiet erst beim Fort Derbent. Nach einem Wege von 28 Meilen durch das enge Thal von Derbent, welches mit allen Reizen der Natur geschmückt ist, gelangte der Reisende zum Fuße des Berges Tandar, und nachdem er den steilen Weg zum Gipfel desselben in sechs Stunden zurückgelegt, erblickte er auf der andern Seite des Berges im Südwesten die goldene Kuppel der Moschee Imam-Riza in Meschhed. Nach seiner Ansicht erhebt sich der Gipfel, auf dem er stand, mindestens 4000 Fuß über die umgebende Ebene. Ein weiterer Reisetag brachte ihn vom Tandar nach Meschhed.

Der Walfischfang im nördlichen Polarmeere im Jahre 1881.

Während der Walfischfang in der Davisstraße im Jahre 1881 total mißglückt ist, war derselbe dagegen im nördlichen Polarmeere und besonders im Varangerfjord ein so großer, wie nie zuvor. Die norwegischen Walfänger sind Anfangs Oktober sämmtlich zurückgekehrt und beziffert sich deren Fang im Ganzen auf circa 250 Stück Wale. Wie gewöhnlich hat Svend Foyn auch in diesem Jahre alle seine Konkurrenten weit übertroffen, indem derselbe nicht weniger als 106 Wale erbeutet hat, also mehr als $^3/_5$ des ganzen diesjährigen Fanges. In Wahrheit ein brillantes Resultat, wenn man bedenkt, daß jeder Wal einen Nettoverdienst von mehr als 2000 Mark repräsentirt. Von den übrigen Walern hat der Dampfer „Jarfjord" 60 Stück, der Dampfer „Baranger", welcher der Gesellschaft „Stokkes" gehört und in diesem Jahre seine erste Reise gemacht hat, 39 Stück, der Dampfer „Fin" 31 Stück und der Dampfer „Nordkap" 18 Stück gefangen. In Veranlassung dieses guten Fanges hat die Gesellschaft „Finmarken" schon beschlossen, im nächsten Jahre außer dem „Jarfjord" noch einen neuen Dampfer auszurüsten.

Digitized by Google

Der beste Fang fand östlich vom Nordkap statt, während an der Westküste von Finnmarken in diesem Jahre ungewöhnlich wenige Wale erlegt wurden. Daß die Wale in so großer Menge vorhanden waren, hat wahrscheinlich seinen Grund in der ungewöhnlichen Nähe des Polareises in diesem Winter, das sich bis auf 16 Meilen dem Nordkap genähert haben soll. Hierdurch hat eine größere Zusammenpackung der Nahrung im Varangerfjord stattgefunden, in welcher sowohl Wale wie Fische und Vögel geschwelgt haben. Im März soll der Fjord einen großartigen Anblick dargeboten haben, indem hier mehrere tausend Wale die wildesten Spiele aufführten. Ueberall schossen Wasserstrahlen in die Luft und häufig sprangen die kolossalen Thiere sich „trocken", in Badsö konnte man ihr dumpfes Brüllen hören, wenn sie ausathmeten. Einzelne waren so dreist, daß sie in die nächste Nähe von Svend Foyn's Etablissement kamen, wo nach Ablauf der Schonzeit so mancher von ihnen abgefpeckt worden ist. Nach den Mittheilungen des Herrn G. Guldberg, Konservatord des zoologischen Museums der Universität zu Christiania, sind bei dem genannten Etablissement in diesem Jahre ungewöhnlich viele männliche Wale angebracht worden; von den weiblichen waren nur sehr wenige tragend.

Der Thran, der aus dem Speck und dem Eingeweidefett ausgekocht wird, bildet das Hauptprodukt vom Wale und giebt die wesentlichste Einnahme. Demnächst kommen die Knochen, aus welchen Guano gemacht wird, nachdem das Fett aus denselben ausgekocht worden ist. Svend Foyn war bisher der einzige, der auch das Fleisch zur Guanofabrikation verwandte. In diesem Jahre wird auch die Gesellschaft „Finmarken" auf ihrem Etablissement in Sörvär eine Guanofabrik anlegen. Das frische Walfleisch wird in Finmarken sehr häufig gegessen. Das Fleisch ist ziemlich dunkelfarbig, dem Pferdefleische ähnlich, recht trocken, aber sehr mürbe. Gut zubereitet ist es ebenso wohlschmeckend wie Beef und Fleischstucken, besonders aber wenn es mit anderm Fleische und mit etwas Ochsenfett gemischt wird. Der etwas widerliche Geschmack verschwindet sofort, wenn es gut eingesalzen wird. Viele Hausfrauen in Finmarken verstehen die Zubereitung des Walfleisches ganz vorzüglich; indessen haben manche Leute ebenso großes Vorurtheil dagegen, wie gegen Pferdefleisch. Alle Wale liefern nicht gleich gutes Fleisch; das beste und ziemlich feines Fleisch soll der Finwal (Balaenoptera musculus) geben. Für die ärmere Bevölkerung in Finmarken ist das Walfleisch ein willkommenes Nahrungsmittel. Ich habe in den Hütten gesehen, schreibt Herr Guldberg, wie die Kinder abwechselnd von einem großen Stücke schwarzen gekochten Walfleisches abbissen und einen Löffel voll Wassergrütze hinterdrein nahmen. Die Zeugen fressen gern von den Speckresten des Wales.

In Südvaranger wurden im vergangenen Winter 3 bis 4 Familien dadurch vom Hungertode gerettet, daß sie einen gestrandeten Wal fingen, von welchem sie nebst ihren Kühen und Ziegen sich während vieler Wochen ernährten. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß die Kühe im Winter neben ihrem spärlichen Futter Walfleisch erhalten; sie sollen danach reichlich Milch geben und soll diese keinen Beigeschmack annehmen.

In den größeren Städten Norwegens werden jetzt Walfleisch-Essen veranstaltet, um, wenn möglich, dasselbe in den allgemeinen Konsum einzuführen.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei dem russischen Bergdepartement soll ein geologisches Institut errichtet werden, behufs Konzentrirung aller geologischen Forschungen in Rußland und Herstellung einer detaillirten geologischen Karte des Landes. Zum Direktor des Instituts, für welches im Budget 1882 zunächst 30 000 Rubel ausgeworfen sind, ist der Akademiker Helmersen bestimmt.

Geologische Arbeiten sind in Rußland keineswegs neuern Datums; schon im vorigen Jahrhundert haben gelehrte Reisende die ersten Materialien über die Bodenbeschaffenheit in Rußland gesammelt; dasselbe thaten Abgeordnete des Bergfaches in Sibirien und im Ural. Um die erste geologische Beschreibung von Rußland erwarb sich besonders Tschewkin Verdienste, auf dessen Veranlassung zu Ende der dreißiger Jahre der berühmte englische Geologe Murchison und der französische Paläontologe Verneuil nach Rußland berufen wurden. Beide bereisten das Land in Begleitung einiger russischer Specialisten. Die auf Grund dieser Reise erschienene Arbeit von Murchison war seiner Zeit eine klassische, und alle neueren geologischen Karten von Rußland sind eigentlich nur verbesserte Ausgaben der von jenem angefertigten. Das Russische überlegt ebenso jene Karte erst im Jahre 1849. Seitdem sind aber die geologischen Forschungen von Jahr zu Jahr zahlreicher geworden; das Bergdepartement und private Gesellschaften für Naturforschung bei den Universitäten haben fortwährend geologische Expeditionen ausgerüstet. Einige von diesen kosteten bis über 100 000 Rubel und haben die Kenntniß der Geologie Rußlands beträchtlich erweitert. Allen diesen Arbeiten fehlte aber System und Zusammenhang; einzelne Gegenden wurden zu wiederholten Malen durchforscht, andere nicht weniger interessante blieben ganz ohne Beachtung, wie z. B. die jetzt so viel genannten Gruben von Kriwoi-Rog, die schon unter Potiemkin im vorigen Jahrhundert entdeckt waren. Von Arbeiten über die Geologie Rußlands nach jener Reise von Murchison sind zu nennen diejenigen von Pander, Barbot de Marny, Meglitzki, Karpinski, Muschketow, Möller, Romanowski, Abich, Inostrantzew, Helmersen, Lewakowski, Kaiserling und anderen, die auch im Auslande bekannt geworden sind.

Inzwischen haben alle Staaten Westeuropas, England und Holland auch in ihren ostindischen Besitzungen die geologischen Untersuchungen durch Regierungsbehörden in systematischer Vollständigkeit und mit großer Genauigkeit vornehmen lassen. Mehr wie alle anderen Länder hat aber Rußland ein solches amtliches Institut nöthig, sowohl wegen der Ausbehnung seines Gebietes als wegen des Reichthums an Bergwerksprodukten und wegen der geringen Möglichkeit bei so weit ausgedehnten Räumen private Erfolge zu erzielen. Für Sibirien und die Kirgisensteppen fehlt selbst noch eine so kurze allgemeine Beschreibung, wie Murchison sie für das europäische Rußland geliefert hatte. Der Nutzen, welcher von dem neu eingerichteten geologischen Institute zu erwarten ist, leuchtet ein, und es ist nur zu wünschen, daß ihm recht bald reichere Mittel und ein ausgebildetes Personal erfahre-

Digitized by Google

ner Geologen eine umfangreichere Bearbeitung seiner großen Aufgabe gestatten. (Nach der Nowoje Wremia.)

— Auf Veranlassung der russischen Kommission für die Polarforschung werden im Zusammenhange mit den Arbeiten der Polarstation an der Lena-Mündung und der holländischen im Dickson-Hafen (Jenisei) in ganz Rußland an den Observatorien der Marine, der Universitäten und in Sibirien an allen höheren Schulen magnetische und meteorologische Beobachtungen stattfinden.

— Der Abreßkalender von Odessa für 1882 berichtet in einem Aufsatz über die Bewegung der Bevölkerung dieser Stadt im Jahre 1880 die auffällige Thatsache, daß der natürliche Zuwachs der Bevölkerung in den Jahren 1873 bis 1880 betrug bei den Christen 41 815 Geburten, 41 189 Todesfälle, der Ueberschuß also 626 Köpfe, dagegen bei den Juden 19 489 Geburten, 14 461 Todesfälle, der Ueberschuß 5028 Köpfe, oder jährlich bei den Christen 78,2, bei den Juden 628,5 Köpfe. Von den geschlossenen Ehen kommen 65,59 Procent auf die Christen, 34,41 Proc. auf die Juden, die nur ein Viertheil der Bewohner ausmachen. Die Zahl der Geburten im Verhältniß zu den Ehen betrug im Durchschnitt der acht Jahre 4,51 auf jede christliche, 4,63 auf jede jüdische Ehe; die Kinderfruchtbarkeit aber betrug 46,08 Proc. bei der christlichen und nur 37,12 Proc. bei der jüdischen Bevölkerung.

Asien.

— Meyer's Reisebücher. Der Orient. Hauptrouten durch Aegypten, Palästina, Syrien, Türkei, Griechenland. Leipzig. Bibliographisches Institut 1881. Ich entsinne mich, daß ich im Oktober 1876 in Florenz, am Vorabend einer orientalischen Reise, in die deutsche Buchhandlung von Württemberger auf der Via Tornabuoni trat, um mich mit den nöthigen Reisehandbüchern zu versorgen. Ja, da war guter Rath theuer, denn deutsche Orientführer gab es noch nicht in reicher Auswahl. Nur für Palästina und Syrien konnte ich den eben damals erschienenen Bädeker erwerben; für Aegypten mußte ich die „Nilfahrt" von Anton Graf Prokesch-Osten nehmen, ein recht schönes Werk, aber ein Mittelding zwischen einer Reisebeschreibung und einem richtigen Reisehandbuch; erst nach Weihnachten kaufte ich in Kairo Bädeker's „Unter-Aegypten", das mir aber für die Nilreise wenigstens direkt nichts nützte, weil es nicht bis Assuân reichte. Endlich für Griechenland und die europäische Türkei wählte ich das mir bereits bekannte, vortreffliche, aber nach französischem Plane gearbeitete „Itinéraire de l'Orient" von Dr. Emile Jtambert (Paris, Hachette). Bloß für Athen gab es einen kleinen Anhang in Bädeker's Unter-Italien.

Was hätte ich wohl damals darum gegeben, wenn mir statt so vieler einzelner ein zusammenhängendes Werk und etwas wie die beiden Bände „Orient" vorgelegt worden wäre, die im November, der eine 1880, der andere 1881, unter Meyer's Reisebüchern im Verlage des Bibliographischen Instituts erschienen sind! Denn das ist genau so ein handliches, systematisches, vollständiges, den gesammten Orient umfassendes Reisehandbuch, wie ich es eben brauchte. Es behandelt in einem Bändchen, das etwa halb so voluminös ist wie Prokesch Osten's „Nilfahrt", ganz Aegypten, die Fahrt von Kairo bis Assuân, sowie den Ausflug nach Sues inclusive; und in einem nur doppelt so starken das ungeheure Gebiet von Palästina, Syrien und Kleinasien, von Griechenland und von der europäischen Türkei. Den Routen aus Europa nach dem Orient sind Aegypten, instruktive Kapitel über Land und Leute, Geschichte und Kultur jedem einzelnen Bezirke vorangestellt; die Führer selbst genau so gehalten wie die allbekannten europäischen, nur auf den Nutzen des Reisenden berechnet, mit Karten und Plänen versehen, zuverlässige Begleiter, kluge Rathgeber, treue Freunde.

Wer viel gereist ist, pflegt an seinen Führern wie an alten Dienern vor allem die Knappheit, die Präcision und in gewissen Fällen die Diskretion und die Verschwiegenheit zu schätzen.

Das Bibliographische Institut ist auf der Höhe seiner Zeit, trefflich geleitet und großartig organisirt; wer seine rastlose, vorzugsweise auf enzyklopädische Unternehmungen gerichtete Thätigkeit verfolgt, der kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß es selbst, wo es auf den Schultern Anderer steht, dieselben an Planmäßigkeit und systematischer Ausführung nicht selten übertrifft, und daß es, wo eine direkte Vorgängerschaft fehlt, mit einem Schlage Musterartiges hervorbringt. In ihm ist sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Genius der Enkelkapädie und der universellen Wissens am klarsten bewußt geworden. Dafür legt auch der vorliegende Orientführer Zeugniß ab. Ich wüßte keinen, den ich den modernen Kreuzfahrern mehr empfehlen könnte.

Rudolf Kleinpaul.

— Etwa vier Stunden Reitens nördlich von Aleppo liegt ein merkwürdiges Dorf, Tel-Erfet genannt, was die dort wohnenden Fellahin Tertet aussprechen; es gleicht durchaus einer Kolonie von Bienenstöcken und besteht aus etwa einem Tausend kleiner bienenkorbähnlicher Häuser am Fuße eines Hügels. Dieser ist von mittelgroßem Gehalt, 70 engl. Fuß hoch, hält nahezu zwei Yards im Umfange und ist höchst wahrscheinlich, wofür auch die Namensähnlichkeit spricht, die im Alten Testamente öfters erwähnte syrische Königsstadt Arpad, mit deren Herrschern die assyrischen Könige wiederholt kämpften, bis Sanherib sie sich unterwarf. Mrs. Scott-Stevenson (s. deren „Our Ride through Asia Minor" p. 69 seq.), welche den Ort im Frühjahre 1880 besuchte, erstieg den Gipfel des Hügels in Gesellschaft von Mr. Boscawen, welcher damals für das British Museum die Alterthümer in Aleppos Umgebung zu untersuchen hatte. Seine Oberfläche ist kahl, und rings um dieselbe zeigen sich Spuren alter Mauern, überall lagen Scherben glasirten und unglasirten Töpferwerks und große Stücke schwarzen Granites herum. Die bienenkorbähnlichen Häuser des Dorfes hatten Fundamente von solchem Granite, und in den Mauern fanden sich auch hier und da Basaltstücke. Die Bewohner gelten für sehr reich, was nach ihrer komfortablen Erscheinung auch wohl glaublich ist. Aber ob reich oder arm, so bemühen sich die arabischen Weiber, sich zu verunstalten, indem sie ihre Lippen mit Indigo färben, was ganz widerwärtig aussieht. Sie freilich halten unsere rothen Lippen für häßlich. Außerdem waren sie sehr tatuirt und hatten ihre Augenbrauen schwarz gefärbt.

— Die „Nachrichten" (Zywâstija) der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft (1881, Heft 4) veröffentlichen Karte und Beschreibung eines Marsches, welchen der Lieutenant im 1. turkestanischen Schützenbataillone Kalitin in der Zeit vom 7. bis 19. Februar (a. St.) 1881 quer durch die Turkmenenwüste von Gök-Tepe nach dem zerstörten Fort Jmuschir in der Oase Chiwa ausgeführt hat. Unmittelbar nördlich von Gök-Tepe beginnt die hier und da mit Saxaul bedeckte Sandwüste, um erst kurz vor Jmuschir zu enden; selten trifft man auf ein „Takir", wie die Turkmenen einzelne feste, ebene, lehmige Stellen zwischen dem Sande bezeichnen, welche deshalb von großem Werthe sind, weil sich auf ihnen nach einem Regen das Wasser zwei- bis dreimal 24 Stunden hält. 16 zum Theil verschüttete, meist bittersalzige Brunnen wurden unterwegs getroffen; als interessantestes Objekt in der weiten Einöde entdeckte Kalitin etwas nördlich von der Hälfte des Marsches das zwischen 100 und 350 Saßen breite trockene Bett des Tschardshui-darja, welcher sich in alten Zeiten bei der gleichnamigen Stadt vom Amu-darja abgezweigt und beim Brunnen Jgdy in den Usboi ergossen haben soll.

— In Betreff der zwischen Rußland und Persien kürzlich abgeschlossenen Konvention, welche die neue russisch-persische Grenze in Transkaspien regelte, enthümmt der „Golos" (1882, Nro. 20) einer Korrespondenz des Regierungs-Anzeigers aus Teheran Folgendes: Die Vereinigung der Teke-Oase mit

Digitized by Google

Rußland erforderte eine genaue Grenzbestimmung gegen Persien; es fanden darüber seit dem Beginn des vorigen Herbstes Unterhandlungen mit der persischen Regierung statt. Die Abtretung des ganzen rechten Atrek-Ufers an Rußland wurde nicht beansprucht. Die neue Grenze verläßt das Atrek-Ufer bei der Befestigung Tschat und verläuft in nordöstlicher Richtung längs dem Gebirge und dem Fluß Sumbar[1]). Rußland begnügte sich damit die Teke-Oase und die anstoßenden Abhänge des Gebirges zu behalten, so daß die Grenze vom Flusse Sumbar hauptsächlich auf dem Bergrücken Kopet-dagh sich hinzieht und der Bezirk Firuse bei Persien verbleibt. Hat die Grenze das Thal des Flusses Babadurma (s. o. von Asfabad) erreicht, so wendet sie sich nach Norden, durchschneidet die von Asfabad nach Lustabad führende Straße und verliert sich nach Norden in die Sandwüste. Die Langwierigkeit der Verhandlungen wegen der Grenzregulirung in Teheran wurde durch die in Persien herrschende Ansicht bedingt, daß alle Besitzungen der Teke-Turkmenen dem Schah unterworfen seien. Noch vor Kurzem beanspruchte die persische Regierung das Recht, die Festung Kara-Kala (s. oben S. 155) zu besetzen. Nachdem schließlich die persische Regierung sich davon überzeugt hatte, daß die neue Grenze durchaus nicht die thatsächlichen Rechte Persiens beeinträchtigt, erklärte sie sich bereit, die ihr gestellten Bedingungen anzunehmen.

— Ende Februar dieses Jahres sprach General Annenkow vor einer privaten Versammlung in Moskau über die Bedeutung der transkaspischen Eisenbahn für den russischen Handel. Er betonte, daß schon jetzt die Transportkosten für russische Waaren, die auf diesem Wege befördert werden, gegen früher um 30 bis 40 Kop. für das Pud billiger geworden sind; die Hauptsache aber sei die Möglichkeit des raschern Eintreffens der Waaren auf den innerasiatischen Märkten, die bisher gebrauchten 6, oft 9, ja 12 Monate würden beim Ausbau der Bahn bis Aschabad und Anlage einer Abzweigung nach Chiwa auf einen, ungünstigstenfalls auf zwei Monate ermäßigt, was eine beträchtliche Herabsetzung der Preise bei dem raschern Umsatz und auch den Bezug von Waaren (Früchte aus Persien und Chorasan) gestatte, die den frühern langen Transport überhaupt nicht vertragen. Schon jetzt hat ein Herr Baranow Originalgemehle der Teke's als Muster für seine Fabrik bezogen. Die Bahn auch in ihrer jetzigen Ausdehnung hat den Russen bereits einen bedeutenden Markt erschlossen. (Nowoje Wremja.)

— Der „Turkest. Ztg." zufolge hat General Friede, der russische Kommissar für Rückgabe des Gebietes von Kuldscha, Ende Oktober 1881 seine Erforschungsreise im Quellgebiete des Chorgos zur Feststellung der Wasserversorgung für die am Ufer neu zu errichtende Stadt beendet. Nach Rekognoszirung der Thäler Aimalu, Tokur-bulak und Oidschailan durchkreuzte der General die Quellgebiete der kleinen Flüsse: Tschibtschin, Tschischgan, Dschaman-bulak, Tschinkut-ukkin und Barchan bis zum Oberlauf des Ulck und wandte sich von da nach dem Tscharkent. Er fand viel anbaufähiges Land, auch überall Spuren von Bewässerungsgräben, besonders große zwischen dem Tschibtschan und Ulck. In den Thälern Tokur-bulak und namentlich Oidschailan stand viel Wald. Die Stadt wird am Tscharkent planirt und abgesteckt. Der General besuchte auch den See Karkulduk und den Winkel zwischen Chorgos und Ili; in letzterem waren aus dem Chorgos abgeleitete Bewässerungsgräben mit vielen Verzweigungen und die Spuren von Ackerbau erkennbar.

— Aus Tong-king (Nord-Annam) kommt die Nachricht von dem Verunglücken einer französischen Expedition. Am 5. September vorigen Jahres verließen Villeroi d'Augis und Julien Marcel Courtin die Hauptstadt Hanoï, um den Oberlauf des Songka oder Rothen Flusses zu erforschen, welchen Wichtigkeit für den Verkehr mit Jünnan die Franzosen schon längst erkannt haben. Unweit der chinesischen Grenze wurden die Reisenden von chinesischen Räubern, den sogenannten Schwarzzehnen (Pavillons noirs), angegriffen, welche dort ständig hausen und der ohnmächtigen Regierungen Annams und Chinas gleicherweise spotten, hielten aber Stand und bogen dann in einen Zufluß des Songka ein, wo sie zwar viele natürliche Hindernisse, aber friedliche Eingeborene antrafen und die gewünschten Erkundigungen einziehen konnten. Da aber erkrankte Courtin am Sumpffieber und starb am 8. December 1881 in Bang'giam im Lande der Muong, wo die Höhe der Wasserfälle im Fluß ihr Boot an weiterem Vordringen gehindert hatte. Villeroi's Rückkehr war ebenfalls nicht vom Glücke begünstigt; seine Dschunke scheiterte in den Stromschnellen und versank mit Waffen, Lebensmitteln und leider auch einem großen Theile seiner Aufzeichnungen. Ganz ohne Ergebnisse ist aber die Fahrt nicht geblieben, wie der Bericht Villeroi's, der gleichfalls schwer vom Fieber zu leiden hatte, zeigen wird.

[1]) Danach berichtigt sich unsere Angabe in der Anmerkung auf S. 154 dieses Bandes.

Afrika.

— Von Dr. Anton Stecker ist ein Brief aus Makale in Abessinien, datirt vom 23. November 1881, in Berlin eingetroffen, worin er meldet, daß er mit Erlaubniß des Negus Johannes seine Reise nach Enarea, Gera und Kaffa angetreten und von demselben Empfehlungsbriefe an den Negus Tekla Haimanot von Gobsham, die Königin von Gera und den Sultan von Kaffa erhalten habe. Ausdrücklich erklärte der Negus, er ließe ihn, Stecker, nur ziehen, um damit Deutschlands einen Gefallen zu erweisen; nie würde er einem andern erlauben, die entlegenen Kaffa-Länder zu besuchen. Wenn möglich, soll der Sultan von Kaffa, welcher, ebenso wie die Königin von Gera, kurz zuvor durch eine große Gesandtschaft Geschenke geschickt und seine Unterwerfung hatte erklären lassen, den Reisenden bis nach Zanzibar schaffen, eine Meile, deren Dauer Dr. Stecker auf mindestens 1 bis 1½ Jahre veranschlagt. Zunächst stehen von demselben ausführliche Berichte über seine frühere Reise nach Zabul, den Aufenthalt dort, die Reise nach Makale u. s. w. in Aussicht.

— Hauptmann Cecchi von der italienischen Afrika-Expedition hat am 23. Januar dieses Jahres in Venedig den heimathlichen Boden wieder betreten. Nachdem er im September 1880 aus der Gefangenschaft, in welcher ihn die Fürstin von Gera hielt, befreit worden war (vergleiche „Globus" XXXVIII, S. 94 und 351), besuchte er die abessinische Landschaft Godsham und den Hof des Negus Johannes und ging dann nach Schoa, um mit dem Marchese Antinori zu verhandeln, welcher übrigens im December 1881 gleichfalls heimzukehren gedachte. Gegen Ende Oktober 1881 trat Cecchi die Heimreise an, und zwar auf einem neuen Wege, der ihn mit neuen Somal-Stämmen in Berührung brachte und ihm erlaubte, die Position von Harar sehr abweichend von den bisherigen Karten und den Unterland des Flusses Wabi zu bestimmen. Dann kehrte er über Zeila und Aden heim.

Polargebiete.

— Kapitän von Wohlgemuth von der österreichischen Marine ist zum Leiter der österreichischen Polarexpedition ernannt worden, welche auf der Insel Jan Mayen eine Beobachtungsstation errichten soll. Angenblicklich wird eifrig an der Ausrüstung des betreffenden Dampfers gearbeitet, welcher zu Anfang April von Pola abfahren soll.

— In der Sitzung der Russischen Geographischen Gesellschaft am 5. (17.) Februar wurde nach dem „Golos" (1882, Nro. 54) endgiltig die Ausrüstung einer Expedition nach Nowaja Zemlja beschlossen. Die Leitung derselben wird dem Lieutenant Andrejew übertragen werden. Das Programm ist sehr vollständig, und es wird schwer halten, dasselbe

Digitized by Google

zu erfüllen, wenn man die schrecklichen klimatischen Bedingungen Nowaja Zemljas berücksichtigt. Die Aufgaben der Glieder der Expedition werden in genauen magnetischen und meteorologischen Beobachtungen sowie in einer genauen Längenbestimmung der Orte bestehen. Ferner sollen ergänzende Beobachtungen in Betreff der Gletscherbewegungen angestellt werden. Nowaja Zemlja ist 300 Seemeilen von Archangelsk entfernt; die Verbindung vermittelt ein schlechtes Dampfschiff, welches unter günstigen Umständen den Weg in 5 bis 6 Tagen zurücklegt. Die beständige Bevölkerung der Insel besteht aus neun Samojeden, welche daselbst eine Rettungsstation besetzt halten. Neun Monate im Jahre ist Nowaja Zemlja vollständig von der Welt abgeschnitten, weil das Dampfschiff nur zwei Fahrten in einem Sommer macht. Die Fischer fahren im Sommer wohl dahin, aber überwintern niemals. Die Rettungsstation besteht aus zwei hölzernen Häusern und einer hölzernen Bahnbake; nach neueren Nachrichten ist aber das Holz des einen Hauses bereits als Heizmaterial verbraucht und die Samojeden wohnen in Zelten (Jurten). Die Flora ist Moos; die Fauna — der Eisbär und selten ein verschlagenes Rentthier. Unter diesen Umständen muß die Expedition als ein Akt der Selbstverleugnung und Aufopferung angesehen werden; es ist aufrichtig zu wünschen, daß die Jugend des Lieutenants Andrejew und seine Begleiter (ein Gehülfe, ein Arzt und ein Naturforscher) den Kampf mit der rauhen Natur bestanden, und ihre Arbeiten die Wissenschaft mit werthvollem Materialien bereicherten. Die Expedition soll im April abgehen und 1½ Jahre in Nowaja Zemlja verweilen.

Oceane.

— Ueber die Tiefsee-Untersuchungen des französischen Dampfers „Le Travailleur" in den Jahren 1880 und 1881 (l. „Globus" XL, S. 16) berichtete Alphonse Milne-Edwards in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 17. Februar dieses Jahres. Dieselben betrafen sowohl den Atlantischen Ocean wie das Mittelmeer; Ruhepunkte waren Bayonne, S. Sebastian, Santander, Ferrol, Lissabon, Cadix, Tanger, Oran, Ajaccio und Marseille. „Le Travailleur" war im Hafen von Rochefort für diese Reise mit sehr vervollkommneten Tiefmessungsapparaten ausgerüstet worden; die Hanfstricke waren durch einen Stahldraht von großer Festigkeit und geringem Durchmesser ersetzt worden, welcher sich rasch abwickelt und in einigen Minuten bis in Tiefen von 3000, 4000, ja selbst von über 5000 m hinabgelassen werden kann. Schlepp- und andere Netze von verschiedener Form konnten leicht in diese enormen Tiefen befördert und, nachdem sie dort gefüllt waren, durch eine kleine Dampfmaschine vom 16 Pferdekräften wieder heraufgeholt werden. Während der ganzen Fahrt wurde die Temperatur der Tiefsee mit Maximal- und Minimal-Thermometern gemessen und mit einem neu konstruirten Instrumente Wasserproben aus verschiedenen Tiefen geschöpft. Die wissenschaftliche Kommission bestand aus den Herren Milne-Edwards, L. Vaillant, de Folin, Perrier, Marion und P. Fischer und wurde aufs Thätigste vom Kommandanten des „Travailleur", Schiffslieutenant Richard, und seinen Offizieren unterstützt. Die erlangten Resultate waren sehr interessant. Im Golf von Biscaya fand man an der spanischen Küste sehr bedeutende Tiefen von über 4000 m (in 44° 48' 30" nördl. Br. und 7° 0' 39" westl. L. Paris die tiefste Stelle der europäischen Gewässer mit 5100 m); aber der Grund ist sehr uneben und scheint das Relief der Pyrenäen fortzusetzen. Das Schleppnetz hat öfters Gesteinsbrocken vom Grunde losgerissen, so daß man dessen geologische Beschaffenheit erkennen kann, aber für gewöhnlich bedeckt eine dicke Schicht von Schlamm alle Unebenheiten. Besonderes Interesse gewährten die zoologischen Sammlungen; sie zeigen, daß noch in enormen Tiefen Thiere von einer hochstehenden Organisation leben. Aus einer Tiefe von über 5000 m, wo sie einen Druck von circa 500 Atmosphären auszuhalten haben, hat das Schleppnetz zahlreiche Arten heraufgebracht; aus 1500 m Tiefe hat man an der portugiesischen Küste große Fische aus der Familie der Haie gefangen. Die Anzahl der in den Tiefen des Oceans neuentdeckten Thiere übertrifft jede Erwartung; ihre Formen sind merkwürdig, sonderbar und von denen der Küstenfauna verschieden; oft sind diese Wesen, welche nie den Tag zu sehen bekommen, völlig blind, ihre Augen abgeworfen oder zu Stacheln geworden. Mitunter aber sind diese Augen mehr entwickelt, als gewöhnlich, und wenn das Thier sich zurecht finden kann, so verdankt es das der Phosphorescenz, welche die meisten Organismen in großen Tiefen entwickeln. Zoologische Typen, welche man für längst ausgestorben hielt und nur im fossilen Zustande kannte, hat man lebend aufgefunden; andere hat man gefischt, welche bisher nur aus den nördlichen oder den amerikanischen Meeren bekannt waren. Dies beweist die Gleichmäßigkeit der Fauna in großen Tiefen, eine Folge der kalten Strömungen, welche aus den arktischen Meeren kommen und dort eine niedrige Temperatur erhalten. Wenig zahlreich sind die Wesen, die den Boden des Mittelländischen Meeres bewohnen; sie gehören zu denselben Species, wie die des Oceans, woraus folgt, daß man das Mittelmeer nicht als eine besondere zoologische Provinz ansehen darf, sondern daß dasselbe durch Einwanderung von Thieren aus dem Atlantischen Ocean bevölkert worden ist.

Die französische Regierung hat übrigens beschlossen, diese wichtigen Untersuchungen fortzusetzen, und zwar soll im laufenden Jahre eine Fahrt im Oceane vom Meerbusen von Biscaya bis zu den Azoren hin unternommen werden, und im nächsten Jahre vielleicht eine solche im Rothen Meere folgen.

Vermischtes.

— Alfred Dove, der Breslauer Historiker, hat vier Biographien, welche er für die, wie er in der Vorrede klagt, nur erst wenig verbreitete und bekannte „Allgemeine deutsche Biographie" geschrieben hat, besonders herausgegeben unter dem Titel „Die Forsters und die Humboldts" (Leipzig, Duncker und Humblot 1881). Wir können diese „zwei Paar bunter Lebensstäuse", wie sie der Autor nennt, als treffliche kritische Beiträge zur Geschichte der Geographie unseren Lesern empfehlen; sie sieben, so ganz sie auch verbürgtes Material gefaßt sind, in Tiefe der Auffassung und Schönheit der Darstellung hoch über dem, was Sammelwerke sonst an Lebensbeschreibungen uns bieten.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-America. III. (Mit sieben Abbildungen.) — Ch. M. Doughty: Wanderungen zwischen Teimâ ꝛc. I. (Mit einer Figur und einer Tafel.) — Lessar's Aufnahmen im Lande der Achal-Teke. — O'Donovan's Ritt von Merw nach Meschhed. — W. Finn: Der Walfischfang im nördlichen Polarmeere im Jahre 1881. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. — Oceane. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 16. März 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

IV.

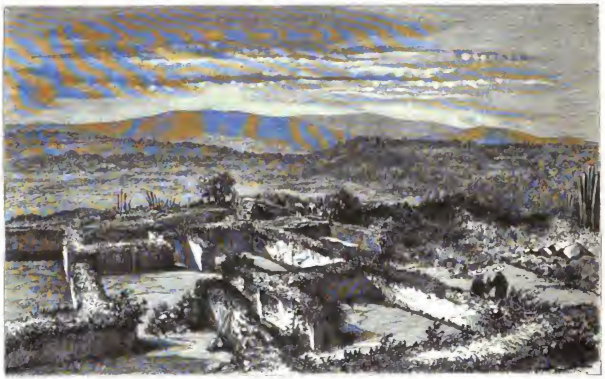
Die toltekischen Ruinen von Tula liegen auf dem Hügel Cerro bel Tesoro (Schatzhügel), welcher in einer Höhe von etwa 100 m sich nördlich des Dorfes etwa 2 km weit hinzieht. Seinen Namen erhielt der Berg von dem glücklichen Funde, welchen vor 15 oder 20 Jahren ein armer Schäfer in Gestalt einer Urne mit 500 Goldmünzen im Werthe von über 32 000 Mark dort gemacht, und, da er nie Gold gesehen hatte, für ein Geringes verschleudert hatte. Der Cerro bel Tesoro ist in seiner ganzen Ausdehnung von etwa 2 km mit Pyramiden, kleinen Hügeln und Vorplätzen bedeckt, welche auf die einstige Existenz eines volkreichen Ortes deuten; alles aber ist von einer dichten Vegetation von großen Kaktus, Nopals, Garambullos und Mesquite-Bäumen überwachsen, aus welcher auch nicht die geringste Spur einer Mauer hervorragte. Die Pyramiden und Hügelchen, im Lande mogotes genannt, bezeichnen indessen die Stätte von Tempeln, Palästen und Häusern; die Tolteken hatten, wie Charnay später überall bestätigt fand, die Gewohnheit, ihre Tempel und Häuser auf natürlichen oder künstlichen Erhöhungen zu errichten. Mit den beiden großen Pyramiden, welche einst die Tempel der Sonne und des Mondes trugen, wollte sich Charnay nicht erst abgeben, da sie als Steinbrüche bei der Erbauung des neuen Dorfes gedient hatten und zur Hälfte zerstört waren. Zunächst ließ er auf gut Glück Schachte graben und fand überall die Cementschicht, welche in der alten Stadt das Pflaster vertreten hatte. Am nächsten Tage nahm er die mogotes in Angriff und fand alsbald die oberen Kanten von Mauern, die stark mit Kalk bewortsen waren; an denselben ging man 1 bis 2 m hinab, erreichte dort den Fußboden und legte nun, allmälig vorschreitend, große und kleine Zimmer, Stufen, Gänge, Säle mit polirten und bemalten Mauern, Ruhebänke und Eisernen, kurz ein ganzes toltekisches Haus frei, das erste, welches je ausgegraben wurde. In dem herausgeschafften Schutte aber fanden sich mancherlei merkwürdige Dinge, riesige Ziegeln von 40 cm Länge, 25 cm Breite und 6 bis 9 cm Dicke, gerade und gekrümmte Wasserleitungsröhren mit Sieben zum Auffangen ediger Bestandtheile, Basen und Bruchstücke von solchen, emaillirte Terracotten, welche an die schönen Schalen von Tenenepanco erinnerten, Petschafte, darunter eines mit einem Adlerkopfe, Stücke Porcellan, Modelformen, zahlreiche Pfeilspitzen und Obsidianmesser — kurzum ein ganzes Stück Kulturgeschichte, welches da zum Vorschein kam. Das Haus selbst steht auf einer natürlichen, durch Kunst etwas umgewandelten Erhöhung, deren Hebungen und Senkungen die einzelnen Räume angepaßt sind; kleine Treppen und Korridore setzen sie unter einander in Verbindung. Die Mauern sind gerade, die Dächer flach; Dächer, Decken und Fußboden bestehen, wie auch das Straßenpflaster, aus einer starken Schicht Cement, dessen Zusammensetzung stets dieselbe ist. Während andere Völker im Allgemeinen immer nur das eine oder das andere Material zu ihren Bauten verwenden, bedienten sich die Tolteken gleichzeitig sehr verschiedenartiger Stoffe: Stein und Lehm für das Innere der Mauern, Ziegeln und Hausteine für deren äußere Bekleidung, Ziegeln und Stein für die Treppen und Holz für das Dach. Sie kannten die Verwendung des Pilasters, der Karyatide und der freistehenden Säule; es giebt fast kein architektonisches Motiv, das sie nicht bei ihren Bauten

Digitized by Google

verwendeten. Die Mauern wurden entweder in Weiß und Roth auf schwarzem Grunde, oder Grau in Grau mit Rosetten, Palmen und geometrischen Figuren bemalt.

Von dem nordöstlichen Ende des Hügels, wo Charnay seine Ausgrabungen begonnen hatte, ging er nun nach dem südwestlichen über, wo in einer mit dichtem Gestrüppe überwachsenen Pyramide der oben erwähnte Schatzgräber bereits bis auf eine Cementschicht gegraben hatte. Die Arbeiten, welche mit 45 Menschen betrieben wurden, gingen rasch von statten; bald stellte es sich heraus, daß man es hier nicht, wie im ersten Falle, nur mit einem Hause von 25 mal 20 m Grundfläche zu thun hatte, sondern mit einem wahrhaften Palaste von 50 m Seitenlänge, dessen innerer Hof, Garten und Zimmer einen Raum von 2500 Quadratmetern bedeckten. Auch dieses Gebäude war der Gestaltung des Erdbodens angepaßt, so daß der Fußboden des höchstgelegenen Gemaches den des tiefsten um 2,55 m überragte. Charnay setzt dasselbe in das siebente oder achte Jahrhundert; seine Lage auf der südwestlichen Ecke des Hügels war prächtig, von zwei Seiten durch steil abfallende Felsen geschützt und mit einer herrlichen Aussicht über das ganze Thal von Tula und bis zu den Bergen des Thales von Mexico.

In diesem Palaste fanden sich ebensolche Gegenstände, wie in dem Hause, außerdem aber das S. 227 abgebildete Basrelief, wohl das einzige, was von den Gründern Tulas auf uns gekommen ist, anscheinend von hohem Alter und durch die Zeit schon sehr beschädigt. Es stellt zwei Krieger dar, den einen von vorn, den andern von der Seite; Charnay will an „der Adlernase und dem fächerförmigen Barte“



Ruinen eines toltekischen Hauses bei Tula. (Nach einer Photographie.)

das Bild wieder erkennen, welches Bezytia von den Tolteken uns hinterlassen hat.

* * *

Etwa 30 km nördlich von Mexico liegen an der Eisenbahn von Vera Cruz die Ruinen von Teotihuacan (d. h. Stadt der Götter); es war der Ueberlieferung zufolge die wichtigste unter den Städten Anahuacs und ihre Gründung verliert sich im Dunkel der Zeiten. Ob dort eine vortoltekische Civilisation existirt hat, ist möglich, aber schwer zu beweisen — von Tolteken aber ist der Ort sicher bewohnt gewesen.

Auf den ersten Blick zeigen die hohen Umrisse zweier Pyramiden im Norden der Ruinen deren Lage an; von dort zog sich die Stadt nach Süden bis an den Fuß des Cerro Matlacinga, wo man vom Bahnhofe aus einige Erdhügel sich erheben sieht. Unter Führung eines Indianers erreichte Charnay zuerst ein mächtiges Erdviereck von 600 m Seitenlänge, das als „Citadelle“ bezeichnet wird. Es wird gebildet durch vier gewaltige Wälle von 6 m Höhe und 24 m Dicke, auf welchen 15 Pyramiden sich erheben (s. den Plan S. 228); in der Mitte verbindet ein schmalerer Damm, der durch eine höhere Pyramide unterbrochen wird, den nördlichen und südlichen Wall: ein riesenhaftes Werk. Weiter nach Norden kreuzte Charnay die steilen Ufer des Rio de San Juan, der im Sommer trocken liegt, in der Regenzeit aber sich in einen Gießbach verwandelt. In seinem Bette findet sich eine Schicht Obsidiangerölles, aus welchem die Millionen von Rasirmessern, welche alle Völker Anahuacs in Gebrauch hatten, hergestellt wurden; es waren drei Arten vorhanden, eine durchscheinende, wie Flaschenglas, eine opalisirende und eine aschfarbene. Deutliche Spuren lassen erkennen, daß, als die Stadt noch bewohnt war, der Fluß kanalisirt und schmaler war, und daß Brücken über ihn führten. Weiterhin stößt man auf gewaltige Trümmermassen, die so wüst und formlos durcheinander lagen, daß die frühere Gestalt und Bestimmung

Digitized by Google

des Bauwerkes nicht zu erkennen war. Nach rechts abbiegend erreichte Charnay kleine steinige Felder, welche die Indianer mit Mühe den Trümmermassen abgerungen haben. Nur schlecht belohnen dieselben die darauf verwendete Mühe; sie liegen als Einsenkungen zwischen den kleinen Hügeln und sind mit Ardenwaare von allerlei Farbe, Masken und allerhand kleinen Figuren übersäet. Je näher man der großen Sonnenpyramide kommt, um so häufiger werden Hausgötzen, Weihegeschenke, kleine Götterbilder, Steinäxte, Scherben von Bechern, Perlen von Halsbändern u. s. w., von denen der Reisende eine zahlreiche und schöne Sammlung zusammenbrachte. Unter den Masken befinden sich manche, welche mit Glück und sogar mit Kunst Typen der verschiedenen Indianerstämme darstellen, daneben aber wieder andere Gesichter, welche gar nicht Amerika anzugehören scheinen. Unter den Proben, welche auf S. 229 abgebildet sind, vermeint man z. B. einen Neger mit wulstigen Lippen, platter Nase und Wollhaar, sowie einen Chinesen zu erkennen, und in Charnay's Sammlung befinden sich andere Masken, welche Vertreter der weißen Race und Japaner darzustellen scheinen; es kommen darunter ebenso gut griechische Profile, wie die aus Palenque bekannten zurückweichenden Stirnen vor.

Hier befand sich Charnay bereits an der Sonnenpyramide, welche wie eine vulkanische Erhebung unvermittelt aus der Ebene aufsteigt. Ihre Seite mißt 232 m, die

Toltekisches Basrelief aus Tula. (Nach einer Photographie.)

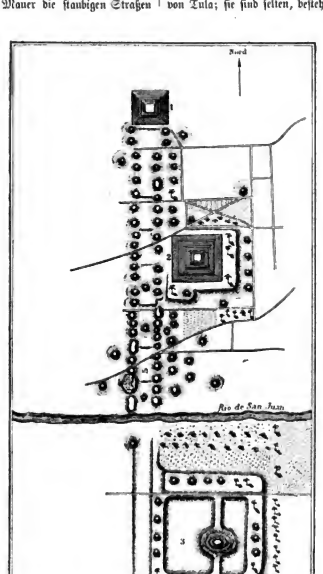
Höhe 66 m; ohne ganz genau orientirt zu sein, ist doch jede ihrer Seiten einer der vier Hauptthimmelsrichtungen zugekehrt. Die vier Absätze über einander sind noch zu erkennen, aber die Treppen sind verschwunden. Der Körper der Pyramide besteht aus vulkanischen Steinen, die durch Erde zusammengehalten werden. Dicke, im Innern sich kreuzende und mit starken Cementschichten bedeckte Scheidemauern fügen das Ganze. Die Wände des Schutthügels zeigen eine Böschung von 31 bis 32 Grad, während die an vielen Stellen erhaltene Cementschicht, mit welcher einst die ganze Oberfläche überzogen gewesen war, eine solche von 47° zeigt. Beschwerlich, namentlich in der Sonnenhitze, ist die Besteigung des Hügels, aber von ihrer Spitze aus, welche einst die vergoldete Statue der Sonne trug, genießt man einen großartigen Ueberblick über die Ruinen: im Norden die Pyramide des Mondes, die große Todtenstraße, Mihuoti, von Tumuli eingefaßt und mit Gräbern besäet, und dann die Masse von Trümmern, 6 qkm bedeckend, welche die Lage der Stadt selbst, ihre Paläste und Häuser bezeichnet, eingefaßt von einem fernen Kranze vulkanischer Berge; im Osten das Dorf San Martin, im Westen San Juan und im Süden der über den Hügeln von Mataciugo aufragende weiße Gipfel des Itzaccihuatl, während im Südwesten der Blick Texcoco, den See und das ganze Thal von Mexico umfaßt.

Inzwischen war es Mittag geworden, und der Hunger

Digitized by Google

trieb Charnay nach dem nächsten Dorfe, nach San Martin. Dasselbe liegt an der trockensten Stelle des Thales, wo nur dürftige Pfefferbäume und Opuntien wachsen, außerdem aber Organos, Kaktus, welche in einem Schuß 15 bis 20 Fuß hoch wachsen und dicht an einander gedrängt wie eine undurchdringliche Mauer die staubigen Straßen des Ortes einfassen.

Diese sonderbare Vegetation bildet seine einzige Merkwürdigkeit und verleiht ihm seinen eigenthümlichen Charakter. Ganz verschieden davon stellt sich das 5 km entfernte San Juan de Teotihuacan dar, welches Charnay zu seinem Standquartier erwählte. Vor Eröffnung der Eisenbahn passirten dort täglich mehr als 2000 Maulthiere, zu deren Aufnahme große corales und mesones hergerichtet waren; in den zahlreichen Herbergen waren die Tortilleras von früh bis spät geschäftig, floß der Pulque, der Chinguerite und Branntwein in Strömen und noch es beständig nach scharf gepfefferten Ragouts. Die Eisenbahn raubte dem Orte sein Leben; traurig und öde liegt seine mit baumartigen Malven und vier elenden Eucalyptus bestandene Plaza da, die Schenken sind verödet, die Fenster an den meisten Häusern geschlossen. Doch im Gegensatze zu dem trockenen San Martin sprudeln überall reichliche Quellen, und namentlich der westliche Theil des Dorfes hat eine üppige Vegetation von alten Cypressen, hohen Pappeln u. s. w., welche eine der schönsten Kirchen des Landes mit einem höchst zierlichen, harmonischen Thurme umgiebt, die den Stolz einer Provinzhauptstadt abgeben könnte. In einem der Häuser von San Juan also, das freilich nicht die geringste Bequemlichkeit, kein Bett, keinen Stuhl, keinen Tisch darbot, richtete sich Charnay ein und beschloß, da er im Dorfe selbst verschiedentlich Spuren von Cementschichten entdeckte, gleich dort auf einem kleinen Platze, wo sonst Stierkämpfe abgehalten wurden, mit seinen Nachgrabungen zu beginnen. In der That fand er auf der Nordseite etwa ein Dutzend Kindergräber und halb so viele von Erwachsenen, wie die gefundenen Gegenstände erkennen ließen. Die Vasen wichen gänzlich von denen aus Teneneanco ab, glichen aber zum Theil denen von Tula; sie sind selten, bestehen meist aus einer schwarzen Erde und einige tragen kreuzförmige Muster; sie sind sehr groß, 8 bis 10 cm hoch, messen am Boden 15 bis 20 cm und haben erweiterte Ränder. Die daneben gefundenen Skelettreste zeigten, daß man es mit gewöhnlichen Todten zu thun hatte, da die Leichen der Großen und Reichen verbrannt wurden. Meist fanden sich die Vasen zu zweien, waren aber so alt und der sie umgebende Erdboden so fest, daß nur wenige unversehrt herausgeholt werden konnten. Auch die in einer Tiefe von 30 cm bis 1 m beigesetzten Leichen befanden sich in einem solchen Zustande, daß ihre Lage nicht mehr zu erkennen war. Diejenigen der Kinder ruhten in runden Töpfen mit senkrechten Wänden. Am selben Tage fand Charnay eine ziemlich große Menge kleiner Terracotta-Figuren, eine sehr schöne Maske, eine Axt, einige kleine Töpfe, eine Masse kleiner runder Steine wie Murmeln, zahlreiche sehr zierliche und schöne Obsidianmesser, ferner runde Schieferplättchen, die vielleicht als Geld(?) dienten, Pfeilspitzen und Glimmerblättchen, wie sie sich in allen Gräbern finden. Reste vom ebenen Handbeil (tochichi) und von Vögeln sind als Lebensmittel zu erklären, welche dem Todten für seine Reise in das Jenseits beigegeben wurden.



Plan der hauptsächlichsten Ruinen von San Juan de Teotihuacan.
1. Pyramide des Mondes. 2. Pyramide der Sonne. 3. Citadelle.
4. Toltekischer Palast. 5. Todtenstraße.

Während seine Indianer unter Albert's Aufsicht die Ausgrabungen im Dorfe selbst fortsetzten, besuchte Charnay unter Führung ihres Aufsehers Marcelino die $1^1/_2$ km westlich von der Mondpyramide gelegenen cuevas, weite unterirdische Räume, welche zuerst wohl als Steinbrüche und später als Katakomben gedient hatten. Es sind meist

Digitized by Google

ſchmale, niedrige Gänge, welche, von Menſchenhand ausgehöhlt, ſich weit in das Conglomeratgeſtein hineinziehen und ſtellenweiſe ſich zu großen Sälen erweitern, in denen die Dorfbewohner jährlich zweimal einen Ball abhalten.

Pyramide in Teotihuacan. (Nach einer Photographie.)

Köpfe und Masken aus Stein, gefunden in Teotihuacan. (Nach einer Photographie.)

Die erſten Erforſcher derſelben fanden in den Gängen menſchliche Gebeine durch einander gemengt mit Knochen von Wiederkäuern.

Nach langer Erwägung begann Charnay ſeine Ausgrabungen in dem großen Ruinenfelde, und zwar nördlich vom Rio de San Juan, wo die Reſte von Mauern

Digitized by Google

und Esplanaden sich deutlicher als anderswo zeigten. Der Zufall wollte, daß er eine günstige Stelle getroffen hatte; denn als nach dreitägiger Arbeit der Ingenieur der mexicanischen Regierung, Perez Castro, anlangte, lief der-

Straße in S. Martin. (Nach einer Photographie.)

selbe überrascht aus: „Das ist ja unser Palast von Tula!“ In der That bestand hier dieselbe Anordnung, wie dort: ein innerer Hof und die einzelnen Gemächer in verschiedenen Höhen, von 0 m bis 2,55 und 3 m, übereinander liegend. Nur waren hier die Räume größer und besaßen meist Pfeiler; es befand sich darunter ein Saal von 15 m Seitenlänge. Die nahe 2 m dicken, aus Stein und gestampfter Erde bestehenden und mit einer 16 cm starken Cementschicht belegten Mauern steigen etwa 95 cm hoch schräg an und setzen sich dann horizontal fort. In der Mitte stehen sechs, gleichfalls schräg zulaufende Pfeiler von 0,5 m Höhe, auf denen einst Säulen von Holz, Stein oder Ziegeln sich erhoben, um das Dach zu tragen. Es war offenbar einst der Empfangsraum des Palastes, dessen Wohnzimmer weiter nach rückwärts lagen und von

Toltekischer Grabstein aus Teotihuacan. (Nach einer Photographie.)

Ackerfeldern bedeckt waren.

Vielfach hatte man Reste von verkohlten Balken gefunden, was darauf schließen ließ, daß die Stadt durch Brand ihren Untergang gefunden hat. Der beste Fund war aber der von zwei Gräbern mit toltekischen Grabsteinen, den ersten überhaupt entdeckten. Dieselben, 1,35 m hoch, 1,02 m breit und 13 cm dick, haben Kreuzesform und bezeichneten offenbar den Eingang zu den Grabstätten; denn unter dem einen fanden sich Stufen einer Treppe, welche in das Innere der Pyramide unter die Gemächer führten, wo sich in 3 m Tiefe Perlen von Halsbändern, Todtenvasen mit fetter Asche und Reste ver-

Digitized by Google

brauner Stoffe, an denen noch das Gewebe kenntlich war, fanden.

Weitere Ausgrabungen fanden auf dem Stufenhofe statt, welcher den Palast nach der Todtenstraße hin begrenzte, und legten eine unglaubliche Menge von Bauten und Untermauerungen bloß; schräg aufsteigende, cementirte Mauern, Umgänge und Treppen nach oben und in die Tiefe, wo sich allerhand Schmuck, Gefäße u. s. w., wie in jenen beiden ersten Gräbern fanden, eine wahre Nekropole, auf welcher spätere Geschlechter ihre Wohnungen errichtet hatten, und welche wohl geeignet war, von dieser altindianischen Civilisation einen hohen Begriff zu erwecken. In Comalcalco sollte indessen Charnay noch merkwürdigere Dinge zu sehen bekommen.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Die Stadt Lewiston, welche 619 Fuß über dem Meeresspiegel am Zusammenflusse des Snake und Clearwater erbaut wurde, hat trotz ihrer vortheilhaften geographischen Lage dem Schicksal fast aller in diesen Gebieten gelegenen Ortschaften, deren Prosperität auf den Ertrag von Placer-Goldminen basirt war, nicht entgehen können. Als im Anfange der sechziger Jahre die Goldminenlager im nördlichen Idaho, Pierce City, Oro Fino, Florence, Warrens und andere, einen Reichthum an Edelmetallen producirten, der von den ergiebigsten Minendistrikten Californiens zur Zeit ihres höchsten Glanzes kaum übertroffen wurde, herrschte in Lewiston, dem Centralorte aller jener Dorados, reges Leben und wilde Zügellosigkeit; Handel und Wandel blühten dort, Spielhöllen, Trinkbuden und Tanzhäuser drängten sich aneinander, — ein Bild, wie nur eine blühende Minenstadt auf der weiten Erde etwas Aehnliches dem Beschauer zu zeigen vermag. Heute ist Lewiston eine echte Spießbürgerstadt, welche ihre Existenz durch den Handel mit biederen Farmern mit knapper Noth ermöglicht. In den alten herabgekommenen Minenlagern, welche früher von Tausenden lustiger Goldgräber schwärmten, leben, Alles in Allem, heute nur noch etwa 150 Weiße und 1500 Chinesen. Daß letztere als Faktoren für Handel und Wandel und in diesem Lande gleich Null sind, weiß wohl so ziemlich Jedermann; und daß ein Platz wie Lewiston, der heute noch an 1500 Einwohner zählt, nicht von 150 noch so freigebigen Goldgräbern zu existiren vermag, liegt auf der Hand.

Es ist ein glückliches Geschick für die Stadt Lewiston, daß der reiche Palouse-Agrikulturdistrikt sich in nicht allzugroßer Ferne von ihren Thoren entwickelt hat, und auch der Handel anderer Ackerbaugebiete wenigstens theilweise hier sein Centrum findet: denn sonst würde sie wohl bereits vom Erdboden verschwunden sein. Als ich am Abend meiner Ankunft einen Spaziergang durch die fast menschenleeren Straßen machte, in die vereinsamten Kaufläden blickte und die traurigen Mienen einiger Schenkwirthe schaute, welche an mir, als ich sorglos an ihren Trinkstuben vorüberwandelte, ihre letzte Hoffnung, an diesem Tage noch ein paar ehrliche Bit zu verdienen, zu Schanden werden sahen, — konnte ich einen Seufzer über das traurige Schicksal dieser einst so blühenden Stadt kaum unterdrücken. Unter jener Allee von prächtigen Laubbäumen, welche an der Seite der Hauptstraße hinlief, muß es vor zwanzig Jahren recht lustig zugegangen sein, als die mit Goldstaub schwer beladenen Miner dort in hellen Haufen auf und ab zogen, Sang und Musik und der klapperude Klang der Zwanzigdollarstücke aus den nahen Spielhäusern schallte und mitunter ein fröhlicher Schuß die Gesellschaft animirte. Jetzt sah ich nur eine riesig korpulente Matrone in jener Allee, die sich's dort in ziemlich dekolletirtem Kostüm auf einem Schaukelstuhl bequem machte und mich zutraulich grüßte, als ich vorüber spazierte.

Während meines zweitägigen Aufenthaltes in Lewiston belehrte man mich, daß ich diese Stadt zur Zeit der größten Geschäftsstille besucht hätte, und daß im Herbst und Winter dort Handel und Wandel, wenn nicht gerade blühten, so doch einigermaßen lebhaft seien, indem die kleineren „Stores" im Lande hier alsdann ihre Einkäufe zu machen pflegten. Der Waarenumsatz mit den „British Possessions" und einigen in den Bitter-Root-Bergen liegenden Minenlagern sei gar nicht so unbedeutend, und die nahen ergiebigen Agrikulturdistrikte pflegten an den Westen von Lewiston, als dem äußersten Punkte, bis wohin die den Snake befahrenden Dampfer gelangen können, ihre Produkte zu verschiffen. Diese Dampfschiffahrt auf dem Snake ist jedoch sehr unzuverlässig. Der Fluß ist von seiner Mündung bis nach Lewiston voll von Sandbänken und Stromschnellen, im Herbst und Frühjahr ist das Wasser kaum tief genug, um den Dampfern die Schifffahrt zu ermöglichen.

Es lag in meiner Absicht, auf einem Dampfer die mir als höchst interessant geschilderte Fahrt durch die Stromschnellen nach Ainsworth, bis an die Mündung des Snake in den Columbia, zu machen, und dann auf der Northern-Pacific-Eisenbahn Spokane Falls zu erreichen. Als ich am zweiten Tage meines sich ohne meine Absicht verlängernden Aufenthaltes in Lewiston endlich das schrille Signal eines Dampfers vernahm, eilte ich schnell an Bord, da diese Boote, wie man mir gesagt hatte, in der Regel schon in einer Stunde wieder stromab fahren. Die Fahrgebühr von fünfzehn Dollars, exclusive einer Schlafkabine und dem Honorar für die schlechte Verpflegung, schien mir allerdings für eine etwa acht Stunden dauernde Dampferfahrt, selbst für das kostspielige Reisen im Territorium Washington, etwas exorbitant zu sein; eine prompte Beförderung nach Ainsworth, mit Vermeidung der unangenehmen Stagefahrt, galt mir jedoch als ein Aequivalent für den unverschämt hohen Passagepreis. Zu meinem Glück befragte ich sofort den Steuermann, einen Deutschen, wann wir wohl nach Ainsworth kämen, und ob dort Anschluß an die Eisenbahnzüge sei. Er lachte und meinte, es könne möglicher Weise zwei Tage, vielleicht auch zwei Wochen dauern. Daß ich mit meinem Gepäck den Dampfer schleunigst wieder verließ, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen. Ich hatte auf höchstens zehn Stunden für diese Dampferfahrt gerechnet und verspürte durchaus keine Lust, mich auf eine so unbestimmte Zeit dem gefährlichen Fahrwasser des Schlangen-

Digitized by Google

flusses anzuvertrauen. Die Folge von dieser Enttäuschung war, daß ich die Reise nach Spokane Falls in der Stage quer durch das Palouseland machte, ein Wechsel in meinem Reiseprogramm, welcher mir schließlich zur großen Genugthuung gereicht hat, indem ich dadurch in neue, sehenswerthe Gegenden gelangte, welche ich sonst wohl nie besucht hätte.

Lewiston ist im Sommer „heiß wie die Hölle", wie man sich hier zu Lande auszudrücken pflegt. Wir hatten zur Zeit meines Besuchs nur 97° F. im Schatten, was die Einwohner hier angenehm kühl nannten. Wochenlang, so erzählte man mir, hätte das Thermometer an der kühlsten Stelle in der Stadt 110 bis 112° gezeigt. Der Wirth im Hôtel theilte mir stolz mit, daß es in seinem „Office"-Zimmer im Sommer selten 100° warm würde, indem er alle Läden geschlossen hielte und alle halbe Stunde einige Eimer Wasser auf den Fußboden gießen ließe. Deshalb sei sein Lokal im Sommer auch der Versammlungsplatz der feinern Gesellschaft von Lewiston, insbesondere der Advokaten, welche dort ihr Nachmittagsschläfchen zu halten pflegten. Wobei die Erfinder von Lewiston diesen Platz in einem Kessel am Fuße eines Plateaus und nicht auf diesem als Baustätte trefflich gelegenen und nicht übermäßig hohen Boden erbaut haben, ist mir ein Räthsel geblieben. Wo die Stadt jetzt steht, kann sie kein kühler Luftzug erreichen, während die besten luftigen Bauplätze ganz in der Nähe liegen.

Zwölf Miles von Lewiston befindet sich die Reservation der Nez-Percés-Indianer, welche durch den Krieg ihres Häuptlings Joseph im Jahre 1877 weltbekannt geworden sind. Die Nez Percés, deren Stolz und Ruhm ehemals darin bestand, nie einen Weißen umgebracht zu haben, wurden durch Joseph, der mit seiner Bande absolut nicht auf der Reservation wohnen bleiben wollte, in jenen für sie so verhängnißvollen Krieg gleichsam hineingehetzt. Mit dreihundert auserlesenen Kriegern kämpfte Joseph im offenen Felde monatelang gegen eine ihm drei- und vierfach überlegene Militärmacht. Den gottesfürchtigen General Howard, der sich grundsätzlich an keinem Sonntag schlagen wollte, brachte der Führer der Nez Percés verschiedene arge Schlappen bei und zeigte sich ihm als Strategе so überlegen, daß ernste Besorgnisse über den Ausgang des Krieges laut wurden. Endlich fing der wackere General Miles die nach Montana ziehende Hauptmacht der Indianer im Bear-Paw-Gebirge ab und zwang sie zur Uebergabe.

Die Nez-Percés-Reservation bei Lewiston geht seitdem ihrer Auflösung rasch entgegen. Der Vereinigte-Staaten-Census von 1870 gab als Bewohner jener Reservation 3200 Köpfe an, die auf etwa 1100 zusammengeschmolzen sind. 600 Nez Percés wurden mit Joseph nach dem Gebiete der „Indianischen Nationen" versetzt; eine kleine Bande schlug sich von Montana nach den britischen Besitzungen durch und schloß sich dort den Sioux unter Sitting Bull an. Im Sommer dieses Jahres erzählte sich jene kleine Zahl Nez Percés aus einer nicht bekannt gewordenen Ursache mit den Sioux und wurde von diesen bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Es ist ein tragisches Schicksal, welches diesen wackern Indianerstamm ereilt hat, der unter allen an dieser Küste der Civilisation am zugänglichsten gewesen ist. Schwerlich wird er sich je wieder emporraffen, denn die Besten sind dahin, todt oder in die Fremde geflohen. Der Krieg wurde von diesen Rothhäuten mit auffallender Schonung gegen wehrlose Weiße geführt. Weiße Frauen und Kinder, die in die Gewalt der Indianer geriethen, und Gefangene wurden nur selten von jenen grausam ermordet, wie es sonst bei den Rothhäuten üblich ist. In den Gefechten mit der Militärmacht der Vereinigten Staaten schlugen sich die Nez Percés brillant. Sie sind prächtige Männergestalten und den besten geschulten Soldaten im Kriege vollständig ebenbürtig.

Die Bevölkerung von Lewiston befand sich damals in einer verzweifelten Lage und war eine Woche lang den Indianern fast hilflos preisgegeben. Einem Angriff von diesen hätte die Stadt nicht widerstehen können, denn, obgleich die Anhöhen durch Schützengräben gedeckt waren, wäre es den Nez Percés doch ein Leichtes gewesen, in den Ort einzudringen. Joseph zog es aber vor, statt einen Angriff auf Lewiston zu unternehmen, gegen den ihm verhaßten General Howard nach der Camas-Prärie in Idaho zu marschiren, sich dort mit ihm herumzuschlagen und strategische Schachzüge auszuführen; und so blieb dieser Stadt das Schicksal von Neu-Ulm in Minnesota im großen Sioux-Kriege erspart, bei welcher Affaire die dortige deutsche Bevölkerung so schrecklich litt.

Die Stadt Lewiston spekulirt, wie ich aus einer dort erscheinenden Zeitung, dem „North Idaho Official Paper", ersah, auch bereits darauf, ein bedeutendes Eisenbahncentrum zu werden. Man hat neuerdings einen Paß durch das Bitter-Root-Gebirge gefunden, der direkt östlich von den Quellen des Clearwater nur 4000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und nicht mehr als 60 Fuß Steigung zur englischen Meile hat. Die Linie, auf welcher die Northern-Pacific-Eisenbahn jetzt erbaut wird, nimmt nördlich von der Stadt Helena in Montana eine nordwestliche Richtung und umgeht auf diese Weise das Bitter-Root-Gebirge, wogegen die direkte Linie durch den dort gefundenen Paß und das Thal des Clearwater nach Lewiston und am Schlangenflusse hinunter nach Ainsworth 150 Miles kürzer, als die jetzt gewählte sein würde. Zum Unglück für Lewiston kommt die Entdeckung jenes Passes etwas post festum, da die Eisenbahnbauten an der Northern Pacific über den See Pend d'Oreille, wo sich diese im großen Bogen wieder nach Südwesten wendet, schon zu weit vorgeschritten sind, um eine Abänderung derselben wahrscheinlich zu machen. Außerdem hofft Lewiston noch darauf, eine Eisenbahnlinie nach Boise City, im Anschluß an einen über dort nach dem Columbia als Zweigbahn der Union Pacific im Bau begriffenen Schienenweg, zu erhalten, und diesen den Snake abwärts und durch das Nakimathal nach dem Puget Sund verlängert zu sehen.

Wie hoch sich die Pläne der guten Bewohner von Lewiston in den Himmel verlieren, und wie wenig sie daran glauben, daß die gegenwärtige gedrückte Geschäftslage in ihrem Städtchen von Dauer sein könne, davon möge der hier folgende Erguß einer Leitartikels in der „Nord Idaho officiellen Zeitung" (18. August) der fremden Welt Kunde bringen. Es heißt dort, wörtlich übersetzt:

„Der Grundstein von Lewiston wurde breit und tief gelegt und Jahre voll von unermüdlichem Fleiße haben ihn fest gekittet. Auf einer solchen Grundlage erbaut, hat Lewiston die Wechselfälle der Aera des Lebens an der Grenze der Civilisation siegreich bestanden. Die Zeit hat uns geprüft, Feuer und Schwert aus erprobt und hat bestanden, und unsere Existenz ist heute der stärkste Beweis dafür, daß wir alle Elemente besitzen, welche dazu erforderlich sind, um eine große Metropole hier aufzubauen. — Tyrus und Sidon sind am Meeresufer in Staub zerfallen; Baalbek ist eine trostlose Ruine; Palmyra liegt in der Wüste begraben; Ninive und Babylon sind vom Tigris und Euphrat verschwunden: — aber Lewiston ist Erbe für den Handelsthron des innern Nordwestens — denkt daran!"

Man sieht, es giebt noch Poesie und kindlichen Glauben an des Schicksal Gerechtigkeit in der nüchternen Jetztzeit!

Digitized by Google

Es ist erfrischend, eine solche Stimme aus den Wildnissen von Nord-Idaho zu vernehmen, in einer Aera, wo die nüchterne Prosa des Journalistenthum ganz überwuchert. Möge unser von der Poesie angehauchter Kollege seine Prophezeiung bald in Erfüllung gehen sehen, und das Lewiston der Zukunft die Felsenthäler des Snake und Clearwater einst mit Glanz und Reichthum schmücken!

Ueber den Landbau der Viti-Insulaner[1]).

Von **M. Eckardt.**

Von allen Bewohnern der Südseeinseln sind diejenigen Vitis entschieden am meisten beanlagt Ackerbau zu treiben. Umgeben von einer wunderbaren Vegetation, deren kleinste Veränderung durch die Einwirkung der Natur dem sie schon früh beobachten lernenden Naturmenschen genau den Zeitpunkt anzeigt, wann er zu graben, zu säen oder zu ernten hat, liegt es ihm nahe, daß er den Nutzen oder Schaden eines jeden Produktes aus dem Pflanzenreiche kennt und zu verwerthen weiß. Sein Scharfblick zeigt ihm bei der Wahl eines urbar zu machenden Landes am Erdreich und der es bedeckenden Vegetation, für welche Zwecke dasselbe am besten zu verwenden ist; ob es einige Meilen vom „koro“, dem Wohnorte, entfernt liegt, ist gleichgiltig, da während der Zeit, die dem Bearbeiten und Säen gewidmet wird, an Ort und Stelle temporäre Wohnungen errichtet werden, in denen sich die Familien ansiedeln. Nach der Saatzeit kehren sie in die Heimath zurück und gehen nur dann und wann zu dem bestellten Acker um das Unkraut zu entfernen und dergleichen. Während im Allgemeinen Mann und Weib gemeinsam für ihren Bedarf arbeiten, wobei jedoch letzteres am schlechtesten bedacht wird, unter anderen die ganze Ernte heimzutragen hat, so wird das Besitzthum des Häuptlings mit vereinten Kräften gepflegt; ebenso herrscht mehrfach der Gebrauch, daß die gesammte Bevölkerung eines Ortes die zu demselben gehörigen Grundstücke der Reihe nach nicht nur bearbeitet, sondern auch besäet, sobald der betreffende Besitzer unter Hinweis auf ein Aequivalent an reichlicher Lieferung von Nahrungsmitteln dazu auffordert. Neben dem Privatbesitze eines jeden existirt nun auch solcher, der einer ganzen Familie, „matagali“, einer Ortschaft und sogar einem ganzen Bezirk gehört, der dann natürlich stets mit vereinten Kräften bebaut wird, wie denn auch bei allem, was gemeinsamen Zwecken dient, also z. B. den Canoehäusern und dergleichen, gemeinsame Arbeit verwandt wird, auf welche fleißige Gewohnheit Häuptlinge und Familienoberhäupter stets halten. Eine Eigenthümlichkeit, die unter weniger günstigen Verhältnissen von außerordentlichem Nachtheil sein würde, ist die, das benutzte Land nach der Ernte so lange ruhig liegen zu lassen, bis es sich wieder erholt, weshalb denn auch oft zur Ernährung einer kleinen Bevölkerung ein erstaunlich großes Stück Land nothwendig ist. Fortwährend werden neue Strecken vom Bannwuchs entblößt, was namentlich an den Lorfeiten von Ovalau, Banua Levu und Viti Levu von schädlichstem Einfluß ist; ganze Distrikte haben hier oft wochenlang keinen Regen, so daß das Erdreich verdorrt und fast völlig unfruchtbar wird. Wohl werden zum Schutze gegen den Wind längs des Strandes mit Buschwerk bepflanzte Gräben aufgeworfen, an deren innerm Rande sich ein starker Zaun befindet, um die Schweine vom Acker fern zu halten, doch hebt dies alles die schlimmen Folgen wenig auf. Bei der sonstigen Begabung des Vitianers dürfte es wohl angebracht sein, denselben den Nutzen des systematischen Düngens klar zu machen, der ihm den Vortheil brächte, den Boden auf Jahre hinaus für eine und dieselbe Fruchtsorte geeignet zu machen. Auch würde die Einführung von Reis, Getreide 2c. diesem Unwesen in gewisser Weise steuern können.

Das einzige Geräth, das nach der Entfernung der Bäume, die früher mit Steinbeilen, jetzt meistens mit europäischen Werkzeugen geschieht, sowie des Buschwerks beim Umgraben des Bodens angewandt wird, ist ein zugespitzter Stock aus hartem, zähem Holze, der „doko“; Spaten und Hacke haben ihn noch nicht verdrängt. Durch Stoßen mit demselben werden ca. 2 Fuß Durchmesser haltende Löcher gemacht und die herausgeholperten Erdschollen durch Kinder mit den Händen oder kleinen Stöcken zerkleinert.

Die am häufigsten kultivirten Nahrungspflanzen sind Yams, Taro oder Talo, Zuckerrohr, „Ti“ (Dracaena sp.), Brodfrucht u. a. m., die theilweise in Verbindung mit Fischen, Geflügel, Schweinefleisch und mehreren Arten Küchengewächsen die tägliche Speise der Eingeborenen bilden, während das Getränk aus Wasser, Kokosnußmilch, und bei festlichen Gelegenheiten, die häufig bei den Haaren herbeigezogen werden, aus kava, hier „yakona“ oder „agona“ genannt, besteht.

Dem *Yamo*, „uwi“ (Dioscorea), gebührt der Vorrang. Unter den angebauten, etwa 20 verschiedenen Sorten sind mehrere sehr schön, mehlig, kurz ganz einer guten Kartoffel gleichend. Während die Wurzeln einiger Gattungen nicht schwerer als 2 bis 3 Pfund sind, erreichen andere häufig mehr als Centnergewicht. Mit Vorliebe werden sie in hartem, wenig vorbereitetem Boden gepflanzt, weil denselben noch keine kräftigen Bestandtheile entzogen sind. Sobald der durch das feurige Scharlach der Blumenbüschel auffallende Ndralla-Baum (Erythrina indica) im Juli oder August zu blühen beginnt und das an der Sonne getrocknete Gras abgebrannt ist, wird zu pflanzen begonnen. In die zu kleinen, 3 bis 5 Fuß hohen Hügeln, „buku“, aufgeworfene Erde werden kleine Wurzeln oder Erdstücke größerer gesteckt, und um die in Reihen sormirten Hügel Gräben zur Bewässerung gezogen. Ist nach kurzer Zeit die Staude 1½ bis 2 Fuß hoch emporgeschossen, wird sie an horizontal gelegten, auf den Hügeln oder auf gabelförmigen Stöcken ruhenden Rohrstäben weiter geleitet. Schon Ende December werden die ersten, die sogenannten Kinderyamo, „uwi-ngone“, geerntet, während die größeren Ende März oder später reifen, was das Vertrocknen der Stengel anzeigt. Die herausgegrabenen Wurzeln bringt man in luftige, aus Bambusrohr auf den Feldern errichtete Schuppen, deren Dächer durch ein Geflecht von Gras wasserdicht gemacht sind, und wendet sie gelegentlich, sorgfältig die schlechten heraussuchend, die kleinen Knollen nach oben brin-

[1]) Auf Basis von A. Horne's A year in Viti (London 1881), der Berichte Kleinschmidt's im Journal des Museum Godeffroy und privater Mittheilungen.

Digitized by Google

gend, damit diese nicht durch die größeren zerdrückt werden. Bei Bedarf werden sie je nach der Größe zerschnitten oder ganz gelassen, gesalzt, geröstet oder gedämpft.

Vom Dalo oder Taro (Arum esculentum) baut man, wie in Indien, Berg- und Sumpfreis, eine Landund Wasserform. Der Landdalo wächst gleich dem Bergreis nur an Orten, wo der Regenfall groß ist und das Wasser möglichst wenig abgeleitet wird oder verdunsten kann. Um letzteres zu verhindern, bleiben einige Bäume auf dem für den Dalo bestimmten Lande stehen, alles Uebrige wird von Wurzeln, Gras und Kraut gesäubert und dann mit dem Pflanzstock ca. 9 Zoll tiefe, einige Fuß von einander entfernte Löcher ausgehoben, deren Wandungen sowie das umliegende Erdreich festgeklopft resp. getreten werden, damit das in den Löchern sich ansammelnde Regenwasser nicht so leicht in den Boden einziehen möge. Während so die Pflanzen feucht gehalten werden, verhindert die Tiefe, in der sie wurzeln, daß weitere Triebe aus den Knollen hervortreten, was häufig geschieht, wenn sie zu nahe der Oberfläche gepflanzt werden. Gesetzt wird ein Stückchen des obern Theils der Wurzel mit dem daran befindlichen Blattstengel, dessen Blätter jedoch sorgfältig entfernt werden, damit keinerlei Kraft verloren gehe. Diese Vorsicht wird auch beim Verpflanzen des „nasi“ (Broussonetia papyrifera), der Rindenpflanze, z. B. angewandt. Nun läßt man wachsen, was wachsen will, und hütet nur bisweilen das Unkraut aus, was ausschließlich bei feuchtem Wetter geschieht, weil der Boden sonst zu plötzlich dem vollen Einfluß der Hitze und der Luft ausgesetzt wird.

Die Zucht des Wasserdalos ist eine entschieden schwierigere. Da er stets Zufluß an frischem Wasser haben muß, werden in den Thalgründen nicht nur wasserreiche Plätze ausgesucht, sondern Wasserleitungen construirt, die dem Scharfsinn der Eingeborenen alle Ehre machen und sich oft meilenlang über Schluchten und Hügel hinziehen. Bisweilen geschieht die Anlage der Pflanzungen auch terrassenförmig an den Hügelseiten; jedes dieser von den Ansiedlern „patches“, von den Eingeborenen „wudhi“ genannten, sehr großen Beete ist von dem andern, je nach der Steile des Terrains, etwa 4 Zoll bis zu mehreren Fuß entfernt und durch einen Wall getrennt. Am besten gedeiht der Wasserdalo in thonigem Boden, gepflanzt wird er ebenso wie der andere, nur etwas dichter. Im Falle das Erdreich noch nicht ganz zur Aufnahme der Stecklinge bereit ist, werden dieselben an Plätzen aufbewahrt, wo sie vor der Sonne geschützt sind, und dann und wann in Wasser gelegt. Die Güte der Frucht zu verbessern und eine größere Ernte zu erzielen, nimmt man nach derselben einen Tausch der Schößlinge vor und bringt z. B. solche, die an einem warmen Orte standen, an einen kalten, von diesem trocknen an einen feuchten ꝛc. ꝛc. Der Aufsage der Eingeborenen zufolge ist dieser Wechsel von außerordentlicher Wirkung. Ebenso benutzt man das Land nach der zweiten Ernte im Allgemeinen einige Jahre hindurch nicht wieder, damit es sich wieder völlig kräftigen möge. Die Reife der Knollen resp. Wurzeln zeigt nach 10 bis 12 Monaten das Abfallen der Blätter an. Die zuweilen an 12, durchschnittlich jedoch 4 bis 6 Pfund wiegenden, sehr nahrhaften Wurzeln werden gekocht oder zwischen heißen Steinen gebacken und lieber kalt als heiß zerkäut und ausgesogen; in Folge ihres süßlichen, dem Safte eingemachter Birnen ähnelnden Geschmackes bilden sie die Hauptbestandtheile des „vakalolo“, des Puddings der Eingeborenen. Die jungen Blätter geben gekocht und wie Spinat zubereitet ein vorzügliches Gemüse, während sie in rohem Zustande herbe und beißend wirken. Vom Land- und Wasserdalo unterscheiden die Bitianer ca. 18 verschiedene Sorten, und zwar nach der Größe und Farbe der Blattstiele und Blätter.

In manchen Distrikten Bitis, so besonders in „Koko“, d. h. den Bergdistrikten Bilikovos, pflanzt man zwischen dem Dalo Bananen (Musa sapientium), deren Blätter, wie die Eingeborenen sagen, den Dalo vor der Sonne schützen, richtiger aber den Boden beschatten, so daß dessen Feuchtigkeit nicht so schnell verdunsten kann. Häufig sind auch die Seiten der Wege damit bestanden, dem Wanderer willkommenen Schatten gewährend; dem Genuß der Früchte darf derselbe sich jedoch nicht hingeben, diese sind „tabu“ (verboten). Jeder Baum dieser nicht selten meilenlangen Alleen ist von dem andern etwa 8 Fuß entfernt. Wie beim Dalo benutzt man auch hier Schößlinge von den alten Wurzeln, ebenso werden auch der oben angegebenen Ursache die Blätter entfernt; zur Aufnahme dienen Löcher von ca. 3 Fuß Durchmesser und 2 Fuß Tiefe. Die erste Ernte geschieht 2 bis 3 Jahre nach dem Pflanzen. Sollen die noch grünen Früchte verwandt werden, so röstet man sie; sind dieselben reif, so werden sie roh oder gekocht mit Kokosnußmilch und dem Saft des Zuckerrohrs zum „vakalolo“ bereitet. Die Blätter der Bananen dienen dazu, die Nahrung aufzutragen; auch benutzt man sie, wie das auch mit den Taloblättern geschieht, beim Verpacken von Gegenständen, in welchem Falle man dieselben spitze unten scharf abgeschnitten und das ganze Blatt mehrere Male durch Feuer gezogen wird, um es biegsam und zähe zu machen. Die Faser der Stämme wird zur Zeit noch wenig benutzt, obschon sie an Güte dem Manila-Hanf (Musa textilis) gleichkommt.

Auf Yams, Dalo und Bananen folgt als Nahrungspflanze der Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa). Durch Ableger fortgepflanzt, kommen die jungen Bäume rasch empor, schon im dritten bis vierten Jahre erreichen sie eine Höhe von etwa 16 Fuß und beginnen Frucht zu tragen. Der Baum wächst bis zu einer Höhe von 30 bis 50 Fuß und wird an 70 Jahre alt. Bei älteren Bäumen, deren Stammumfang ca. 3 bis 4 Fuß beträgt, beginnen die horizontal abstehenden Zweige etwa 15 Fuß vom Boden. Die bei einigen Arten tief gelappten, bei anderen ganz ungetheilten hellgrünen Blätter sind bei jungen Bäumen 1½ bis 2 Fuß lang und fast 12 Zoll breit, bei den ältern jedoch um die Hälfte kleiner. Ihre Oberfläche ist mit dichten rauhen Haaren besetzt, die eine Berührung unangenehm machen. Die kegelförmige, flache oder schockig gemusterte Frucht wiegt durchschnittlich vier bis fünf Pfund, obschon es einige Arten bis zu neun Pfund, andere dagegen nur von ein bis zwei Pfund giebt; die Qualität ist bei einigen ausgezeichnet, trocken und mehlig gleich einer Kartoffel, bei anderen wässerig und unschmackhaft. Man ist sie sowohl gekocht als auch gebacken, oder verwendet sie beim Pudding; ebenso bilden sie auf Kohlen in der Erde geröstet einen Hauptbestandtheil des „madrai“, des Brodes der Eingeborenen. Drei kräftige Bäume genügen, einen Menschen jahraus jahrein zu ernähren, denn während der drei Monate, daß sie nicht tragen, kann die eingemachte Frucht benutzt werden. Einige Barietäten tragen während des ganzen Jahres, die Mehrzahl dagegen nur von Mitte Februar bis Mitte April. Gewöhnlich stehen diese sehr malerisch aufstehenden Bäume in Gruppen bei einander; eine große Anzahl ward leider in den Kriegen zwischen den einzelnen Stämmen völlig zerstört, da es bei allen Feindseligkeiten zuerst gilt, des Gegners Ernte und Vorräthe an Nahrungsmitteln zu vernichten. Das weiche, lichtbraune, mit röthlichen Adern durchzogene Holz wird zwar zu verschiedenen Zwecken benutzt, doch ist es nicht sehr werthvoll. Der

Digitized by Google

dicke weiße Saft, den die jungen Bäume, wenn angebohrt, absondern, dient dazu, die Fugen der Canoes dicht zu machen.

Ein Nahrungsmittel, das von den Bitianern sehr wenig, von den Ansiedlern zur Ernährung der Arbeiter in großem Maße angebaut wird, ist die süße Kartoffel, „kumala“ (Ipomoea batatas oder Batatas edulis) und zwar in einer Sorte mit röthlichen und einer mit weißen Knollen, die an Qualität einander gleichen. Von geringerer Wichtigkeit sind nun noch eine Anzahl ebbarer wildwachsender Pflanzen. Genannt möge werden die am Wasser, in den Ecken der Talo-Beete, überhaupt auf sumpfigem Boden wachsende „via mila“ (Colocasia indica), deren zuweilen fast zehn Fuß hoher, vier bis sechs Zoll im Durchmesser haltender Stengel, wenn auch selten, gekocht, gebraten oder zum madirai zerrieben, verwandt wird. In derselben Weise benutzt man die „via kau“ oder „via kana“ (Cyrtosperma edulis), die zuweilen gleich dem Talo in sumpfigem Boden angepflanzt wird. Die giftigen Eigenschaften beider genannten Pflanzen verschwinden nach dem Kochen. Gegessen wird ferner die Wurzel der überall wildwachsenden „daiga“ (Amorphophallus campanulatus), deren einzige seltsam geformte Blume vor jedem Blatt erscheint und nach der Reife wegen ihres starken Duftes von Scharen von Insekten umschwärmt wird. Sodann diejenige der durch weiße und blaue Blumen auffallenden „yaka“ oder „wa yaka“ (Pachyrrhizus angulatus). Eine beliebte Speise ist auch die geröstete, einer Karotte ähnliche Wurzel der „tavoli“ (Dioscorea nummularia); etwas herber und daher vor dem Kochen oder Rösten längere Zeit auszuwässern ist die „kaili“ (Dioscorea bulbifera). Bei den Wohnungen angepflanzt findet man häufig die „massawa“ (Dracaena sp.), deren große und weiche Wurzel, ähnlich dem Süßholze, eine Menge süßen Saftes enthält, der zum voko kalolo dient, aber einfach nach Belieben herausgesogen wird. Hier und da wird auch die vor Kurzem eingeführte Kassava- oder Tapiocapflanze (Jatropha manihot) angebaut, ist jedoch wenig beliebt.

Sehr verbreitet ist die „ivi“-Nuß (Inocorpus edulis), die gerieben beim madrai benutzt und deren gerösteter oder gekochter Kern, an Geschmack der Kastanie gleichend, sowohl kalt als warm gegessen wird. Um nun auch in Zeiten der Noth, des Mißwachses vor Mangel geschützt zu sein, graben die Bitianer vier bis fünf Fuß tiefe Löcher in die Erde, die sie mit Blättern auspolstern und mit Bananen, Brodfrüchten, Talo ꝛc. schichtenweise oder durcheinander füllen und mit Blättern und Erde bedecken. Nach kurzer Zeit beginnt die Masse in Gährung überzugehen und einen ekelhaften säuerlichen Geruch auszuströmen, der diese Aufbewahrungsorte schon von Weitem kennzeichnet; sobald nun Alles zu einem teigartigen Brei geworden, wird je nach Bedarf davon genommen, das Entnommene auf heißen Steinen gebacken oder in irdenen Töpfen gedämpft. Diese wenig verbackenden Ingredienzen dienen dann als madrai.

Kartoffeln werden, trotzdem sie an manchen Orten gut gedeihen würden, wenig angebaut. Die Ansiedler beziehen kleinere Quantitäten von Australien und Neu-Seeland. Europäische Tafelgemüse wachsen auf Viti kaum oder sind von schlechter Beschaffenheit. Bei Levuka sind eine oder zwei von Chinesen gegründete Handelsgärtnereien, wo Kohl, Petersilie, Rüben, Wurzeln, Zwiebeln, französische Bohnen, Kürbisse und Gurken zu erhalten sind, deren Qualität jedoch auch schlecht ist, was wohl theilweise an der ungenügenden Kultivirungsmethode liegt. Bei größerer Nachfrage wird man auch bald herausfinden, welcher Boden den einzelnen Gemüsen am besten zusagt, wann die geeignetste Pflanzzeit jeder Sorte ist und dergleichen. Bei besserer Pflege würde man nicht nur diese zu jeder Zeit haben können, sondern während der kühleren drei bis fünf Monate auch Stecküben, Blumenkohl, Sellerie, Kohlrabi, rothen Kohl, große Bohnen und volle neun Monate hindurch sicher auch rothe Rüben, grüne Bohnen, Spinat, Endivien, Radies, Spargel, Rettige, Mais ꝛc. Von den Eingeborenen ist vor Kurzem begonnen worden einige europäische Gemüse, besonders Kohl, anzupflanzen und wird dieser in den Straßen Levukas feil geboten, die Nachfrage ist jedoch zu gering.

Im Allgemeinen wird zu allen Fleischspeisen, früher auch zum „bukolo“, dem Menschenbraten, als grünes Gemüse besonders bevorzugt der „malawaci“ (Trophis anthropophagorum), „tudano“ (Omalanthus pedicellatus), „borodina“ (Solanum anthropophagorum) und „kurilagi“ (Colocasia antiquorum), dann vor Allem die jungen, gut durchgekochten Blätter des Talo. Ferner die jungen noch unentwickelten Blüthen der „vaulo“ (Flagellaria indica), einer grasartigen Kletterpflanze, und eine andere Grasart, die dem Zuckerrohr ähnliche „drauca“, die in einigen Theilen Vitis angebaut wird und, gut gekocht und mit einer Butterfauce bereitet, sehr wohlschmeckend ist. Die Blätter einiger Farne werden ebenfalls gegessen, z. B. Litobrochia incisa, Alsophila excelsa und, wenn die Noth zwingt, auch Angiopteris evecta und das „oto“ (Asplenium esculentum). Häufig findet man auch das auf angebauten Boden wachsende „boro ni yaloka ni gata“ (Solanum nigrum), dann das spinatähnliche „beto“ oder „vau vau ni viti“ (Hibiscus manihot); selten fehlen beim täglichen Mittagsessen die gekochten zarten Blätter einer Phytolaccaceen-Art, dann das überall als Unkraut wachsende „tauknku ni vuaka“ (Portulaca oloracea). Bei allen Vegetabilien drückt der Bitianer zuerst das Wasser heraus, kocht sie dann und bereitet sie wie Spinat oder backt sie mit der Fleischspeise.

Von den zahlreichen Fruchtsorten mögen hier in erster Reihe die Bananen genannt werden, besonders die „nonga“ (Musa troglodytarum), die als Exportartikel für Australien und Neuseeland sehr zahlreich angebaut werden, dann die dort sehr in Nachfrage stehenden Ananas, die „balawa ni papalagi“ (d. h. fremde Pandanus), deren Kultur das Klima und der Boden Vitis sehr begünstigt, ebenso Limonen, „moli kuru kuru“. Weniger verbreitet ist die Orange, „moli ni takiti“; sie gedeihen am besten in Rawa und in Namosi im Innern Viti Levus. Ferner wird angebaut „dawa“ (Nephelium pinnatum), dann verschiedene Barietäten, besonders rothe und weiße „kavika“, die malaiischen Aepfel (Eugenia malaccensis), deren glänzende, schönfarbige, in Trauben zu drei bis vier Beeren hängenden Früchte oft prächtig aus dem dunkelgrünen Laub der an 40 Fuß hohen, schön gewachsenen Bäume hervorsehen. Die wohlschmeckende, etwas wässerige Frucht wird beim madrai benutzt, die Blüthe dient als Haarschmuck.

Häufig sieht man auch den „wi“ (Spondias dulcis), einen weitästigen, horizontal verzweigten, oft 17 Fuß hohen Baum, dessen 8 bis 9 Zoll große, wenn reif, gelbe, fast ein Pfund schwere Frucht ihres angenehm säuerlich schmeckenden Saftes halber sehr geschätzt ist. Der Genuß wird allerdings durch die harten sie durchziehenden Adern etwas erschwert. An den „tarawan“ (Dracontomelon sylvestre) knüpft sich die Sage, daß sich die Gestorbenen in jener Welt mit der Zucht dieses an 40 Fuß hohen Baumes beschäftigen, dessen Frucht zwar saftig, doch schal ist.

Noch zahlreiche andere Fruchtsorten dienen den Eingeborenen als Speise, unter anderen „lose lose“ (Ficus vitiensis), „balawa“ (Pandanus cariocsus), die wilde

Digitized by Google

Brombeere, „wagodra-godra“ (Rubus biliacous), die „bakoi“ (Eugenia Richii) ꝛc. ꝛc. Wassermelonen sowie Flaschenkürbisse sind geschätzt, die süßen Melonen fehlen fast ganz; gewöhnlich ist der „oleti“ (Carica papaya), der Melonenbaum, von den Ansiedlern papaw mamme apple oder mumme apple genannt, dessen Früchte der Vitianer roh, der Europäer gekocht oder eingemacht verzehrt. Bei der Menge der im Innern Viti Levus überall als Einfassung der Dörfschaften angepflanzten Maulbeerbäume dürfte sich die Seidenraupenzucht mit der Zeit lohnend erweisen. Für Erdbeeren, Himbeeren, Wein, Aprikosen, Pflaumen, Kirschen, Aepfel, Birnen, Stachel- und Johannisbeeren ꝛc. ist das Klima nicht geeignet.

Wir sind am Ende dieser Skizze. Ueber die Kokospalme, die dem Eingeborenen von unendlichem Werth ist, die ihm Ersatz für Fleisch, Getränk, dann Rohmaterialien für Kleidung, Wohnung u. a. m. liefert und auf Viti gut gedeiht, wird ein weiterer Bericht Näheres bringen, ebenso über diejenigen Gewächse, die dem Eingeborenen durch ihre Rinde, ihr Laub, Holz ꝛc. von Nutzen sind. Die Art der Gewinnung und Verarbeitung dürfte auch weitere Kreise interessiren, da sie uns tiefere Blicke in die industrielle Thätigkeit dieser begabten Naturmenschen zu werfen gestattet. Der von den Europäern angebauten Nutzpflanzen, des Tabak, Thee, Kaffee, Mais, der Vanille, Chinarinde u. s. w., wird ebenfalls noch gedacht werden.

Die Bewohner von Lagos.

Ursprung; Sitten und Gebräuche; Sprache[1]).

I.

Etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts scheint ein Theil der bei Ischin am Ogun ansässigen Joruba sich flußabwärts gewendet und näher der Küste eine Ortschaft, Ebute Metta, gegründet zu haben. Vor überlegenen Angriffen siedelte dieser Stamm dann nach den bisher unbewohnten, von der Küste durch die Lagune getrennten Inseln Iddo und Lagos über, wo er in Vermischung mit einer in dem Zeitraume von 1790 bis 1800 erfolgten starken Zuwanderung aus Benin den Grund zu der jetzigen eingeborenen Bevölkerung der Inseln legte, in welcher außerdem zahlreiche Individuen der benachbarten Negerstämme der Popo, Aypi, Ewa, Anu und mancher anderer aufgegangen sein mögen.

Dieser Blutvermischung verschiedenster Stämme mag es zuzuschreiben sein, daß die Bewohner von Lagos zwar im Allgemeinen der äußern Erscheinung nach unzweifelhaft der äthiopischen Race angehören, daß die typischen Merkmale dieser Race aber bei vielen Individuen zurücktreten. Man findet auch hier einzelne schön und kräftig gebaute Männer, der Durchschnitt der Bevölkerung bleibt aber in seiner physischen Entwickelung hinter den Bewohnern des Innern zurück. Dieser Umstand erklärt sich neben einer Anzahl anderer Ursachen aus der niedrigen Lage und der sumpfigen Bodenbeschaffenheit der Küste wie der Inseln. Häufige Erkältungen, bösartige Fieber und Dysenterie sind die Folge und können nicht verfehlen, ihre nachtheilige Wirkung auf Gesundheit und körperliche Entwickelung des Individuums, wie auf eine Herabminderung der geistigen und physischen Eigenschaften des ganzen Stammes auszuüben. Diese findet Ausdruck in der erhöhten körperlichen Trägheit und geistigen Indolenz der Einwohner im Vergleiche zu den Negerstämmen des Innern, und äußert sich bei dem Individuum durch den größern Mangel an Selbstachtung und Selbstgefühl, wie die geringe körperliche Reinlichkeit und die schmutzige und elementare Wohnung, mit der sie sich begnügen. Diese Zustände hatten ihrerseits wieder neben anderen Krankheiten das häufige Auftreten der mit Recht gefürchteten Pocken im Gefolge. Trotz solcher ungünstiger Verhältnisse und abgesehen von Zuzügen, die wir weiter unten berühren werden, ist die Bevölkerung im Laufe der letzten funfzig Jahre erheblich angewachsen.

[1]) Nach dem Englischen des Rev. J. Buckley Wood in „Church Missionary Intelligencer“. November 1881.

Von Natur gutmüthig, freundlich und zuvorkommend, huldigt der Bewohner von Lagos in Folge des noch nicht ganz verwischten Einflusses des Fetischpriesterthums Anschauungen und Gebräuchen, die mit christlicher Auffassung von Recht und Unrecht in direktem Widerspruche stehen und aus denen heraus sich manche Eigenthümlichkeiten und Widersprüche des Charakters erklären mögen. Trotz Gutmüthigkeit und damit verbundener Leidenschaftlichkeit weiß er, wenn es seinen Zwecken dient, Vorwürfe und Beleidigungen im Augenblicke ruhig hinzunehmen, um sie nie zu vergessen, und seine boshafte Rache zu gelegener Zeit auszuüben. Im Allgemeinen dankbar für empfangene Wohlthaten und Freundlichkeiten ordnet er auch diesen Dank seinem Vortheile unter; wenig ehrlich und in geringerm Grade gastfrei, als seine Brüder im Binnenlande, zieht er das dolce far niente einer müßigen Plauderei zu jeder Stunde und mit Jedermann der Arbeit entschieden vor. Dennoch versteht er eine Zeitlang tüchtig zu arbeiten, jedoch nur, um das Erworbene in geselligen Zusammenkünften, bei Spiel, Tanz und allerlei Lustbarkeiten, dem höchsten Genusse dieses Naturvolkes, in kürzester Frist wieder zu vergeuden. Sein höchster Ehrgeiz ist auf ein prächtiges Leichenbegängniß gerichtet, und zur Erlangung eines solchen weiß er wirthschaftlich zu werden und jahrelang zu sparen. Die allgemeinen Charaktereinalgen scheinen dem Einwohner von Lagos demnach einen Platz unter den freien Negerstämmen des innern Afrika anzuweisen, doch ist auch diese Thatsache wohl mehr den oben berührten äußeren Verhältnissen, als einer tiefer stehenden Naturanlage zuzuschreiben.

Der Fetischdienst ist noch immer die herrschende Religion. In frühreren Zeiten waren Menschenopfer nichts Ungewöhnliches. Dem Gotte des Meeres, Olokun, wurden solche in regelmäßiger jährlicher Wiederkehr und außerdem dann dargebracht, wenn die Brandung der Barre so hoch stieg, um die abergläubischen Insulaner den Zorn des Gewaltigen fürchten zu lassen. Auf eine Anfrage entschied der Götze, ob ein freier Mann zu seiner Ehre geschlachtet werden müsse, oder ob das Opfer eines Sklaven genüge, ihn zu besänftigen. Im ersteren Falle bezeichnete der Häuptling während eines zu diesem Zwecke veranstalteten öffentlichen Tanzes das unglückliche Schlachtopfer, während ein Sklave ohne weitere Förmlichkeiten ergriffen zu werden pflegte. In aufrechter Stellung lebendig eingegraben, so daß der Kopf über dem Erdboden hervorragte, blieben die Aermsten oft

Digitized by Google

tagelang in glühendem Sonnenbrande den entsetzlichsten Todesqualen ausgesetzt, wenn nicht ein hungriger Geier durch Aushacken der Augen oder Abreißen des Fleisches vom Gesicht und Kopf ihre Erlösung beschleunigte. Die anderen Götzen erhielten öffentliche Opfer an Thieren jeglicher Art oder auch an gekochter vegetabilischer Nahrung, während der Einzelne seine Götzenbilder durch Darbringung aller nur möglichen Gegenstände, von seinem eigenen Kopfe bis zu Binsenmatten und Holzstäben herab, ehrte. Durch Besprechungen, Verzauberungen und die Deutung der Vorzeichen übte die Kaste der Priesterschaft eine unbegrenzte Macht über das unwissende Volk aus, einen Einfluß, welcher so weit ging, um auch während der häufigen und erbitterten Fehden zwischen den einzelnen Stämmen, wenn Handel und Verkehr vollständig stockte, solchen Boten und Gesandtschaften freies Geleit durch feindliches Gebiet zu sichern, welche dem Teufel, Elegbara, in seinem Sitze zu Jworo bei Badagri Anliegen vorzutragen oder Geschenke zu überbringen hatten. Die Mohammedaner bestärkten diesen Irrglauben und benuteten ihn zu Handelsvortheilen aus, und erst den Anstrengungen christlicher Mission ist es gelungen, mit der allmäligen Verbreitung des Christenthums durch Beispiel und sittliche Erziehung die ärgsten heidnischen Greuel zu beseitigen und ihre Ausrottung anzubahnen.

Mit Heidenthum und Sklaverei steht in engster Wechselwirkung die herrschende Polygamie. Das Ansehen eines Häuptlings unter den Stammesgenossen richtete sich wesentlich nach der Zahl seiner Weiber, und ebenso konnten die Vortheile großen Familienanhanges und weitreichender Familienbeziehungen in den unruhigen und unsicheren Verhältnissen der Ansiedlung der Vielweiberei nur förderlich sein. Uebrigens scheint doch eine gewisse Beschränkung in Bezug auf die erlaubte Zahl von Frauen stattgefunden zu haben, denn nur dem Könige war gestattet, jedes Frauenzimmer zu seiner Gattin zu wählen, ohne daß dieser selbst oder ihren Eltern dagegen ein Recht der Weigerung zugestanden gewesen wäre, und deren Zahl nach seinem Gefallen zu vermehren. Der König besaß noch andere Vorrechte; er allein durfte sich eines Tragesthrones oder eines von Männern gezogenen Räderfuhrwerks bedienen und nur sein Haus konnte mit Ziegeln gedeckt werden. Ueber solche Vorrechte wachte er mit eifersüchtiger Strenge, so daß schon die unvorsichtige Begegnung mit einer Frau des Königs erbarmungslose Strafe nach sich zog.

Die Stellung der Frau im Hause des Mannes war naturgemäß eine sehr untergeordnete. Ihr lag die Sorge für den Unterhalt der Familie ob, und um solche Last auf mehrere Schultern zu vertheilen, führte sie wohl, wenn sie zur Entbindung in das elterliche Haus zurückkehrte, um das Kind wenigstens zwei Jahre lang zu nähren, dem Manne selbst die Nachfolgerin zu. Andererseits suchte jede Frau durch Zurichtung von Lieblingsspeisen die Vorrechte einer Favoritin zu erlangen.

Wenn einzelne Männer, welche vielleicht nur eine Frau besitzen, dieser erlauben, an seiner Mahlzeit Theil zu nehmen, oder die Kinder dabei zuziehen, so ist das eine Ausnahme von der Regel, welche dem Manne, Hoch wie Niedrig, vorschreibt, allein zu speisen. Die Frau trägt das selbst bereitete Essen im verdeckten Gefäße, welches aus Flaschenkürbissen oder einer Art rohen einheimischen Thongeschirres besteht, herzu. Kniend öffnet sie den Deckel und kostet zuerst von jedem Gerichte, um dem Verdachte einer Vergiftung vorzubeugen.

Zum Essen benutzte man Daumen und beide folgende Finger der rechten Hand, welche vorher gewaschen war. In letzterer Zeit ist indeß der Gebrauch von Messer, Gabel und Löffel bekannt und üblich geworden.

Die Kleidung ist, dem tropischen Klima und dem niedrigen Kulturzustande der Eingeborenen angemessen, primitivster Art. Kinder und junge Leute beiderlei Geschlechts pflegen unter gewöhnlichen Umständen vollständig nackt zu gehen und zwar bis zu einem Alter, in welchem die ersten Begriffe von Schamhaftigkeit und Wohlanständigkeit dies verbieten sollten. Die Tracht der Männer besteht aus kurzen, zum Knie reichenden, mit einem Gürtel befestigten Beinkleidern, zuweilen einer Art von Weste und einem Streifen Zeug, drei Ellen lang und zwei Ellen breit, welches um den obern Theil des Körpers geschlungen wird. Eine Mütze von verschiedenster Form und Arbeit, Fez und Turban, oder im Regen wie zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen statt des Schirmes ein von Gras oder Binsen grob geflochtener Hut mit breitem Rande vervollständigen den Anzug.

Die Weiber hüllen den Körper in zwei Stücke Zeug über einander, von denen jedes $2^1/_2$ bis 3 Ellen lang und 5 Fuß breit ist und pflegen die häufig frei bleibende Brust mit einem dritten feinern Gewebe von ähnlichen Dimensionen zu bedecken, während sie ein langes Tuch turbanartig drei bis vier Mal um den Kopf wickeln.

Je weniger die Kleidung Sache des Bedürfnisses scheint, je bunter sind die Farben, unter denen namentlich ein tiefes Indigoblau bevorzugt wird, und je größer die Menge des zur Schau getragenen Stoffes bei öffentlichen Lustbarkeiten und anderen großen Gelegenheiten. Die Weiber durchbohren Ohren und Nasenflügel, um eine Koralle oder ein langfädiges Schaustück daran zu befestigen, und schmücken sich mit Finger- und Armringen in großer Zahl. Auch die jungen Männer tragen Armspangen von Glas oder Thon, welche nicht selbst verfertigt, sondern importirt werden.

Die Weiber tragen das Haar lang, d. h. lang nach Negerbegriffen, und ordnen dasselbe auf verschiedene Art. Die Männer dagegen scheeren den Kopf meistens glatt ab. Wenn sie dabei einzelne runde Haarinseln oder einen Streifen von zwei Finger Breite vom Nacken bis zur Stirn verschonen, so flechten sie das hier möglichst lang gezogene Haar in kleine Zöpfe, welche als Rattenschwänzchen dem Haupte ein ganz eigenartiges Ansehen geben.

Mittels einer Mischung von gemahlenem Graphit und einer besondern Art Thonerde werden die Augenbrauen der Weiber blau gefärbt und im Gegensatze dazu die nackten Theile des Körpers, namentlich die Füße, mit einer röthlichen Farbe eingerieben, welche aus einer Zusammensetzung der gestaupften Blätter des Lalibaumes mit Citronensaft gewonnen wird. Diese Malerei mißfällt selbst dem europäischen Auge nicht, so daß manche Frauen dieselbe noch bis jetzt beibehalten haben.

Nach früher geltendem, einheimischem Rechte wurde Mord, Verrath, Mordbrennerei und Diebstahl mit dem Tode bestraft, während Ehebruch, außer mit einer Frau des Königs, als geringeres Verbrechen angesehen und mit anderen durch Geldbußen, körperliche Züchtigung und Einsperrung gesühnt zu werden pflegte.

Die Bewohner von Lagos zeigen Verständniß und Neigung für den Handel, so daß ein erheblicher Procentsatz der Eingeborenen als Zwischenhändler, Makler, Kleinkrämer oder als Angestellte der verschiedenen großen Handelshäuser seinen Lebensunterhalt findet. Unter den Handwerkern beschäftigt sich eine Anzahl hauptsächlich als Schmiede, Zimmerleute, Tischler, Holzschnitzer, Ziegelstreicher und Maurer, doch läßt die Mittelmäßigkeit der Leistungen kein großes natürliches Geschick erkennen. Manche leben vom

Digitized by Google

Fischfang und als Canoeführer innerhalb der Binnengewässer der Lagune, dagegen scheint der Bewohner von Lagos das offene Meer, und es würde sich schwerlich auf der Insel wie an der Küste eine Bootsmannschaft von 12 Eingeborenen finden, um ein Fahrzeug über die Barre hinaus zu rudern. Zur Verbindung der Stadt mit der offenen Rhede, zum Ein- und Ausladen der Handelsschiffe werden früher nur Sklaven verwendet, namentlich Männer von Accra und Cape Coast; jetzt versehen diesen Dienst an der ganzen Küste Kru-Neger.

Da die Eingeborenen sich auch nur in geringem Umfange der Gartenwirthschaft und dem Ackerbau zuwandten, so war Lagos in früheren Zeiten in Bezug auf Lebensbedürfnisse sehr abhängig von anderen Orten. Die britische Herrschaft und die damit verbundene größere Sicherheit für Leben und Eigenthum hat indeß einen starken Zuzug an Menschen aus Sierra Leona, aus Cuba und den anderen westindischen Inseln und aus Brasilien hierher gezogen, der sich zum großen Theile der Bebauung des jungfräulichen Bodens zugewendet und im Laufe der letzten 10 oder 12 Jahre eine solche Fläche urbar gemacht hat, um trotz der stetig und rasch zunehmenden Bevölkerungsziffer das Gebiet von Lagos vollständig unabhängig von fremder Zufuhr zu machen.

Die Baluga-Negritos der Provinz Pampanga (Luzon).

Herr C. Aramác, Korrespondent des in Manila erscheinenden Journales „El Comercio“, hat einen in den Bergen von Cammunsan der Provinz Pampanga hausenden Negrito-Tribus in den ersten Tagen dieses Jahres besucht und hierüber in den genannten Tagblatte einen Bericht veröffentlicht, den ich hier mit Weglassung nichtssagender Phrasen mittheile:

Hacienda de Balete (Floridablanca), 3. Januar 1882.

Geehrter Freund und Redakteur!

Als Ergänzung und Erweiterung des Briefes, den ich am 1. d. M. an Sie vom Thale Cammunsan richtete, übersende ich Ihnen vorliegendes Schreiben, um Ihnen einige Nachrichten über die Negros Baingas zukommen zu lassen, deren gleichsam unnahbare Schlupfwinkel ich aufgesucht habe, woher ich gestern zurückgekehrt bin, zwar ermüdet, wie es bei einer so mühevollen und andauernden Expedition zu erwarten ist, dagegen aber, wenn ich aufrichtig es bekennen darf, gänzlich von den Resultaten der Fahrt zufriedengestellt, denn wenigstens war es mir gestattet, ein Völkchen im Naturzustande kennen zu lernen.

Was ihre physischen Eigenschaften und Merkmale anbelangt, so kann ihr Aeußeres wohl nicht schmutziger und widerwärtiger sich repräsentiren, als es thatsächlich der Fall ist. Ihre Hautfarbe ist dunkel, ein wenig an Bronzefarbe erinnernd, die Haut selbst ist mit Schuppen und Flechten bedeckt, die Zähne sind spitz zugefeilt, gekrauses und schlecht gepflegtes Haar bedeckt das große Haupt, der Bartwuchs ist bei einigen von ihnen nur schwach und spärlich vorhanden, andere aber besitzen Knebelbärte. Die Malereien (Tamimangen?), welche auf dem Antlitze der meisten bemerkbar sind, geben ihnen ein fremdartiges und außergewöhnliches Aussehen. Ungeachtet ihres Gesichtswinkels findet man bei ihnen eine nicht geringe Intelligenz, die in ihren schwarzen und großen Augen sich offenbart und zu Tage tritt in ihren lebhaften und argwöhnischen Blicken. Mit Muskeln von Stahl, einem kräftigen Nervensystem und feinen langgestreckten Gliedmaßen versehen besitzen sie die Beweglichkeit des Rehbockes, die Schlauheit der Schlange und die Widerstandsfähigkeit eines stets dem Hungertode ausgesetzten Wesens. Sieht man von der geringern Körpergröße ab, so unterscheidet sich das Weib in gar nichts oder nur in Wenigem vom Manne; es ist unterwürfig und arbeitsam. Die Thätigkeit der Frau ist auf die Ernährung und Erhaltung der Familie gerichtet; sie ist es, die ohne Unterlaß die Feldarbeiten verrichtet, die geringfügige Ernte einheimst, den Palay (Reis in der Hülse) einstampft; weniger beschäftigen sie der Feuerherd und die häuslichen Freuden. Ihre niedrigen Hütten — „Bohios“ genannt — sind aus Rohr hergestellt, ihre Kleidung beschränkt sich auf ein lebhaft gefärbtes Zeug, welches um die Lenden geschlagen und dann zwischen den Beinen durchgezogen wird. Sie haben eine ausgesprochene Vorliebe für Zierrathen aus Federn, (Schweins-) Borsten und Pflanzenfasern, welche sie mit Rohrstückchen, welche die Stelle von Nämmen vertreten, in den Haaren befestigen. Ebenso tragen sie große Verlangen nach grellgefärbten Zeugen, nach Hals- und Armbändern, ferner nach Ohrringen, die von einigen von ihnen in überreichlicher Menge getragen werden. Das Wichtigste aber, das beinahe ihre ganze Sorgfalt in Anspruch nimmt, sind die Waffen, die unzertrennlichen Freunde des Baluga, welche er mehr liebt als seine eigenen Kinder und Weiber. Sie ohne Bogen und Pfeile zu sehen heißt so viel als die Sonne ohne Licht sich vorstellen. Sie sauber und rein gehaltenen, mit Federn geschmückten und sorgfältig geschärften Waffen trägt der Baluga in der Hand und zwar mit zur Erde gesenkten Eisenspitze, wenn Frieden herrscht, oder auf die entgegengesetzte Weise, wenn er Argwohn gefaßt hat oder einen Hinterhalt fürchtet. Sie sind ausgezeichnete Schützen, welche selten ihr Ziel verfehlen, wie ich dies mit eigenen Augen sehen konnte; von zwölf Männern, welche nach einer fixen Scheibe schossen, machte nur einer einen Fehlschuß, und da war das Ziel nur um Weniges gefehlt. Sie sind von unterwürfigem Wesen und gefällig, mißtrauisch aus Instinkt und furchtsam aus schlimmen Erfahrungen, sie kennen keinen persönlichen Muth, sondern nur den ihrer Gesammtheit und da zeigt er sich nur als Hinterlist und in vorsichtiger Ueberrumpelung des Feindes. Eine Beleidigung vergeben sie nie, die Rache bleibt lange unterdrückt, schlummert aber in ihren Herzen fort, bis sie genommen werden kann, falls nicht durch vortheilhaften Tausch, Geld, reiche Anerbietungen ihre Rachsucht besänftigt wird oder ihnen winkender Gewinn und eigenes Interesse die Beleidigung zu vergessen gebietet. Ihre angeborene Furchtsamkeit läßt sie vor einem geringfügigen Geräusche oder dem unbedeutendsten Feinde die Flucht ergreifen, nur in dem Falle, wo sie direkt angegriffen werden, stellen sie ihren Mann und nehmen den Kampf auf. Bei ihrer Habsucht sind sie immer bereit, um Geld und Geldeswerth sich willig in alles zu fügen. Ich glaube bei alle dem, daß sie zwar nicht zu fürchten sind, daß es aber ebensowenig von Vortheil oder rathsam ist, sich auf sie fest zu verlassen.

Digitized by Google

Sie leben mitten im Walddickicht in kleinen Hüttengruppen oder Nancherias [1]), welche oft von nur wenigen Familien bewohnt sind, die unter einem Häuptlinge stehen. Ihre politische Organisation möchte ich am besten mit einem Bundesstaate vergleichen, dessen Kantone eine große Autonomie besitzen, die Centralgewalt mißachtend, sich gegenseitig beseh den, die aber sofort fest zusammenhalten, wenn sie der äußere Feind bedroht, um nach Abwendung der Gefahr sodann wieder in die alten Zwistigkeiten zu verfallen. Da sie kein anderes Gesetz als ihre eigene Laune kennen, gebietet über sie nur der Kräftigste des Triebes oder derjenige, dessen Energie ihnen imponirt . . . Was ihre religiösen Ideen anbelangt, so erkennen sie die Existenz eines höchsten Wesens an, das sie Gott [2]) benennen, jedoch ohne jeden äußeru Kultus oder öffentliche Anerkennung, ja nach meiner Meinung ohne eine bestimmte und klare Vorstellung, denn aus den Antworten, die ich auf meine diesbezüglichen Fragen erhielt, konnte ich mir nur den Schluß ziehen, daß es ihnen entweder unmöglich ist, ihre Gedanken über das göttliche Wesen auszudrücken, oder daß sie einen Fremden nicht in ihre religiösen Geheimnisse einweihen wollten. Unter allen Umständen verdient folgende Thatsache, die ich hier mittheile, volle Beachtung: Wenn einen dieser Heiden der Tod ereilt, so legen sie seine in Bananenblätter gehüllte Leiche provisorisch in eine offene Grube, welche in der Mitte der Hütte gegraben wird. An die Hand des Todten wird ein Bejucorohr festgebunden und dieses wieder an den Rohrstangen des Dachstuhles befestigt, damit der Todte, wenn er seinem Grabe entfleigen will, sie noch bei Zeiten aufmerksam machen kann, ohne sie erst durch sein Erscheinen oder Schreien in Schrecken zu bringen.

[1]) Unter Nancheria versteht man auf den Philippinen einen aus nur wenigen Hütten sich zusammensetzenden Ort.

[2]) Im Original steht: „Dios".

Was ihren Ackerbau anbelangt, bleibt nur wenig zu sagen übrig, denn er ist von geringer Bedeutung. Jede Familie oder besser gesagt jedes einzelne Weib von denen, welche die Familie bilden, hat ihr eigenes Feld zur Arbeit zugewiesen. Sie bauen auf demselben Reis, Tabak, Camote [1]) und Ube [2]), was für ihre Bedürfnisse vollauf genügt. Der Reis ist von guter Qualität, sie bereiten aus demselben eine ausgezeichnete Morisqueta [3]), welche auf der feinsten Tafel des Landes zu prangen würdig wäre. Die Camote und Ube braten sie einfach in glühender Asche, was sie auch mit Fleisch thun, obwohl sie dieses meist in einem hohlen Rohre gar machen. Der Tabak ist von erster Qualität, aus seinen Blättern wickeln sie Cigarren von derselben Beschaffenheit wie die ordinären Manilacigarren, sie zünden die Cigarren an ihrem breiten Ende an und stecken sie auch da in den Mund, indem sie behaupten, daß die Cigarre so sparsamer brenne und folglich länger daure . . . Um den Bericht über ihre Agrikulturverhältnisse zu schließen, erwähne ich noch, daß die diesjährige Reisernte einen ungemein geringen Ertrag lieferte, weshalb sie große Massen von Bohnen aussäeten, welche sie gern genießen. Sie besitzen auch sehr stattliche Carabao-Büffel. Das Eisen zu ihren Waffen und Werkzeugen erhalten sie von den Christen, sonst verwenden sie als Ersatz für dieses Metall Dornen und Fischgräten.

Die weiteren Zeilen des Herrn Aramäc sind von keinem Belange.

Ferd. Blumentritt.

[1]) Convolvulus Batatas Blanco.

[2]) Eine Dioscorea.

[3]) Gekochter Reis, der auf den Philippinen beinahe unser Brod vertritt. Den Namen Morisqueta gebrauchen die Spanier; das tagalische Landwort gebraucht hiefür die Bezeichnung Canin.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 20. Januar d. J. hat sich außer in Königsberg i. Pr. auch in Lübeck eine Geographische Gesellschaft gebildet; am 7. März ist ihr eine solche in Greifswald gefolgt, deren Mitgliederzahl sich schon fast auf 150 beläuft. Eine Erweiterung derselben über die Provinz Pommern ist ins Auge gefaßt, wie auch ihre Publikationen zunächst die Landeskunde dieses engern Gebietes pflegen werden.

— Der gegenwärtige niedrige Wasserstand der Schweizerseen wird namentlich in der Ostschweiz zu Nachgrabungen in den Pfahlbauten benutzt. So veranstalteten die vereinigten historischen und naturforschenden Vereine des Kantons Thurgau im Laufe des Februar erfolgreiche Untersuchungen bei dem ehemaligen Kloster Feldbach bei Steckborn am Untersee, der einst mit einem ganzen Kranze von Pfahlbauten umgeben gewesen ist. Die Station bei Feldbach gehört zu den wenigen, welche nicht durch Feuer zerstört worden sind, während die Pfahlbauten oberhalb Steckborns, wo Ende Februars Messikomer nachgrub, sogar zweimal durch Feuer niedergebrannt wurden, wie zwei von einander getrennte Kohlenschichten beweisen. Bei Feldbach gewann man eine prachtvolle Sammlung von Stein- und Knochenwerkzeugen, Zierrathen, Harpunen, ganzen Töpfen, Keulen, Körbchen aus Weidengeflecht, Baßgeflechte, Reste von Bison, Biber, Murmelthier, Wild- und Torfschwein, Torfkuh u. s. w., während aus der Station oberhalb Steckborn eine Masse Gersten- und Weizenkörner, Feldhacken von Hirschhorn, Stein- und Knochenwerkzeuge, eine Harpune aus Hirschhorn von ausgezeichneter Schönheit, Zierrathen und eine Menge Thierreste zum Vorschein kamen, so daß Thurgau in den Besitz einer sehr schönen Sammlung gelangt.

— Im Anschlusse an seine „Specialkarte von Mittelitalien" (s. „Globus" XL, S. 127), wenn auch in bedeutend kleinerm Maßstabe (1 : 800 000) hat Heinrich Kiepert jetzt eine „Neue Generalkarte von Unter-Italien mit den Inseln Sicilien und Sardinien" (Berlin, D. Reimer 1882) veröffentlicht. Nördlich bei Spoleto und Ascoli beginnend, bringt sie zum ersten Male eine richtige Terraindarstellung des Landes auf Grund der italienischen Generalstabsaufnahmen in 1 : 50 000 und vermittelt so diese staunenswerth rasch ausgeführten Arbeiten einem größern Publikum. Die richtige Auffassung und Wiedergabe des Terrains, bei einer solchen mühseligen Reduktion die Hauptschwierigkeit, bedarf unseres Lobes nicht: zu wünschen ist nur, daß die Karte das übrige dazu beiträgt, richtige Vorstellungen über die Konfiguration der Halbinsel zu verbreiten. Aber wie oft werden wir noch in Büchern und auf Karten jener

Digitized by Google

fabelhaften Apenninenkette begegnen, die sich unter 41° nördl. Br. angeblich in zwei Aeste spaltet, deren einer südwärts nach Kalabrien, deren anderer südöstlich durch Apulien sich hinziehen soll!

— In der Sitzung der Wiener geographischen Gesellschaft vom 24. Januar 1882 sprach Dr. E. Tietze über Eigenthümlichkeiten in der Verbreitung des Löß, einer in der alten und neuen Welt vielfach vorkommenden Bodenart, welche vermöge ihrer chemischen und strukturellen Eigenschaften wesentlich zur Fruchtbarkeit der Landstriche beiträgt, in denen sie vorkommt. Der Vortragende diskutirte zunächst die verschiedenen Meinungen, welche über die Entstehung dieses Gebildes geäußert worden sind, und zeigte, wie die älteren Ansichten darüber noch sehr von der alten Sintfluthshypothese beeinflußt wurden. Er schloß sich der neuen Theorie Richthofen's an, nach welcher der Löß ein Produkt des Absatzes vom Staub aus der Atmosphäre und vornehmlich in Steppen gebildet ist. Die meisten der geologisch gebildeten Asien-Reisenden haben sich dieser Theorie angeschlossen, die freilich bei europäischen Gelehrten noch vielen Widerstand findet. Es schien deßhalb nicht unnütz die Frage auch auf europäischem Boden weiter zu studiren, und in dieser Richtung glaubt der Vortragende durch seine Arbeiten in den Lößgebieten Oesterreich-Ungarns nur Beweise für Richthofen's Theorie und für die Annahme geliefert zu haben, daß ein großer Theil Europas während der jüngern geologischen Vergangenheit einen Steppencharakter besessen habe. Durch eine bestimmte Art der Verbreitung des Löß längs solcher Thalstrecken, welche einen meridianen Verlauf haben, kommt Dr. Tietze zu dem Schlusse, daß während der Zeit der Lößbildung in einem großen Theile Europas vorwaltend Westwinde geherrscht haben müssen, so daß unsere heutigen Windverhältnisse während der Diluvialzeit bereits vorbereitet erscheinen. Durch zahlreiche Beispiele aus Galizien, Ungern, Niederösterreich, Böhmen und aus verschiedenen Gegenden Deutschlands wurden jene Verbreitungserscheinungen des Löß erläutert.

— Oberst Tillo macht, ohne sie zu erklären, auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam, daß die drei Hauptflüsse des südlichen Rußland, Wolga, Don und Dnjepr, an den Punkten, wo sich ihr Lauf nach Süden wendet, d. h. bei Kazan, Kalatsch und Jekaterinoslaw, die gleiche Höhe über dem Meeresspiegel haben.

Asien.

— Nördlich von Tarsus im kilikischen Gebirge traf Mrs. Scott-Stevenson (Our Ride through Asia Minor p. 146) auf ein Lager von Tachtadschis (d. i. Holzschneider), die einen ganz besondern Stamm bilden und nur von Holzfällen leben. Sie sind sehr wild und roh und besitzen nicht einmal die allen anderen asiatischen Stämmen eigene Gabe der Gastfreundschaft. Nach Angabe des Dolmetschers beten sie den Mond an und haben sonst weiter keine Religion. Nie gestatten sie ihren Mädchen aus dem Stamme heraus zu heirathen und lassen nie Fremde in ihre Lager. Ihre ganz von Holz gebauten Häuser gleichen an Gestalt glockenförmigen Zelten. Soweit die Engländerin. — Ausführlicher ist, was Carl Humann über die Tachtadschis des vordern Kleinasien mitgetheilt hat (Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1880, S. 248). Dieselben, von den Türken mit einem Schimpfworte „Tschepni" benannt, stehen zwischen den Zigeunern und den nomadischen Juruken in der Mitte, sind aber weder das Eine noch das Andere. Während der Zigeuner nichts als Kesselflicker, Bettler und Dieb ist und nichts als diese drei Arbeiten treibt, hat der Tschepni feste Wohnungen; er zieht im Winter ein, im Sommer wohnt er in Zelten. Seine Hauptbeschäftigung ist Holzhauen und Kohlenbrennen, auch Korbflechten. Er wird von den Juruken und auch von den Mohammedanern vielfach geschmäht, ohne sich einmal zu beklagen, er bekümmert sich einfach nicht um sie. Religion haben sie keine, haben weder Imam noch Kirche, noch ein Buch und keine Ahnung, von wo sie stammen. Zuweilen hat jedoch einige Ceremonien bei ihnen gesehen, die zum Nachdenken auffordern. Wenn ihnen ein Angehöriger stirbt, dann weinen und klagen sie, was doch den Türken verboten ist; sie schmücken den Sarg mit Blumen, was an christlichen Gebrauch erinnert; sie geben den beiden Brautleuten Wein zu trinken, dessen Genuß den Türken ebenfalls verboten ist. Das sind Gebräuche, die sie nur aus dem Christenthume haben können, und Humann ist versucht zu glauben, daß die Tschepni die Ureinwohner waren; sie sind dann aus Angst äußerlich zum Islam übergetreten, haben ihn, als die erste Gefahr vorüber war, fallen lassen, mit der Zeit aber das Christenthum vergessen und nur einzelne Gebräuche behalten; denn von allen aufgegebenen Religionen bleiben äußerliche Gebräuche am längsten im Volksleben bestehen.

— Bei der Russ. Geogr. Gesellschaft wird jetzt ein Programm ausgearbeitet zu einer systematischen Untersuchung der Gletscher des Kaukasus. Der kaukasische Alpenklub wird sich an den Erforschungsarbeiten wesentlich betheiligen.

— Ueber die Bevölkerung des Amur-Gebietes und des Primorski-Oblast theilt der „Golos" mit, daß die Zahl der russischen Ansiedler (ungerechnet die Kasaken) im Jahre 1881 betrug: im Amur-Oblast 7749 Seelen beiderlei Geschlechts und im Primorski-Oblast nur 2904 Seelen. In ersterm Gebiet bewohnen sie hauptsächlich die Niederung des Flusses Zeja. Die Ansiedler im Primorski-Oblast sind aber zu sehr den Einfällen chinesischer Räuber (Chunchuzen) unterworfen. Von fremden Ansiedlern sind am zahlreichsten die Chinesen und Koreaner; von letzteren gab es im Primorski-Oblast 5895, im Amur-Gebiet nur 692 Seelen; die Chinesen sind besonders zahlreich im südlichen Theile des Ussuri-Gebietes; in Wladiwostok allein betrug ihre Zahl 3456 Seelen.

— Der Botaniker Smirnow ist nach einer interessanten Reise in Darwaz, einer Gegend, die bis dahin noch kein Europäer besucht hatte, welche aber gleich nach ihm Dr. Albert Regel betreten hat, im Herbst 1881 wohlbehalten nach Margelan zurückgekehrt. Die erste schriftliche Nachricht gab derselbe am 21. Oktober (2. November) aus dem Kischlak Tawil-bara (40 Werst nordöstlich von Baldschuan) im Chanat Buchara. Dr. Regel, welcher den vergangenen Winter in Russisch-Turkestan zugebracht hat, wird 1882 wiederum Darwaz besuchen, und zwar in Gesellschaft des Topographen Staff, welcher auch Schwarzow nach Pamir begleitete.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika. IV. (Mit sieben Abbildungen.) — Th. Kirchhoff: Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. III. — M. Eckardt: Ueber den Landbau der Biti-Insulaner. — Die Bewohner von Lagos. I. — Blumentritt: Die Balugo-Negritos der Provinz Pampanga (Luzon). — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. (Schluß der Redaction 24. März 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

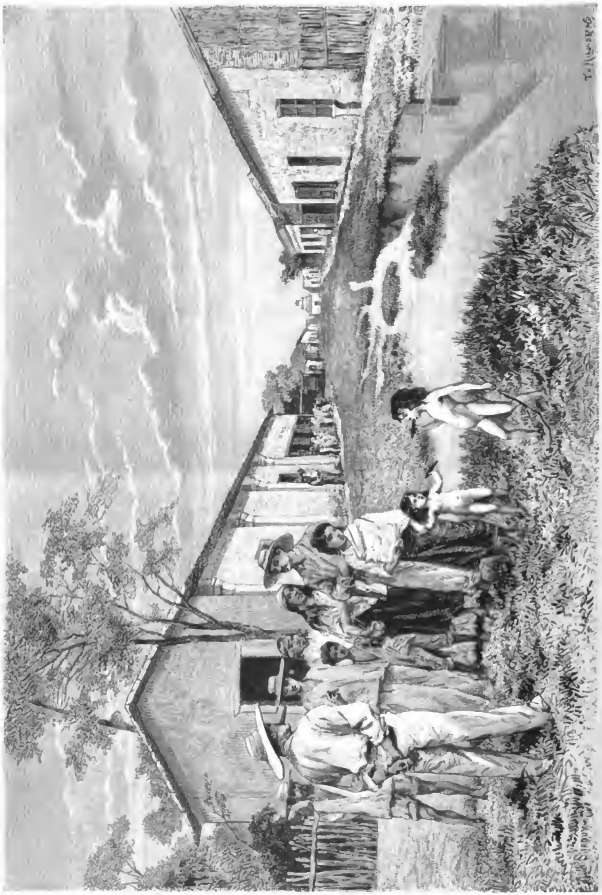
V.

Es war ein von dem trockenen mexicanischen Hochlande sehr verschiedenes Terrain, auf dem Charnay während der nun folgenden Wochen seine Ausgrabungen vornahm. Den Schluß der archäologischen Kampagne dieses Jahres sollte ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Palenque im Staate Chiapas bilden, den schon 1787 entdeckten, vielberühmten und vielfach besuchten, doch aber noch nie hinreichend genau erforschten „Pompeji der Neuen Welt". Die Zeit, die ihm bis dahin noch blieb, beschloß Charnay zu einer Reise nach den bislang wenig bekannten Ruinenstätten von Comalcalco im westlichen Theile des Staates Tabasco zu verwenden.

Nach kurzer Ueberfahrt von Veracruz bis zur Tabasco-Mündung begaben sich der Reisende und seine Begleiter hier an Bord eines kleinen, den Fluß hinauffahrenden Dampfers, der mit einer Ladung Petroleum nach San Juan Bautista bestimmt war. Die Fahrt zwischen den flachen sumpfigen Ufern, die sich meist nur zwei bis drei Fuß über dem Wasserspiegel erheben, war im höchsten Maße einförmig und langweilig. Nachdem man die elende kleine Sumpfstadt Frontera, in der sich das Zollamt des Staates befindet, passirt hatte, folgten nur noch in meilenweiten Abständen vereinzelte Ranchos; dazwischen bildeten die hin und wieder am Ufer sich sonnenden Krokodile, sowie die zahllosen verschiedenartigen Reiher und Eisvögel, die über dem Flusse dahinstrichen, die einzige Abwechslung. Stunden brennender Sonnengluth, die von häufigen Regengüssen unterbrochen wurden, dazu der fortwährende dichte Funkenregen aus dem Schlot des mit Holz geheizten Dampfers machten den Aufenthalt auf dem Verdecke unmöglich; in der engen Kajüte herrschte beklemmende Stickluft, die durch den Geruch des Petroleums nicht eben verbessert wurde. Auch die sehnlich herbeigewünschte Ankunft in San Juan Bautista war nicht dazu angethan, die unerfreulichen Eindrücke der Fahrt sogleich vergessen zu machen.

Das nüchterne Bild einer einzigen Reihe niedriger Häuser und zwei kleiner Kirchen auf kahlem, sumpfigem Ufer wollte zu der Vorstellung nicht passen, die man sich von der Hauptstadt eines reichen Landes, von einem nicht unwichtigen Handelscentrum gemacht hatte. Trotz dieses überraschend ärmlichen Aussehens und trotz des Mangels einer nur einigermaßen genügenden Ausladestelle ist San Juan Bautista doch in der That eine wohlhabende Stadt, deren Bedeutung für den Verkehr, namentlich für den großartigen Handel mit den kostbaren Fournierhölzern von Chiapas und Guatemala, von Jahr zu Jahr zunimmt. Charnay's Hoffnung, die Reise nach dem Lagunendorfe Comalcalco von hier aus zu Lande und zwar in wenigen Tagen zurücklegen zu können, wurde in des Wortes eigentlichem Sinne zu Wasser. Befand man sich auch noch im Beginne der Regenzeit, so hatten die wenigen Wochen doch schon genügt, die Mehrzahl der Wege und sogenannten Straßen, wie allährlich, grundlos und unpassirbar zu machen: es blieb nichts übrig, als sich zu einem weiten Umwege zu entschließen und den Rio Gonzales bis zu seiner Mündung in die große Lagune von Mecoacan hinabzufahren. Die ersten Tagereisen auf den schmalen, aus ausgehöhlten Mahagonistämmen bestehenden Canoes waren nur eine Fortsetzung der unangenehmen Dampferfahrt. An den Ufern wechselte niedriges, verkrüppeltes Gehölz mit weithin überschwemmten Savannenstrecken ab: eine Aussicht, der sich die Reisenden

Digitized by Google



Jugendliche Räuber im Dorfe Comalcalco. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

ohne großes Bedauern entzogen, um, in unbequemster Stellung unter dem niedrigen Zeltdach oder Mattendache des Canoes zusammengekauert, Schutz gegen Sonnenbrand, Regengüsse und Moskitos und zugleich Trost in den vortrefflichen Cigarren von Tabasco zu suchen. Je näher man der Mündung des Flusses kam, desto mehr veränderte sich der Charakter der Landschaft: kleine bewaldete Inseln im Flusse, schöner Baumwuchs, zahlreiche Niederlassungen, große Kaffee- und Kakaoplantagen an den Ufern, alles machte den Eindruck, als befände man sich hier auf einem selten reich begünstigten Stück Erde. Ganz unvergleichlich großartig aber wurde die Schönheit des Waldes in dem eigentlichen Lagunengebiete. Die schmalen Kanäle, welche die Lagunen mit einander verbinden, sind von mächtigen Wurzelbäumen eingefaßt, deren Zweige oben sich laubenförmig zusammenwölben; das bis tief auf das dunkele Wasser hinabhängende Laubwerk ist von unzähligen großen, blauen Schmetterlingen belebt; an den Wurzeln der Bäume hängen in dichten Massen die rothen, behaarten Krebse, die von den Bewohnern dieser Gegend, deren Haupt- und Lieblingsspeise sie bilden, als ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels gepriesen werden. Die kleine Stadt Paraiso, in der eine zweitägige Rast gemacht wurde, entsprach den Erwartungen, die ihr klangvoller Name und die Schilderungen der indianischen Bootsleute erregt hatten, keineswegs. Vor etwa sieben Jahren in einem Bürgerkriege hart mitgenommen, besteht sie noch heute zur Hälfte aus Trümmern, und wenn auch ihre waldige Umgebung von wahrhaft paradiesischer Schönheit ist, so müssen doch selbst die von den Vorzügen ihrer Stadt begeisterten Einwohner zugeben, daß ein fast unablässiger Regen zu diesen Vorzügen gehört. Nicht sehr viel besser schien auch Comalcalco in dieser letztern Beziehung daran zu sein, ein ansehnlicher, gut gebauter Ort, in dem Charnay die freundlichste Aufnahme und auf die Empfehlungsbriefe des Gouverneurs der Hauptstadt hin auch bereitwillige Unterstützung seiner Arbeiten fand. An

Mauerreste des Palastes von Comalcalco. (Nach einer Photographie.)

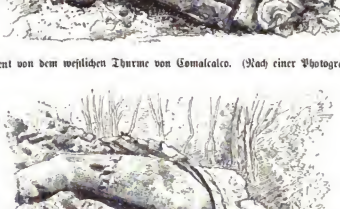
die halbaquatische Existenz des nassen Lagunendorfes, dessen Honoratioren selbst sämmtlich barfuß gehen, gewöhnen sich die Reisenden ebenso bald, wie an den zuerst überraschenden Anblick des allgemeinen Tabakrauchens. Freilich ist ja Tabasco das Land des Tabaks par excellence, und die Cigarre gehört hier mehr noch als im übrigen Mexico zu den ersten Lebensbedürfnissen der Einwohner; daß aber in Comalcalco die kleinen, kaum fest auf den Füßen stehenden Mädchen von drei und vier Jahren selten anders als mit der großen brennenden Cigarre im Munde zu sehen sind, ist eben eine Eigenthümlichkeit des Ortes.

In Begleitung des Arztes von Comalcalco sowie des Eigenthümers des betreffenden Terrains begab sich Charnay gleich am Tage seiner Ankunft nach der Ruinenstätte. Was er hier vorfand, übertraf seine kühnsten Erwartungen! Etwa 3 km östlich von Comalcalco, am rechten Ufer des Rio Seco beginnend, zieht sich eine vielleicht 20 km lange Reihe von Pyramidenhügeln, von dem Volke der Umgegend la Cordillera genannt, in nordöstlicher Richtung durch die Lagune bis nahe zur Meeresküste hin. Ob die Zahl dieser durchweg aus gebrannten Ziegeln und Kalkmörtel erbauten, verschieden hohen Pyramiden wirklich, wie die Einwohner von Comalcalco angaben, über tausend beträgt, konnte Charnay nicht konstatiren. Bei der beschränkten Zeit, die ihm nur noch zu Gebote stand, mußte er sich vorläufig mit der Untersuchung des nächstgelegenen Ruinenhügels begnügen. Der längliche, heute mit dichtester Vegetation bedeckte Hügel hat eine Höhe von 30 bis 35 m; die längste Ausdehnung seiner Basis beträgt 285 m. Auf der obern Fläche befinden sich zwischen und unter dem alles überwuchernden mächtigen Baumwuchse unförmige Trümmerhaufen, daneben aber auch noch einige wohlerhaltene Ueberreste alter Gebäude, die eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Bauten von Palenque aufweisen, jedoch zum Theil in bedeutend größerm Maßstabe gehalten sind. Da ist zunächst ein gewaltiger viereckiger Thurm, wie der von Palenque durch die Wurzeln der auf ihm emporgeschossenen Bäume zusammengehalten. Am südlichen Ende der Esplanade aber zeigen sich guterhaltene Mauerreste, die in Verbindung mit den vom Schutte freigelegten Grundmauern der Ostfacade einen vollständigen Begriff von den Verhältnissen und der Anordnung des Palastes geben, der einst hier gestanden hat. Demnach betrug

Digitized by Google

die Länge des Gebäudes, das eine doppelte Flucht gleichmäßiger Zimmer enthielt, 71,50 m, die Breite dagegen nur 8,50 m. Die Mauern, von denen die südliche ja vollständig erhalten ist, hatten eine Höhe von 3,50 m; das Dach war, wie bei den meisten Häusern von Palenque, schräg. Sehr kleine gebrannte Ziegel von rother Farbe und ein fester, aus den zerstampften Schalen der Lagunenmuscheln hergestellter Kalkmörtel bildeten das Material. Die an ihrem untern Theile mit polirtem Stuck bekleideten Mauern scheinen oben schmucklos und nur mit einer gelblich-rothen Farbe bemalt gewesen zu sein, von der sich an der Südwand noch deutliche Spuren zeigen. Nach den vielfach zerstreuten Trümmern zu urtheilen, scheint ein reich ornamentirter Fries rings um das Dach gegangen zu sein. Aehnliche aber bei weitem großartigere, in Cement modellirte Ornamente haben auch die beiden großen Thürme an der Nord- und der Westseite des Gebäudes geschmückt. Besonders an dem letztern fand Charnay unter einer Menge von kleinen Stuppturentrümmern auch verschiedene große Stücke, nach denen man sich wohl einen Begriff von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit dieser Zierrathen machen kann. Leider fanden sich von einer breiten, sauber ausgeführten Borte,

Ornament von dem westlichen Thurme von Comalcalco. (Nach einer Photographie.)



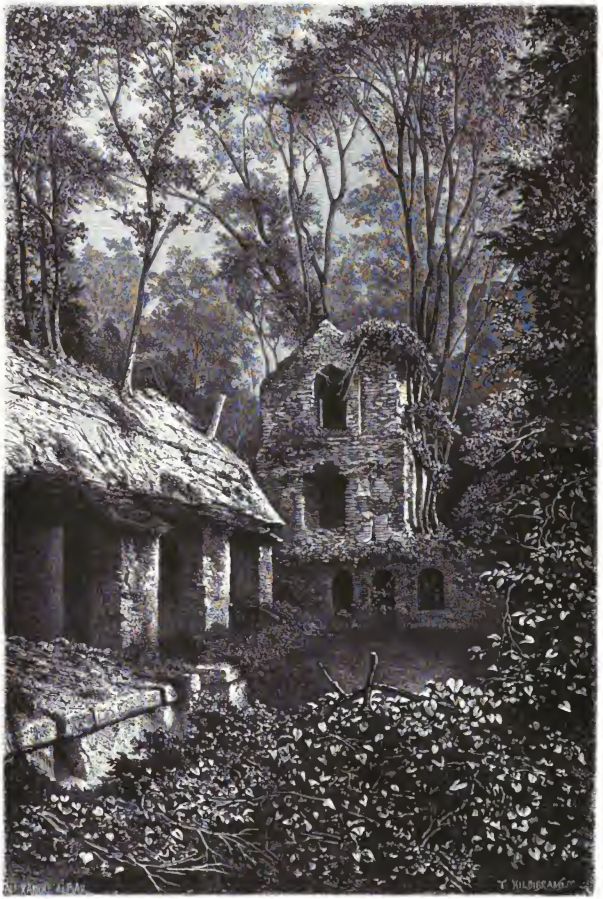
Basrelief von dem westlichen Thurme von Comalcalco. (Nach einer Photographie.)

die wie eine kolossale Vergrößerung der seltsamen Hieroglyphen von Palenque erscheint, nur noch ganz vereinzelte, zusammenhanglose Stücke vor. Merkwürdig und durch die Schönheit der Modellirung auffallend ist auch der Ueberrest eines großen Basreliefs vom westlichen Thurme, die lebensgroße Gestalt eines Mannes darstellend.

Eine oberflächliche Kenntnißnahme der benachbarten Pyramidenhügel, ihrer Ruinen und Trümmerhaufen überzeugte Charnay, daß dieselben ohne Frage ihre Entstehung der nämlichen Zeit verdankten, wie jener erste, bestärkte ihn zugleich aber auch in seiner Ansicht, daß diese sämmtlichen Bauten bei weitem nicht so alt sein könnten, wie gemeinhin angenommen wird. Eine spätere eingehende Untersuchung dieses unglaublich reichen Feldes, eine Untersuchung, die wohl Jahre in Anspruch nehmen kann, wird es darthun, ob die Stadt wirklich, wie Charnay vermuthet, die alte indianische Hauptstadt Centla gewesen ist, deren glänzende Paläste die der Küste nahenden spanischen Eroberer schon von ihren Schiffen aus erblickten. Der bis auf den heutigen Tag gültigen Tradition zufolge soll Centla seitlich dicht bei dem heutigen Frontera am Tabasco gelegen haben.

Mit schwerem Herzen, weil mit dem Bewußtsein, die

Digitized by Google



Thurm des Palastes von Palenque. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

große Arbeit kaum begonnen, so viele Fragen angeregt und doch keine beantwortet zu haben, brach Charnay nach vierzehntägigem Verweilen von Comalcalco auf, um sich nach der Hauptstadt und von dort direkt weiter nach Palenque zu begeben. In gerader Linie beträgt die Entfernung zwischen beiden Orten nur 110 km; dennoch nahm die Reise, die in weitem Bogen auf dem Usumacinta, dem Rio Cico und über die Lagune von Catasaja gemacht wurde, 22 Tage in Anspruch. Einestheils war es auch hier wieder der schlechte Zustand der Wege, anderntheils aber die ungeheure Menge von Gepäck, dessen Charnay für seine Arbeiten in Palenque bedurfte, was die Reise zu Lande verbot. Sollten doch Abgüsse und Abklatsche von den großen Reliefs und Inschriftentafeln der Tempel von Palenque genommen werden; und mußte man sich doch neben allem Material zu dieser mühevollen und zeitraubenden Arbeit auch mit den Provisionen für die ganze Zeit des Aufenthaltes im Walde versehen!

Die Ruinen der großen alten Teupestadt befinden sich etwa 10 km südwestlich von dem heutigen, fast ausschließlich von Indianern bewohnten Dorfe. Ein schmaler Fußpfad, der in Folge des üppigen Pflanzenwuchses des feuchtwarmen Klimas immer bald wieder verschwindet, jetzt aber durch die Fürsorge des Distriktsgouverneurs freigelegt worden war, führt allmälig ansteigend durch dichten Wald zu der auf den äußersten Vorbergen der Cordillere belegenen Ruinenstätte. Nach einem beschwerlichen ersten Recognoscirungsgange, einem mühsamen Emporklimmen zu den von wucherndem Baum- und Strauchwerk versteckten Tempel- und Palastruinen auf den Pyramidenhügeln, begann Charnay seine Arbeiten in derselben Weise, wie er sie hier auch vor 22 Jahren, wie sie seitdem jeder andere Besucher dieser Stätte begonnen hatte: er eröffnete einen unbarmherzigen Vernichtungskrieg gegen die unermüdlich um die Trümmer emporwuchernde Pflanzenwelt. Mit vereinten Kräften mußten seine sämmtlichen Arbeiter zunächst an die Freilegung des großen Palasthügels gehen, der ebenso wie die Mehrzahl der großen Tempelpyramiden dieser Stätte eine natürliche Bodenerhebung ist, der man durch künstliche Auf- und Uebermauerungen die Form einer drei- oder vierstufigen Terrassenpyramide gegeben hat. An der Nordseite des Hügels, die mit gewaltigen Steinplatten bekleidet und mit weit vorspringenden Pfeilern geschmückt ist, sieht man noch die Ueberreste einer breiten Treppe, die zu der obern Fläche und ihrem seltsamen, ein ungeheueres Rechteck bildenden Gebäudekomplex emporgeführt hat. Der große viereckige Thurm an der östlichen Seite dieses Rechteckes hatte, seitdem Charnay ihn vor 22 Jahren gesehen, sein drittes Stockwerk eingebüßt. In seiner Anlage mit den beiden Thürmen von Comalcalco übereinstimmend, scheint er nichts von dem reichen Schmucke derselben besessen zu haben, sondern, wie aus einigen Spuren an den Wänden zu erkennen ist, nur mit einer glatten Stuckschicht bekleidet gewesen zu sein. Desto reicher aber sind allem Anscheine nach die anderen Theile des seltsamen sogenannten Palastbaues verziert gewesen. Die große gedeckte Gallerie, die den innern Bau auf drei Seiten umzieht, jedoch in keinerlei Zusammenhang mit demselben steht, weist an ihrer Rückwand Ueberreste von kunstvollen, in Cement modellirten Ornamenten auf, die in vielen Details an unsern Rococostyl erinnern: große Medaillons mit reichgegliederter Einrahmung, in deren Mitte sich kolossale Profilköpfe befanden. Auch die Pfeiler dieser Gallerie, sowie das leicht geneigte Dach, über dem heute die Waldbäume aus einer starken Humusschicht emporwachsen, waren, wie deutlich zu erkennen ist, mit reichen Bildwerken geschmückt.

Aeußere Gallerie des Palastes von Palenque.
(Nach einer Photographie.)

In Anbetracht des unablässigen Regenwetters, das den Aufenthalt unter Zelten unmöglich machte, schlug Charnay das Quartier der Expedition für die zwei Monate ihres Verweilens in Palenque in den Räumen des alten Palastes selbst auf. Die östliche Seite der äußern Gallerie wurde als Küche und Speisezimmer benutzt, die Gallerie des innern Palastgebäudes dagegen zum allgemeinen Schlafraume bestimmt. Dieser tägliche Aufenthalt in dem merkwürdigen, weitläufigen Bau ließ den Reisenden auch täglich neue und überraschende Details in demselben entdecken und manche falsche Annahme früherer Besucher berichtigen. Der sogenannte innere Palast, d. h. die Gebäudemasse in dem weiten, durch die äußere Gallerie umzogenen Hofe, ist, wie Charnay vermuthet, das Produkt verschiedener Zeiten und Bedürfnisse. Nur so läßt sich die unharmonische, unregelmäßige und vollkommen willkürliche Zusammenhäufung der verschiedenartigsten Gebäude erklären. Hallenartige Hänser mit Bogeneingängen und reichlicher Ornamentirung, kleine, stallartige Hütten mit schiefen Mauern; schräge und flache Dächer, erhöhte Bauwerke, zu denen Treppen mit Hieroglyphenminschriften hinaufführen; Souterrainbauten, die bis tief in das Innere der Pyramide hineingehen und durch lange Korridore an der Südseite derselben münden: das alles ist regel-

Digitized by Google

los und ohne jede Rücksicht auf Symmetrie in dem Hofraume durcheinandergebaut. Das wahrscheinlich ursprünglichste und einzige Hauptgebäude jedoch ist durch seine Uebereinstimmung mit der äußern Gallerie zu erkennen. Es liegt beinahe in der Mitte des Hofes, ist von rechteckiger Form und besteht ebenfalls aus zwei parallellaufenden, durch eine Zwischenwand getrennten Gallerien. Sechs Pfeiler tragen auf jeder Seite das leicht geneigte Dach; in der Mitte weiter auseinanderstehend, bilden sie einen breiten Eingang, zu dem mehrere breite Stufen hinaufführen. Das ganze Gebäude ist mit reichen Bildwerken geschmückt, die denen der äußern Gallerie ähnlich sind, dieselben jedoch an Großartigkeit bei weitem übertreffen. So liegt der Gedanke wohl nahe, daß jene äußere Gallerie ursprünglich eine Art von Vorhof zu diesem innern Bau gewesen ist, und daß man es hier nicht mit einem Palast, sondern mit einem altindianischen Heiligthume zu thun hat.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

Eine Fahrt durch das Palouse-Land.

Das Palouseland (Palouse Country), welches seinen Namen nach dem es durchströmenden Palouse Flusse erhalten hat, ist der nördlich vom Snake gelegene fruchtbare Agrikulturdistrikt, welcher Gebietstheile des nordöstlichen Walshington und des nordwestlichen Idaho umfaßt und im Nordosten von den Blauen Gebirgen begrenzt wird. Der Hauptort ist Colfax, welches 45 Miles in nordwestlicher Richtung von Lewiston liegt. Der südlichere Theil dieses Gebietes besteht aus einem sehr baumarmen endlosen Gewirr schwellender Hügel; im Nordosten findet man ausgedehnte Waldungen, die mit Prärien abwechseln. Seit einigen Jahren bildet das Palouseland das Hauptziel der nach dem Nordwesten strömenden Einwanderung; jeder zweite Auswanderer, den man auf den Eisenbahnen und Dampfern im Columbiathale trifft und nach dem Ziel seiner Reise befragt, wird als solches das Palouseland bezeichnen.

Am Morgen des 20. August war ich gerüstet, meine Weiterreise durch das Palouseland, und zwar zunächst nach Colfax, anzutreten. Ich erschrak, anstatt einer eleganten Concord-Stagekutsche, welche, wie man mir gesagt hatte, den Passagierverkehr zwischen Lewiston und Colfax vermittele, ein sogenanntes Buck Board vor der Thür meines Hotels halten zu sehen, das niederträchtigste Fuhrwerk in Amerika, dessen Erfinder eigentlich zeitlebens hätte ins Zuchthaus gesperrt werden sollen, zur Strafe für all das Elend, das er mit seinem Wagen an Reisenden verbrochen hat. Ein solches Buck Board ist ein ungewöhnlich niedriges, primitiv gebautes Gefährt, ohne Federn und mit zwei Holzsitzen versehen. Der Kutscher sitzt mit seinem Nebenmann dicht über den Hufen der Pferde, welche diesen bevorzugten Insassen des Wagens den Staub während der Reise fortwährend ins Gesicht schleudern. Die Räder eines Buck Board sind unverhältnißmäßig groß, wodurch das Fahren auf rauhen Gebirgswegen sehr erleichtert wird. Auch ist es fast unmöglich, ein solches Gefährt umzuwerfen, was wohl der Hauptgrund sein mag, weshalb dasselbe in den meisten in unwegsamen Gebirgsgegenden liegenden Minenlagern in „alter Zeit" so vielfach Eingang gefunden hat.

Jemand, der mit dem Reisen in diesen Ländern vertraut ist, wird im Sommer und auf staubigen Landstraßen nicht verfehlen, sich bei einer Tour per Buck Board mit einer Brille von gefärbten Gläsern und wenn möglich noch mit einem grünen oder blauen Schleier zu versehen. Indem man während der Reise die Füße unter dem Sitz auf die Zehen stellt, kann man das Mark und Bein erschütternde Stoßen des Wagens etwas vermindern, obgleich es nicht zu leugnen ist, daß eine solche Position der Füße auf die Dauer höchst ermüdend wirkt. Da ich bereits einmal in meinem wanderreichen Leben eine 80 Miles lange Fahrt per Buck Board durch die Salbenwüste von Eureka nach Austin in Nevada mitgemacht hatte und also mit den Eigenthümlichkeiten dieses originellen Fuhrwerks wohl bekannt war, so that ich nichts schleuniger, als mir eine große blaue Brille und einen zwei Fuß langen grünen Schleier zu kaufen, die ich mich an Bord begab und mich, so verschönert, neben dem Kutscher auf dem Ehrensitze hinter den Pferdehufen niederließ. Der grüne Schleier und die blaue Brille hatten auch noch den Vorzug, mich die graue in graue von der Natur ausgestattete Landschaft in hübschem Farbenspiel bewundern zu lassen.

Meine Mitreisenden waren zwei in Nationaltracht gekleidete Chinesen, welche auf dem Sitz hinter mir Platz nahmen. Der eine von ihnen begab sich in das Palouseland, um die verwahrloste Wäsche der Junggesellen in Colfax in seine Obhut zu nehmen, der andere, ein fahrender Minnesänger, hielt eine mit drei Saiten bezogene chinesische Mandoline, mit einem geschlossenen runden Holzkasten als Resonanzboden daran, ein sehr primitiv aussehendes Instrument, liebevoll im Arme. Im Nacken, unter seinen Handdragen gefaltet, trug er einen bunten Papierfächer und gab sich das Ansehen eines großen Künstlers, der von seinem Nachbar, dem Hendenbügler, mit vorzüglicher Hochachtung behandelt wurde. Der Kutscher, ein alter grauhaariger Rosselenker, Uncle George genannt, war während der ganzen Reise nicht dazu zu bewegen, sich mit mir in ein Gespräch einzulassen. Alle meine Fragen über Sehenswürdigkeiten in der Gegend beantwortete er mit den stereotypen Redensarten „I reckon so" — „I suppose" oder „I don't know". Wenn er nicht schlief und den flugen Thieren das Kutschiren des Buck Board allein überließ, unterhielt er sich auf eine höchst originelle Weise mit den Pferden. Uncle George's stehende Redensart, womit er jene während der Reise zum mindesten 500 Mal anredete, war: „Pick it up!" — „Pick it up, Charley!" — „Pick it up, Gold Dust!" Die Taufnamen der Gäule waren Charley und Gold Dust), und ich hörte sie so oft, daß mir diese Worte heute noch im Kopf brummen.

Als wir Lewiston verließen, setzten wir aufs Neue auf der mir bereits bekannten fliegenden Fähre über den Clearwater und fuhren alsdann den am jenseitigen Ufer an 2000 Fuß aufsteigenden Höhenzug vier Miles weit auf gewundenem Wege langsam hinan. Der Rückblick auf Le-

Digitized by Google

wiston, die Thäler des Snake und Clearwater und eine überaus wilde Gebirgslandschaft war im höchsten Grade fesselnd. Außer dem, von hier aus gesehen, verschwindend kleinen Häuserkomplex von Lewiston und einer oberhalb der Stadt am Clearwater liegenden Sägemühle war in der sich wie eine Landkarte uns zu Füßen ausbreitenden weiten Gegend kein Zeichen der Kultur bemerkbar. Vom fernen Süden kam der Snake in gerader Linie zwischen öden Felsufern hergeströmt, und von Osten schlängelte sich der Clearwater durch die Gebirgslandschaft, bis sich die beiden Flüsse bei Lewiston vereinigten und, westwärts fließend, hinter steilen Felshöhen dem Blicke entschwanden. Ein Gewimmel von nackten grauen Bergen und Hügeln erstreckte sich ringsum, im Osten, zwanzig Miles entfernt, durch einen langen, gerade abgeschnittenen Gebirgszug begrenzt, die Bitter-Root-Berge.

Unsre Gruppe, der während der letzten Meile ein Schäfchen gehalten hatte, während Charley und Gold Dust das Buck Board den steilen Fahrweg langsam und vorsichtig hinunfogen, erwachte auf der Höhe, rief zwei Mal, noch halb im Traume, zu den Gäulen: „Pick it up!“ — „Pick it up!“ — und lustig kutschierten wir nun auf glatter Landstraße weiter. Das Panorama der hinter uns liegenden wilden Gebirgsgegend war plötzlich verschwunden, als hätte der Boden es verschlungen. So weit das Auge reichte, breitete sich eine Landschaft von „rolling hills“ aus, Farmhäuser tauchten auf, hübsche Heimstätten, Herden von Pferden und Rindern, Weizenfelder, wo das Getreide theils noch in Aehren stand, theils gerade geerntet ward: es war dies das fruchtbare Palouseland, in welches wir einfuhren. Von spontanem Baumwuchs zeigte sich nirgends eine Spur, und nur selten standen einige angepflanzte Bäume in der Nähe der Wohnungen. Die gelben Weizenfelder lagen hier und da zerstreut zwischen den Hügeln, oder zogen sich in größerer Ausdehnung über die Gipfel derselben hin. Die Farmer im Palouse-Distrikt ziehen nämlich vor, das Getreide auf den Hügeln anstatt in den Thalsenkungen anzubauen, weil es hier eher durch den Frost leidet, als auf den Höhen. Das Terrain war außerordentlich hügelig, wie ich in einem Agrikulturgebiete noch nie etwas Aehnliches gesehen habe, eine endlose Reihenfolge von schwellenden und durch einander gewürfelten 100 bis 200 Fuß aufsteigenden Kuppen.

Die Ernte geschah durchweg mit Maschinen, wie dies überall an der pacifischen Küste der Fall ist. Wohin ich sah, zeigte sich ein interessantes Leben auf den Aeckern. Hier bewegten sich die von Pferdegespannen gezogenen Mähemaschinen neuester Konstruktion an der Seite eines erst theilweise abgemähteten Getreidefeldes entlang; und während die soeben abgeschnittenen Weizenhalme in den an der Maschine angebrachten Behälter fielen, wurden sie dort sofort von derselben Maschine zusammengerafft, sauber gebunden und in Garben regelmäßig auf das Stoppelfeld gelegt. Dort klapperte eine mit Dampf getriebene Dreschmaschine auf dem abgeernteten Felde, Stank und Spreu flogen empor, und daneben thürmten sich die weißen vollen Weizensäcke bereits zu stattlicher Höhe auf. Diese bleiben ruhig auf dem Felde liegen, bis die Farmer nach der Ernte Zeit gewinnen, sie nach den Lagerhäusern am Snake oder nach der Nordpacifichahn zu bringen. Sind die Säcke inzwischen auch dem Regen ausgesetzt, so schadet dies doch dem Getreide nicht, denn der im östlichen Oregon und Washington gezogene Weizen ist zu hart, um die Feuchtigkeit leicht aufzunehmen. Oft reguet es tagelang auf die so exponirten Weizensäcke, welche in wenigen sonnigen Stunden wieder ganz austrocknen. Der Weizen dieses Landes ist vollkörnig und von besonderer Weiße. In England pflegt man die geringeren dunkleren Sorten anderer Länder mit diesem sogenannten Walla-Walla-Weizen zu vermischen und dann zu mahlen, wodurch ein vorzügliches Mehl erzielt wird.

Wir passirten die kleine Ortschaft Uniontown, welche inmitten eines reichen Agrikulturdistriktes liegt. Der Boden producirt hier bei oberflächlicher Bearbeitung, die eigentlich in nichts Weiterm besteht, als daß er, ehe man das Getreide säet, ein Bischen aufgelockert wird, 30 bis 35 Bushel Weizen auf den Acker; bei besserer Bearbeitung des Bodens pflegt man in einem guten Erntejahre leicht einen Ertrag von 40 bis 45 Bushel per Acker zu erzielen.

Wie bedeutend die Ertragsfähigkeit des Bodens im östlichen Washington ist, geht aus der folgenden statistischen Tabelle hervor, welche von dem landwirthschaftlichen Bureau in Walla Walla veröffentlicht wurde. Tabelle giebt den dreijährigen (1881) Durchschnittsertrag für den Distrikt Walla Walla auf 33 Bushel Weizen per Acker an; für Dayton auf 27; für Waitsburg auf 30; für Pomeroy auf 38; für Moscow auf 25 und für das übrige Palouseland auf 30 Bushel: ein im Vergleich mit dem Produkte anderer Weizenländer ganz enormes Verhältniß, was es auch erklärlich macht, weshalb der Anbau von Weizen im östlichen Washington dem dortigen Farmer, trotz der enormen Transportkosten bis auf den Markt, immer noch einen Nutzen abzuwerfen vermag.

Die Einwohnerschaft von Colfax fand ich in einer trübseligen Stimmung. Der halbe Ort war vor etwa einem Monat durch ein verheerendes Feuer eingeäschert worden, und die ständigen 600 Bewohner dieser Hauptstadt des Palouselandes nebst den durchreisenden Fremden mußten sich betreffs der Wohnungen und des Lebensunterhaltes behelfen, so gut es eben anging. Die Wege war in diesem von hohen Bergen dicht eingeschlossenen Städtchen fast noch unerträglicher, als in Lewiston, wurde aber gegen Abend durch ein Gewitter etwas gemäßigt. Das einzige respektable Hotel in Colfax bei dem Brande mit eingeäschert worden war, so mußte ich mich mit einem Stübchen von acht bis zehn Fuß Quadratramm in einem Gasthause niedrigster Klasse begnügen, welches so unter aller Würde war, daß ich mich sogar nach Waitsburg zurücksehnte. Wenn ich einem Todfeinde etwas recht Schlechtes bescheeren wollte, so würde ich ihn nach diesem Hotel in Colfax dirigiren; und wenn er noch nie an Ungezieferunlichkeit gelitten hätte, so könnte ihm bei dem dortigen Menu gewiß bald dieses amerikanische Nationalleiden in optima forma beschieden werden. Von den genanzerten Insekten in meinem Schlafzimmerchen will ich hier gar nicht reden. An dergleichen kleine Rencontres gewöhnt sich jeder Reisende im Palouselande. Aber mich wandelt noch jetzt ein gelinder Schrecken an, wenn ich an die dort servirten Mahlzeiten zurückdenke und an den unausgesetzten Kampf mit den Schwärmen von zudringlichen Fliegen, der es Einem fast unmöglich machte, einen Bissen in den Mund zu schieben, ohne jene gefliegelten Feinde zuvor mit der Serviette in die Flucht geschlagen zu haben.

Colfax liegt am South Palouse, einem kleinen zur Zeit meines Besuches fast ausgetrockneten Flusse, der dicht oberhalb und unterhalb der Stadt einige Erweiterungen von stehenden Wasserpfützen zeigte, welche hier den Namen Seen führen. Der South Palouse fällt eine viertel englische Meile unterhalb Colfax in den größern North Palouse, der sich in den Snake ergießt und etwa 20 Miles oberhalb in den Blauen Bergen in einer dichten Waldregion entspringt. Beide Flüsse, welche im Sommer so unbedeutend erscheinen, werden im Winter zu reißenden Strömen. Der North Palouse überschwemmt alsdann die Niederungen

Digitized by Google

mehrere hundert Yards weit und richtet durch Eisgang oft große Verheerungen an.

Die Witterung ist in Colfax und dem Palouselande im Winter außerordentlich unangenehm und veränderlich. Während drei Monaten ist das ganze Land mit Schnee, Eis und Glatteis bedeckt. Die häufig eintretenden warmen Chinook-Winde, so benannt nach dem am untern Columbia ansässigen Stamme der Chinook-Indianer, weil sie aus jener Richtung herwehen, machen die Wege beim Thauwetter fast grundlos; die kleinen Flußläufe sind alsdann hoch angeschwollen, und fast aller Verkehr ist unterbrochen. Zeitweilig wehen bitterkalte Winde, die das Blut fast erstarren machen; genug, es herrscht hier zu jener Jahreszeit das denkbar widerwärtigste Wetter. Die „ältesten Einwohner", welche in jedem andern Lande als treffliche Wetterpropheten gelten, sind mit ihren Prophezeiungen über die Witterung im Palouselande geradezu unzuverlässig, als die Neuankömmlinge. Frost, Regen, Sturm und Thauwetter folgen auf einander ohne alle Regel. Im Sommer dagegen ist das Klima im Palouselande recht angenehm, und die Farmer vergessen beim reichen Ernteertrag bald wieder die im Winter ausgestandenen Mühsale.

Colfax, welches bis jetzt die Landesprodukte des Palouse-Districts nach Almota, einem 12 Miles von dort am Schlangenflusse liegenden Hafenplatze, verschifft hat, wird binnen Kurzem mit dem Bahnsystem der „Oregon Railway and Navigation Company" bei Texas Ferry am untern Snake in Verbindung treten. Die Eisenbahn, welche von Walla Walla nach Grange, einer Texas Ferry am linken Ufer des Snake gegenüber liegenden neuen Ortschaft, im Bau begriffen ist, soll eine Länge von 45 Miles erhalten, und die Entfernung von Texas Ferry nach Colfax ist ungefähr dieselbe. Durch eine Schienenverbindung zwischen Colfax und dem untern Columbia wird man die ungewisse Schifffahrt auf dem Snake künftig ganz vermeiden und die Landesprodukte schneller auf den Markt bringen können. In diesem Herbste z. B. befanden sich in den Depots bei Texas Ferry nicht weniger als 1500 Tonnen Weizen, zu deren Fortschaffung die Transportmittel fehlten, und in allen Lagerhäusern an den Hauptpunkten des Territoriums waren Massen von Weizensäcken aufgespeichert, die auf Beförderung warteten: ein Zustand der Dinge, der bei einer Eisenbahnverbindung mit Portland und dem Puget Sund nicht wieder vorkommen kann. Die Eisenbahn wird sich von Colfax nach den Hauptortschaften im Palouselande, über Farmington bis nach Moscow in Idaho, verzweigen.

Die unter der Leitung des deutsch-amerikanischen Eisenbahnkönigs Billard stehende „Oregon Improvement Company", welche die Entwickelung des Nordwestens auf ihr Programm gesetzt hat, befördert diese neuen Eisenbahnunternehmungen nach besten Kräften. Im Palouse-Districte besitzt jene Gesellschaft 150000 Acker werthvoller Ländereien, welche von ihr nur an Ansiedler — nicht an Spekulanten — verkauft werden, allerdings zu höherm Preise, als den guten Palousern genehm ist. Doch es wäre Thorheit, anzunehmen, daß eine derartige Gesellschaft von Kapitalisten das von ihr erworbene Land aus purer Menschenliebe zu niedrigerem Preise, als sie es thun kann, wieder veräußern wird. Ich will noch erwähnen, daß der Anbau von Flachs im Palouselande mit jedem Jahre größere Dimensionen annimmt und eines der Hauptprodukte dieses Districtes zu werden verspricht. Im Paradise-Thale bei Moscow wurden z. B. in diesem Jahre bereits 150000 Bushel Flachssamen gewonnen.

Wanderungen zwischen Teimâ, Hâil, Khaibar und Bereida.

Von **Charles M. Doughty.**

II.

In Khaibar hielt mich der schurkische Lieutenant der irregulären Soldaten von Medina lange als angeblichen Spion der Muskowis (es war das während des letzten türkisch-russischen Krieges), und weil ich als Ungläubiger das Land des Propheten betreten hatte, gefangen, und erst nach $2^1/_2$ Monaten befreite mich ein Befehl des Paschas von Medina aus der Haft, in welcher ich kaum einen Tag meines Lebens sicher gewesen war. Mit einem Empfehlungsbriefe desselben Paschas an Ibn Raschid versehen, brach ich von Neuem nach Hâil auf; dorthin hatte ich selbst gebeten zurückzukehren, da mir keine anderen Wege offen standen, ohne Medina passiren zu müssen. Mich begleiteten auf meine Kosten zwei Büschr-Beduinen, die aber zu den Ageil-Reitern oder dem Dromedar-Corps der Regierung von Medina gehörten. Die Abreise geschah am 22. des Monats Seffer, nach meiner Rechnung etwa am 17. März 1878. Da wir nur ein räudiges Ageil-Dromedar besaßen, so mußte unsere Reise langsam von Statten gehen, um so mehr, da wir überall nach Beduinen suchten, um das Thier durch die frisch aufsprießenden Kräuter und uns durch Milch zu erquicken, sintemal in diesem Jahre in Khaibar eine Hungersnoth geherrscht hatte. Es war verabredet worden, daß wir über el-Hajât und Mustidschdda reisen sollten; meine Gefährten jedoch, die weder Städter noch richtige Beduinen, sondern in der Stadt verdorbene Beduinen waren, wählten sich, sobald wir Khaibar aus den Augen verloren hatten, den übrigen Weg nach ihrem eigenen Kopfe aus. Am Nachmittage kamen wir zu einigen vereinzelten Heimzelten und blieben daselbst zur Nacht. Von dort zeigte sich eine Bergspitze el-Baitha, welche den Angaben der Leute zufolge etwas vor (nördlich) el-Medina liegt. Am zweiten Tage zogen wir in nordwestlicher Richtung über die Harra, schauten aber vergebens nach einem andern Nomadenlager aus. Zuweilen sahen wir einen großen weißlich gesprenkelten ebaren Vogel (habâra) vor uns auffliegen. Den ganzen Tag über blies ein heftiger Märzwind. Bei Sonnenuntergang fanden wir einen geschützten Platz und trockenes Akazienholz, machten ein großes Feuer an und blieben dort. Auch am dritten Tage zogen wir, nach Nomaden ausschauend, über die Harra hin und suchten, als die Märznacht anbrach, Schutz unter einigen Büschen. Mit der Morgensonne aufbrechend kreuzten wir in nordwestlicher Richtung den Rand der Harra. Der Lava-Abhang über der granitischen Ebene

Digitized by Google

hat dort eine Höhe von 20 Fuß und darüber, hebt und senkt sich aber bis 30 bis 60 Fuß. Wir hatten jetzt Spuren von Arabern gefunden, die vor uns her zogen und folgten ihnen bis Mittag, wo wir sie an ihrem Halteplatze im Bezirke Jeteröha, nahe am Rande des Dschebel Hndschar, erreichten. Von dort zogen wir nach Nordosten über den Wasserplatz el-Jemmen der Auaschsi-Bissche Beduinen auf die Harrat Ethnan zu. Dieser nicht unbeträchtliche Bultkamkegel, den die Araber wegen seiner scharfen Lawen nie erstiegen zu haben behaupten, ist der hervorragendste unter den hilliân, welche ich in der Harrat Khaibar gesehen habe. Bei Regenwetter glauben die Araber aus seinem Gipfel einen hellen Dampf aufsteigen zu sehen, haben aber keine Ahnung, daß die hilliân „Feuerberge" seien, und keine Ueberlieferung, daß irgend ein hilli der Harras jemals gebrannt habe. In dieser (hier granitischen) Ebene, welche wir in der Richtung auf die Harra durchzogen, fanden sich frische Spuren und zerbrochene Eier des Straußes.

Meine Gefährten schwebten in beständiger Furcht vor feindlichen Streifpartien, die uns Angesichts unserer schwachen Anzahl überfallen könnten, und sie baten mich immer wieder und wieder, in meinen Büchern nachzusehen, aus welchen ich, nach ihrer Ansicht, unser gutes oder böses Geschick herauszulesen im Stande wäre. Inzwischen steigerte sich der Märzwind zu einem Orkane, und da wir uns in offener Wüste befanden, so suchten wir nach Sonnenuntergang für die Nacht nach Art der Nomaden Schutz hinter einem großen Busche. Am folgenden Tage erreichten wir die Harrat Ethnan wieder und schliefen die Nacht am Fuße derselben Hilliân, welche ich zuerst bei meiner Reise über die Harra südwärts nach Khaibar passirt hatte. Am nächsten Nachmittage trafen wir auf der Harra jenen Ajjada ibn Abschwein mit seinen Kameelen, von dessen Zelte aus ich meine Reise angetreten hatte. „Und wie ging es Dir in Khaibar?" fragte er. „Wahrlich nicht sehr gut!" — „Habe ich Dir das nicht im Voraus gesagt — und doch wolltest Du hingehen!" Dann molk der Heteimi seine Kameele für uns und wir blieben diese Nacht einige (engl.) Meilen weiter hin in Zelten von Heteim-Nomaden. Am nächsten Morgen kamen wir nach einer Stunde Reitens zu dem Zelte jenes Mannes, der mein „rafik" von Hâil aus gewesen war und mich ungefähr in dieser Gegend im Stiche gelassen hatte; da ich jedoch zwar spät, aber doch gesund zurückgekommen war, so machte ich ihm jetzt keine Vorwürfe, und wir rasteten diesen Tag bei ihm. Am nächsten Morgen erreichten wir, stets nordwärts reitend, den Wasserplatz Baidi, zwei alte Brunnen in der Harra-Lava, welche den Bischr gehören. Die Harra ist von hier an in großen Wellen aufgeworfen, welche oft tiefe kreisrunde Gruben einschließen. Dann ließen wir das kleine vereinzelte Dorf Thürghrud eine halbe Tagereise zur Rechten liegen und stiegen bald darauf vom Nordrande der Harra hinab in eine mit Granitgerölle bedeckte Landschaft, welche, da dort seit dem letzten Herbste kein Regen gefallen war, nun mâhal, d. h. völlig kahl und ohne einen einzigen grünen Halm war. Dann passirten wir den Berg Thulla'an Bûthra[1]), unweit dessen Fuße bei meiner Hinreise Ajjada's Zelt gestanden hatte, und schliefen diese Nacht, da wir keine Araber und auch kein Wasser gesunden hatten, in einer vertieften Stelle unter dem Berge el-Ethmâd. Am folgenden Morgen zogen wir weiter, ohne Wasser und immer noch durch dieselbe todte Gegend, deshalb auch ohne Hoffnung, Araber zu treffen. Gegen Mittag aber fanden wir auf einem Berge ein kleines Loch voll Regenwasser, welches wahrscheinlich von einigen einzelnen Solubbi-Jägern gegen die glühende Sonne mit einer Steinplatte zugedeckt worden war. Dort stillten wir unsern Durst und zogen dann weiter bis zum Abend, wo wir eine bessere Gegend erreichten und bei Sonnenuntergang zuerst wieder eine von der Weide zurückkehrende und Nomaden gehörige Schafherde erblickten; wir folgten derselben und kamen zu einigen Zelten von Harb-Beduinen, welche uns aufnahmen, ein Schaf schlachteten und uns mit großer Gastfreundschaft erquickten. Da meine fremdartige Aussprache ihren Ohren sonderbar klang, hielten sie mich für einen Meschhedi, d. h. für einen Kaufmann aus Meschhed Ali, jener theilweise von Persern bewohnten Stadt südlich von Bagdbad, wie deren mehrere auf dem Süf (Bazar) in Hâil zu finden sind, welche zuweilen in die umliegenden Wüsten reisen, um den Nomaden Kleider zu verkaufen. Ein solcher Meschhedi, sagten sie, mir ähnlich, wie ein Bruder dem andern, sei wenige Tage zuvor hier durchgekommen.

Am nächsten Tage um Mittag kamen wir zu Schammar-Zelten, wo meine Gefährten Bekannte antrafen und wir die Nacht über blieben. Den folgenden Tag kamen wir vor Mittag zu dem einzelnen Weiler el-Gufsa und bei Anbruch der Nacht nach dem Weiler el-Agella, brachen dann mit Sonnenaufgang auf und erblickten noch vor Mittag das schon oben erwähnte Dorf el-Kasr (Kasr el-Aschrâf), wo wir zur Nacht blieben, passirten dann Gofar und trafen in der Mitte des Nachmittags in Hâil ein.

Ich fand den Emir nach Norden gezogen. Die Fürsten von Dschebel Schammar, welche viel Vieh besitzen und sich erholen wollen, folgen dem Gebrauche der Nomaden, indem sie im Frühjahre, wenn das neue Kraut aufsprießt, in Begleitung ihrer radschagil oder Soldaten, Dromedar-Reiter und Kameelherden in die Wüste ziehen, und zwar dorthin, wo das meiste Kraut gewachsen ist, und dort sechs Wochen lang ihr Lager aufschlagen. Ihre derartigen Ferien enden gewöhnlich mit einem allgemeinen Angriffe und plötzlichen räuberischen Ueberfalle irgend welcher feindlichen Stämme. Der Emir befand sich in der nördlichen Wüste, an einigen Brunnen unweit östlich des Bezirks von Dschauf, und hatte in Hâil als Statthalter einen eingeborenen Galla-Sklaven aus seines Vaters Hause, Anêbir mit Namen, hinterlassen. Hâil aber erschien jetzt, da der Emir abwesend war und so viele mit ihm, als todte Stadt; im Süf war fast kein Mensch zu sehen, und da die Läden geschlossen waren, zeigten sich auch keine Beduinen mehr auf dem öffentlichen Platze. Anêbir, welcher früher freundlich gegen mich gewesen war, zeigte jetzt, da er das Schwert des Emir trug, dem Fremdlinge ein hochmüthiges Gesicht. Der Brief des Paschas von Medina wurde mir, da Anêbir anscheinend nicht lesen gelernt hatte, durch seinen Sekretär abgenommen und stolz wieder zugestellt — aber unerösfnet. Ich hatte einige Tage in Hâil verweilen und mich nach so vielen Anstrengungen etwas ausruhen zu dürfen; doch dies wurde mir abgeschlagen, ebenso wie meine Bitte, mich zum Emir oder mit dessen sicherem Geleite nach el-Kasim begeben zu können. Von wo ich gekommen, dorthin sollte ich wieder zurückgehen, sagte der Sklave in Amt und Würden, und die mich begleitenden Beduinen, deren Stamm dem Ibn Raschid unterthan war, sollten bei Todesstrafe mich nach Khaibar zurückbringen! Obwohl unser krankes Dromedar kaum mehr laufen konnte, so trieben sie doch zur Abreise, als am nächsten Morgen einige der niederträchtigen und fanatischen

[1]) Bûthra bei den Heteim, Bothra bei den Annêsi genannt.

Digitized by Google

Leute, durch meine Zurückweisung ermuthigt, sich bereit zeigten, mich anzugreifen. Wir gingen wiederum nach Gôfar, blieben dort zur Nacht und zogen am folgenden Tage langsam südwärts, indem wir das Kameel in der Wüste weiden ließen. Bei Anbruch der Nacht sahen wir ein Wachtfeuer vor uns und fanden, als wir es erreichten, Kamelhirten, welche ihre Thiere für uns melkten; dort legten wir uns nieder und schliefen. Am folgenden Morgen passirten wir wiederum el-Agella und trafen vor Anbruch der Nacht andere Kameelherden der Schammar, von denen wir Milch erhielten; die Nacht, welche wir dort zubrachten, war regnig.

Meine Gefährten, welche mir jetzt fortwährend drohten, mich zu verlassen, da ihr Dromedar mich nicht mehr tragen konnte, und sie mit dem Nasaräni nicht nach Khaibar zurückzukehren wagten, obwohl sie in Hâil von mir die doppelte Bezahlung für die Rückreise erhalten hatten, ließ ich schwören, mich nicht in der offenen Wüste, wo ich keinen Weg kannte, zu verlassen, sondern nur bei Nomadenzelten. Denn sonst hätte ich sie, eher als daß ich durch ihre Verrätherei gestorben wäre, gezwungen oder ihnen das Dromedar mit Waffengewalt abgenommen; denn ich trug unter meinem Gewande ein Pistol, freilich eine große Last für mich, bei der herrschenden Hitze und meinen Anstrengungen, was aber den Arabern, die mich für waffenlos hielten, nie bekannt geworden war. Ich war jedoch stets diesen äußersten Maßregeln durchaus abgeneigt, weil sie sich wahrhaftig für einen Christen nicht ziemen und weil sie ähnliche Reisen für spätere Erforscher nur noch gefährlicher machen würden. Während meine fußkranken Gefährten ritten, ließen sie mich laufen, obwohl ich sehr schwach und durstig war; doch ertrug ich alles mit Geduld, hatte aber in Folge der Anstrengung des Marschirens und der Hitze starkes Nasenbluten. So gelangten wir Nachmittags zu Zelten von Schammar-Beduinen, denselben, welche uns bei unserer Hinreise zuletzt aufgenommen hatten, nur daß sie seitdem ihre Stelle verändert hatten. Ich erzählte den Leuten von der Absicht meiner Begleiter; und die Beduinen tadelten sie darum, so daß sie mich hier nicht verlassen konnten. Auf dem nächsten Tagemarsche jedoch, da ich zu Fuß ging und die Männer auf dem Dromedare vor mir ritten, schien es, als wären sie im Begriffe, ihr Vorhaben auszuführen. Um nun einen Weg zu Arabern zurückzufinden, zog ich mit meinem Stocke hinter mir beständig eine Linie in den harten Kies, was meine Anstrengung nur noch vermehrte. So kamen wir in eine Gegend, wo viel Kraut gewachsen war, und erblickten Nachmittags vor uns nahe dem Berge Sfae schwarze Nomadenzelte, welche meine Begleiter, da sie niedrig und nahe neben einander aufgeschlagen waren, für solche der Heteim erklärten, und so verhielt es sich auch. „Hier — sagten sie — wollen wir Dich lassen und wir wollen Dich diesen Arabern empfehlen, daß sie Dich weiter senden, wohin Du gehen willst, nach el-Kasîm."

Wo immer ich jetzt zu Arabern kam, kannten sie mich; einige hatten mich in Hâil gesehen, die übrigen hatten von dem Nasaräni, der im Araberlande herumwanderte, gehört und kannten mich der Beschreibung nach. Und dies, während es doch wegen ihres bittern Fanatismus leicht hätte anders sein können, that mir gewöhnlich gute Dienste, weil sie Gutes von mir gehört hatten, daß ich weder einem Menschen noch auch dem Lande irgendwie Böses zugefügt hätte, weder durch meine Spionirerei noch durch unsere boshaften Zauberkünste, sondern daß vielen Leuten durch meine Medizinen geholfen worden, und daß die Prinzen in Hâil selbst mich mit Achtung behandelt hätten.

In der Nacht machte ich hier meine Wirthe mit der Absicht der beiden Beduinen bekannt, und als letztere am folgenden Morgen mir zuriefen und mit meinem Gepäcke fortritten, weigerte ich mich ihnen zu folgen. Die Heteim sagten zwar zuerst, sie wollten mich nicht wieder aufnehmen, aber mein Wirth ließ sich erweichen; ich ging mit ihm hinaus und wir zwangen meine Leute zurückzukehren, zuerst das Gepäck niederzulegen und dann mir einen Theil des Geldes zurückzuerstatten, welches sie fälschlich für die Rückreise nach Khaibar erhalten hatten. Dann ritten sie davon und ich blieb in den Zelten der Heteim zurück.

Diese Nomaden schreuten sich mich weiter zu senden; aus Furcht, der Emir würde es von ihnen fordern, sagte mein Wirth, wenn ich dies Jahr bei ihm bleiben wollte, würde er mir seine Kameele zu weiden geben, und ich sollte nicht Hunger leiden und könnte mit dem nächsten Hadsch (Bagdader Pilgerkarawane) nach el-Irak hinanziehen. Als ich später in ihn drang, mich nach el-Kasîm zu schicken, willigte er ein, mich für mein Geld zu einem Scheich der Harb, Ibn Nâhal, zu bringen, der in einer Entfernung von zwei Tagereisen oder weniger gegen Osten lagere, und ich würde finden, daß diese Harb im Stande wären, mich nach meinem Ziele zu geleiten.

Unser Weg führte über die hier aus plutonischem Gesteine bestehende Wüste nach Osten; am zweiten Tage fanden wir das Harb-Lager bei der kleinen Palmenoase Soleima (Sleimi), welche von wenigen Schammarsfamilien bewohnt wird. Von hier erblickten wir im Süden nach el-Medina hin in weiter Entfernung den Rand eines mächtigen Gebirges, el-'Atem. Bei Ibn Nâhal angekommen, wurden wir zu Abend bewirthet; aber da er vor Ibn Raschîd Furcht hatte, machte er viele Ausflüchte und gebot uns weiter zu reiten. Dieser Mann, aus armer Familie stammend, hatte sich zu dem Reichthume der größten Scheichs emporgeschwungen, denn er besaß jetzt 300 und einige Kameele und einen nicht geringen Schatz an Silber, im Gesammtwerthe von vielleicht 1500 Pf. St. Als Beduine geboren, war er durch natürlichen Verstand ein gewitzter und glücklicher Kaufmann; er kaufte im ganzen Bezirke sammen (geklärte Butter von Ziegen- und Schafmilch) auf und schaffte sie nahezu 500 engl. Meilen weit nach Dschidda hinab, wo er seine Waare mit großem Nutzen wieder verkaufte. Auch hatte er mit Kamelherden nach Aegypten Handel getrieben. Es ist keineswegs so sonderbar, bei diesen Beduinen einen so bürgerlichen Geist zu finden, denn sie sind Beduinen von Medina und in ihren Sitten mit städtischem Leben vertraut, wie denn auch ihre Sprache nach der Stadt und dem Hidschâz klingt.

Nach Sonnenuntergang setzten wir uns wieder auf die Thiere und gelangten, in der ersten Stunde der Nacht durch ein Wachtfeuer geleitet, zu anderen Harb-Zelten; der Hausvater empfing mich in edler Weise, versprach mir, Mittel zu finden mich nach el-Kasîm zu senden, und zeigte mir auch am Morgen kein böseres Gesicht, nachdem er erfahren hatte, daß ich ein Nasaräni sei.

Am vierten Tage darauf fand ich einen bei den Schammar lebenden Anneze-Beduinen, welcher einwilligte mich für einen guten Preis nach Bereida (Boreida) zu führen. Unser Weg ging nun zuerst nach Nadofeen; denn es waren gefährliche Zeiten, und es wurde berichtet, daß Ibn Saud, der Wahabi, mit den 'Ateiba auf einem großen Kriegszuge begriffen, die südliche Gegend besetzt und bis an die Mauern von Aneize gekommen sei; es würde böse für uns sein, dieselben zu treffen, da sie meinen Begleitern feindlich waren, und außerdem hätten sich die Nomaden aus allen angrenzen-

Digitized by Google

den Gebieten zurückgezogen und die Wüsten verlassen, welche auf unserm Wege menschenleer sein würden. Nach einer Tagereise erfuhren wir, daß das Gerücht, wie es in Arabien, einem stets von Alarm erfüllten Lande, gewöhnlich der Fall ist, nur zum Theil wahr sei. Von nahe er-Raudha, wo wir in der Wüste geschlafen und im N.-W. das Ende des östlich von Hâil liegenden Tschebel Selmâ gesehen hatten, gingen wir deshalb wieder nach S.-O. und kamen am zweiten Abende zu Beduinenzelten vor Semira. Dies ist ein sehr altes Dorf in der Wüste, von einer hohen Mauer umgeben und bewohnt von einigen 30 Familien der Beni Temîm, die erst die Besitzer und dann theilweise Nomaden in einem so großen Theile von Nedschd waren. Was aber sonderbar ist, ist, daß man in Semira keine Palmen sieht, welche dort nicht gedeihen wollen; die Leute banen dafür Getreide. Das Grundwasser ist sehr nahe unter der Erdoberfläche, und Semira war ohne Zweifel zu allen Zeiten ein Hauptwasserplatz. In dieser Gegend war der alte Weidebezirk der Annâlia; hier versammeln sich jetzt die Harb-Stammesgenossen unter Ibn-Raschîd einmal im Jahre, um eingeschätzt zu werden, und hier ist eine Wasserstation der Bagbdader Pilgerkarawane, welche über Land unter Ibn-Raschîd's Führung nach Mekka zieht. Wir sprachen in Semira vor, um zu frühstücken. Ich bemerkte, daß mein Wirth mich kannte; er war unlängst in Hâil gewesen, fragte, wohin wir jetzt reisten, und lächelte freundlich, denn er war zu edelmüthig, mehr zu sagen. Bei den besseren Leuten gilt es nicht als Verbrechen Christ zu sein, wohl aber bei den weniger zahlreichen gefährlichen Fanatikern.

Wir setzten unsere Reise fort am Fuße des großen schwarzen Basaltberges Habbschi, über welchem die Sonne aufging, als wir Semira betraten. In der Wildniß trafen wir auf einen einzelnen Reisenden, einen in Medina ansässigen Beduinen, welcher Kleinvieh an die Schlächter verkaufte und auf seinem Dromedar über Land geritten war, um seine jährlichen Einkäufe zu machen. Da er dieselbe Richtung verfolgte, ritten wir in Gesellschaft. Auch dieser Mann kannte mich, denn er war auch bei jenen Harb unweit Soleima vorbeigekommen, und zwar nach unserer Abreise, hatte dann aber einen nähern Weg eingeschlagen. Soleima, rechnet man, liegt vier starke Dromedar-Tagereisen von Medina, was circa 200 engl. Meilen entsprechen mag.

Dies ist die nördliche Harb-Wüste, welche ich, wie oben die Gebiete der Schammar, voll von Nomaden fand, welche je nach Familienverwandtschaft in wenigen Zelten zusammen lagerten (ferridsch, plur. fordschân); überall und namentlich hier unweit des Wadi er-Rummah findet sich Grundwasser in geringer Tiefe und es giebt sehr viele kleine Quellen. Jenes Wadi zog sich, wie meine Gefährten erzählten, stets in einer Entfernung von etwa einer halben Tagereise längs unseres Weges hin. Alle paar Stunden fanden wir auf unserer Reise Beduinenzelte, deren Lage wir von den Harb in Erfahrung gebracht hatten. Diese Nacht blieben wir bei anderen Harb-Nomaden.

Am nächsten Tage kamen wir aus dem Berglande hinaus auf die große Ebene Ghraimâr, wo wir bei einer Quelle eine Abtheilung wandernder Harb trafen. Das ganze ebene Gebiet von hier bis el-Kâsim heißt Fuêilât. Die Weiler Autheim und Mathaul am Fuße eines Berges zur Linken lassend, reisten wir den ganzen Tag. Gegen Abend brach ein wüthender Sturm mit Blitz und Regen über uns los, und wir legten uns zur Nacht in der überschwemmten Wüste hinter unseren Dromedaren als Deckung nieder. Im Morgenlichte entdeckten wir unweit vor uns Beduinenzelte, wo wir den Tag über verweilten. Am folgenden Tage setzten wir unsere Wanderung durch die Wüste nach el-Kâsim fort und kamen aus der plutonischen Gegend in ein Sandsteingebiet am Fuße eines langen, niedrigen Gebirgsrückens Sâra; aus Furcht vor Ueberfällen durch die Aleïda wollten wir denselben zwar zur Nachtzeit passiren, aber da meine von Schâsi und Midsigfeit übermannten Gefährten obendrein in der Dunkelheit sich verirrten, so machten wir am Mitternacht Halt, legten uns nieder und schliefen. Am nächsten Morgen hatten wir nur noch eine Stunde hinabzusteigen, dann befanden wir uns vor dem ersten Palmendorfe von el-Kâsim im Beginn des Nefûd, er-Rand. 1½ Stunden weiter erreichten wir die Oase el-Ajûn, ein blühendes Handelsdorf gleichfalls am Rande des Nefûd, an den Handelsstraßen zwischen Norden und Süden. Zwei Stunden weiterhin lag el-Garra, eine kleine Palmenoase in dem Nefûd von Kâsim; dann noch 1½ Stunden bis zu dem kleinen offenen Dorfe el-Schufkâf und kaum 5 engl. Meilen weiter war Bereide (im Lande selbst wird der Name Boreida ausgesprochen) erreicht.

* * *

Auf der mit Nro. 14 ausgegebenen Karte sind einige der im Text erwähnten Brunnen nicht verzeichnet, welche ungefähr folgende Lage haben: Hâja 27° 54′ nördl. Br., 37° 9′ östl. L. Paris; Kraitscheba 27° 46′ nördl. Br., 38° 41′ östl. L. und Baithâ Nekhil 27° 14′ nördl. Br., 39° 35′ östl. L. Der Nefûd nordwestlich von Aneize heißt Nefûd el-Kâsim; el-Abanat südwestlich von Aneize ist keine Ortschaft, sondern der Name der zwei Berge, zwischen welchen das Wadi er-Rummah hindurchzieht.

Die Bewohner von Lagos.

Ursprung; Sitten und Gebräuche; Sprache.

II.

Vorläufig geht diese Bodenkultur allerdings, wie in den meisten frisch erschlossenen Landstrichen, über ein rohes Ausnutzen der Naturkraft nicht hinaus. Zwischen die gefällten Riesenstämme wird nach Wegräumung des Unterholzes die erste Aussaat an Mais, Kassava, Jamś, süßen Kartoffeln oder Hirse gemacht. Im nächsten Jahre wird das Holz verbrannt und nun ohne Düngung und ohne irgend eine geordnete Schlagwirthschaft jahraus jahrein gepflanzt und gesäet, bis der ausgesogene Boden brach liegen bleibt und andere Stecken in Angriff genommen werden.

Auf die Lebensweise der Eingeborenen ist dieser Fort-

Digitized by Google

schritt indeß von großem besseren Einfluß gewesen. Neben dem reichlichen Ertrage der Lagunenfischerei ist der Verbrauch an animalischer Nahrung, die jetzt leichter und billiger zu beschaffen ist, in stetem Wachsen begriffen. Das Fleisch sämmtlicher Hausthiere und mancherlei Geflügel bildet einen bedeutenden Konsumartikel auch unter den Schwarzen, deren vegetabilische Kost in Mais, Yams und Kassava besteht. Reis wird vorläufig noch in geringem Umfange gebaut; dieser aber dem eingeführten vorgezogen und demgemäß auch höher bezahlt. Merkwürdiger Weise trinken die Schwarzen, welche zu der Mahlzeit nur Wasser nehmen, in den seltensten Fällen Milch, verstehen aber in großen Mengen den herausfließenden Palmwein zu vertilgen, während Branntwein nur gelegentlich genossen wird. Tabackkauen und Schnupfen ist eine unter den Männern jeden Lebensalters weit verbreitete Gewohnheit. Zur Bereitung von Schnupftabak wird der im Handel übliche Rollentabak mit der Hand zwischen zwei Steinen gerieben und ihm dabei zur Erhöhung des prickelnden Reizes in der Nase ein Zusatz von Natron oder einer aus dem Innern eingeführten Art Soda, Kanun genannt, gegeben.

Die gewöhnlichen Wohnungen bestanden vor der britischen Annexion aus einfachen, elenden Erdhütten von 3 bis 8 Fuß Höhe. Bessere Häuser, meistens im Viereck erbaut, waren gebildet aus zwei in der Entfernung von 6 bis 8 Fuß aufgeführten Parallelwänden von 60 bis 80 Fuß Länge. Diese Umfassungsmauern wurden entweder aus dem Lagunenschlamm aufgeführt, oder bestanden aus zwei Bretterwänden, deren Zwischenraum mit Schlamm ausgefüllt wurde, oder endlich in einfachster Weise aus einer Reihe zusammengebundener Bambusstäbe. Dünnes Lattenwerk mit übergelegten Palmblättern bildete das leichte Dach. Querwände theilten in Abständen von 7 bis 8 Fuß den zwischen den Umfassungsmauern liegenden Raum in kleine quadratische Gemächer, die ohne Fenster nur durch eine Thür mit der hinter dem Hause durch das weit überstehende Dach gebildeten Veranda in Verbindung standen. Diese Räumlichkeiten waren mit Holz oder Bambuslagen eingedeckt, denen eine dicke Lage Schlamm oder Lehm eine Art von Feuerfestigkeit verleihen sollte. Der Hausherr war Inhaber der größten und schönsten dieser Räume. Jeder Frau mit ihren Kindern war eins angewiesen und andere für Gäste, Verwandte, Sklaven oder zur Unterbringung von Vorräthen und Werthsachen bestimmt. In der guten Jahreszeit lebte und schlief die gesammte Familie indeß auf der Veranda und zog sich nur vor der Kälte oder in Krankheitsfällen in die Zimmer zurück. Dort angezündete Feuer mochten manchen Erkältungstod herbeiführen, der dann Hexen und Zauberern zur Last gelegt wurde. Außer einigen Körben und Matten und vielleicht einem rohen Stuhle gab es keinen Hausrath.

Häuser und Hütten pflegten in regellosem Durcheinander möglichst dicht zusammengebaut zu werden, so daß die engen und winkligen Gassen meistens nur Rinnsale für das abfließende Regenwasser bildeten. Die von Gerichten aller Art geschwängerte Luft solcher Ortschaften erzeugte häufige Epidemien, und bei der leichten Bauart legte eine ausbrechende Feuersbrunst oft ganze Städte in Asche. Das eifersüchtige und barbarische Regiment eingeborener Könige ließ Neuerungen und Verbesserungen in dieser Hinsicht lange Zeit nicht aufkommen. Wurde doch ein Mann, welcher gewagt hatte, seine Zimmer mit weißer Farbe zu tünchen, unter der Anklage, sein Haus dem des Fürsten ähnlich machen zu wollen, gramsam hingerichtet und sein Hab und Gut eingezogen. Seit das Gebiet indeß als Kolonie unter englischer Verwaltung steht, hat sich das Aussehen der Stadt Lagos gewaltig verändert. Gesunde und reinliche Häuser sind entstanden und finden auch bei den Eingeborenen immer mehr Anklang, denen sich mit der Verbesserung aller Lebensgewohnheiten auch erweiterte Lebensanschauungen erschließen werden. In dieser Beziehung hatte die starke Einwanderung aus Westindien und Brasilien günstig eingewirkt, welche neben weißen Männern auch ein zahlreiches Element früherer Sklaven des Joruba stammes mit ihren Kindern nach Lagos zurückgeführt hat. Diese Schwarzen haben nun, ohne ihre Stammeseigenschaften zu verleugnen, entwickelte Gesichtsgaben, erweiterten Gesichtskreis und manche Erfahrungen als Vorbild für die heimischen Brüder importirt. Sie sind nebenbei die Einzigen von allen Einwanderern, die in Lagos ohne vorherigen leichtern oder schwerern Akklimatisationsprozeß zu leben vermögen.

Die folgenden Ziffern, dem Ergebnisse des letzten Census vom Jahre 1872 entnommen, können demgemäß keinen Anspruch auf Genauigkeit mehr erheben, gewähren aber einen interessanten Einblick in die Bevölkerungsstatistik der Kolonie Lagos.

Distrikt	Einwohnerzahl						Total	Berufsstatistik		
	Weiße		Afrikaner		Total			Ackerbauer	Handwerker	Handeltreibende
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen				
Stadt Lagos und nächste Umgebung	77	5	16 893	19 030	16 970	19 035	36 005	2 165	63	2 875
Nördlicher Distrikt . .	—	—	5 313	7 088	5 313	7 088	12 401	3 149	17	10
Oestlicher „ . .	10	—	1 842	2 162	1 852	2 162	4 014	773	—	1 588
Westlicher „ . . .	2	—	3 726	4 073	3 728	4 073	7 801	1 698	—	52
Total . . .	89	5	27 774	32 353	27 863	32 358	60 221	7 785	80	4 525

Von dieser Einwohnerzahl waren:

Eingeborene Lagossianer	34 576
Angehörige benachbarter Stämme . .	21 311
Fantis	354

Einwanderer:

von Sierra Leona	1 533
aus Brasilien und Cuba . .	1 237
aus dem britischen Westindien	68 = 2 838
Europäer	94

Digitized by Google

NB. Die Summe stimmt mit der Einwohnerzahl nicht genau überein.

Nach den Religionsbekenntnissen vertheilten sich die Bewohner auf:

Christen:		
der englischen Kirche angehörig .	3 145	
Wesleyaner	1 048	
Baptisten	71	
Presbyterianer	2	
Katholiken	572 =	4 838
Mohammedaner		10 595
Heiden		44 788
Total . . .		60 221.

Die sämmtlichen Negerstämme, welche in einer Gesammtzahl von etwa 2 bis 2½ Millionen den Landstrich bewohnen, welcher sich an der Küste von Porto Novo bis Benin und im Innern von Dahome bis an den Niger ausdehnt, besitzen den gemeinschaftlichen Sprachstamm der Jorubesprache, deren Bezeichnung dem Namen des zahlreichsten Volkes entnommen ist. Diese Grundsprache wird nun allerdings an verschiedenen Orten in mancherlei Dialekten und Eigenthümlichkeiten geredet, deren Grundformen in der Art der Bildung von Substantiven durch Vorsilben, in häufiger Elision der Vokale, in der Unbeugsamkeit des Verbums und in dem bedeutenden Einflusse, welchen Aussprache und Ton auf den Sinn des Wortes ausüben, indeß überall dieselben sind. Diese letztere Eigenthümlichkeit begründet die Entwickelungsfähigkeit der Sprache, zugleich liegt in ihr aber auch die Schwierigkeit für das Erlernens für den Europäer.

Obgleich durch das Zusammenleben mit Mohammedanern, welche stets den Koran oder Theile desselben mit sich führen, die Eingeborenen schon längst Kenntniß von einer Schriftsprache gehabt haben müssen, so ist doch der Versuch, auch die Jorubesprache durch Schriftzeichen zu fixiren, erst in neuerer Zeit von amerikanischen Missionären unternommen. Jetzt versteht ein großer Theil der Eingeborenen in ihrer Sprache zu lesen und zu schreiben, und es giebt sogar neben anderen Büchern ein vom Bischof Crowther verfaßtes Wörterbuch: Englisch-Joruba und umgekehrt.

Neben dieser Sprache ist ein im Patois der Sierra-Leone Küste mit gewissen Anklängen an erstere gesprochenes Englisch vorherrschend, und die zugezogenen Brasilianer haben ein korrumpirtes Portugiesisch eingebürgert.

Herrmann Vogt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Etwas spät, aber doch noch so zeitig, daß sie vor Beginn des Hallischen Geographentages Verbreitung finden konnten, sind die „Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages zu Berlin am 7. und 8. Juni 1881“ erschienen (Berlin, D. Reimer 1881). Sie enthalten 1) Vorträge und 2) Verhandlungen über schulgeographische Fragen. Unter ersteren ragt an Umfang und Bedeutung Meitzen's von uns bereits gewürdigte Arbeit über das deutsche Haus und seine volksthümlichen Formen (s. oben S. 183) hervor; ferner der Vortrag von Zöppritz, über die Mittel und Wege zu besserer Kenntniß vom innern Zustand der Erde zu gelangen, und von J. J. Rein über die Bermudasinseln und ihre Korallenriffe. Letzterer begründet im Gegensatze zu der Darwin'schen Senkungstheorie seine schon früher ausgesprochene Ansicht, daß Korallenriffe sich überall da bilden können, wo die Grundbedingungen für die Ansiedelung der sie erzeugenden Polypen in Bezug auf Temperatur, Klarheit des Wassers und Nahrungszufuhr durch Wellenschlag sowie eine feste Unterlage gegeben sind, mag nun diese Unterlage eine untergetauchte Küste oder eine submarine Bodenerhebung, mag letztere vulkanischen, organischen oder anderen Kräften zuzuschreiben sein.

— Die Agitation unter den Juden Rumäniens behufs Auswanderung nach Palästina hat so bedeutende Verhältnisse angenommen, daß man nach der „A. Z.“ (27. März 1882) die Zahl der zur Auswanderung entschlossenen wohl etwas übertrieben auf 50000 schätzt, etwa den fünften Theil aller nach Rumänien zuständigen Juden überhaupt. Zum größten Theil sind das, von Schankwirthen abgesehen, in großer Armuth lebende Handwerker, wie Maurer, Klempner, Glaser, Schneider und Lohnkutscher, welche auch hinsichtlich der Bildung weit hinter den ärmsten ihrer Glaubensgenossen in Oesterreich, Deutschland und Frankreich zurückstehen. Nur ein verhältnißmäßig geringer Bruchtheil der rumänischen Juden lebt unter Verhältnissen, welche ihnen die Konkurrenz mit den rumänischen Geldmarkt und Gewerbehandel beherrschenden Spekulanten griechischer Abkunft ermöglichen.

— Die russische Regierung hat unlängst eine Statistik über Ein- und Auswanderung veröffentlicht, welche abgesehen von den ohne gesetzliche Erlaubniß Ausgewanderten, welche zumeist den gebildeten und wohlhabenden, selbst reichen Kreisen angehören, folgende Zahlen ergab:

Jahr:	Es verließen Rußland:	Es kamen zurück:
1871	144 000	118 000
1872	199 000	188 000
1873	236 000	204 000
1874	286 000	252 000
1875	329 000	297 000
1876	347 000	303 000
1877	331 000	284 000
1878	342 000	305 000
1879	298 000	245 000
1880	295 000	259 000
1871 bis 1880	2 807 000	2 455 000

mithin mehr ausgewandert, als zurückgekehrt 352 000 Personen. Dafür wandern beständig Ausländer in großer Anzahl, namentlich Deutsche, ein, welche angeblich in Rußland bald reich werden, da sie nicht nur von ihren Glaubtschaften und Konsulaten, sondern auch von ihren Landsleuten im russischen Staatsdienste beschützt werden, und als Ausländer die schweren Steuern der Russen nicht zu entrichten haben. Ihre Bewegung über die Grenze drückt sich in folgenden Zahlen aus:

Jahr:	Einwanderer:	Auswanderer:
1871	229 000	223 000
1872	313 000	291 000
1879	391 000	374 000
1880	406 000	388 000

was im Durchschnitt eine jährliche Zuwanderung von 16 000 Personen ausmacht. Da die einwandernden Deutschen meist

Digitized by Google

kleine Kaufleute, Händler, niedere Eisenbahnbeamte ꝛc. sind, so wird es mit ihrem „Reichwerden“ wohl nicht ganz so schlimm stehen, als die Russen glauben resp. zu glauben vorgeben.

Asien.

— Ein Artikel des „Nowoje Wremja“ vom 18. Februar (2. März) d. J. bezeichnet nach Aufhebung der Statthalterschaft im Kaukasus als wichtigste Aufgaben der neuen Verwaltung zur Hebung des ganzen Gebietes die Herstellung guter zu jeder Jahreszeit brauchbarer Wege nach allen Punkten an der Küste des Schwarzen Meeres, Anlage eines guten Hafens zu Anapa, Tuapse, Gelendshik oder Noworossijsk, Anschluß desselben an die Eisenbahn und möglichste Ausdehnung des Eisenbahnnetzes.

— Wie die „Mosk. Wiedom.“ mittheilen, war am 18. (30.) Juli 1881 Herr N. Konschin aus Moskau mit einer von ihm ausgerüsteten Karawane zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen nach der Achal-Teke-Oase und Merw abgegangen. Nach einigem Schwanken und verschiedenen Berathungen haben die dortigen Einwohner gern die Gelegenheit benutzt, europäische Waaren namentlich gegen Tepiche einzutauschen. Am 14. März d. J. ist die Karawane, nachdem sie ihren ganzen Vorrath abgesetzt hatte, wieder in Aschkabad eingetroffen.

— Die Russ. Geogr. Gesellschaft beabsichtigt im nächsten Jahre eine Expedition nach Inner-Asien zu senden, welche besonders den Bulkanismus im Tiën-schan studiren soll. Vielleicht wird Oberst Prschewalski die Führung derselben übernehmen.

— Ueber den Landhandel Ostindiens hat Mr. O'Conor soeben einen interessanten Bericht veröffentlicht. Da die Gebiete, nach welchen derselbe geht, insgesammt uncivilisirt sind, so hat er noch keine große Ausdehnung gewonnen und wird sie auch in vielen Jahren noch nicht gewinnen; doch ist eine stetige, wenn auch langsame Vermehrung, wenigstens was Kabul, Kaschmir und Nepal anlangt, zu bemerken. Der Handel mit Kandahar ist in Folge des letztjährigen Einfalles von Ayub Chan, derjenige mit Birma in Folge der dortigen Monopole zurückgegangen. Der Export indischen Thees nimmt zu, ist aber dem durch Indien gehenden Export chinesischen Thees noch nicht annähernd gleich. Nach O'Conor's Ansicht bieten Afghanistan, Persien, Turkestan und Jarkand einen guten Markt dar, und würden jährlich wenigstens 5 Millionen Pfund indischen Thees verbrauchen, wenn die indischen Pflanzer sich nur die Mühe geben wollten, den Thee nach dem Geschmacke jener Völker zuzubereiten.

— Fortgefahren sind französische Reisende mit der Erforschung Hinterindiens beschäftigt. Auf S. 111 des vorigen Bandes besprachen wir sieben solche Unternehmungen; einige weitere wurden in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 17. Februar d. J. erwähnt. Hauptmann Aymonier begiebt sich im Auftrage des Unterrichtsministers nach Indochina; ihn begleitet der Lieutenant der Marine-Infanterie Sorin, welcher bereits an der Expedition Borgnis-Desbordes nach dem Senegal sich betheiligte. Ferner haben zu Ende des vorigen Jahres Lieutenant Septans, welcher schon früher den Dr. Neis zu den Quellen des Donai begleitete („Globus“ XL, S. 111), und Dr. Mondon Saigon verlassen, um das Land der Moïs, die Gegend zwischen dem obern Mekong und dem chinesischen Meere in 12° bis 14° nördl. Br. zu erforschen. Schließlich schreibt der Gouverneur von Französisch-Cochinchina am 5. Februar 1882, daß Lieutenant Gauthier ins Innere abgereist ist; derselbe will von Bienhoa nördlich bis zur Breite von Hué, der Hauptstadt Annams, hinaufgehen und über das chinesische Meer zurückkehren.

— Schiffslieutenant Louis Delaporte ist von seiner archäologischen Reise in Kambodja (s. „Globus“ XL, S. 335) bereits wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Er verließ Marseille am 3. October v. J. und fand in Saigon leichte Unterstützung; der Gouverneur Le Myre de Vilers stellte ihm ein Dampfboot zur Verfügung und ließ ihm durch den Colonialrath 8000 Francs bewilligen und die große Schiffahrtsgesellschaft Roque bot ihm ihre Dampfschaluppen zur unentgeltlichen Beförderung seines Personals und Gepäcks an. Von Phnom Penh, der Hauptstadt von Kambodja, begab sich Delaporte sofort nach den Ruinen von Angkor, wo er die unerwartete Entdeckung machte, daß die dortigen Tempel dem Brahmanenthume angehört haben; in den höher gelegenen Theilen von Angkor-Bat grub er Meisterstücke der kambodjischen Bildhauerkunst aus, Basreliefs, die einst vergoldet waren, Giebel und Einrahmungen, welche sich insgesammt, bis auf die Stücke, welche das innerste Heiligthum schmückten, auf Rama und Wischnu beziehen. Dasselbe war der Fall bei den meisten der in Angkor Tom neu gefundenen Bildwerke, in denen auch Siva's Emblem, der Phallus, vorkommt; dort wurde der Palast der Chmer-Könige ausgegraben, dessen über einander liegende Terrassen mit prächtigen Basreliefs geschmückt sind. Delaporte hatte schon 300 Photographien und 40 Abklatsche genommen und einige werthvolle Originalstücke gesammelt, als er zu Neujahr 1882 erkrankte und über Saigon heimzukehren gezwungen war. Dasselbe Schicksal traf den Ingenieur Farnut und den Zeichner Tille. Doch nahmen die Arbeiten unter Leitung des Marinearztes Dr. Ernault ihren Fortgang und sollten bis Mitte März, wo die Hitze für Europäer schon zu groß wird, fortgesetzt werden. Man gedachte Mitte Januar nach Batta-Long zu fahren und dann die Ruinen am Ufer des Mekong zu besuchen.

— In Frankreich beschäftigt man sich seit Kurzem mehrfach mit dem Plane einer Durchstechung der schmalsten Stelle der hinterindischen Halbinsel, des Isthmus von Kra unter 10½ Grad n. Br. Unter Anderen hat Delonele, ein Beamter des Kultusministeriums, diese Frage studirt und ist unlängst von Lyon nach der Halbinsel von Malakka abgereist, um sie an Ort und Stelle weiter zu verfolgen. Es handelt sich darum, den Fluß Pakchiam, welcher die britische Kolonie Tenasserim von den siamesischen Besitzungen trennt, durch einen angeblich in sandigem Boden leicht herzustellenden Kanal mit dem dem Meerbusen von Siam zufließenden Hauung oder Hsung-Woi zu verbinden und letzteren zu vertiefen, um so eine Wasserstraße zu gewinnen, welche die Fahrt von Westen her nach Cochinchina, China und Japan um etwa vier Tage verkürzt. Delonele meint, daß der Kanal nur ca. 100 Millionen Francs kosten könnte, daß aber mehr als die Hälfte aller jetzt mit dem Umwege über Singapur verschifften Transitwaaren (2500000 Tonnen jährlich) den Kanal vorziehen würde. Eine Abgabe von 5 Francs per Tonne verzinste also das aufgewendete Kapital vollständig. Dem wird aber von anderer Seite entgegengehalten, daß für die aus dem Rothen Meere kommenden französischen Schiffe, welche ihren Kurs nach südlich von Ceylon nehmen, der Umweg über Singapur kein so großer sei, daß aber fast der ganze Vortheil des Kanals den Engländern für ihren Verkehr von Bengalen und Britisch-Birma nach dem Osten zu Gute kommen müsse, wie denn auch die Engländer schon seit dem Jahre 1843 dieser Landenge ihre Aufmerksamkeit zugewendet, mehrere Expeditionen dorthin gesendet und die Anlage einer Eisenbahn daselbst geplant haben, welche freilich nicht zu Stande gekommen ist. Außer M. Delonele betreibt in Frankreich auch der Ingenieur Léon Dru den Plan der Durchstechung der Halbinsel Malakka; derselbe hat neben dem Isthmus von Kra zwei bedeutend südlicher gelegene Landengen, diejenige von Schajia (zwischen 8° 20′ und 9° 20′ n. Br.) und die von Talung (etwa unter 7½° n. Br.) behufs näherer Untersuchung in

Digitized by Google

Vorschlag gebracht und eine „Société de recherches" gegründet, welche die Sache in die Hand nehmen will.

Afrika.

— In Algerien ist ein Gesetz veröffentlicht worden, nach welchem die Mohammedaner Zunamen annehmen müssen. Der Vater, Oheim oder ältere Bruder hat das Recht, einen für die Söhne, Neffen oder jüngeren Bruder bindenden Namen zu wählen, für Familien ohne männliche Mitglieder hat es die Mutter, Tante oder ältere Schwester. Personen ohne Familien können ihre Namen wählen, oder es wird die Regierungskommission denselben einen solchen geben. Jede Person erhält eine Identitätskarte, und es wird von nun an ein Register der Geburten, Todesfälle, Heirathen und Ehescheidungen geführt werden.

— In jüngster Zeit haben sich zwei wissenschaftliche Gesellschaften gebildet, deren Thätigkeit sich auf Aegypten richten wird, in Paris die Société des Etudes du Nil und in London eine Gesellschaft zur Aufgrabung der Ruinenhügel des Deltas. Erstere, eine Schöpfung des Herrn de la Motte, beabsichtigt zunächst ein genaues Studium der hydrographischen Verhältnisse des Nils und des bestehenden Systems der Wasserverwerthung mit dem Zwecke, letztere sowie die Schifffahrt auf dem Strome zu verbessern und zu heben und die Schätze des Landes besser auszubeuten. Die englische Gesellschaft gedenkt zunächst in der Landschaft Goschen nachzugraben, weil sie dort Aufklärung über den Auszug der Juden in Aegypten zu finden hofft, in zweiter Linie in Naukratis, der altgriechischen Kolonie im westlichen Delta. Ferner sind ins Auge gefaßt die Schatzhäuser Pithom und Rameles, die Hyksos-Stadt Avaris, welche für die phönikische Alterthumskunde Ausbeute verspricht, das hochberühmte Saïs und Chois, die Hauptstadt der 14. Dynastie, von welcher man bis jetzt noch keine schriftlich überlieferte Geschichte aufgefunden hat.

— Durch Decret vom 30. November 1881 hat der Chedive den Osten des ägyptischen Sudan, welcher die Provinzen Taka (Kassala), die Gouvernements Suakin, Massauah, Senhit und Galabat nebst dem Gebiete der Dabaina-Beduinen (westlich vom Atbara) umfaßt, zu einem besonderen Gouvernement erhoben, das von dem General-Gouvernement des Sudan unabhängig ist.

— Das „Athenaeum" (Nro. 2839) schreibt: Der katholischen Mission scheint es nicht geglückt zu sein, sich am Hofe des Zulu-Fürsten Umzila an der Ostküste Südafrikas niederzulassen. Dem Tode Pater Law's (s. oben S. 173) ist der Tod des Paters Weyl in Sofala gefolgt; darauf kehrten die Zesuiten-Mitglieder nach dem Matabele-Lande zu Lo Bengula zurück, wo sie eine andere Station besitzen. — Die „Allgem. Missionszeitschrift" (Februar 1882) bringt ferner die vollständigen Details über die Art und Weise, wie die katholischen Missionare am 12. September 1881 von dem Häuptlinge des Herero-Landes aus Omarunu vertrieben wurden. „Sie haben sich das selbst zugezogen dadurch, daß sie in das so lange Zeit von der deutschen rheinischen Mission besetzte Gebiet eingedrungen sind, und diese hatte durch viele Jahre selbstloser Hingebung an das Volk das Vertrauen des Herero-Fürsten sich erworben." — Gleichzeitig kommt aus Boston die Nachricht, daß der amerikanische Board of Missions die ersten Schritte gethan hat, bei Umzila eine protestantische Mission zu errichten, und daß ihr Agent eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat. „Es muß eine sonderbare Empfindung für die südafrikanischen Häuptlinge sein — meint das „Athenaeum" —, sich in solcher Weise von französischen, deutschen, englischen und amerikanischen Missionen umlagert zu sehen, die alle mit einander hadern."

Südamerika.

— Ein eigenthümlicher Streit herrscht gegenwärtig zwischen Panama und Jamaica, der Streit um die Frage, welcher von beiden Plätzen der ungesundere sei. Den wundesten Punkt des Kanalunternehmens wird immerhin die Beschaffung der nöthigen Arbeitskräfte bilden, sowie die unter diesem, man möchte beinahe sagen, Gesindel aufrecht zu erhaltende Disciplin. Die Kanaldirektion hat nun begonnen durch ihre Agenten in den Antillen Arbeiter anwerben zu lassen, was in Jamaica, wo sich allein auf dem Steamer „Nile" 380 Personen nach Colon einschifften, sehr übel vermerkt wurde. Hieraus wird in Kingston (Jamaica) die Bemerkung gestützt: „Nach welchem Eldorado emigrirten diese armen Leute! Sie bekommen 10 Cents pro Stunde, müssen zehn Stunden pro Tag arbeiten, verdienen daher täglich einen Dollar (möglicherweise in columbianischem Papiergeld), womit sie sich in einem Lande erhalten müssen, in welchem für die geringsten Lebensbedürfnisse ein übertrieben hoher Preis gefordert wird. Besser wäre es, sie entschlössen sich bei uns Hand an die Arbeit zu legen, wo sie leicht 3 Schilling pro Tag verdienen und nicht riskiren einem pestilentialischen und tödtlichen Klima zu unterliegen." Die Antwort ließ von Panama auch nicht auf sich warten, und bestand einfach in der Publikation der Statistik über Todesfälle und Geburten in Kingston im December 1881, wie folgt: 79 Geburten, 44 männlich, 35 weiblich; 47 davon waren illegitim.

Todesfälle zählt man 77, 36 davon Männer, 41 Weiber. Als Todesursachen werden aufgeführt: Fieber 5, Diphteritis 1, Dysenterie 3, Diarrhoe 1, Rheumatismus 1, Hirnentzündung 8, Schwindsucht 9, Herzleiden 4, Brustentzündung 1, Unterleibsentzündung 1, Nierenleiden 1, Magen- und Leberleiden 2, Kinderkrankheiten 14, gewaltsamer Tod 1, andere Ursachen 25.

Der Vergleich mit dem korrespondirenden Monate des vorhergehenden Jahres ergiebt nachstehendes Resultat:

Todesfälle pro 1000 Seelen im December						1880	= 35,9
„	„	„	„	„	„	1881	= 25,3
Geburten	„	„	„	„	„	1880	= 30,3
„	„	„	„	„	„	1881	= 25,9.

Die kurze Bemerkung, daß ein Land, in welchem die Todesfälle die Geburten übersteigen, nicht nöthig hat, mit seinen familiätischen Verhältnissen zu prahlen, begleitete diese Aufstellung.

Kaum begonnen, hatten, was den Unternehmern in der Zukunft noch schwere Stunden bereiten dürfte, die Kanalbauten mit einem Streik zu kämpfen, der denn auch richtig den Taglohn auf 1½ Dollar hinaufschraubte; nicht allein für die am Kanal, sondern auch für die an der Eisenbahn und in den Docks angestellten Arbeiter. Selbst unter den an das Klima gewöhnten westindischen Arbeitern werden große Lücken gerissen werden, wenn einmal die eigentlichen Ausgrabungen im Gange sind. Es wird mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden sein, dieselben jenseits weiter zu ergänzen.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika. V. (Mit sieben Abbildungen.) — Th. Kirchhoff: Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. IV. — Ch. M. Doughty: Wanderungen zwischen Teima'ec. II. (Schluß.) — Die Bewohner von Lagos. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaction 5. April 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, II Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1882.**

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

VI.

Je mehr Charnay sich mit den Details der Ruinen von Palenque bekannt machte, desto mehr sah er sich in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß die alte Stadt nicht, wie bisher angenommen, die Haupt- und Königsstadt eines mächtigen Reiches, wohl aber ein wichtiges Centrum des indianischen Kultus gewesen sein müsse, eine Pilgerstadt mit Tempeln und Gebetsstätten, ein Wallfahrts- und heiliger Begräbnißort. Nur so läßt sich das lange Verborgenbleiben des Ortes erklären, das nicht möglich gewesen wäre, wenn derselbe eine seinen großartigen Dimensionen entsprechende, zahlreiche seßhafte Einwohnerschaft gehabt hätte. Das plötzliche spurlose Verschwinden der gewaltigen, nach Charnay's Ansicht keineswegs sehr alten Stadt deutet eben auf eine wechselnde, ab- und zuströmende Bevölkerung hin, die bei den ersten Schrecken der Eroberung auseinanderstob und später ihre Heiligthümer gestissentlich geheim hielt. Für diese Annahme spricht auch die geringe Zahl der bis jetzt aufgefundenen Wohnhäuser (oder dessen, was man für solche ansehen kann), die zu der Menge der großartigen Tempel in keinem Verhältniß steht. Vornehmlich aber ist es der eigenartige Charakter der in Palenque so überaus reichlich vorhandenen Bildwerke, der unseren Vorstellungen von der Hauptstadt eines altindianischen Reiches nicht entspricht. Unter den Tausenden von kunstvoll modellirten oder skulptirten Reliefbildern hat sich bis heute kein einziges vorgefunden, das, wie etwa die Skulpturen des Steins von Tizoc, oder wie die von Chichen-Itza und anderer Städte Yukatans, auf die Geschichte und die Kämpfe des Volkes hinwiese. Von Kampfscenen, Kriegerbildern, Darstellungen von Triumphzügen und dergleichen ist hier nichts vorhanden, keine der dargestellten Figuren trägt eine Waffe, keine ist in lebhafter Bewegung aufgefaßt. Dafür sehen wir neben zahlreichen, zum Theil kolossalen Reliefköpfen immer wiederkehrende Scenen der Anbetung und Darbringung von Opfern. Und das ist nicht nur in den eigentlichen Tempeln der Fall: auch die wenigen, mit Bildwerken geschmückten kleineren Häuser, ja selbst der sogenannte Königspalast, sie haben alle nichts anderes aufzuweisen, als meist lebensgroße, stehende Figuren mit friedlichem, feierlichem Gesichtsausdruck, oft mit einem Scepter in der Hand, oft auch mit einer aus dem Munde hervordringenden Flamme dargestellt, und von knieenden oder andächtig zu ihnen aufblickenden Gestalten umgeben. Haltung und Gesichtsausdruck dieser letzteren schließen von vornherein die Annahme aus, als sollten sie Sklaven oder Kriegsgefangene vorstellen. Besonders reich an deutlich erkennbaren Ueberresten derartiger Gruppen ist das innere Galeriegebäude des sogenannten Palastes, und zwar vornehmlich die östliche Façade desselben. Die in Cement modellirten Reliefs waren zwischen den kolossalen Köpfen angebracht, die sich über den Pfeilern und dem mittlern Eingange befinden; auch die Pfeiler selber waren ringsherum mit ihnen geschmückt, während zwei große, skulptirte Steintafeln zu beiden Seiten der Treppe die nämlichen Darstellungen zeigen. An vielen Stellen sind die Cementreliefs ganz oder theilweise von dem Mauerwerk abgefallen, und die Gruppen sind nur in ihren Umrissen noch auf deutlichen zu erkennen; an geschützten Stellen jedoch, wie z. B. an der nach innen gerichteten Seite der Pfeiler, finden sie sich vielfach noch vollständig erhalten vor, wenn auch gewöhn-

Digitized by Google

lich mit einem dicken, darauf abgeſetzten Kalküberzug bedeckt, den zu entfernen nicht geringe Mühe koſtet. Bei dem Reinigen einer ſolchen Reliefſigur, deren reicher Schmuck und Art der Bekleidung mit denen der azteliſchen Prieſterbilder vollkommen übereinſtimmte, entdeckte Charnay zufällig, in welch' origineller Weiſe die indianiſchen Künſtler gearbeitet haben. Jede einzelne Perle der Halsketten, jeder Armring, jeder Theil des aus Binden und Federn beſtehenden Kopfſchmuckes, das kurze, tragenartige Gewand und die zierlich ausgeführte Fußbekleidung: alles war erſt nachträglich der fertig modellirten und in allen Details liebevoll ausgeführten Geſtalt angeſetzt worden, und ließ ſich nun durch leichte Bearbeitung mit dem Hammer ſtückweiſe von derſelben ablöſen.

Nach einer gründlichen Unterſuchung der Palaſtruinen widmete Charnay ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt den großen Tempeln, die ſich heute leider auch in einem Zuſtande befanden, als er ſie vor 23 Jahren geſehen hatte, eines Verfalles, an dem die unvernünftigen Nachgrabungen und Plünderungen gewiſſer praktiſcher Forſcher nach Alterthümern nicht unſchuldig waren. Verhältnißmäßig am beſten erhalten waren noch die beiden ſogenannten Tempel des Kreuzes ſowie der der Sonne. Der letztere, deſſen pfeilergetragene Façade eine Länge von 12 m beſitzt, während ſeine Tiefe etwa 8 m beträgt, liegt ungefähr 150 m ſüdöſtlich vom Palaſte, auf einer in vier Terraſſen errichteten Pyramide. Die reichen Ornamente und Reliefbilder, welche die Pfeiler, das Dach und die hoch-

Oeſtliche Façade des innern Flügels des Palaſtes von Palenque. (Nach einer Photographie.)

aufgeſetzte Firſt ſchmückten, ſind zum größten Theile noch vorhanden. Auffallend muß für jeden, der mit den japaniſchen Tempelbauten einigermaßen Beſcheid weiß, die unverkennbare Uebereinſtimmung der Tempel von Palenque, und zwar des Sonnentempels ganz beſonders, mit den alten buddhiſtiſchen Heiligthümern Japans ſein. Dieſe Uebereinſtimmung iſt in der That ſo vollſtändig, daß von einer bloßen Zufälligkeit nicht wohl die Rede ſein kann. Die Annahme von dem aſiatiſchen (?) Urſprunge der toltekiſchen Stämme gewinnt dadurch feſtern Boden; auf jeden Fall aber dürfen wir ſie als ein neues, ſicheres Zeichen des japaniſchen Einfluſſes auf die amerikaniſche Civiliſation betrachten: möge dieſer Einfluß nun durch einen regelmäßigen Handelsverkehr (?), den Japan mit dem nordweſtlichen Amerika unterhielt, oder lediglich durch die unfreiwillige Niederlaſſung verſchlagener japaniſcher Schiffer vermittelt worden ſein. Noch heute zählt man auf je zehn Jahre eine Durchſchnittszahl von zwanzig an die kaliforniſche Küſte verſchlagenen und hier ſcheiternden japaniſchen Barken.

Das Innere des Tempels beſtand aus einem großen Raume, der ſein Licht durch die Oeffnungen der Pfeilerfaçade erhält, aus einem in ſeiner Mitte befindlichen kleinen Heiligthume und zwei dunklen Seitenkammern. Das Heiligthum iſt eine nach vorn offene Hütte, deren flaches Dach an den beiden vorderen Ecken von zwei mit ſteinernen Reliefbildern geſchmückten Pfeilern getragen wird; ein reichverzierter Fries läuft unter dem Dache entlang. Die Hinterwand des kleinen, kaſtenartigen Baues iſt mit drei

Digitized by Google

Steinplatten bekleidet, deren Skulpturen eine religiöse Ceremonie darstellen. Es gelang Charnay, von einer Anzahl dieser Steinplatten vortreffliche Abklatsche zu nehmen, so namentlich von denen aus dem sogenannten Tempel der Inschriften und den beiden Tempeln des Kreuzes. Die mittleren Platten in den beiden letzteren zeigen inmitten verschiedenartiger Ornamente die Gestalt eines auf breitem Postament stehenden verzierten Kreuzes, auf dessen Spitze der symbolische Vogel mit den Adlerklauen und dem langen Schweife dargestellt ist. Zwei reichgeschmückte lebensgroße Figuren, eine männliche und eine weibliche, stehen zu den Seiten des Kreuzes, Opfergaben in den emporgehobenen Armen tragend; hinter jeder von ihnen befindet sich eine lange, aus mehr denn sechszig Zeichen zusammengesetzte Hieroglypheninschrift, die zum größten Theil aus seltsam verschnörkelten und umrahmten Profilköpfen besteht. Das Vorkommen der lateinischen Kreuzform in diesen altindianischen Tempeln hat zu den wunderlichsten Theorien Veranlassung gegeben; allen Ernstes hat man die indianische Religion auf das Christenthum zurückgeführt und dem Apostel Thomas, der ja schon für den Verkündiger des Evangeliums in Indien und Parthien gilt, auch nach Amerika kommen lassen.

Während Charnay fast die ganzen Wochen seines Aufenthaltes in Palenque hindurch mit einem kleinen Theil seiner Leute angestrengt an der Herstellung von Inschrifts- und Skulpturenabklatschen arbeitete, beschäftigte er sein übriges zahlreiches Personal mit neuen Nachforschungen an den bewaldeten Abhängen der Cordillere. Dabei zeigte es sich denn, daß die bisher bekannte ausgedehnte Ruinenstätte von

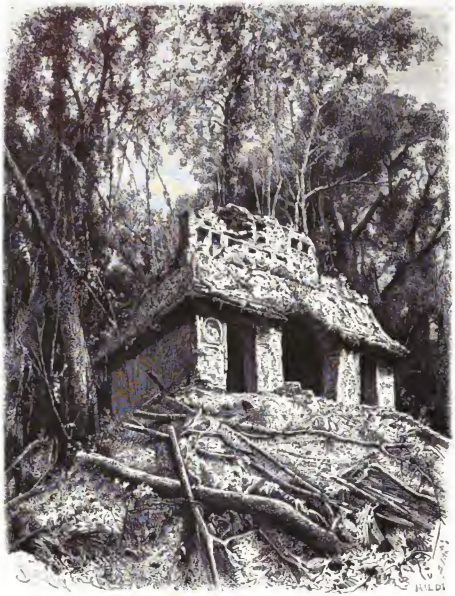
Reliefbilder aus dem innern Palaste von Palenque. (Nach einer Photographie.)

Palenque nur ein kleiner Theil der alten Stadt gewesen sein kann, die sich allem Anscheine nach vom Ufer des Rio Michol bis nahe zum Gipfel des Cerro Alto hinaufgezogen hat. Amphitheatralisch über einander liegend fand man hier zahllose Ruinen von Terrassenpyramiden mit Tempeln und hallenartigen Gebäuden, Ueberreste niedriger Häuser und seltsame, aus einem labyrinthischen Gewirr kleiner Kammern bestehender Bauwerke, die Charnay für Todtenhäuser erklärt. Von den breiten, festen Cementstraßen, die zwischen diesen Bauten entlanglieſen, sind noch großartige Ueberreste erhalten, ebenso auch zahlreiche Trümmer der steinernen Brücken, welche über die zum Rio Michol hinabstießenden Bäche führten.

Was nun das muthmaßliche Alter aller dieser imposanten Ruinen anbetrifft, so kann Charnay, wie oben erwähnt, sich der Meinung seiner Vorgänger nicht anschließen, welche die Entstehung von Palenque in den Beginn der christlichen Aera, oder auch wohl in eine noch frühere Zeit verlegen. Er giebt zu, daß der erste Eindruck, den die von dichtem Walde umgebenen, kolossalen übermachsenen Trümmerhaufen, die theils verschüttet, theils mit Kalkfinter und grünen Flechten dick bedeckten Bauwerke und Skulpturen auf den unbefangenen Beschauer machen, der des höchsten Alterthumes sein muß. Zieht man aber die verheerenden Einwirkungen des feuchten Klimas in Betracht, verfolgt man die raschen Zerstörungen, die wenige Jahrzehnte hier hervorbringen, so muß der Anblick der vielen, trotzdem noch aufrecht stehenden Gebäude, die Unversehrtheit der zahlreichen Cement-Basreliefs und zierlichen Ornamente jenen ersten Eindruck bald verwischen und uns geneigt machen, den Ursprung der Stadt in einer

Digitized by Google

viel neuern Zeit zu suchen. Als ein unwiderleglicher Beweis für das Alter der Ruinen wird von Lavainzar, Waldeck und Anderen stets der ungeheure Umfang der Bäume angeführt, die aus den Ruinen selber emporgewachsen sind und demnach ohne Frage bedeutend jünger sein müssen, als diese. Lavainzar erzählt von einem dieser Bäume, einem starken Mahagonistamme, auf dessen Durchschnittsfläche er nicht weniger als 1700 Jahresringe gezählt habe; Waldeck spricht sogar von 2000. Dem setzt Charnay nun eine Bemerkung entgegen, die er an der nämlichen Stelle gemacht hat, und die freilich wohl dazu angethan sein dürfte, jenen Beweis zu entkräften. Nachdem er durch Zufall auf der Durchschnittsfläche eines jungen, höchstens zwei Jahre alten Bäumchens in dem Walde von Palenque achtzehn concentrische Linien gefunden und eine Anomalie darin vermuthet hatte, betrachtete er die Durchschnitte der verschiedenen gefällten Bäume näher und kam bald zu der Ueberzeugung, daß jene scheinbare Anomalie hier Regel sein müsse, und daß das üppige Wachsthum des feuchten tropischen Waldes, in dem die Natur niemals ausruht, für die großen Pflanzen monatliche, anstatt jährlicher Vegetationsperioden entstehen läßt. Den endgültigen Beweis hierfür liefert das folgende von ihm mitgetheilte Faktum: Bei seinem ersten Aufenthalte in Palenque hatte er zur Ermöglichung photographischer Aufnahmen der östlichen Palastfaçade sämmtliche davorstehenden Bäume abhauen lassen; demnach konnten die jetzt wieder an dieser Stelle stehenden nicht älter sein, als 22 Jahre. Charnay ließ einige von ihnen umhauen; sie zeigten alle eine bedeutend größere Zahl von Ringen, als 22. Auf dem Querdurchschnitt des stärksten von ihnen, der einen Durchmesser von 61 cm hatte, zählte Charnay 250 concentrische Ringe. Hiernach würden die



Sonnentempel.

Digitized by Google

1700 „Jahresringe“, von denen Larainzar berichtet, ein Alter von 150 bis 200 Jahren anzeigen.

Am Schlusse seiner Erörterungen über diesen streitigen Punkt, der ohne die Entzifferung der indianischen Hiero-

Heiligthum mit skulptirten Steinplatten aus einem Tempel von Palenque. (Nach einer Photographie.)

glyphenschrift wahrscheinlich ein ungelöstes Problem bleiben wird, sagt Charnay Folgendes: „Das Verdienst des Volkes, welches die Baudenkmäler des alten Amerika errichtet hat, bleibt das nämliche: gleichviel, ob es dieselben erst vor einigen Jahrhunderten aufgeführt hat, oder ob sie aus dem Anfange unserer christlichen Zeitrechnung stammen. In dem letztern Falle würden wir uns nur der ungemein seltenen Erscheinung einer ohne äußere gewaltsame Veranlassung verkümmerten und gescheiterten Civilisation gegenüber befinden, die über die damals schon erreichte Entwickelungsstufe später nicht mehr hinausgekommen wäre. Im erstern Falle dagegen würden wir das Aufblühen einer im Vergleich mit der europäischen freilich späten, für Amerika aber jungen Civilisation erblicken: einer Civilisation, deren Ursprung wir im Norden finden, deren allmäliges Vorschreiten nach Süden wir genau verfolgen können; die naturgemäß nur gleichartige, weil aus der gleichen, noch nahen Quelle stammende Denkmäler hinterlassen konnte, als sie, durch eine Folge von Bürgerkriegen in Yucatan, durch die spanische Eroberung in den anderen Provinzen, plötzlich in ihrer Entwickelung gehemmt wurde und zusammenbrach.“

Abdruck einer Steinplatte aus dem Tempel des Kreuzes. (Nach einer Photographie.)

Nach Verlauf von zwei Monaten waren Charnay's Arbeiten in Palenque glücklich so weit gediehen, daß sie für dieses Jahr beschlossen werden konnten. Es war die höchste Zeit; die Fiebererkrankungen unter seinen Leuten nahmen in Folge des anhaltenden Regenwetters von Tag zu Tag zu, seine eigenen Kräfte waren vollständig erschöpft. Die Schwierigkeiten, mit denen die Herstellung der Papierabklatsche hier verknüpft war, hätten eine weniger zähe Energie als die Charnay's längst davon abstehen lassen. Die größte Mühe machte das Trocknen der kostbaren Papierbogen in dem nassen Walde; ungeheuere Feuer mußten dazu angezündet, die zu trocknenden Bogen sorg-

Digitized by Google

fältig beschirmt werden. Für den Reisenden selber und seine Leute war während der letzten vier Wochen trockene Kleidung ein unbekannter Luxus; bei den Arbeiten im Walde täglich bis auf die Haut durchnäßt, fanden sie in den Räumen des alten Palastes, in denen sie ihr Quartier aufgeschlagen hatten, auch nirgends einen trockenen Platz. Unaufhörlich tropfte hier das Wasser von den feuchten, bemoosten Wänden und Wölbungen herab. Gewöhnlich half die Freude an den glücklichen Resultaten seiner Arbeiten Charnay über diese täglich neuen Beschwerden fort, und sein frischer Muth wirkte immer wieder belebend auf seine Leute. Als ein auf unerklärte Weise abgekommenes Feuer ihm aber eines Abends seine sämmtlichen, schon für den Transport verpackten Papierabdrücke (im Ganzen 100 qm) zerstörte, und er so in wenigen Augenblicken die Früchte der angestrengtesten Bemühungen eines ganzen Monats verschwinden sah, da überkam auch ihn eine Art von Verzweiflung. Nur für kurze Zeit freilich; am nächsten Morgen begann er sein Werk von Neuem, in rastloser Thätigkeit wurde gearbeitet, und nach kaum drei Wochen war der Schaden wieder ersetzt. Der Wunsch, die kostbaren Abdrücke der Möglichkeit einer nochmaligen Gefahr zu entziehen, die gesteigerte Ungeduld seiner Kranken und das Gefühl der eigenen vollkommenen Kraftlosigkeit ließ Charnay nach der glücklichen Verpackung der letzten mühsam getrockneten Bogen seinen Augenblick mehr verweilen. Ungesäumt wurde der Rückweg nach der Hauptstadt angetreten, von San Juan Bautista ging es dann per Dampfer nach Veracruz, von hier aber nach kurzem Aufenthalte zurück nach Europa.

Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

I.

Von Požega führt eine gute, seit 1759 befestigte Poststraße an dem links am Fuße der Požeganer Gebirgsette liegenden Dorfe Markovac, dessen rothe Ziegeldächer freundlich herüberschauen, vorbei nach dem eine Stunde von der Metropole entfernten Brestovac. Die Berge reihen sich in steil aufsteigenden, bewaldeten Kegeln an einander, deren einer die Reste der einst starken, nun gänzlich verfallenen Burg Vrhovci trägt[1]). Mitten im Orte theilt sich die Straße in zwei Arme. Der eine führt westwärts durch die Thalmulde nach Neagradska und von da weiter über Okučani und Novska nach Sissek; der zweite zieht sich zuerst bis zur Schlucht von Kamenska nord-, dann westwärts nach Pakrac. Er läuft am Fuße der Ostabhänge des hohen Sujnik-Gebirges dahin. Einzelne Ortschaften nur trifft man bis Kamenska; Biličselo, Pavlovci und Orljavac. Andere sind theils rechts auf den nach der Hauptmasse des Papuk-Stockes sich erstreckenden Hügeln, theils linker Hand, wie Paskovci und Dereveci mehr gegen Westen sichtbar. Letzteres liegt auf dem Hügelrücken unter Obstbäumen. Sein Name stammt von dem Adelsgeschlechte der Desseffy, das dort ein nun ganz zerstörtes Schloß besaß. Die großen Parkanlagen und Fischteiche in der Ebene sind nunmehr in fruchtbares Ackerland und Wiesen verwandelt. Der Boden ist sehr stark; kaum einige Tage nach der Ernte schießen üppige Ketten, Himmelbrand und Attich hoch empor. Nebenpflanzungen schmücken die Lehnen, hin und wieder werden die Kreuze von Friedhöfen sichtbar und darüber hinaus ragen die mit Hochwald bestandenen Kuppen des Sujnik in bläulichem Dunst. Bei den ersten Häusern in Orljavac durchfährt man die klar fließende Orljavica, die seicht über das Gerölle rieselt. Sie kommt aus den nahe liegenden Bergen und dient den Frauen zum Ausspülen der Wäsche. Das Dorf ist nicht groß, die Häuser meist wohl gebaut, auf Steinfundamenten ruhend. Auch hier findet man Malereien an den Wänden in recht harmonischen Farben. Ein kleiner Schaden am Wagen nöthigte mich bei der Schmiede anzuhalten. Die Arbeit ging in Abwesenheit des Meisters etwas langsamer vor sich und ich sah daher den Bauern zu, die ihre Kartoffelsechsung in großen Ranzen von schwarzem Bockfelle mühevoll heimtrugen. Heitern Antlitzes und freundlich grüßend schleppten sie die schweren Lasten immer wiederkehrend in die Häuser. Eben trieb ich den mit dem Anziehen der Radschiene beschäftigten Lehrjungen zur Eile an, als die Schmiedin, eine artige Bäuerin, erschien und mich höflich ersuchte, doch in die Stube zu kommen. Es würde sie sehr kränken, wenn ich schiede, ohne ein Glas Wein getrunken zu haben. Ich betrat der gutgemeinten Einladung folgend den Hof; Schafställen, Schweine- und Rinderställe säumten ihn ein. Die Küche und die zwei Zimmer des Wohnhauses waren sehr rein; ebenso der lange Gang, in den man über drei Steinstufen gelangte. Die Bretter zwischen den einzelnen Säulen, die ihn bildeten, waren mit Blumentöpfen geziert und darüber wölbten sich Bogen wie die einer Vorhalle. Die Einrichtung im Zimmer ließ nicht übel. Eine Kommode, Betten mit bunten, baumwollenen Polstern, ein Tisch mit weißer, buntgestickter Decke behangen, Stühle auf hohen Füßen mit herzförmig ausgeschnittener Lehne, eine große, bemalte Truhe mutheten mich fremdlich an; auch eine Schwarzwälderuhr und Vorhänge an den Fenstern fehlten nicht. Die Frau brachte ein Wöschbecken nebst Handtuch mit rothen Wollstickereien und lud mich ein, mir, wenn ich wünschte, die Hände zu waschen. Während dem hatte sie auch schon eine Flasche Rothwein, Trinkgläser und eine Schüssel mit eingemachtem Huhn gebracht. Trotz allem Sträuben mußte ich, obgleich gar nicht hungrig, von ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen und auch auf ihr Wohl anstoßen und trinken. So gastfreundlich wie diese Bäuerin sind die meisten wohlhabenderen hier herum. Reinlichkeit im Anzuge und im ganzen Hauswesen zeichnet sie aus; Sonntags kleiden sie sich sehr zierlich. Bei der Abfahrt ward ich einen Blick auf die Landschaft, die sich gegen Brestovac und Požega hin reizend aufrollt; selten wird man irgendwo eine schönere finden. Schade, daß die Bevölkerung gering ist. Von Orljavac senkt sich die Straße etwas und betritt im Winkel, wo die Sujnik- und Papuk-Kette ganz nahe an einander rücken, die Schlucht von Kamenska. Eine gute Brücke führt über die Orljava. Hier

[1]) S. „Globus" Band XL, S. 25.

Digitized by Google

weht, selbst mitten im Hochsommer, beinahe zu allen Tageszeiten ein eisiger Luftstrom; ich mußte, obgleich der Tag recht warm war, meinen Winterrock anziehen. Links und rechts in der Schlucht sind die mit Gestrüpp bewachsenen Berge von Rinnsalen in geraden Linien durchfurcht; Steingerölle und Holztrümmer, wie sie die herabstürzenden Regenmassen mit in die Tiefe führen, lagern hoch aufgethürmt an den Mündungen dieser Abzugskanäle. Die Orljava bahnt sich stellenweise schäumend und tosend durch zerstreute Blöcke ihren Weg; oft ergießt sie sich wild daherschießend über die Ufer, ein wahres Sinnbild der unbändigen Naturkraft. Einige Acker- und Kleefelder ziehen sich rechter Hand bis an die kleine Steinbrücke, die knapp vor Kamenska über die aus dem Bučijak-Thale kommende Brzaja führt. Diese treibt die Räder der von Baron Trenk im Jahre 1726 gebauten Mühle. Außerdem begrüßt den Reisenden in dieser

Bäuerin in Orljavac

wilden Schlucht, wie ein lieber Hoffnungsstrahl, ein Posthaus, eine große Einkehrschenke und eine Gensdarmeriewohnung; das ist Kamenska. Zwei alte, riesige Weißpappeln bieten den haltenden Wagen willkommenen Schatten. Nach ihnen wurde der Ort ursprünglich „Topola“ benannt. Täglich verkehrt hier eine Anzahl der verschiedensten Fuhrwerke. Häufig halten auch Kraxten aus der Gegend von Varasdin und Kopreinitz mit ihren großen, überdeckten Lastwagen. Sie pflegen stets auf einem der Stangenpferde zu reiten und von diesem aus das Viergespann zu lenken. Als ich ankam, war gerade eine Schar Kaufleute und Handwerker anwesend, die nach Paktac zu Markte fuhren. Lange Zeltstangen ragten unter den Kisten weit hinaus; jeder Wagen glich einer Arche Noä im Kleinen.

Das hier beginnende Bučijak-Thal bietet einen sehr romantischen Anblick. Inmitten desselben steht auf niedrigem Erdhügel ein kleines Kirchlein nebst daran stoßendem Pfarrhause. Hier machte man, als die Straße angelegt und am

Digitized by Google

Hügel gegraben wurde, recht merkwürdige Funde. Eine Hängelampe von Kupfer in Vogelgestalt, eine von Thon mit dem Namen des Erzengers Fronto; eine kupferne Sichel, eine sichelähnliche Waffe von Eisen; große Hohlziegel; zerschlagene Gefäße von rothem Thon mit schönen Figuren, Amor- und Kriegergestalten; Thränenfläschchen, Ringe und Aehnliches. Einer der Ringe erinnert durch seine Form an mongolische Arbeit. Möglich, daß sich die Horden dieser Krieger, als sie von der Save über Sopje und Bučin herüber drangen, länger in diesem Thale aufhielten. Der griechisch-orientalische Pfarrer, ein betagter Greis, legte eine ganze Sammlung dieser Alterthümer an. Es scheint nach den sichtbaren Fundamenten zu schließen an dem Orte eine ganze römische Kolonie bestanden zu haben. Die Muth-

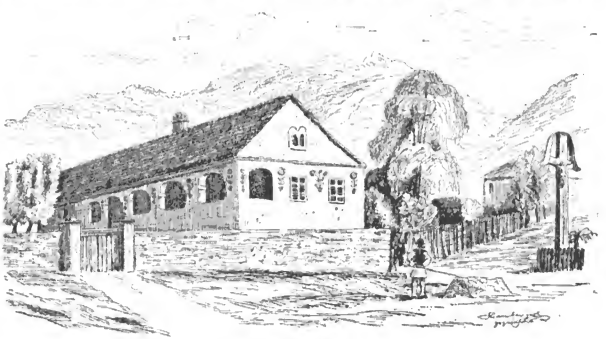
Bauer in Orljavac.

maßung gewinnt an Sicherheit durch die Reste der Burg Kamengrad, die dem Papuk gegenüber auf einem hohen Berge liegt und in der Anlage ganz die Form eines römischen Castrum zeigt. Erst das Mittelalter baute ein Thor mit Fallgitter hinzu, und der Bau mag wohl auch der Schlupfwinkel eines Raubritters gewesen sein, deren es in Slavonien bis ans Ende des 16. Jahrhunderts gab. Jetzt ist sie größtentheils mit dichtem Gestrüpp und hohen Bäumen bewachsen. Das Herumklettern zwischen den Trümmern und Dornen wurde mir und dem alten Pfarrer, der mich zu Roß dahin begleitet hatte, recht sauer.

Der Papuk sieht von seiner westlichen Seite, die vor uns lag, imposant aus; als mächtiger, röthlicher Berg steigt er empor; der Baumwuchs ist von dieser Seite sehr spärlich. Eine geringe Anzahl Eichen wurzelt da und fristet ihr kümmerliches Dasein auf dem zerbröckelten Gestein.

Digitized by Google

Die Spitze krönt eine Holzpyramide, das Orientirungszeichen von den Mappirungsoffizieren hingesetzt. Auf der Ost- und Nordseite bedeckt ihn schöner Buchenwald. Prachtvoll breitet sich das ganze Bučijak-Thal und die Sujnik-Kette



Bauernhaus in Orljavac.

mit der hohen Javorovica vor den Augen des Beschauers aus. Mehrere alte Köhlenmeiler um uns und Rehspuren im Koth an der kleinen Quelle waren die einzigen Zeichen, daß lebende Wesen auch hier gewesen. Auf dem Rückwege, der uns östlich hinab an den Fuß des Papuk führte, hatte ich wieder Gelegenheit die Vegetation im Walde zu bewundern. Eschen und Buchen von großer Höhe, dazwischen Ahorne, wilde Birn- und Apfelbäume und kerngesunde Eichen bilden einen äußerst dichten Waldbestand. Namentlich zeichnet sich die Buche durch den geraden, äſtefreien Stamm aus, der erst in beträchtlicher Höhe seine schöne Krone entfaltet. Im Thale, wo die Feuchtigkeit durch das von allen Seiten in Fadendünne dem Bache zufließende Gewässer beständig erhalten wird, gedeihen mehrere Pappelarten, Weiden, Birken und Erlen. Als wir in eine engpaßartige Schlucht hinabstiegen, trafen wir einige Männer, die um ein Feuer herumsaßen. Sie erzeugten eben im Walde Pottasche, hatten ihre mit dem Erzeugniß schwergefüllten Tragebutten abgelegt und waren eben daran einem armen, recht feisten Dachs das Fell über die Ohren zu ziehen. Er war von ihnen auf einem seiner Streifzüge ertappt und mit einem Axthiebe erlegt worden. Sie luden uns ein auf die Mahlzeit zu warten, die mit Hinblick auf die Feistigkeit Meister Grimbarts lecker zu werden versprach. Der slavonische Bauer schätzt den Dachsbraten mit wenigen Ausnahmen hoch und läßt sich durch den eben nicht angenehmen Geruch des Fleisches in seinem Genusse durchaus nicht stören. Außer der Pottasche erzeugen die Leute hier auch Kalk in ziemlich beträchtlichen Quanten. Da wir nach dem Braten, der soeben an den Spieß gesteckt wurde, keine Sehnsucht bezeugten, so setzten wir zeitweise über Felsblöcke kletternd unsern Weg fort. An einer sonnigen Stelle glühten zu meiner Ueberraschung die herrlichsten Erdbeeren; sie hätten eine gute Schüssel voll gegeben. Der Pfarrer erzählte mir, daß dies im September keine Seltenheit sei; er habe oft schon um die Mitte des Monats, wenn sonst der Herbst warm gewesen, von den Hirtenknaben deren zugetragen bekommen. Nach einstündigem Marsche befanden wir uns bei den zerstreuten Häusern am Ufer der Brzaja. Die Bevölkerung dieser Gegend gehört der griechisch-orientalischen Kirche an. Ein breiter Lederriemen an der Torba unterscheidet die Männer von jenen des katholischen Glaubens; die Frauentracht gleicht jener um Požega ganz. Obschon die Leute nicht so freundlich aussehen, wie die weiterhin im offenern Thale wohnenden, so sind sie dennoch keine Wilden, wie sie in alten Büchern geschildert werden. Von Räubereien z. B. ist seit denen des Maxim Bojanić [1]), also im Zeitraume von etwa 30 Jahren, kaum ein Fall vorgekommen. Raubanfälle wurden in den letzten Jahren nur von bosnischen Flüchtlingen oder von Strolchen,

Malerei an einem slavonischen Bauernhause (in natura roth und blau ausgeführt).

[1]) S. „Globus“ XL, S. 14.

Digitized by Google

die aus Ungarn entwichen und sich in diesen Gebirgen verbargen, hier und da verübt, aber auch gleich bestraft. Die weiter gegen Osten wohnenden Ansassen der Ortschaften Smoljanovci, Mrtovlaši, Klisa, Njeźić und Oljaši heißen sonderbarer Weise Troroži. Der Name stammt vom Singular Trorog, d. i. Dreihorn, Dreispitz, da sie zur Zeit Trenk's höchst wahrscheinlich dreikantige Hüte trugen. Ein zweites Prädikat derselben lautet Kita, ein Wort von gleicher Bedeutung mit dem griechischen γάλλος. Es pflegen nämlich die zärtlichen Mütter selbst ihre schon erwachsenen Söhne mit dem Vokativ Kito zu benennen. Tiefer Unsinn, obschon auf den ersten Blick lächerlich, wäre am ganz natürliche Weise dadurch zu erklären, daß so einfache Lente damit den Mann zum Unterschiede von den weiblichen Sprossen bezeichnen. Außerdem führen die Mütter weit schönere und poetischere Namen im Munde, nur ihre Lieblinge zu rufen. Oft legen sie ihnen die Epitheta zenica = Pupille, zlatna jabuka = Goldapfel, duša = Seele, zlato mojo = mein Gold, milo jagnje = liebes Lämmlein, golub = Taube, sladko lane = süßes Rehkälbchen, lieps cvieć = schöne Blume und andere bei. Häufig nennt die Mutter ihren Sohn auch sokol = Falke. Im Allgemeinen ist der Bauer hier lässiger als in den eben durchreisten Gegenden; denn nicht nur sind seine Bedürfnisse geringer als die der übrigen Landeskinder, sondern die Gegend selbst bedingt eine geringere Sorgfalt in der Agrikultur. Der vielen Berge wegen giebt es keine zusammenhängenden, größeren Komplexe bestellbaren Feldes, weshalb die Aussuhr ganz stockt, keine Handelsleute in das Bačinjak-Thal kommen und der Bauer nur hier und da zu Markte nach Pojega oder Pakrac fährt. Von Obst wird zumeist die Zwetsche kultivirt; edleres sieht man in dem abgeschiedenen Thale seltener. Eine Zeit hindurch wurden in den nunliegenden Wäldern Danben erzeugt; der Transport aber des gewonnenen Materials mittels Saumthieren stellte sich viel zu kostspielig heraus, weil man viel Thiere brauchte und wenig verladen konnte; man gab also den Versuch wieder auf. Bedeutend ist der Unterschied in der Bauart der Wohnhäuser. Auf dem steinernen Unterbau erhebt sich der obere Theil mit seinen vom Rauch geschwärzten Holzwänden. Man kann nicht sagen, daß es ihnen an Geräumigkeit gebricht, allein ihr Ansehen ist weniger einladend. Der Kunstsinn zeigt sich übrigens in Zackenausschnitten an den Giebelseiten und den mit ähnlichen Verzierungen ausgestatteten Rauchfängen. Die Einwohner halten einige Ziegen, Schweine in größerer Menge und schöne, großhörnige Rinder, die auf den fetten, kühlen und wasserreichen Gründen und Wiesen am Papuk und der Kovlaši prachtvoll gedeihen. Eigenthümlich ist die Art der Verwendung der Zugochsen. Man sieht sechs bis acht Stück der schönsten und stärksten Thiere vor einem beinahe leeren oder doch nur wenig belasteten Wagen einen steilen Berg herunter traben, indeß sie vorn ein Mann mit langer Peitsche und feiwärts ein zweiter mit endlosem Zurufen und Schreien zu langsamerem Schritte anzuhalten sucht.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

V.

Von Colfax nach Spokane Falls.

Am 22. August verließ ich Colfax und zwar diesmal in einer Privatfuhre, da mir durch meine letzte Bad Board-Fahrt die fernere Benutzung eines solchen Fuhrwerks vollständig verleidet worden war. Das nächste Ziel meiner Reise war die an der Northern-Pacific Eisenbahn liegende Station Sprague, 45 Miles in nordwestlicher Richtung von Colfax entfernt. Dort hoffte ich Anschluß an einen nordwärts fahrenden Eisenbahnzug zu finden; denn Sicheres konnte ich darüber von Niemandem in Colfax erfahren. Mein Nosleienter bedauerte gleichfalls mir darüber keine Auskunft geben zu können. Die Colfaxer, meinte er, wüßten gerade so viel Bescheid von der Fahrtabelle der Northern Pacific wie die Leute in Boston und New-York: ein leidiger Trost für einen Reisenden, der sich, wie ich, darnach sehnte, so schnell als möglich aus dem Palouselande herauszukommen.

Nachdem wir die ersten zehn Miles durch eine unfruchtbare, nur hier und da spärlichen Baumwuchs zeigende Thalmulde zurückgelegt hatten, gelangten wir in das 11 Miles lange Pleasant Valley, wo Wiesen und Weizenfelder das Auge erfreuten. In diesem Thale wird viel Viehzucht getrieben. Die wohlgenährten Rinder thaten sich gütlich an den saftigen Gräsern, verschmähten aber auch das Getreide nicht, dessen sie sich auf originelle Weise zu bemächtigen verstanden. Ich sah zu verschiedenen Malen eine Kuh vor einer Fenz auf den Vorderbeinen liegen und ihren Kopf unter den Fenzriegeln dicht am Boden ins nahe Weizenfeld strecken, um dort eine Razzia auf das Getreide zu machen, welches ihr ganz vorzüglich zu schmecken schien. Die „Oregon Improvement Company" hat die reichen Hilfsquellen dieser Gegend gut zu würdigen verstanden und von der Northern-Pacific-Eisenbahngesellschaft auf der Linie zwischen Colfax und Sprague acht Townships (1 Township = 36 engl. Quadratmeilen) angekauft. Diesen Landbesitz bietet sie jetzt zu dem Preise von 3 bis 8 und von 5 bis 10 Dollars per Acker zu Verkauf an: was mehr als alles Andere die Vorzüglichkeit jener Länderein kennzeichnet. Die Viehzüchter, mit denen ich gelegentlich an den Ranches ein Gespräch anknüpfte, waren des Lobes voll über ihre Besitzthümer. Jene Ranchers führen hier ein so sorgenloses Leben, wie es nur Jemandem in Amerika beschieden sein kann; und es leidet keinen Zweifel, daß der sich rasch steigernde Werth ihres Grundbesitzes und ihrer Heerden sie bald Alle wohlhabend oder gar reich machen muß.

Als wir bei einem einsachen am Wege liegenden Häuschen auf kurze Zeit verweilten, trat eine junge Amerikanerin an den Wagen und hielt mir einen Vogelkäfig, mit einem goldgelben Kanarienvogel darin, entgegen, den sie mich bat nach Sprague gefälligst mitzunehmen. Ein Kanarienvogelbauer so ungefähr zehn Stunden lang im Wagen auf dem Schooß halten und dabei Sorge tragen zu müssen, daß der

Digitized by Google

kleine gefiederte Sänger darin keinen Schaden leidet, schien mir allerdings eine starke Zumuthung zu sein. Aber ich konnte als Adoptivsohn des gegen das schwächere Geschlecht bekanntlich sehr galanten Amerika der hübschen Fremden diese naive Bitte doch nicht abschlagen und begnügte mich mit ihrem dankbaren Lächeln als Lohn für meine Mühe.

Auf der Weiterreise bildete der Stepton Butte, ein hoher sich kuppelförmig erhebender Berg, der in nördlicher Richtung lag, für das Auge einen angenehmen Ruhepunkt in der sonst ziemlich einförmigen Gegend. 50 Miles in der Runde ist jener Berg von allen Punkten im Palouselande deutlich sichtbar. Auf seinem Gipfel fand eine blutige Schlacht zwischen den Truppen der Vereinigten Staaten unter der Führung des Generals Stepton (nach dem der Berg seinen Namen erhalten hat) und den Coeur-de-Laine-Indianern statt, welche dort in einem wüthenden Kampfe aufs Haupt geschlagen wurden.

Jenseits des 21½ Miles langen Cottonwood-Thales gelangten wir in die Lavafelder (lava beds), eine von vulkanischem Gestein starrende trostlose öde Gegend. Auf dem Rücken eines gewaltigen uralten Lavastromes, dessen Richtung von Norden nach Süden läuft, führte die Landstraße hin, ein entsetzlich steiniger Weg. An einer Stelle fuhren wir durch einen kleinen Krater, mit zerborstenen schwarz verbrannten Felswänden. Ein Coyote hatte auf einem hohen Basaltblock nahe am Wege Posto gefaßt und betrachtete uns mit frechem Blick, als wir, keine fünfzig Schritt von ihm entfernt, langsam durch den alten Krater fuhren. Präriehühner, Dachse (badgers) und Coyotes sind die einzigen Bewohner dieser Felswüste. Zwischen dem ersten und einem zweiten alten Lavafelde lag eine ganz unbeschreibliche öde Hügelgegend. Eine nochmalige markerschütternde Fahrt von zehn Miles auf dem eisenharten Gestein des zweiten Lavastromes brachte uns endlich in einen Nadelwald, und froh begrüßte ich bald darauf die Gebäude der Station Sprague, wo ich zu meiner Freude erfuhr, daß der nächste nach Norden fahrende Eisenbahnzug dort schon in einer Stunde eintreffen würde. Schleunigst lieferte ich den Kanarienvogel an seine Adresse ab und wartete dann auf das Erscheinen des eisernen Rappen, der mich nach Spokane Falls bringen sollte.

Die Fahrt auf der Eisenbahn von Sprague nordwärts führte fast ununterbrochen durch herrlichen Nadelwald. Für die Konstruktion der Eisenbahn sind diese Waldungen von großem Nutzen gewesen, da sie das vortrefflichste Material für Schwellen und Brücken in unmittelbarer Nähe lieferten, wogegen beim Bau von den Dalles des Columbia bis nach Sprague alles nöthige Holzwerk mehrere hundert Miles weit aus dem westlichen Oregon herbeigeschafft werden mußte.

Das nächste Städtchen von Bedeutung, welches wir an der Bahnlinie passirten, war Cheney, 25 Miles südöstlich von Sprague gelegen. Obgleich jener Ort erst ein Jahr alt ist, zählt derselbe bereits an 400 Einwohner und ist in raschem Aufschwung begriffen. Der Platz ist das natürliche Centrum einer fruchtbaren Agrikulturgegend, die in seiner Nähe, jenseits einer ihn umschließenden, gegen Westen nur zwei englische Meilen breiten, Waldregion beginnt. Acht Miles von Cheney liegt in nordwestlicher Richtung der in Oregon und Washington berühmt gewordene Medical Lake, dessen Wasser den Ruf einer wunderbaren Heilkraft genießt. Das schwefelhaltige Wasser des Sees, welches einen ähnlichen Geschmack wie das Rogeczi-Wasser bei Halle an der Saale hat, soll alle möglichen menschlichen Leiden, namentlich den Rheumatismus, kuriren. Ehedem pflegten die Indianer sich und ihre Kleider gern darin zu waschen, um das Ungeziefer los zu werden, und die Schafzüchter trieben früher ihre Schafe in den See, um diese von der Krätze zu befreien. Seit der Medical Lake aber den civilisirten Beißen sein Wasser zur Heilung ihrer Gebrechen spendet, wurden Schafzüchter und Indianer kategorisch von dort vertrieben. Neuerdings sind am Ufer des Sees „Evaporators“ erbaut worden, worin man das Wasser verdunsten läßt und ein Pulver gewinnt, welches, in Regenwasser aufgelöst, alle medizinischen Eigenschaften des Seewassers enthält. Ein fünftel Procent betragen die in dem Wasser des Medical Lake in Auflösung enthaltenen erdigen und mineralischen Substanzen.

Auf der Weiterreise von Cheney nach dem 16 Miles von dort entfernten Städtchen Spokane Falls nahmen die gewaltigen Eisenbahnbauten meine Aufmerksamkeit nicht minder in Anspruch, wie die romantische Umgebung in der Nähe der Bahnlinie. Nachdem wir hart am Ufer eines zwei Miles langen Landsees (Snack Lake), der linker Hand nahe an der Bahn lag, hingefahren waren, gelangten wir an die mit Fichten gekrönten imposanten Basalt Bluffs. Die „Palisaden“ am Hangman Creek stiegen 75 Fuß senkrecht empor und bildeten eine stolze Staffage zu den oft schwindelnden Brücken, über welche wir hinfuhren. Die größte dieser Trestlebrücken, ein Meisterwerk der Brückenbaukunst, hatte eine Höhe von 68 Fuß über einer Thalmulde und eine Spannung von 180 Fuß.

Das Städtchen Spokane Falls, 1907 Fuß über dem Meere gelegen, hat seinen Namen nach den in seiner unmittelbaren Nähe liegenden Fällen des Spokane erhalten, durch welchen die Gewässer des Sees Coeur d'Alene in den Clarkes Fork abfließen. Spokane (auch Spokan geschrieben und „Spo-kän“ ausgesprochen) ist ein indianisches Wort und bedeutet „die Sonne“. Ein zur Zeit der alten Astoria-Pelz-Compagnie bekannt gewordener Häuptling der Spokane-Indianer nannte sich Il-lam Spo-kan-i, d. h. Sohn der Sonne. Die Schlußsilbe der indianischen Aussprache ging im englischen Idiom bald verloren.

Die Lage des Städtchens auf einer Kiesebene, eine englische Meile lang und anderthalb Miles breit, am Ufer des brausenden, in zahlreiche Arme getheilten Spokane und umgeben von prächtig bewaldeten Bergen, ist hochromantisch. Auf der andern Seite des Flusses dehnt sich die Kiesebene vier Miles weiter aus, ein Bauplatz für eine Stadtanlage, wie er gar nicht besser gedacht werden kann. Gegenwärtig dient jene Kiesebene als Viehweide, wird aber im Laufe der Zeit nach der Ansicht der Spokaner von stolzen Boulevards durchschnitten werden. Die Ufer des Flusses bestehen aus Basalt und können nie weggewaschen werden. Der Spokane-Fluß bildet hier vier Arme und acht Inseln, zwischen denen die Stromschnellen mit einem Gesammtgefälle von 156 Fuß hindrausen. Der unterste und bedeutendste dieser Fälle hat einen Sturz von 62 Fuß und giebt, eingeschlossen von schroffen Basaltmauern, ein imposantes Bild der wild entfesselten Fluthen.

Die Wasserkraft des Spokane, auf welche sich ohne Zweifel eine glänzende Zukunft für das an seinen Fällen erbaute gleichnamige Städtchen basirt, ist mindestens drei Mal so groß als die der St. Anthonyfälle bei Minneapolis in Minnesota am obern Mississippi, wo sich bekanntlich die größte Mahlmühle in der Welt befindet. Für Spokane hat die Natur das wünschenswerth Beste geleistet, um hier ein zweites Minneapolis entstehen zu lassen. Durch den Ort zieht sich eine Schlucht, welche oberhalb der Stromschnellen dicht am Fluß beginnt und unterhalb der Fälle in denselben mündet. Mit der größten Leichtigkeit könnte diese Schlucht in einen gewaltigen Kanal mit mächtigem Gefäll verwandelt werden, an dem hundert Fabriken Platz fänden. Kein Platz in den Vereinigten Staaten hat eine Wasserkraft

Digitized by Google

aufzuweisen, die so günstig wie diese verwerthet werden könnte. Der fruchtbare Palouse-Distrikt ist im Stande einen unerschöpflichen Weizenvorrath zu liefern, um die größten Mahlmühlen mit dem nothwendigen Rohprodukte zu versehen; die nahen Wälder bieten Holz in Fülle für die verschiedenartigsten Bau- und Kunstprodukte. Bis jetzt ist aber in Spokane, mit Ausnahme einer unbedeutenden Mahl- und einer kleinen Sägemühle, noch gar nichts geschehen, um die riesige Wasserkraft zu verwerthen. Ein wohlhabender Deutscher, der sich während meines Besuchs in Spokane dort aufhielt, um eine Fabrik für Fensterläden, Thüren ꝛc. zu errichten, war durch die übertriebenen Forderungen der Grundbesitzer an den Fällen so entmuthigt, daß er beschloß, seine Fabrik außerhalb der Stadt anzulegen und mit Dampfkraft zu versehen. Kleinliche Eifersucht der Bodeneigenthümer verhindert das Oeffnen eines Kanals durch die Schlucht, und die Bewohner besitzen weder Kenntniß noch Unternehmungsgeist, um die Reichthümer, welche ihnen hier sozusagen vor den Füßen liegen, auszubeuten. Es leidet jedoch keinen Zweifel, daß Kapitalisten aus dem Osten diese ungeheure Wasserkraft verwerthen werden, sobald die Northern-Pacific-Eisenbahn eine direkte Verbindung mit dort hergestellt hat. Bis dahin wird der wilde Spokane seine Fluthen wohl ungebändigt dergenden.

Spokane Falls hat übrigens den leidigen Trost zu verzeichnen, daß es, was das Richtachten der ihm von der Natur gütig geschenkten Wasserkraft anbetrifft, auf gleicher Stufe mit anderen ähnlich bevorzugten Lokalitäten in Oregon und Washington steht. Die Wasserkraft der Dallesfälle und der Cascades am Columbia ist z. B. bis auf den heutigen Tag noch gar nicht für Fabrikanlagen benutzt worden, und an den Fällen des Willamette bei Oregon City liegt nur eine einzige Wollenwaarenfabrik, obgleich dort genügende Wasserkraft für ein Dutzend und mehr ähnlicher Anlagen existirt. Mangel an Unternehmungsgeist hat leider bis jetzt die Bevölkerung aller dieser von der Natur so freundlich bedachten Gegenden auszegezeichnet. Der historisch gewordene „Webfoot“ hat seinen, vielleicht durch den ewigen Oregon-„Mist“ (Sprühregen) etwas bewölkten Geist immer noch nicht genügend geklärt, um ihn auf die civilisatorische Stufe seiner aufgeweckten südlichen Nachbarn im sonnigen Goldlande zu stellen. Es muß, wie gesagt, erst ein energischeres Volkselement vom Osten oder von Californien her den neuen Nordwesten besiedelu, ehe die Hilfsquellen dieser Länder eine ihrer Bedeutung entsprechende Verwendung finden, wie dies in anderen Gebietstheilen der Union längst als selbstverständlich stattfindet.

Das Städtchen Spokane Falls, mit einer gegenwärtigen Einwohnerzahl von 500 bis 600 Seelen, hat als Station der Northern-Pacific-Eisenbahn für die umliegenden Agrikulturdistrikte einen nicht unerheblichen Handel und eine äußerst gesunde Lage. Die Hitze wird hier, selbst bei 90° Fahrenheit inmitten des Sommers, nie drückend. Jemand, der dem Leben in den Centren der neuern Civilisation entsagen kann und für die Schönheiten einer wilden Natur ein offenes Auge hat, wird hier sicherlich seine Tage in Zufriedenheit verbringen können. Die Bewohner des Städtchens bilden, wenn sie sich auch nicht durch Unternehmungsgeist auszeichnen, doch ein gastfreies, anspruchsloses Völkchen, in dessen Mitte sich recht angenehm leben läßt, und die Natur hat in der Nähe des Ortes eine solche Fülle von Schönheiten ausgebreitet, daß Jeder, der gegen ihre Gaben nicht vollständig abgestumpft ist, nicht müde werden wird, ihre mannigfaltigen Reize zu genießen.

Ein Spaziergang über die Brücken, welche von einer Insel zur andern führen, wo die brausenden Stromschnellen in wilder Flucht unter Einem hinstürzen, die Höhen der Hangman-Palisaden in der Nähe malerisch emporsteigen und eine prächtig bewaldete Gebirgsreihe den ganzen Horizont umschließt, gewährt eine Reihefolge von überaus pittoresken Naturbildern. Wer sich nicht scheut, durch die oben erwähnte Schlucht auf steinigem Pfade die glatten Basaltplatten unterhalb des letzten Katarakts zu erreichen, wird dort durch das stolze Bild der herabdonnernden Wassermassen für seine Mühe hundertfach belohnt werden. Bei Sonnenuntergang zeigt der untere Fall, von dort aus betrachtet, das Bild eines gewaltigen Schneeberges, der von den ihn schroff überragenden Basaltfelsen mit schwarzem Rahmen eingefaßt ist. Das Wasser des Spokane ist dabei so klar, daß man den Grund in einer Tiefe von zwölf Fuß deutlich sehen kann. Im Frühling sind die Berge mit einem bunten Blumenteppich bedeckt, der an mannigfaltig farbiger Pracht in der Welt seines Gleichen sucht. Als eine recht unangenehme Nachbarschaft bei einem Spaziergange über die Basaltplatten müssen jedoch die dort zahlreich hausenden Klapperschlangen bezeichnet werden, so daß dem Touristen ein Paar feste Lederstiefel bei einer solchen Exkursion dringend zu empfehlen sind. Mir ist mein zweitägiger Aufenthalt in Spokane Falls eine liebe Erinnerung geblieben und bildete die angenehmste Zeit auf dieser meiner letzten Reise im neuen Nordwesten.

Die Fälle des Spokane bildeten ehedem einen Lieblingsaufenthalt der Spokane-Indianer, welche sich dort im Frühjahr in einer Zahl von 300 zu versammeln pflegten, um der Jagd und dem Fischfang obzuliegen. Seit das eiserne Roß in diese Gebiete gedrungen ist, sind die meisten Rothhäute von hier verschwunden, und man sieht jetzt nur selten kleinere Banden von ihnen an den Fällen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat in Spokane Falls eine Station des „Signal Service“ eingerichtet, welche drei Mal täglich den Stand der Witterung per Telegraph nach Washington berichten muß. Eine Wetter-signal-Anstalt und ein Indianerlager an demselben Orte — es ist dies ein so heterogenes Bild, wie es wohl nur in Amerika vorkommen kann.

Die Coeur-d'Alene-Indianer sind die civilisirtesten Rothhäute in dieser Gegend. In der in der Nähe des gleichnamigen Sees liegenden „Mission“ befinden sich gegenwärtig 450 Indianer, die in zehn Bretterwohnungen, hundert Blockhäusern und vier Lodges residiren. Im Jahre 1880 hatten sie 3400 Acker Land unter Kultur und besaßen 2409 Pferde, 150 Kühe, 90 Zugstiere, 1337 Stück Rindvieh und 1800 Schweine. Es giebt mehrere Schulen und Kirchen auf der Mission, zu deren Aufrechthaltung jene Indianer jährlich 2000 Dollars verausgaben. Mein Gewährsmann nannte jene Rothhäute ein glückliches und zufriedenes Völkchen, welches just so viel Vergnügen aus ihrem irdischen Dasein erziele, wie eine gleich große Anzahl von Weißen irgendwo in Amerika. Beim Durchschreiten der Civilisation wird die gute Zeit, welcher sich diese Indianer heute noch erfreuen, aber wohl ihr Ende erreichen, denn es scheint ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, daß weiße Pioniere und Indianer friedlich neben einander wohnen können. Aus irgend einem Grunde wird man einen Streit mit den Rothhäuten vom Zaun brechen, und das Resultat wird hier, wie allenthalben im Westen Nordamerikas, die Vernichtung der Indianer sein.

Die Northern-Pacific-Eisenbahn, welche in Spokane Falls eine ihrer Hauptdepôts im Westen angelegt hat, ist der Hauptfaktor zu der gegenwärtigen Entwickelung dieses von der Natur so bevorzugten Platzes. Die Linie dringt großen, immense Hilfsquellen gebietenden transkontinentalen Bahn, welche unter der energischen Leitung unseres

Digitized by Google

Landsmanns Billard endlich aus dem alten Schlendrian in das Stadium eines schnellen Ausbaues gelangt ist, war im Herbst 1881 von Westen her bis an den See Pend d'Oreille (200 Miles nordöstlich von Ainsworth, an der Mündung des Snake in den Columbia) vollendet worden, wo der Pack River, von Britisch Columbia kommend, sich in südlicher Richtung in diesen See ergießt. Vom See Pend d'Oreille (seinen französischen Namen hat dieser See von seiner einem Ohrgehänge ähnlichen Form), der eine Länge von 25 Miles von Nord nach Süd und 5 bis 8 Miles von Westen nach Osten hat und den die Eisenbahn an seiner schmalsten nur ungefähr eine Meile breiten Stelle überschreitet, bildet die nivellirte Bahnlinie ungefähr einen rechten Winkel und läuft in südöstlicher Richtung am Clarkes Fork, meistens an seinem rechten Ufer, entlang. Jener nördliche Hauptzweig des Columbia, der vom Missoula und Flat Head River gebildet wird, fließt durch den See Pend d'Oreille und führt von dort bis nach dem Columbia den Namen Pend d'Oreille River. Auf beiden Seiten hat er ein halbes Dutzend bedeutender Nebenflüsse. Der Bau der Eisenbahn am Ufer des Clarkes Fork hat große technische Schwierigkeiten zu überwinden. Auf vier Brücken tritt die Bahn bald auf dieses, bald auf jenes Ufer hinüber. Unter den zahlreichen Tunnels hat der bedeutendste eine Länge von 2875 Fuß. Die Division Pend d'Oreille der Nordpacificbahn reicht von Wallula Junction bis nach dem Thompson River, einem rechten Nebenflusse des Clarkes Fork, und hat eine Ausdehnung von 327 engl. Meilen. Die Northern-Pacific-Eisenbahn macht vom See Pend d'Oreille eine östliche Schwenkung und umgeht den Gebirgszug der Bitter-Root-Berge, um durch Idaho nach dem Territorium Montana zu gelangen. Obgleich die auf dieser Linie zu überwindenden Terrainschwierigkeiten dem Bau der Eisenbahn bedeutende Hindernisse entgegenstellen, ist jene doch einer mehr direkten östlichen Route über die alte sogenannte Mullens Road vorzuziehen, wo nicht weniger als 29 große und 77 kleinere Brücken nöthig gewesen wären und der niedrigste Gebirgspaß eine Meereshöhe von 4545 Fuß hat. Die Arbeiten an der Northern Pacific werden unter der Oberleitung Billard's gegenwärtig mit einer Energie betrieben, die selbst im amerikanischen Eisenbahnbau selten erreicht worden ist. Sieben Ingenieurkorps befinden sich dort im Felde, und eine ganze Armee von weißen und chinesischen Arbeitern führen den schwierigen Bau, so schnell als Geld und Muskelkraft es vermögen, durch die pfadlose Wildnisse. 100 000 bis 118 000 Dollars Arbeitslöhne werden jeden Monat von jener Gesellschaft ausbezahlt. Die noch herzustellende Strecke der Northern Pacific zwischen dem See Pend d'Oreille und Glendive am Yellowstone beträgt 816 englische Meilen und wird ohne Frage vor Ende des Jahres 1883 fertig gebaut sein.

Am 25. August verließ ich Spokane Falls und trat meine Rückreise auf der Northern-Pacific-Eisenbahn zunächst bis nach Ainsworth an, durch eine aller Romantik bare öde Gegend. Die Bequemlichkeiten auf dieser Fahrt waren von der primitivsten Art, wie es sich allerdings auf einer noch außerhalb der großen Verkehrslinien liegenden und eben erst eröffneten Eisenbahn nicht anders erwarten ließ. Ainsworth ist ein trauriger Platz, der als temporärer Endpunkt der Northern Pacific ein kurzes und kläglliches Dasein fristet. Einige Yakima-Indianer, die in saloppester Toilette auf den Thürschwellen der Kneipen lagen und in ihren roth bemalten Gesichtern eine widerliche Frechheit zur Schau trugen, bildeten die Staffage dieses gottverlassenen Orts. Von bei Ainsworth ½ engl. Meile breiten Snake überschritten wir auf einer großen Dampffähre, welche die Passagiere und Waarengüter nach dem anderthalb Miles oberhalb am linken Ufer liegenden Depôt der Dalles-Eisenbahn brachte. Bei Wallula Junction fand ich Platz in einem prachtvollen Pullman-Schlafwaggon, und als ich am nächsten Morgen erwachte, befand ich mich bereits wieder in The Dalles, von wo ich ohne Aufenthalt nach Portland weiter reiste.

Die arabische Bevölkerung in Niederländisch-Indien.

Von **E. Metzger.**

Am 11. März brachte die Kölnische Zeitung eine Korrespondenz aus Konstantinopel, in welcher mitgetheilt wurde, daß die türkische Regierung im Interesse ihrer in den holländisch-ostindischen Kolonien lebenden arabischen Unterthanen Schritte bei der niederländischen Regierung gethan hat. Außerdem aber soll sie alle Araber von Hadramaut zu türkischen Unterthanen erklärt haben. Es dürfte nicht uninteressant sein hier anzudeuten, welche Veränderung hierdurch in die Lage der betheiligten Personen gebracht wird, und zum bessern Verständniß einige Notizen, welche über die in den niederländischen Kolonien lebenden Araber mehr im Allgemeinen handeln, voranzuschicken.

Die Araber haben sich schon sehr lange im malaischen Archipel festgesetzt; schon im dreizehnten Jahrhundert[1]) finden wir sie auf Sumatra und von dort verbreiteten sie sich weiter über die Sunda-Inseln, theils im Interesse ihres Handels, theils als Prediger der Lehre des Propheten. Ihr Gottesdienst war bis zum fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert im größten Theile des Archipels der herrschende geworden und damit war auch zugleich ihr Einfluß auf die Eingeborenen begründet. Dieser Einfluß, dem religiösen Gefühl der Bewohner entsprungen, wurde erhalten und verstärkt durch die höheren, intellektuellen Fähigkeiten der Araber. „Sie haben eine Charakterstärke," schreibt Crawfurd[1]), „welche sie weit über die einfachen Eingeborenen stellt, denen sie in Bezug auf die Religion Gesetze diktiren mit einer Anmaßung, wie sie der geringste der Landsleute des Propheten zu zeigen sich berechtigt fühlt." So wurde es ihnen im Laufe der Zeit möglich, sich in die Regierungsangelegenheiten der eingeborenen Fürsten einzudrängen, sich ihr Vertrauen und damit großen Einfluß und Macht zu gewinnen, Familienbande mit ihnen zu knüpfen und endlich selbst den Weg zum Throne zu finden oder selbständige Reiche zu stiften.

Der niederländische, überwältigende Einfluß hat ihre Macht im größten Theile der ostindischen Besitzungen sehr eingeschränkt; gleichwohl macht sich dieselbe noch fühlbar,

[1]) Marsden, Marco Polo.

[1]) History of the Indian Archipelago.

Digitized by Google

selbst da, wo wie auf Java die europäische Herrschaft vollkommen entwickelt ist und die Araber in Folge dessen ganz auf das Niveau gewöhnlicher Privatpersonen zurückgeführt sind.

Gleichwohl haben nicht nur die gewöhnlichen Eingeborenen, sondern auch die meisten Häuptlinge eine große Ehrfurcht vor ihnen. Sie werden wie die Europäer mit Herr (tuan) angeredet, und ihre Titel: „Said", „Schech" und „Habschi", die häufig genug usurpirt sein mögen, erhalten einen Abglanz zwischen ihnen und den Eingeborenen, der auch äußerlich durch ihre eigenthümliche Kleidung angedeutet wird. Nach der dem letzten Kolonialbericht beigegebenen Liste betrug ihre Anzahl im ganzen Archipel am 31. December 1879: 15 012 Seelen (wovon 8003 männlichen Geschlechtes). Von dieser Zahl kommen 10 027 (5495 Männer) auf Java. Ueber die verschiedenen Provinzen sind sie sehr ungleichmäßig vertheilt; der größte Theil lebt in den großen Städten an der Küste; im Innern ist ihre Zahl meist nur gering. In den Besitzungen außerhalb Javas findet man die meisten in Palembang (1965, wovon 800 Männer) und auf der Westküste von Borneo (1634, wovon 886 Männer). Uebrigens muß bemerkt werden, daß für „Atjeh" keine Zahlen angegeben sind.

In einer andern Liste, welche die verschiedenen Berufsarten angiebt, kommen die selbständigen Araber für Java mit der Zahl 2713, für die Besitzungen außerhalb Java mit der Zahl 1322 vor. Davon waren auf Java 85, in den anderen Besitzungen 100 Großhändler und 2243 resp. 660 Kleinhändler, während die Zahl derer, welche sich dem Landbau widmen, nur klein ist. Im Regierungsdienst befinden sich 25 resp. 15, Gemeindevorsteher waren 15 und 8, Hadschis, d. h. von Mekka zurückgekehrte Pilger, 34 resp. 65. Letztere Zahl bezieht sich wohl nur auf die Zahl der von der Regierung anerkannten Hadschis; die Zahl derer, welche sich diesen Titel anmaßten, ist wahrscheinlich viel größer gewesen.

Der Araber ist Europäern gegenüber im Allgemeinen durchaus nicht liebenswürdig; er zeigt seinen Haß gegen die Kafirs ziemlich offen, wenigstens macht er ihm häufig durch ein gewisses mokuantes Benehmen Lust; sein religiöser Fanatismus fällt um so mehr auf, als die Eingeborenen des größten Theils der niederländisch-indischen Besitzungen im Allgemeinen äußerlich gegen Andersgläubige ziemlich tolerant sind.

Wenn zufällig einer meiner Leser in einer Zeit, als die Küstenschifffahrt noch großentheils in den Händen der arabischen Seefahrer war, mit einem derselben eine Reise gemacht hat, wird er sich gewiß seiner Erlebnisse mit derselben mit Empfindungen erinnern, die denen ähnlich sind, welche hier zum Ausdruck kommen.

Auch im Ganzen, als Stamm betrachtet, machen sie mehr von sich sprechen, als im allgemeinen Interesse wünschenswerth wäre. Trotz ihrer geringen Anzahl verursachen sie der Regierung sehr viel Mühe und sind, wie es scheint, im vergangenen Jahr in mehr als einer Beziehung wieder recht unbequem geworden.

Während scheinbar die tiefste Ruhe herrschte, wurde in Palembang, glücklicherweise noch zeitig genug, eine ernstliche Verschwörung entdeckt; arabische Händler sollen die Anstifter und die Zwischenträger hierbei gewesen sein; aus den Prangerstellungen der Regentschaften auf Java wurden die Araber plötzlich ausgewiesen, man gönnte ihnen nur acht Tage um ihre Angelegenheiten zu ordnen; was *eigentlich* zu dieser Maßregel Veranlassung gegeben hat, ist mir nicht bekannt. Auch in Bantam, der Provinz, welche seit längerer Zeit der unruhigste Theil von Java ist, und wo Fieber, Hungersnoth und Viehseuche wohl einige Unzufriedenheit erregt hatten, sollen sie dazu beigetragen haben, dieselbe zu erhöhen, obwohl auch ein europäischer Neugeborener damit in Verbindung gebracht wird. Die im Anfang des Märzmonats angekommene „Mail" bringt die Nachricht, daß man einige achtzig Privatbriefe, die von arabischen Händlern von außerhalb der niederländischen Kolonien in dieselben mitgebracht worden waren, mit Beschlag belegt hat, und daß dieselben der Regierung eingeschickt worden sind, um zu entscheiden, was mit denselben geschehen solle.

Eigentlich handelt es sich um eine einfache Postdefraudation; zur Entschuldigung führen die Araber, welche postpflichtige Briefe unter der Hand besorgt hatten, an, daß Korrespondenzen mit arabischer Adresse häufig auf der Post verloren gingen. Dies ist nicht unmöglich; die Beamten der Post sind wohl nur in seltenen Fällen mit arabischen Schriftzügen vertraut, und daher in dieser Beziehung auf die eingeborenen Unterbeamten angewiesen, die aber gewöhnlich auch nur *eine* der einheimischen Sprachen lesen können, wenn sie in ihren eigenthümlichen Schriftzügen geschrieben ist, und darum wohl nur in einzelnen Fällen im Stande sind, die arabischen Schriftzüge zu entziffern.

Da die niederländische Verwaltung im Allgemeinen sehr human ist, darf man unter diesen Umständen wohl annehmen, daß sie nicht einer einfachen Postdefraudation wegen eine große Anzahl Privatbriefe hat mit Beschlag belegen lassen, sondern daß man in den Briefen eine besondere Entdeckung zu machen erwartet hat.

Mit einem Wort, es scheinen da verschiedene Sachen bei der arabischen Bevölkerung vorgekommen zu sein, welche die indische Regierung zu Repressivmaßregeln veranlaßt haben. Daß nun unter solchen Umständen der Bestand der hohen Pforte durch ihre arabischen Unterthanen und Nicht-Unterthanen, welche in Holländisch-Indien wohnen, nachgesucht worden ist, kann nicht befremden; der Name des Beherrschers aller Gläubigen ist auch bis nach Indien gedrungen und dort noch mit einem Nimbus umgeben, von dem die, welche das türkische Reich mehr aus der Nähe sehen, nicht viel mehr bemerken können.

Daß der Sultan von Atjeh sich, nachdem die erste Expedition der Niederländer im Jahre 1873 gegen ihn mißglückt war, nach Konstantinopel um Hülfe gewendet, und daß die hohe Pforte eine auf diese Angelegenheit bezügliche Note nach dem Haag hat abgehen lassen, darf als bekannt vorausgesetzt werden; weniger bekannt dürfte es sein, daß Mittheilungen über diese Unterhandlungen sehr weit unter den Eingeborenen der niederländisch-indischen Besitzungen verbreitet worden waren. Zur Aufreizung derselben hatte sich ein förmliches Komitö gebildet, der Hauptsitz der Wühlereien war in Pinang; von dort aus wurde die Nachricht verbreitet, daß der Sultan der Türkei den Atjinesen Hülfe schicken würde; ja es hieß (und wurde nicht nur durch Eingeborene geglaubt), daß die türkischen Panzerschiffe den Bosporus verlassen und Kurs nach Indien gesetzt hätten.

Es waren Araber, welche solche Nachrichten am eifrigsten kolportirten, durch ihre Vermittelung hatten Abbildungen bis ins Herz von Java den Weg gefunden — es waren grobe, kolorirte Holzschnitte —, welche die türkische Armee vorstellen sollten, wie sie gegen die Truppen der „Kompanie" — wie die indische Regierung auch jetzt noch häufig im Munde des Volkes heißt — in den Kampf zog.

Daß man unter solchen Umständen den Arabern immer scharf auf die Finger sieht und diese Kontrole ihrer Proselytenmacherei und der Hetzereien in Glaubenssachen wegen noch verschärft, kann mit Rücksicht auf die durch die Regierung befolgten Grundsätze kein Befremden erregen. Die-

Digitized by Google

selbe faßt im Allgemeinen ihre Aufgabe nur von der politischen Seite auf, sie ist allen Religionen gegenüber vollkommen tolerant — hat sie doch z. B. noch in diesem Jahre die große Moschee in Atjeh, die sie an Stelle der im Kriege zerstörten mit einem Kostenaufwand von mehr als dreimalhunderttausend Gulden wieder aufbauen ließ, vollendet und der mohammedanischen Geistlichkeit übergeben —, aber Uebergriffe duldet sie ebensowenig von den christlichen Missionären, wie von den Sendboten des Islam.

Daß nun der Sultan von dem Rechte, welches er seit 1857 besitzt, Gebrauch machen und einen Konsul zu Batavia ernennen will [1]), wird wenig Veränderung in den gegenwärtigen Zustand bringen. Ebenso wie der Herrscher eines jeden andern Staates, mit dem ähnliche Verträge abgeschlossen sind, kann er nach der im genannten Jahre abgeschlossenen Uebereinkunft Konsuln und Vicekonsuln ernennen und darf dieselben aus eigenen, niederländischen und fremden Unterthanen wählen; dieselben müssen jedoch durch den General-Gouverneur zugelassen werden, der diese Zulassung verweigern und unter Umständen wieder zurücknehmen kann. Die Konsulatspersonen aller Staaten haben jedoch durchaus keinen diplomatischen Charakter, sie sind bloße Handelsagenten. Sie haben mit Bezug auf die Rechtspflege durchaus keine Gewalt und ihre Wohnungen besitzen kein Asylrecht. Nur sie selbst genießen unter Umständen gewisse persönliche Exemtionen und ihre Archive dürfen keiner Untersuchung unterworfen werden. Für die Behandlung aller politischen Angelegenheiten sollen sie sich mit Ausnahme außergewöhnlicher Verhältnisse immer der Vermittelung der diplomatischen Agenten ihrer Nation im Haag bedienen.

Der Rechtsschutz den derjenigen Araber, welche türkische Unterthanen sind, unterscheidet sich allerdings sehr von demjenigen derer, welche nicht Unterthanen einer der Mächte sind, mit denen Verträge bestehen.

Eine ausführliche eingehende Auseinandersetzung der Rechte und Pflichten der verschiedenen Nationalitäten auf Grund der in Niederländisch-Indien bestehenden Gesetze wird man hier nicht erwarten; es würde wohl auch sehr schwer sein eine solche zu geben, da Rechtsgelehrte vielfach behauptet haben, daß die betreffenden Stellen im Reglement für die Regierung von Niederländisch-Indien an Klarheit und Deutlichkeit sehr viel zu wünschen übrig lassen. Ich begnüge mich daher hier die Sache so vorzustellen, wie sie sich in der Praxis ausgebildet hat.

Das Gesetz macht im Allgemeinen einen Unterschied zwischen: 1. Europäern und denen, welche ihnen assimilirt sind; 2. Inländern, d. h. Eingeborene, den einheimischen Racen angehörige Bewohner der niederländischen Besitzungen, welche, gleichgültig auf welcher Insel sie geboren sind, im ganzen niederländisch-indischen Territorium dieselben Rechte genießen. Außer diesen beiden Hauptklassen sind noch viele andere Nationen vertreten, deren Angehörige, wenn sie Christen sind, den Europäern, wenn sie Mohammedaner oder Heiden sind, den Inländern assimilirt werden. Um ein mögliches Mißverständniß zu vermeiden, will ich ausdrücklich bemerken, daß Inländer, welche Christen sind oder werden, durch die Religionsveränderung allein keine Gleichstellung mit Europäern erwerben. Dagegen sind alle Personen, gleichgültig welcher Nation und welchen Glauben sie angehören, den Europäern assimilirt, wenn sie Unterthanen einer der Mächte sind, die nach den bestehenden Verträgen mit den am meisten begünstigten Nationen auf gleichem Fuße behandelt werden müssen. Zu diesen Mächten gehört die Türkei, und es ist also die Stellung derjenigen Araber, welche zu türkischen Unterthanen erklärt worden sind, bedeutend verbessert. Ihre Stellung gegenüber der richterlichen und administrativen Gewalt, ihre Steuerpflicht und ihre gesellschaftliche Stellung erleidet dadurch eine bedeutende Veränderung; namentlich aber macht sich dieser Unterschied fühlbar in Bezug auf die Zulassung und den Aufenthalt in Niederländisch-Indien. Wenn nämlich die Zulassung verweigert oder einer Person, die einmal zugelassen ist, der fernere Aufenthalt in der Kolonie untersagt wird, ist das Verfahren Europäern und den ihnen assimilirten Personen gegenüber mehr formell und es muß von einer solchen Maßregel im Instanzenwege dem Minister der kolonialen Angelegenheiten Mittheilung gemacht werden, was bei Inländern und den Personen, welche denselben assimilirt sind, nicht beobachtet zu werden braucht. Außerdem aber dürfen speciell die zuletzt genannten Personen (Chinesen, Araber u. s. w.) sich im Allgemeinen nur an den Orten niederlassen, wo besondere Viertel für ihre Nationen angewiesen sind, jedoch kann die örtliche Behörde Ausnahmen hiervon zulassen. Doch besitzt gegenüber allen Einwohnern, welche nicht in der Kolonie geboren sind, die koloniale Regierung das Recht, sie durch administrative Maßregel aus den niederländisch-indischen Besitzungen entfernen zu lassen. Diejenigen, welche in der Kolonie geboren sind, können in gleicher Weise in einem bestimmten, durch die Regierung anzuweisenden Theil des Landes internirt werden. Trifft eine solche Maßregel einen Niederländer, so muß den Generalstaaten davon Mittheilung gemacht werden.

Von dieser Gewalt wird nur in seltenen, dringenden Fällen Gebrauch gemacht; wenn es aber nöthig scheint, geschieht es ohne Rücksicht auf die Person. So ließ, allerdings schon vor langer Zeit (1849), der General-Gouverneur J. J. Rochussen den katholischen Bischof an Bord eines fegelfertig auf der Rhede liegenden Schiffes bringen und nach Europa transportiren.

Es dürfte daher, wenn auch die Stellung der zu türkischen Unterthanen erklärten Araber durch die Erlangung der türkischen Nationalität in mancher Beziehung eine mehr gesicherte geworden ist und vielleicht auch in einzelnen Fällen eine etwas förmlichere Behandlung ihrer Angelegenheiten zur Folge haben wird, doch in der Praxis keine ernstliche Unbequemlichkeit für die niederländisch-indische Regierung daraus entstehen.

[1]) Im Regierungs-Almanach für Niederländisch-Indien, Jahrgang 1882, ist kein türkischer Konsul oder Vicekonsul aufgeführt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine ansprechende Gabe ist die dritte illustrirte Auflage von Josef Haltrich's Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, welche eben bei C. Gräser in Wien erschienen ist. Die Sammlung derselben begann systematisch etwa im Jahre 1850 und die erste 1856 erschienene Auflage trug dem Autor den wärmsten Dank der Gebrüder Grimm, W. Wackernagel's und K. Simrock's ein. Ueber die Thiermärchen, welche in der 3. Auflage

Digitized by Google

sämmtlich Ausnahme gefunden haben, urtheilt Wilhelm Grimm, daß sie von den nach Siebenbürgen vor etwa 700 Jahren ausgewanderten Niedersachsen in ihrer Abgeschlossenheit reiner und volksthümlicher bewahrt worden sind, als von uns. Beim Lesen des Buches muß Jeden auch heute noch die tröstliche Zuversicht überkommen, welche der Verfasser schon vor länger als einem Vierteljahrhundert ausgesprochen hat: „Ein Volk, das seine Sprache und sein gesammtes geistige Erbe der Vorzeit unter mancherlei heftigen Stürmen so lange treu erhalten, in dem noch gegenwärtig so viele frische Brunnen alteigenthümlichen Lebens sprudeln und quellen, kann nicht so schnell untergehen und das wird wohl, wenn es nur den Muth hat, sich aufzuraffen, noch im Stande sein, gegen die zerstörende Strömung von außen neue Schutzdämme zu bauen."

— Zu der Sitzung des finnischen Landtages vom 16. (28.) Februar 1882 wurde beschlossen, die Polarforschung zu unterstützen durch Anlage von Stationen für meteorologische, magnetische u. s. w. Beobachtungen in Finnland, welche ihre Arbeiten ganz nach dem für die internationalen Polarstationen entworfenen Programm einrichten sollen.

— Die Arbeiten zur Austrocknung der Sümpfe im Gouvernement Nowgorod, die schon seit einigen Jahren erfolgreich betrieben werden, haben der „Mosk. Ztg." zufolge im Jahre 1880 eine Fortsetzung erfahren durch Neuanlage von 102 Ableitungsgräben in einer Länge von 173 Werst 57,5 Saschen auf 21 Sümpfen, sowie durch Verbesserung und Vertiefung von 66 älteren Gräben mit 135 Werst 406 Saschen Länge. Instrumental bestimmt und nivellirt wurden die Umgrenzungen von 44 Sümpfen in einer Gesammtlänge von rund 2500 Werst. Im Sommer 1882 sollen die Arbeiten zur Trockenlegung fast aller großen Sümpfe des Gouvernements aufgeführt werden, namentlich derjenigen von Medwedsk, Solowjew, Ausimow, Nilowetz, Pustyny, Kalenez, Dementjew, Palityn und Ospow.

Asien.

— Mrs. Scott-Stevenson (Our Ride through Asia Minor p. 112) übernachtete im Frühling 1880 in Missis (in Kilikien) im Konak, dem Amtshause des dortigen Kaimakam. Bei Tagesanbruch wurde sie durch das Zirpen der aus- und einfliegenden Schwalben geweckt und zählte nun 32 Nester, welche an die höheren Dachsparren angeklebt waren; unter jedem hatten die Türken ein viereckiges Stück Baumwollenzeug aufgehängt, um den Boden darunter rein zu halten: ein Beispiel von ihrer Liebe zu Thieren. Sie hatten sich lieber so viel Mühe gegeben, als daß sie die Nester zerstört hätten.

— Um Jerusalem hatte sich im vergangenen Winter die Regenperiode rechtzeitig eingestellt, aber die Cisternen nicht gefüllt. Mitte Februar jedoch begann anhaltendes Regenwetter, mit Schneegestöber abwechselnd, welches nicht nur die Cisternen auffüllte, sondern auch die winterlichen Quellen zum Fließen brachte, darunter namentlich die Hiobsquelle (Bir-Ijob; nicht mit dem nahen stets wasserhaltigen Hiobsbrunnen zu verwechseln), ein nicht gerade häufiges Ereigniß, welches nach dem Glauben der Eingeborenen ein fruchtbares Jahr bedeutet. Dadurch freudig erregt, machte sich die Bevölkerung Jerusalems und der Umgegend auf, um den Wunderort zu besuchen. Dieser mehrere Tage dauernde massenhafte Besuch der Hiobsquelle gestaltete sich, wie gewöhnlich, zu einer Art von Volksfest. An den Ufern des kleinen Baches, welcher in dem tief eingeschnittenen Kidronthal in Folge dieses Quellenergusses in einer Breite von circa 5 Fuß dahinfloß, sammelte sich eine nach Hunderten zu zählende Menschenmasse aller Nationalitäten und Konfessionen, Christen, Juden und Mohammedaner. Es wurden Wirthschaften improvisirt, und Wein, Bier, Thee, Kaffee und Cigaretten feilgeboten und von gruppenweise auf der Erde und arabischen Stühlen gelagerten Gesellschaften verzehrt; Arme und Reiche, Hohe und Geringe erfreuten sich alle an dem seltenen Schauspiel eines fließenden, Segen verheißenden Wassers. Denn in der Umgegend von Jerusalem fließt sonst kein Bach, und schon eine bescheidene Quelle kommt nur da und dort in einer Thalrinne zum Vorschein. (Warte des Tempels.)

— Mr. Charles Huber, ein geborener Straßburger und durch Option Franzose, von dessen im Auftrage der französischen Regierung unternommenen Reise in Arabien (s. „Globus" XXXVIII, S. 318) bisher nur ganz vereinzelte Nachrichten bekannt geworden sind, befindet sich jetzt in seiner Heimathsstadt, um dort seine gesammelten Materialien zu verarbeiten. Er ging, so viel wir wissen, über Dschof nach Dschebel Schammar, wo er mit Ibn Raschid auf sehr gutem Fuße lebte, und weiter nach Chaibar, wo er dicht bei der Stadt von Beduinen überfallen wurde, aber den einen tödete und einen zweiten verwundete. Er hat namentlich auch astronomische und Höhenbestimmungen gemacht und viele Inschriften gesammelt; der arabischen Sprache war er völlig mächtig.

— Ueber den sibirischen „Tschernozom" (schwarze Erde) machte Herr Doktschajew in einer Versammlung der russischen ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg am 15. (27.) März dieses Jahres folgende Mittheilung: Der Tschernozom-Streifen beginnt in Sibirien am östlichen Abhange des Ural zwischen 54° und 57° nördl. Br. und erstreckt sich bis ins Gouvernement Jenisseisk, wo man die schwarze Erde noch in den Kreisen Krasnojarsk, Kansk und Minussinsk trifft. Die nördliche Grenze dieser Zone bildet eine ganz gerade Linie ohne jede Ausbiegung nach Norden oder Süden; die Südgrenze dagegen ist gewunden. Im Gouvernement Tomsk geht sie sehr beträchtlich und zwar bis zum 56° nördl. Br. nach Süden hinab und im Gouvernement Jenisseisk nochmals bis 55°. Der Charakter des sibirischen Tschernozom ist sandig (Kreis Tiumen) und thonig (im östlichen Theile des Kreises Kurtschinsk, auch in den Kreisen Ischimsk und Omsk). Die Dicke der Erdschicht beträgt ½ Archin (à 0,71 m) an der Grenze des Kreises Ischimsk und steigt bis 2 Fuß bei Semipalatinsk; je näher dem Gebirge, um so dicker ist die Schicht. Ihre absolute Höhenlage aber ist sehr verschieden, 826 Fuß über dem Meere bei Tomsk und 2842 Fuß in der Mongurischen Steppe. Die chemische Zusammensetzung des sibirischen Tschernozom ist der des europäischen gleich, doch ist ihre Nährkraft geringer.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika. V. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — E. Kramberger: Paktac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats. I. (Mit vier Abbildungen.) — Theodor Kirchhoff: Streitzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. V. (Schluß.) — E. Metzger: Die arabische Bevölkerung in Niederländisch-Indien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. (Schluß der Redaction 12. April 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XII.[1])

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

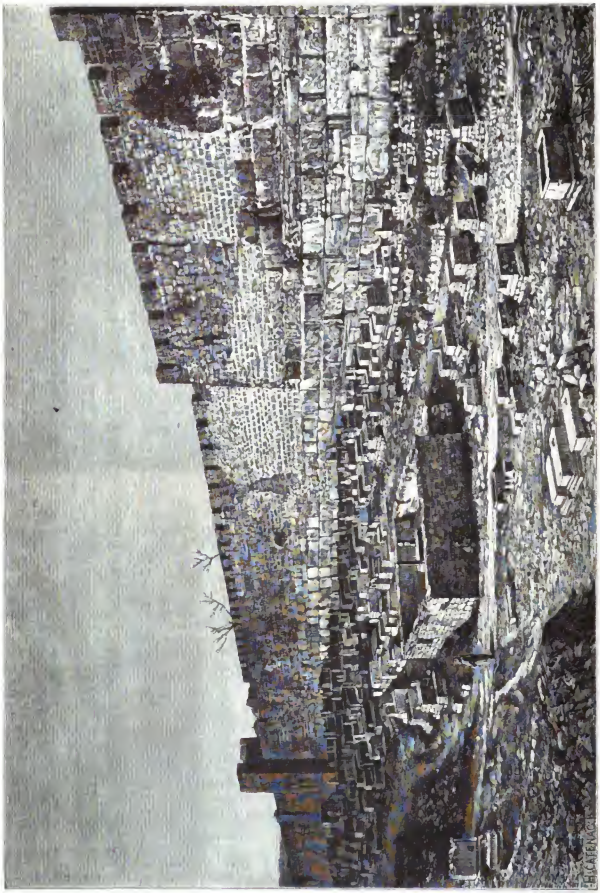
Der Anblick Jerusalems von der Höhe des Scopus aus, wie er sich Lortet in der klaren Beleuchtung jenes sonnigen Morgens darbot, ist ungemein großartig. Ein wahres Meer zahlloser kleiner Kuppeldächer (das echte Jerusalemer Wohnhaus hat ja über jedem seiner Zimmer eine eigene Kuppel), zwischen denen eine Menge von schlanken Minarets, stattlichen Moscheen und Thürmen emporragt, breitet sich hinter der mächtigen, 12 Meter hohen und mit 34 starken Thürmen versehenen Zinnenmauer aus. An mehreren Stellen auf dem Felsen ruhend, dessen Senkungen und Vorsprüngen sie namentlich auf der Nordseite in einer seltsamen Wellenlinie folgt, bildet diese an die stärksten mittelalterlichen Festungsbauten erinnernde Ringmauer ein verschobenes Viereck von etwa vier Kilometer Umfang. Von dem Erkennen vieler Einzelheiten innerhalb der Stadt kann bei der immerhin beträchtlichen Entfernung des Scopus nicht die Rede sein, doch ist wohl kaum ein anderer Punkt der Umgegend so vortrefflich geeignet, die natürliche Lage Jerusalems auf dem von Norden nach Süden ziehenden Felsrücken, sowie die merkwürdig verschiedenen Terrainverhältnisse der einzelnen Stadttheile deutlich wahrnehmen zu lassen.

Ganz durch die Betrachtung des interessanten Bildes in Anspruch genommen, hatte Lortet zuerst der Gruppe von sieben oder acht Beduinen keine Aufmerksamkeit geschenkt, die er auf der Höhe des Scopus lagernd vorgefunden, und die jetzt, auf dem Boden kauernd, ihn und seine Begleiter mit unverwandten Blicken anstarrten.

Ihre langen, am obern Ende mit großen Büscheln von Straußfedern verzierten Lanzen hatten sie neben sich in den Boden gesteckt und die Pferde daran befestigt. Erst als Lortet nach dem kurzen Halt auf der Höhe sich zum Weiterritt nach der Stadt anschickte, zeigte es sich, daß dies Zusammentreffen kein zufälliges gewesen war, und daß die Leute, Aduân-Beduinen von den Ufern des Todten Meeres, schon seit mehreren Tagen hier auf den Reisenden gewartet hatten, um ihm ihre Dienste als Escorte nach dem Haurân und Moab anzubieten. Das Verlicht von Lortet's beabsichtigter Tour durch die Umgebungen des Todten Meeres war, wie sie sagten, vor Wochen schon zu ihnen gedrungen: wieder ein Beweis von der staunenswerthen Schnelligkeit, mit der sich trotz des Mangels an Kommunikationswegen und geregelten Verbindungen in diesen Ländern alle Nachrichten zu verbreiten pflegen. Ungeachtet der banditenhaften Physiognomie des Schechs der Bande, eines hagern, einäugigen Gesellen, den die Binde über dem fehlenden Auge und die schwarze Verschleierung des Mundes und Kinnes noch widerwärtiger erscheinen ließen, ging Lortet, nach glücklich erfolgter Vereinbarung über den von ihm zu zahlenden Preis, auf ihr Anerbieten ein. Das Engagement dieser Begleiter zwang den Reisenden, die

[1]) S. Globus XXXVIII, S. 97, 113, 129, 145, 161; XL, S. 113, 129, 145, 161, 177 und 193.

Digitized by Google



Die alte Mauer von Jerusalem (Ostseite).

Digitized by Google

ohnehin ſchon knapp bemeſſene Zeit für den Aufenthalt in Jeruſalem noch mehr zu beſchränken.

Es war nicht das erſte Mal, daß er hierher kam; ſchon von früheren Aufenthalten her war ihm die „heilige Stadt“ wohl bekannt, und da der Schwerpunkt der Intereſſen, welche er bei ſeiner jetzigen ſyriſchen Reiſe verfolgte, auf einem ganz andern Gebiete lag, als auf dem der hiſtoriſchen Paläſtinaforſchung, ſo beſchloß er, jetzt von allen eingehenderen Jeruſalemsſtudien abzuſehen und ſich mit einem Wiederbeſuche der hervorragendſten Stätten zu begnügen. Demzufolge machen denn auch die intereſſanten Schilderungen der Stadt, die ſein uns vorliegender Reiſebericht enthält, keinerlei Anſprüche darauf, ein vollſtändiges Bild Jeruſalems zu geben. Es ſind eben nur einzelne Skizzen, die Lortet zur Erinnerung an gewiſſe, ihm beſonders wichtig und bedeutſam erſcheinende Punkte, ſowie zur Erläuterung der ſeinem Werke beigefügten Abbildungen niederſchrieb. Angeſichts der überreich vorhandenen Paläſtinaliteratur, die ja begreiflicherweiſe ſtets in den Schilderungen des großen „Centrums der drei Weltregionen“ gipfeln muß, iſt eine ſolche Beſchränkung kaum zu beklagen. Was von den immer noch nicht ausſterbenden, ausführlichen Touriſtenſchilderungen des heutigen Rom geſagt wird, daß nur eine durchaus ſubjective Auffaſſung, oder eine gründliche Vertiefung in die praktiſche Alterthumsforſchung dem oft behandelten Gegenſtande noch neue Seiten abzugewinnen vermag, das gilt mit noch größerm Rechte von den Beſchreibungen Jeruſalems.

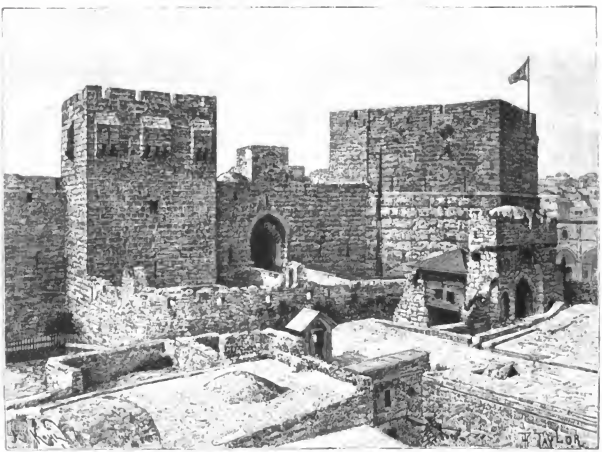
Das Goldene Thor von Außen.

In einem außerhalb der Stadt, in der Nähe des nordöſtlichen Thores belegenen Olivengarten ſchlug Lortet ſein Lager auf; von hier aus trat er am nächſten Morgen ſchon den üblichen Rundgang um die Stadt an. Die heutige Ringmauer Jeruſalems, in Bezug auf deren ſtellenweiſe Uebereinſtimmung mit den gewaltigen Manueranlagen der jüdiſchen und römiſchen Zeit die Anſichten der Gelehrten weit aus einander gehen, befindet ſich in einem Zuſtande argen Verfalls, ſie würde an keiner Stelle auch nur dem kleinſten Geſchütze noch trotzen können. Verhältniß-

Digitized by Google

mäßig am beſten erhalten iſt die Nordſeite, in deren Mitte ungefähr das ſchönſte von den ſieben Thoren der Stadt, das Damascus-Thor, ſich befindet. Es beſteht aus zwei mächtigen, zinnengekrönten Thürmen, zwiſchen denen die

Das Coenaculum, das angebliche Grab David's.

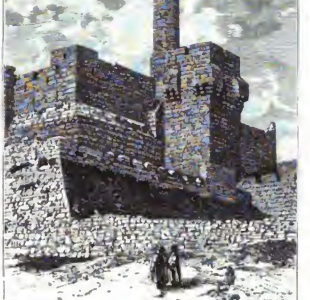


Davidsthurm der Citadelle von Jeruſalem.

von zierlichen Säulen flankirten, großen eiſenbeſchlagenen Thorflügel angebracht ſind. Nach einer in dem darüber-liegenden Spitzbogenfelde befindlichen Inſchrift hätte Soliman es im Jahre 944 der Hedſchra erbauen oder wenig-

Digitized by Google

stens renovieren lassen. Leider verschwindet das schöne Bauwerk zum großen Theil hinter den Schutt- und Schmutzhügeln, die sich rings um die ganze Stadtmauer anhäufen. Das zweite Thor der Nordmauer, das heutige Bab ez-Zahiri oder Blumenthor, früher Herodes-Thor, das vorzugsweise für die Pilger nach Betzeta bestimmt war, wurde vor etwa 30 Jahren von Ibrahim Pascha vermauert; eine kleine damals ausgesparte Pforte wird auch jetzt nur während der Zeit der jährlichen Rekrutenaushebungen und -Uebungen geöffnet. Von dem Thurme des Herodes-Thores, dessen obere Platform einen schönen Umblick gewährt, führt eine Thür auf die Stadtmauer hinaus. Der schmale Pfad, der auf der Höhe der Mauer zwischen den hohen Zinnen und einem nach der Stadtseite hin aufgesetzten Geländer entlang führt, gewährt hier einen Einblick in den nördlichen Theil des muslimischen Quartiers, in dem sich von den modernen Bauten oder dem rührigen Leben moderner Industrie, wie sie in manchem andern Theile der Stadt sich schon bemerkbar machen, noch nichts vorfindet. Die Straßen brinnen sind fast ebenso still und öde, wie die Landschaft draußen mit dem sonnigen, weißen Felspfad, der sich zwischen dem breiten, theilweise verschütteten Ballgraben und den großen, grangrünen Olivengärten hinzieht. Eine üppige, bunte Frühlingsflora, die hier oben aus allen Fugen des zerfallenden Mauerwerks hervorsproßte, gab jetzt dem Bilde noch einen ganz besondern Reiz.



Der Thurm Hippicus.

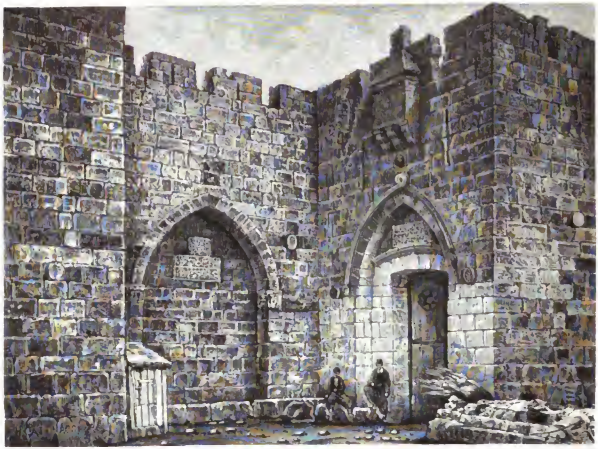
Bei einer plötzlichen Senkung des Terrains wendet die Stadtmauer in scharfem Winkel nach Süden um; sie folgt dem Laufe des tiefeinschneidenden Kidronthales, des alten Thales Josaphat, das die natürliche Ostgrenze der Stadt bildet. Am äußern Fuße der Mauer, deren unterer aus ungehenern Hausteinen errichteter Theil von hohem Alter zeugt, breiten sich zunächst große muslimische Begräbnißplätze aus. Zwischen ihren rechteckigen, gemauerten Gräbern, die meist aufgelüftet und von zwei kleinen Säulen oder Pfeilern gekrönt sind, wuchert die stereotype Flora der syrischen Kirchhöfe: Scilla maritima, und mehrere, in großen Büscheln aufschießende Schwertlilien-Arten. Von den beiden Thoren der Ostmauer ist nur das nördlichere, das Stephans- oder Marienthor, geöffnet. Es führt in das muslimische Quartier, und zwar in eine die Stadt von Osten nach Westen durchschneidende Hauptstraße. Das südlichere, das berühmte Goldene Thor, das seinerzeit den Eingang zu der großen Tempelarea des Berges Zion-Moria, der muthmaßlichen Stätte des Salomonischen Tempels, bildete, ist heute, wie zu Zeiten der Araber, vermauert. An dieses östliche, „schöne" Thor des Tempels, das schon im Ezechiel (44, 1, 2) erwähnt wird, wurde früh schon die Stelle verlegt, wo die Heilung des Lahmen (Apostelgesch. 3, 2) stattgefunden haben sollte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der großartige Bau um dieses Andenkens willen mit besonderer Pracht aufgeführt wurde. Der im reichsten byzantinischen Styl gehaltene architektonische Schmuck der Außenseite sowie der großen gewölbten Säulenhallen der Innenräume läßt als Entstehungszeit des heutigen Gebäudes das fünfte oder sechste Jahrhundert annehmen. Die alte arabische Sage, daß dereinst an einem Freitage ein christlicher Eroberer durch dieses Thor einziehen und den Muslimen Jerusalem wegnehmen werde, veranlaßte die Araber zur Schließung des herrlichen Thores. Zu den Zeiten der Kreuzfahrer wurde es am Palmsonntage und am Feste der Kreuzeserhöhung für einige Stunden geöffnet, um später von den Türken wieder fest vermauert zu werden. Die Ausgrabungen, welche Warren neuerdings zu beiden Seiten des Goldenen Thores sowie längs der Südmauer vorgenommen hat, haben zu der Entdeckung geführt, daß das ganze Terrain der mächtigen Tempelarea sowie das des Thales Josaphat durch künstliche Aufschüttungen verändert worden ist. Zu welcher Zeit diese kolossalen Arbeiten ausgeführt worden sind, aus welcher Zeit die ungeheuern Mauerreste stammen, die man auch noch außerhalb der heutigen Umfassung im Boden gefunden hat, dafür fehlen einstweilen noch alle Anhaltspunkte.

Unweit des Zionsthores, im Südwesten der Stadt, liegt inmitten eines großen Komplexes von Gebäuden eine von den Christen und Muslimen gleich hoch verehrte Stätte, das Coenaculum oder die Abendmahlsstätte Christi und das angebliche Grab David's. Die Streitigkeiten und Intrigunen, die seit dem vierten Jahrhundert schon sich wegen des Besitzes dieser Stelle zwischen Muslimen und Christen abgespielt haben, sind geradezu zahllos. Ihre Geschichte läßt deutlich erkennen, wie sich das „Zerrbild von Religion", das uns heute allenthalben in Jerusalem entgegentritt, allmälig ausgebildet hat. Die christliche Sage, welche aus der früh schon an dieser Stelle erbauten Zionskirche auch die Stätte der Abendmahlseinsetzung machte, wurde im siebenten Jahrhundert erfunden, wahrscheinlich um die nahegelegenen großen Heiligthümer der Muslimen, die vermeintlichen Gräber David's und Salomo's, zu verdunkeln. Dadurch entstanden die unaufhörlichen Streitigkeiten um den

Digitized by Google

Besitz dieses ganzen Terrains. Lange Zeit in den Händen der Christen, gehört dasselbe nun schon seit dem 16. Jahrhundert den Muslimen an. Der Besuch des Coenaculums, den sie den christlichen Pilgern zuerst verwehrten, ist heute wieder gestattet. Neben der großen Moschee des Davidsgrabes mit ihrer stattlichen Kuppel steht der Ueberrest der alten Zionskirche, in deren oberm Geschoß das Abendmahlszimmer gezeigt wird: ein durch zwei in der Mitte befindliche Säulen getheilter Raum mit Pilastern an den Wänden und einer gewölbten Spitzbogendecke. Eine kleine Treppe führt aus der Ecke dieses Gemachs in einen etwas tiefer gelegenen Raum, wo der Abendmahlstisch (sakra) gestanden haben soll. Ein zweites durch ein Gitter von dem Hauptraume getrenntes Seitengemach enthält den 4 bis 5 m langen hölzernen Kasten, der, mit einem unsaubern grünen Baumwollentuche bedeckt, eine Nachbildung des angeblich in den unterirdischen Gewölben aufbewahrten Sarges des David vorstellt.

Die Westseite der Stadt hat als hervorragendstes Bauwerk die Citadelle oder die sogenannte Davidsburg aufzuweisen, eine Anzahl unregelmäßig nebeneinander gebauter starker Thürme, die ursprünglich von einem heute theilweise verschütteten Graben umzogen waren. Die Unterbauten dieser gewaltigen, zum Theil massiven Steinkolosse bestehen aus einer dicken Mauer, die in einem Winkel von etwa 45° aus dem Grunde des Festungsgrabens aufsteigt, und über deren hohes Alter man kaum im Zweifel sein kann. Des Josephus eingehende Schilderung der starken herodianischen Thürme Hippicus, Phasael und Mariamne stimmt in Bezug



Das Jaffa-Thor.

auf Lage, verschiedene Maße und sonstige Einzelheiten mit mehreren Thürmen der heutigen Citadelle ziemlich genau überein. In dem größten von ihnen namentlich, dem Nordwestthurme, dem die „Franken" erst den Namen Davidsthurm gegeben haben sollen, glaubt man heute mit aller Bestimmtheit den alten Phasael erkennen zu dürfen. Es ist bekannt, daß Titus bei der Zerstörung der Stadt die Thürme, die ihm so hartnäckig Widerstand geleistet hatten, verschonen ließ. Auch bei der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer spielte die Davidsburg eine hervorragende Rolle; in ihrer heutigen Gestalt existirt sie seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts, doch ist sie im 16. vollständig restaurirt worden: freilich ohne den Glanz und die Pracht, ohne die Verwendung des vielen Marmors, die Josephus von den alten Thürmen des Herodes rühmt.

Dicht bei der Citadelle befindet sich das einzige Thor der Westmauer, das Jaffa- oder Hebronthor, so genannt nach den beiden großen Landstraßen, die zu ihm führen. An diesem Thore, das zugleich den Eingang in das Christenquartier bildet, herrscht stets ein reger Verkehr. Die Jaffastraße, die beste Straße in der Umgebung von Jerusalem, ist durch Züge ankommender und abziehender Pilger sowie durch Spaziergänger aus der Stadt immer belebt; Maulthiertreiber und Pferdevermiether halten sich deshalb auch mit Vorliebe in der Nähe des Thores auf, wo es eine Menge von arabischen Kaffeehäusern giebt. Ein großer, zum Theil mit Schmutz- und Schutthaufen bedeckter Platz dicht neben dem Thore dient als Ausspannungsort für die elenden Wagen, die den Verkehr zwischen Jaffa und Jerusalem vermitteln, zugleich als Lagerplatz für die zur Stadt kommenden Beduinen und die Schaaren der im Orient so

Digitized by Google

zahlreichen Vertreter der ambulanten kleinen Gewerbe, für Kesselflicker, Scheerenschleifer u. s. w. Es ist ein charakteristisches Bild orientalischen Lebens und Treibens, das sich zu allen Tageszeiten auf diesem unsauberen Platze darstellt, und selbst genug nimmt es sich auch auf dem Hintergrunde der zahlreichen europäischen Neubauten aus, die während der letzten Jahre in der Jaffavorstadt entstanden sind.

Ueber die Bevölkerungsziffer des heutigen Jerusalem sind verschiedene Angaben vorhanden. So ein nimmt als wahrscheinlich eine Einwohnerzahl von 24000 Seelen an, von denen 13000 etwa Muslimen, 7000 Christen und 4000 Juden sein würden. Nach Lievin freilich besteht die Bevölkerung der Stadt nur aus 20938 Seelen, und ein von der Regierung im Jahre 1871 ausgegebener statistischer Bericht, der die Zahl der Häuser angiebt, läßt eine noch geringere Bevölkerungssumme annehmen. Nach den verschiedenen Bekenntnissen streng gesondert leben diese heterogenen Elemente in den vier durch die natürlichen Terrainverhältnisse getrennten Quartieren der Stadt.

Das große muslimische Quartier, im nordöstlichen und mittlern Theile, beherbergt neben seiner eingeborenen syrischen Bevölkerung, die sich vorzugsweise aus Ackerbauern und kleinen Gewerbetreibenden zusammensetzt, auch viele moghrebinische Muslimen, d. h. Einwanderer aus dem nordwestlichen Afrika, namentlich aus Marokko, die durch dunklern Teint und durch ihre Tracht, den hier ungebräuchlichen großen weißen Kapuzenmantel, leicht zu erkennen sind. Die fortdauernde Einführung afrikanischer Sklaven und Sklavinnen giebt sich in der Menge von Negern und Mestizen kund, die einen nicht unbeträchtlichen Theil des muslimischen Volkes bilden.

Das Christenquartier im Nordwesten der Stadt, zugleich der bevorzugte Niederlassungsort der Europäer, zeigt uns die Wohnungen der aus 1500 Seelen bestehenden Gemeinde der römischen Christen dicht um das große Franziskanerkloster geschaart. Dank dem rastlosen Bemühen der römischen Kirche hat es die aus der Zeit der Kreuzzüge stammende kleine Lateinergemeinde in neuerer Zeit zu einer gewissen Bedeutung gebracht. Freilich gehören ihre Mitglieder fast alle der niedrigsten Volksklasse an. Eine unverhältnißmäßig große Zahl von ihnen lebt ausschließlich von der Mildthätigkeit der geistlichen Anstalten, während die Uebrigen sich mit dem Handel und der Anfertigung von Reliquien, Rosenkränzen aus Olivenkernen, kleinen Kruzifixen und ähnlichen „Erinnerungen an die heiligen Stätten“ beschäftigt.

Die griechischen Christen der Stadt, weitaus der reichste und mächtigste Theil der Bevölkerung, haben eine Menge von großartigen Klöstern und Stiftungen. Mit Ausnahme der Klosterinsassen, die zum großen Theil von den griechischen Inseln rekrutiren, gehören sie alle dem eingeborenen syrischen Volke an. Sie haben Geistliche aus ihrer Mitte und das Privilegium, den Gottesdienst in arabischer Sprache abhalten zu dürfen.

Das armenische Quartier liegt im südwestlichen Theile der Stadt: die flachen Lehmdächer, welche dieses Quartier sonst schon äußerlich kennzeichneten, machen seit einer Reihe von Jahren schon den landesüblichen, praktischeren Kuppelbächern immer mehr und mehr Platz. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann die Einwanderung altarmenischer Christen aus den Kaukasusländern in Jerusalem; heute bilden sie eine stattliche Gemeinde. Der Mehrzahl nach rührige Kaufleute und fast alle verhältnißmäßig wohlhabend, wenden sie zum Besten ihrer Schulen und Kirchen unermeßlich große Summen auf. Vor den griechischen und lateinischen Christen Jerusalems zeichnen sie sich durch Mäßigung und Toleranz aus. In vollkommener Eintracht leben sie namentlich mit den koptischen und abessinischen Christen, die auf ihren großen Pilgerfahrten oft jahrelang zum Zwecke strenger Religionsübungen in Jerusalem verweilen müssen. Diese aus Oberägypten, Nubien und Abessinien kommenden Pilger sind gewöhnlich allein auf die Almosen ihrer Glaubensgenossen angewiesen und führen deshalb in dem großen koptischen Kloster Der-es-Sultân, wo sie Aufnahme finden, ein elendes, aus Hunger und Entbehrungen zusammengesetztes Leben.

Was die Bewohner des Judenquartiers von Jerusalem anbetrifft, auf die wir weiter unten noch zurückkommen, so bilden dieselben an der Stätte ihrer einstigen Herrschaft einen unbedeutenden, unwichtigen Theil der Bevölkerung. Die ansehnlichen Synagogen, die sie ihren reichen Glaubensgenossen im Auslande verdanken, vermögen das elende Aussehen ihrer schmutzigen Straße nicht zu heben. Sehr zahlreich sind gerade unter der jüdischen Bevölkerung Jerusalems die Nichtkenazim (Einwanderer aus Rußland, Galizien, Ungarn, Böhmen, Mähren und Deutschland), sowie die Sephardim, spanisch-portugiesische Juden, vertreten. Durch ihre Sprache von einander unterschieden, besitzt jede dieser Klassen ihre eigene Synagoge.

Die Tscherkessen in der asiatischen Türkei.

Mrs. Scott-Stevenson unternahm im Frühjahre 1880 mit ihrem Gemahle, dem Hauptmann Andrew Scott-Stevenson, Civil-Commissar von Kypreia in Cypern, eine Reise durch das nördliche Syrien und südöstliche Kleinasien (Kilikien, Kappadokien und Lykaonien) und hat diese selbe in dem 1881 in London bei Chapman und Hall erschienenen Buche „Our Ride through Asia Minor“ beschrieben. Es ist ein Buch, wie so viele in der reichhaltigen englischen Reiseliteratur, angenehm zu lesen, mancherlei Neues und Interessantes enthaltend, aber ohne jegliche wissenschaftliche Prätentionen und mit einer sehr elenden Karte ausgestattet; bei allem Dank für das Gebotene bedauert man, daß die Aufwendung von so viel Zeit, Mühe und Geld nicht auch der Wissenschaft mehr Nutzen hat bringen können. Freilich erklärt sich die Verfasserin auch vollständig befriedigt, wenn sie durch ihren Bericht „die Aufmerksamkeit auf ein fast unbekanntes Land lenkt, wo der Kranke Gesundheit, der Jäger herrlichen Sport, und der Reisende, der Botaniker, der Geologe und der Archäologe unerforschte Schätze finden kann“. So sind es denn hauptsächlich die Zustände des durchreisten Landstriches, über welche der Leser Neues erfährt; wir theilen im Folgenden mit, was sie hier und da in ihrem Buche über die Geißel von Türkisch-Asien, über die Tscherkessen, berichtet, deren Einwanderung vielleicht als das größte Unglück, welches Kleinasien in den letzten Jahrzehnten betroffen hat, bezeichnet werden muß. Nichts Besseres könnte seinen Bewohnern widerfahren, als wenn unter den 400000 oder 450000 eingewanderten Kaukasiern die Sterblichkeit so andauernte, wie sie bisher gewüthet hat.

Digitized by Google

Obwohl nun schon mehr als anderthalb Jahrzehnte verflossen sind, daß sie ihre Heimath verließen, so halten sie sich doch als Volk streng gesondert und unterscheiden sich durchweg von den Türken, von denen sie gehaßt und verachtet werden. Ihre eigenthümliche, wohlbekannte Tracht haben sie beibehalten, und wie zeigen sie sich anders, als schwer bewaffnet, gewöhnlich mit einem Henry-Martini-Gewehre, zwei Pistolen und mehreren Dolchen. Bis auf den letzten Mann sind sie Räuber und Viehdiebe und werden in friedlichen Distrikten sehr gefürchtet, da sie bei Widerstand ohne Zaudern morden. Die Männer sind dünn und hoch gewachsen und haben einen entschieden grausamen Zug im Gesicht. Nur wenige haben Kinn- oder Schnurrbart, so daß sie jugendlicher erscheinen, als es in der That der Fall ist. In ihren Gewohnheiten gelten sie für schmutzig und erfüllen in dieser Hinsicht keineswegs die Pflichten eines guten Mohammedaners. Das Beste, was die Engländerin von ihnen sagen kann, ist, daß sie gut reiten und für ihre Pferde besorgt sind. Ein tscherkessischer Sattler, mit welchem Mrs. Scott-Stevenson in Kilikien sprach, beklagte sich bitter über die Tyrannei der Russen, welche sie zur Auswanderung getrieben, aber ebenso bitter über die Türken, welche sie jetzt zwängen, in solch' pestilentialischem Klima zu leben, welches ihre Zahl tagtäglich verringerte und alle ihre Weiber und Kinder getödtet hätte. (1860 z. B. landeten 20000 Tscherkessen in Mersina, von denen jetzt nur noch 5000 am Leben sind. S. 115.)

Es mag darum auch Wahres sein; thatsächlich aber haben sie den Türken mit so schwarzem Undanke gelohnt, daß sie jetzt Jedermanns Hand gegen sich haben. Dabei sind sie freiglinge und greifen nur in der Ueberzahl oder von einem Hinterhalte aus an. Wären sie zu irgend etwas nutze gewesen, die Russen hätten sie auch nicht ohne Weiteres ziehen lassen (S. 114). Sie weigern sich zu arbeiten, und obgleich ihnen die Regierung täglich 2 Piaster verabreichen läßt, so rauben sie, wo sie können. Wo die Türken etwas energischer sind, wie in Ismit östlich von Koniah (S. 304), haben sie die Unsitte selbst in die Hand genommen und die tscherkessischen Viehdiebe so gepriigelt, daß dieselben den Distrikt verlassen haben. Man hat anderwärts, z. B. in Koniah (S. 319), versucht, sie als Soldaten und Zaptiehs (Gensdarmen) zu verwenden; aber sie lernen nicht zu gehorchen; eine bis zwei Wochen lang kommen sie ihren Pflichten wohl nach, dann aber werden sie faul und thun nichts. Werden sie eingesperrt oder bestraft, so benutzen sie die erste Gelegenheit zum Desertiren. Gegen ihre Offiziere sind sie impertinent und zänkisch gegen ihre Kameraden. Im Kampfe würden sie zunächst wohl ihren Mann stehen; hätten sie aber einen Feind getödtet, so wäre ihr Nächster, den Todten zu plündern und mit seinem Pferde fortzureiten, um es zu verkaufen; erst wenn das so gewonnene Geld verbraucht wäre, nähme der Betreffende wieder am Kampfe Theil.

In Nigdeh (südlich von Kaisarieh und östlich von Koniah) fand Mrs. Scott-Stevenson (S. 263) die prächtige Medresseh (Schule) mit ihrem Kreuzgange tscherkessischen Auswanderern eingeräumt so lange, bis sie Unterkunft und Beschäftigung finden würden. Ihre Zeit benutzen sie zum Rauchen und Schlafen, und wenn sie wach waren, zerhackten sie die wunderbar schönen Arabesken und Inschriften des Bauwerkes.

Wie schwach die türkische Regierung sich diesen Strauchdieben gegenüber zeigt, beweist folgender Vorfall (S. 286). Die Stadt Eregli (etwa 34° östl. L. G. und 37½° n. Br.) fand das englische Ehepaar in völligem Belagerungszustande. Etwa 14 Tage vorher war eine Bande Tscherkessen unter einem entschlossenen Anführer angekommen, plünderte Nachts in den Straßen und erbrach in den Bazars die Läden. Die Engländer sahen einen Zaptieh (Gensdarm), welchen einer der Räuber zwei Nächte zuvor durch die Hand geschossen hatte, als derselbe versuchte, ihn an der Ausraubung eines Ladens zu hindern: unbekümmert ging er in der Stadt umher, welche durch ihn und seine Genossen vollständig in Schach gehalten wurde. Die meisten Einwohner hatten ihre Waaren verstecken müssen und die Bäcker backten nur noch bei Nacht und verkauften das Brod heimlich. Zuletzt hatten die Tscherkessen angefangen, die Fruchtbäume umzuhauen und als Brennholz zu verbrauchen. Ein arabischer Kaufmann zeigte dem Scott-Stevenson'schen Ehepaare auf seinem Grundstücke an 20 Bäume, welche dem Vandalismus der Kaukasier zum Opfer gefallen waren. Dieselben hatten sie aber, weil zu schwer, liegen gelassen, worauf sie der Araber in seinen Hof geschafft hatte; kaum vernahmen das die Räuber, so brachen sie in sein Haus ein, zerschlugen das Geräth, mißhandelten seine Frau und schleppten alles Tragbare fort. Andere Einwohner wagten nicht, ihre vor der Stadt gelegenen Weinberge und Gärten zu besuchen, aus Furcht, unterwegs ausgeplündert zu werden. Der türkische Kaimakam war so entsetzt, daß er nichts thun konnte. Ein Tscherkesse, den man vor ihn brachte, spuckte ihm ruhig ins Gesicht und verließ den Konak, ohne daß Jemand ihn festzuhalten wagte. Und solche Leute werden von der türkischen Regierung auf Kosten ihrer geduldigen Unterthanen geflittert, geliebet und bedienet!

Wenige Tage zuvor hatten die Reisenden ein anderes Beispiel von der Furcht türkischer Beamten vor den Tscherkessen erlebt. In Remschehr (S. 246) hatten sie den Chan um 9 Uhr Abends verschlossen gefunden; aber ihr tscherkessischer Zaptieh erzwang den Einlaß, prügelte sich eine Weile mit einem Haufen Armenier herum, suchte und fand den armenischen Wirth und sperrte ihn nun in ein dunkles Loch. Alsbald änderte sich die Scene: die Engländer wurden aufs Höflichste bedient. Inzwischen hatten die Freunde des Wirths den Kaimakam des Orts aus dem Bette geholt, welcher nun erschien und dem Zaptieh befahl, seinen Gefangenen loszugeben. Der aber schlug das rundweg ab und erklärte, er werde die Thür nicht eher öffnen, als bis er seinen Gefangenen vor den Kadi schleppen und angemessen bestrafen lassen könnte. In seiner Noth wandte sich der Kaimakam zuletzt an Mr. Scott-Stevenson, und diesem gelang es schließlich, den Gensdarmen zum Nachgeben zu bewegen. „Es war sonderbar zu sehen, wie dieser eine Mann der ganzen Stadt trotzte und die Regierung in Schach hielt. Der arme Kaimakam war fast verdreht geworden, als die Armenier einerseits die Freilassung ihres Freundes forderten, und der Zaptieh andererseits den ersten, der an ihn rührte, niederzuschießen drohte, und schließlich mußte ein Engländer dazu kommen und den Streit schlichten. Die ganze Scene machte einen tiefen Eindruck auf uns, da sie so recht die Schwäche der türkischen Regierung in Anatolien darlegte."

Kürzlich hat sich auch Prof. Eduard Sachau, welcher 1879 und 1880 das nördliche Syrien und Mesopotamien bereiste, über die Tscherkessen ausgesprochen (Verhandlungen der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, Nro. 3, S. 125 ff.). Die Tscherkessen, sagt er, sind ein Unglück für die Türkei. Sie mußten untergebracht werden, was bedeutende Kosten verursachte und endlose Konflikte zur Folge hatte. Hätte man sie in ihr heimisches Element, in das Gebirge, versetzt, sie hätten wahrscheinlich sofort der türkischen Regierung Trotz geboten; man siedelte sie deshalb, um sie besser überwachen zu können, in der Ebenen an,

Digitized by Google

aber auch dort stiften sie durch ihre Unbotmäßigkeit und ihre räuberischen Neigungen so viel Unheil, daß überall im türkischen Reiche in der Nähe einer Tscherkessen-Kolonie, und sei es in nächster Nähe des Bosporus, die öffentliche Sicherheit nur sehr prekär ist.

In Membidj nordöstlich von Aleppo fand Prof. Sachau eine solche Kolonie unter dem Häuptling Riza Beg. Dieser, aus einer alten Fürstenfamilie des Kaukasus stammend, war mit großem Anhange vor den Russen fliehend in die Türkei eingewandert, hatte sich in Widdin an der untern Donau niedergelassen, Aecker gekauft, einen Mühlenbetrieb gegründet und sich dabei wohl befunden, mußte aber zu Anfang des russisch-türkischen Krieges Widdin unter Einbuße des größten Theils seiner Habe verlassen; er und die Seinigen betheiligten sich als Baschibozuks an dem Kriege, nach dessen Beendigung sie nach Syrien geschickt und in der Wüste von Membidj angesiedelt wurden. Die Regierung ließ ihnen aus den Ruinen im Innern des Stadtgebietes Häuser bauen, soll ihnen auch Geld, Vieh und Geräthe gegeben haben. Nun war aber Membidj bereits in festen Händen, im Besitz der Beduinen vom Stamme der Beni Said, welche zu dem großen, weit verbreiteten und viel gespaltenen Stamme der Shewâjâ gehören; sie treiben Ackerbau und Schafzucht, haben seit Jahrhunderten ihr Centrum in Membidj und ihre Weidegründe vom Sâdjûr bis nach Meskene am Euphrat. Der Scheich der Beni Said, deren Zahl auf 2000 bis 3000 Zelte geschätzt wird, heißt Abdallâh, gewöhnlich Abeb genannt. Mit bekannter Brutalität setzte die türkische Regierung die Tscherkessen nach Membidj, ohne vorher ein Abkommen mit den Beni Said zu treffen. Ihnen wurde einfach Membidj abgenommen, ferner die Hälfte des Ackerlandes und des Wassers und, wie man Sachau in Aleppo erzählte, auch das Vieh, das die Regierung den Tscherkessen geschenkt hatte. Es war ein Akt roher, gewaltsamer Beraubung! Scheich Abeb eilte nach Aleppo, suchte mit landesüblichen Mitteln sein gutes Recht geltend zu machen, aber umsonst. Seitdem besteht nun offener Krieg zwischen beiden Parteien, dem die türkische Regierung, speciell der Gouverneur von Aleppo, ruhig zusieht. Die Beni Said fangen einzelne Tscherkessen ab und schlachten sie dann wie Hammel, und die Tscherkessen ihrerseits machen es ebenso; zur Zeit, als Prof. Sachau in Membidj war, wagten sie kaum die Stadt zu verlassen und auf ihre Aecker zu gehen. Das Ende dieses entsetzlichen Treibens wird sein, daß die Beduinen die Tscherkessen bis auf den letzten Mann ausrotten, wenn sie auch selbst vielleicht durch den Kampf bedeutend geschwächt werden. Aber Riza Beg, der sich über diese Dinge vollkommen klar war, und die Seinigen sind gerichtet, so gut wie die Tscherkessen von Ras-el-ain in Mesopotamien, von denen nur noch ein kleiner Rest übrig ist.

Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

II.

Am folgenden Tage, es war in der ersten Septemberhälfte, setze ich meinen Weg von Kamenska aus fort. Die Schlucht, durch die man kommt, wird immer enger; Fels und Wald tritt ganz nahe heran; das Gerölle von den anflossenden Bergen schiebt sich stellenweise bis an den Rand der Straße. Eine gute Stunde Weges steigt sie allgemach immer am linken Orljava-Ufer zwischen den Abstürzen des Sujnik- und Papuk-Gebirges hin. Von einem Dorfe ist nichts zu sehen. Um so mehr überrascht den Reisenden das Dasein eines solchen, das sich ihm hoch oben linker Hand durch Hundegebell und Hahnenruf ankündigt. Dort steckt auf einem kleinen Plateau Tisavac; erst am Ende der Schlucht, wo sich die Straße jäher erhebt, werden einige Dächer desselben und die steil aufwärts führenden Windungen der Zufahrt sichtbar. Darüber ragt der Gipfel der Javorovica mit 915 m Höhe in die Wolken. An trüben Tagen oder nach einem leichten Regen hüllen sich alle diese Berge in dicke Nebelmassen, die sie tagelang dem Auge entziehen und der Bevölkerung als zuverlässiger Barometer dienen. Das Sujnik-Gebirge erstreckt sich von den Quellen der Orljava bis in das Save-Thal. Der höchste Berg in demselben ist Brezovo-polje (984 m). Granit und Glimmer findet sich, umgeben von Leitha-Kalk, Congerien- und Cerithien-Schichten, auf den Rücken. Buchen und bei Tisavac Lärchen herrschen vor. In Buč erklimmt man den Sattel, der von Süd nach Nord laufend das Sujnik- mit dem hier beginnenden, in westlicher Richtung hinziehenden Pakracer-Gebirge verbindet. Die Bestandtheile des letztern sind tertiäre Congerien-Schichten; die höchsten Spitzen Bue 496 m, Kil 717 m und Giganovo brdo 446 m. An Buč liegt auf der Sattelhöhe eine griechisch-orientalische Kirche mit barockem Thurm und ein kleines Pfarrhaus, das Dorf selbst unten auf der Westseite. Von den übrigen ringsum im Gebirge steckenden Orten sieht man nur einzelne Dächer und Häuser; die Gegend sieht demnach ziemlich wild aus. Aus dem Walde, am Südabhange des Pakracer Höhenzuges, ragen die Giebel des Dorfes Popovac, der Geburtsstätte des Räubers Marim Bojanić, hervor. Der Bauer Rusmir, ein hübscher, starker Mann mit einem Gesichte, das als vorzüglicher Typus des Südslaven gelten kann, erzählte mir, als ich mit ihm von der Kirche zu Fuß den Hügel hinab ins Dorf Buč hinabschritt, die sagenhaft klingende Entstehungsgeschichte des erwähnten Popovac und des gegenüber im Sujnik liegenden Dorfes Rogulje. Vor vielen Jahren floh eine Bosnierin, Rusmira, die Mutter mehrerer Söhne, mit ihren Kindern aus Bosnien nach Slavonien und ließ sich im Sujnik nieder. Als die Söhne Jünglinge geworden waren, hörte sie eines Tages das Krähen von Hähnen am jenseitigen Pakracer Abhange. Erschreckt, da sie von einer Niederlassung weit und breit keine Kunde hatte, befahl sie ihren Söhnen, die Waffen zu ergreifen und den gehörten Lauten nachzugehen. Falls sie, wie die Mutter fürchtete, Türken träfen, sollten sie ihr allsogleich Nachricht bringen. Die Jünglinge schlichen sich nach dem Befehle Rusmiras ins jenseitige Gebirge, fanden jedoch zu ihrer freudigen Ueberraschung in einem einzelnen Hause ihre Ujna (Mutterschwester) Bajana, die mit ihren Sprö-

Digitized by Google

lingen später aus Bosnien geflüchtet war und sich im heutigen Popovac niedergelassen hatte. Von ihr stammt die Familie der Bojanić, deren Abstammung jener oft erwähnte Maksim ist. Es habe damals, sagte mir Rusmir, Popovac „Bojan“ und Rogulje „Rusmir“ geheißen. Um dem Bauer in Bezug auf die historische Glaubenswürdigkeit seiner Erzählung und zu Zahn zu fühlen, fragte ich ihn, ob er denn etwa wisse, woher die Einwohner des Dorfes

Šumetlica, tief drinnen im Sujnik, stammen. Ohne Zögern bezeichnete er sie als im vorigen Jahrhundert eingewanderte Likaner. Spätere Nachfragen bestätigten diese seine Aussage aber vollkommen richtig, ein Beweis, daß in manchen Gegenden die Tradition historische Thatsachen getreu aufbewahrt, und so auch die Erzählung des Mannes nur durch die Länge der Zeit ein sagenhaftes Gewand bekommen habe.

Von Bač bis Pakrac läuft die Straße ziemlich eben in einem hübschen, schmalen Thale dahin. Schöner Wald krönt die Höhen der beiden Gebirgsketten; Ackerfelder reichen vom Waldessaume über die sanften Absenkungen herab bis an den Fahrweg. Mit ihnen wechseln Wiesen, deren frisches Grün, von einem kleinen Bache getränkt, selbst im Hochsommer das Auge erquickt; winzige Lesselmühlchen machen sich in der Tiefe rechts bemerklich. Die Jahrestemperatur ist hier viel niedriger als im Thalkessel von Požega, weshalb die Feldfrüchte später reifen als dort, während letzterer in dieser Hinsicht wieder gegen die Podravina zurücksteht. Auf halbem Wege von Bač bis Pakrac gelangt man

nach Španovica. Der Ort ist von eingewanderten Küstenbewohnern vor einigen Jahren angelegt worden, also noch in der Entwickelung begriffen. Graf Jankovics überließ den Ansiedlern einen großen Fleck Waldes zur Rodung. Sie machten den Boden urbar und gewannen ihn für die Kultur. Die Bauschkeiten des langen Dorfes zu beiden Seiten der Straße sehen hmtschecig genug aus. Einige sind durchaus von Stein mit hohen Kellereingängen. Ihre Bauart erinnert an die Häuser auf den Anhöhen oberhalb Fiume und Buccari, bei Lič und Plase. Andere bestehen aus Holzgestecht ohne Anwurf, mit Strohdach; zwischen ihnen sieht man wieder weißgetünchte mit großen Fenstern, woran Vorhänge aus bunten Stoffen.

Ein hölzerner Glockenstuhl inmitten der Ansiedelung trägt ein Glöcklein, das die Stunden des Gebetes verkündet oder einem geschiedenen Erdenwaller das letzte Lebewohl nachwimmert. Die Gemeinde ist katholisch, muß sich demnach den Geistlichen zu kirchlichen Funktionen aus Pakrac herüber holen. Als ich durch das Dorf fuhr, war es gerade Sonntag; die Leute saßen geputzt vor den Hausthüren. Ich wähnte mich plötzlich unter Krainern oder Istriern, solch ein bunted Gemisch ist die Tracht. Der Kolonie ist übrigens noch immer der Stempel der Armuth aufgedrückt. Die Ansiedler, ohne Geld und Gut eingezogen, müssen sich erst langsam das Nöthigste erwerben. Von Obstbäumen sah ich noch wenig, meist junge Zwetschen; in den kleineren Gärten die gewöhnlichsten Gemüsearten; auch der Bienstand ist noch ziemlich gering.

An Španovica stößt Dragović. Von weitem schon fiel die anseehnend hohe „Mašala“ in die Augen. So nennt man die Alarmstangen, deren weithin sichtbare Spitzen mit einem Strohbündel versehen sind. Sie dienen bei Unglücksfällen und dergleichen zu Nothsignalen, indem die in Brand gesteckten Bündel die Nacht durchleuchten. Vordem hatte jedes Dorf solche Mašalas; jetzt kommt der Gebrauch langsam ab. Der erste Eindruck, den man beim Eintritt in Dragović empfängt, ist ein merkwürdiger; so ganz verschieden ist der Anblick von allem bis jetzt Gesehenen. Die Häuser, alle der Reihe nach auf einer ganz niedrigen Lehne rechter Hand gelegen, entziehen sich dem Anblick beinahe vollständig, da sie hinter hohen, von dichtem Haselruthengeflecht hergestellten Zäunen stecken. Diese sind von unten ans mit schief in die Höhe gehenden Pflöcken wie mit Strebepfeilern unterstützt, unten oben her mit Stroh eingedeckt, und dem lange, scharfzugespitzte Hölzer wie Spieße in die Höhe ragen. Jedes Haus mit seinem Garten und den Nebengebäuden liegt wie eine Festung da; es ist nur durch ein Thor zugänglich, das übrigens Tags über immer halb geöffnet, dem neugierigen Blick einzelne Theile des Gehöftes preis giebt. Zuerst fällt und der ungeheure Backofen auf, der uns in der Nähe des Gartens mit breiter Mündung entgegen gähnt. Daneben macht sich ein ausgehöhlter, etwa 1 m hoher, in die Erde eingesetzter Baumstruk von tüchtigem Kaliber bemerklich. Er dient statt des Laugfasses (Parjenica) zum Auslaugen der unreinen Wäsche. Kaum einige Schritte davon sieht die große Hanfbrecke, Stupa, ein ganz vorzügliches Instrument. Es besteht aus einem in den Erdboden eingerammten, beiläufig zwei Fuß langen, $1/2$ Fuß breiten Stück Holz. Dieses dient, der Länge nach mit Furchen und Kerben gezahnt, einem zweiten ebensolchen zur Unterlage. Das obere Stück endet in ein Treithola und ist mittelst einer Angel auf dem untern befestigt und beweglich. Die Buckeln und Furchen beider Theile greifen in einander. Darüber liegt in Körperhöhe quer hinüber eine runde, auf zwei senkrechten Pfählen ruhende Stange, die Handstütze. Diese wird von der Bäuerin, welche die Stupa tritt, mit beiden Händen angefaßt; der linke und abwechselnd (um Ermüdungen auszugleichen) der rechte Fuß drückt das Treithola nieder und hebt den obern Theil vom untern. Sobald der Druck des Fußes aufhört, was durch Heben desselben erzielt wird, fällt der schwere Oberheil mit voller Wucht in seine Lage zurück. Der Block zerbricht dadurch die Hanfstengel, welche eine zweite, am Boden sitzende Bäuerin unterlegt und so lange wendet und dreht, bis sich die Fasern ganz lösen.

Zur Zeit des Hanfbrechens hört man die Stupa allenthalben bis in die Morgenstunden hinein ununterbrochen taktmäßig pochen, begleitet von den lauten Stimmen der erzählenden Frauen oder dem Gesange der Mädchen. Die kleinere Brecke (Trlica) gleicht den in anderen Ländern gebräuchlichen. Da zwar sich in manchen Gegenden allgemach der eiserne Pflug einbürgert, ist hier noch immer der mit hölzernem Bauchbrette versehene im Gebrauche. Nach verrichteter Arbeit ruht er feiwilligen gelegt auf zwei Holzblöcken, die schiftenartig hinter den Rädern einhergeschleifen und zugleich dem heimkehrenden Ackersmann als Sitz dienen, von wo aus er seine sechs bis acht meist kleinen und stämmigen Ochsen mit lautem „hi ho“ lenkt. Ich sah übrigens in einer Gegend unterhalb Esseg auch schon zwölf Stück vor dem Pflug, die Lenker mit umgehenen Peitschen bewaffnet.

Die Einrichtung des Hauses ist sehr einfach. Eine gemeinsame, große Stube, in der ein Bett, ein mit Teppich bedeckter Tisch, einige Bänke an den Wänden, mehrere Stühle mit herzförmig ausgeschnittenen Lehnen und ein großer Ofen, ist beinahe alles, was man da sieht. Durch die ganze Stube zieht sich oft eine von der Decke an hölzernen Haken herabhängende oder durch Holzringe gesteckte Stange hin, die zum Aufhängen von Kleidern und Wäsche dient. Die Thüren haben hölzerne Riegel und Klinken; die zwei Fenster auf der Giebelseite sind klein und dicht neben einander. Im Hofe liegen die Schlafkammern

Digitized by Google

(Kiljeri) der einzelnen Ehepaare; doch ist deren Anzahl, wegen der geringern Menge der Familienmitglieder, nicht so groß als in den Ortschaften um Poßega. Der Bauer betreibt auch hier Schweinezucht. Jedes Haus hält zu seinem Rudel einen eigenen Hirten; oft sind die Kinder des Hauses mit diesem Dienste betraut. Wilde Birnen und Aepfel, die sie ihren Thieren in den Wäldern oder auf den Stoppelfeldern, wo man solche Bäume oft in riesiger Größe antrifft, mehrmals im Tage vorschütteln; Schwämme oder zerstreutes Getreide aus dem über und über aufgewühlten Boden zu Tage gefördert, sowie Grasweide beschäftigen die gefräßigen Rüsseltiere vollauf. Beim Niedergange der Sonne aber eilen sie, wie die Trümmer eines auf wilder Flucht begriffenen Heeres, in allen Tonhöhen quiekend und grunzend, im Carriere nach Hause und den Kürbissen oder sonstiger Nahrung zu, wobei eines das andere zu überholen sucht, um die fettesten Bissen für sich in Beschlag zu nehmen. Einzelne Hirten jedoch bringen es zu der Kunst der Dressur und Disciplin so weit, daß sie an der Spitze des Heeres rasch einherschreitend und mittels langer Peitschen aus Hanf die Luft mit donnerbüchsen-ähnlichem Geknalle erschütternd, das Rudel in Zucht und Ordnung bis in die Nähe des Hauses zu bringen wissen, wo es sich plötzlich löst und in größter Hast dem offenen Thore zustürzt.

Im Herbste, zur Zeit der Zwetschenreife, ist der Bauer auch in dieser Gegend mit Branntweinbrennen viel beschäftigt. Die Nachbarn besuchen sich gegenseitig, kauern sich in hockender Stellung um den aufgestellten Kessel, rauchen, plaudern und kosten das warm hervortröpfelnde Naß. Der Branntwein übrigens, den sie zum täglichen Gebrauch erzeugen, Slipara genannt, hält nur einige Grade. Er ist bei der Arbeit auf dem Felde von trefflichem Nutzen, da er stärkt, keinen Schweiß erzeugt und nicht berauscht; erst große Quantitäten können berauben. Im Ganzen ist der hiesige Bauer bequem; der Grund mag wohl in der großen Abgeschlossenheit von den an Verkehr reicheren Städten liegen. Uebrigens ist er gutmüthig, wenn man mit ihm umzugehen versteht. Merkwürdige Gebräuche erhielten sich im Volke.

Bei Lindestanfen z. B. pflegt eine vermummte ältere Frau, häufig auch die Reduna [1]), mit einem Kochlöffel unter die Gäste zu treten und denselben das Kücheninstrument vorzuhalten; ein Wink, dem jeder von ihnen mit wenigstens einem Kreuzer als Geschenk für die Kochkünstlerin nachkommt. Selbstverständlich jedoch fällt die Gabe nicht selten reichlicher aus. Kommt etwa ein neuer Gast hinzu, so versteckt man ihm den Hut, bis er ihn mit einem Geldgeschenke auskauft; der Betrag gehört dann dem Täufling.

[1]) S. „Globus“ XL, S. 23.

Jedermann, der ins Haus tritt, ist willkommen und wird nach besten Kräften mit Speisen und Wein bewirthet. Bei solchen Gelegenheiten müssen meist Schafe und Schweine ihr Leben lassen und kommen, am Spieße gebraten, mit diesem auf den Tisch; das Zertheilen besorgt der Hauswirth, der jedem nach Wunsch vorlegt. Der Braten, auch von den größten Schweinen, ist immer wohlschmeckend, da die Leute das Ausbraten vorzüglich verstehen. Um die heranwachsenden Kinder machen sich die alten Weiber, bewandert in der Kunst des Zauberns, daher Vračare, Zauberinnen, genannt, mit Zauberkünsten viel zu schaffen. Verliert z. B. ein Kind den Zahn, so wird er in eine alte Weide eingebohrt, die Bohröffnung aber verstopft, damit der junge Weltbürger keine Zahnschmerzen mehr bekommt. Oder man schickt den Sprößling mit dem ausgefallenen Zahn auf den Hausboden, wo er dreimal ausspucken und den Zahn über die Achsel hinter sich werfen muß. Dazu spricht er die Zauberformel „Mis, mis, evo tebi zub kosteni a ti meni daj gvozdeni“ (Maus, Maus, ich geb' dir ein' beinern' Zahn, mach mir einen eisernen an). Das Mittel soll gegen das Ausfallen der Zähne helfen. Fieber sah ich auf eigenthümliche Art kuriren. Der Patient mußte eine mit Zwirn umwundene Nuß nach rückwärts schreitend bis an das Ufer eines naheliegenden Baches tragen und dort über die Schulter, ohne sich umzusehen, ins Wasser werfen. Die Baka (Alte) that sehr geheim mit ihrem Mittel. Ich ließ mir also, Fieberanfälle vorschützend, auch einmal eine solche Nuß geben, warf aber, da die Heilkünstlerin zusah, eine andere ins Wasser und steckte die Zaubernuß ein. Als ich sie später, die vielen Zwirnsfaden, mit denen sie umwickelt war, lösend, öffnete, saß — eine arme Spinne darin! Der Zufall fügte es, daß ich in Dragovič einer Gratulation beiwohnte. Die orientalischen Griechen feiern statt ihres Namens- oder Geburtstages den ihres Hausheiligen. Als solcher gilt zumeist der heilige Nikolaus. Der den festlichen Tag begehende selbst heißt Svečar. Vermöglichere Svečari laden nebst anderen Gästen auch den Geistlichen ein, damit er das Mahl vor Beginn desselben segne. Während des Festessens wird eine Wachskerze angezündet, Weihrauch und Wein gebracht; alle erheben sich nun zu beten, dann erst kommt der Braten auf den Tisch. Katholiken feiern ihren Namenstag. Schon am Vorabend stellen sich die Gratulanten ein. Der Godovnjak (Feiertube) bewirthet seine Gäste mit Honigschnaps, Früchten und Fleischspeisen und läßt schließlich die Einladung für den nächsten Tag folgen. Oft ersinnt der Volkswitz auch scherzhafte Gratulationen. Als Beispiel gelte diese: „Živ i zdrav bio, nuz rudu vozio, u luli sjedio, kroz kamiš noge pružio.“ Deutsch lautet dieser wohlgemeinte Wunsch: Sei frisch und wohl auf, ziehe an die Wagendeichsel gespannt, und in der Pfeife sitzend, stecke die Füße durch das Rohr.

Ethnologisches aus der Oase der Achal-Teke.

Von Staatsrath **Dr. O. Heyfelder.**

Zur Charakteristik der Tekes aus der Achalteke-Oase kann noch Folgendes dienen [1]). Tekma-Syrdar sagte mir, es würden bei ihnen Kontrakte, Käufe und gerichtliche Entscheidungen nur durch das Wort abgemacht, und dieses sei bei ihnen heilig. Daher auch er, wie alle Deputationen, die sich im russischen Lager nach und nach einfanden, versicherten, sie würden jetzt, wo sie einmal ihre Unterwerfung angekündigt, so gute und treue Unterthanen sein, als sie vorher erbitterte Feinde gewesen. Etwas von dieser Treue dem gegebenen Worte gegenüber bewiesen sie uns bei dem kurzen Waffenstillstande, welcher einige Tage vor dem Sturm auf die Hauptfestung am 7. Januar Nachmittags zwischen

[1]) Vgl. „Globus“ XLI, S. 58.

Digitized by Google

3 bis 4 Uhr stattfand. General Skobelew hat ihnen noch einmal an, sich zu ergeben, worauf sie prahlerisch und ablehnend antworteten. Man legte ihnen nahe, Frauen und Kinder aus Dengli-Tepe zu entfernen, was sie ebenfalls in ruhmredigen Worten abschlugen. Auch die von unseren Soldaten bis unter die Mauern getragenen Todten holten sie nicht ab. Wir standen auf unbeschütztem Terrain nahe an der Festung und sie waren zahlreich auf den Wällen erschienen. Man unterschied einen Mullah und Tekma-Syrdar neben einander zuvorderst auf der Mauer, beide in lange Talare gekleidet. Wir hörten ihre Stimme, sie die Zurnse der Unsrigen. Als die Zeit des Waffenstillstandes zu Ende ging, riefen sie uns zu: „Versteckt Euch jetzt, wir werden gleich wieder zu schießen anfangen!“ Wir tauchten wieder in den Trancheen unter und das Scheibenschießen nach uns von Dengli-Tepe aus, die Minirungsarbeiten und die Belagerung von unserer Seite gingen wieder ihren Gang wie vorher, bis am 12. (24.) Januar der Sturm gelang.

Auch ihre Kriegführung war charakteristisch und eines wilden, tapfern und ehrenwerthen Volks würdig. Zwar boten sie uns nie und nirgends eine Feldschlacht an. Aber dazu waren ihre undisciplinirten Reitertrupps auch nicht angelegt. Doch appellirten sie nur an ihre Tapferkeit, ihren Muth und an ihren Hort, die Hauptfestung Dengli-Tepe, welche sammt den befestigten Gärten von Augi-Kala und den in weiterm Umkreis gelegenen Forts die Oase zwischen dem Kopet-Dagh und der Wüste gerade so abperrte. Allerdings benutzhützten sie unsere kleinen befestigten Lager, unsere Karawanen und unsere Abtheilungen, besonders wenn letztere schwach an Zahl waren. Mit großer Frechheit umschwärmten sie namentlich die Nachhut und wehe dem, dessen Pferd zurückblieb. Es wurde augenblicklich umzingelt und gefangen, was zum Glück selten genug vorkam. Denn sie tödteten die Gefangenen unter grausamen Martern. Das Bewußtsein unübertrefflich gut beritten zu sein, gab ihnen der Reiterei gegenüber einen gewissen Uebermuth; dagegen fürchteten sie die Infanterie. In den vor dem letzten Bormarsch verlesenen Instruktionen war daher ausdrücklich gewahnt, den Einzelkampf mit ihnen zu vermeiden und sich möglichst in geschlossenen Massen dem tapfern, unternehmenden Feind gegenüber zu verhalten. Ihre nächtlichen Ueberfälle gegen unser Lager und die Trancheen am 28. und am 30. December 1880 sowie am 4. Januar 1881 wurden mit Todesverachtung und wilder Bravour ausgeführt. Gewöhnlich hörte ihr Schießen mit dem Tagelicht auf. Dann wurde es ruhig im Lager, ein gewisses Behagen kehrte bei und ein und nach einiger Zeit überließ man sich der Nachtruhe. Da stürzten dann unter wildem Allahgeschrei, als sei die Hölle losgelassen, einige Tausend Tekes über die erste Linie der Trancheen oder über einen Theil des Lagers her, dasselbe oft von mehreren Seiten zugleich angreifend. Verwundeten sie viele der Unsrigen, so fielen dafür eine Menge der Ihren. Tekma Syrdar's junger Sohn kam bei einem dieser Ueberfälle ums Leben. Dabei waren sie mit guten und schlechten Klingen, mit modernen und ganz altväterischen Gewehren bewaffnet. Ihre Piken waren zum Theil nur an eine Stange gebundene Messer. Eine einzige alte englische Kanone, die sie seinerzeit den Persern abgenommen, antwortete von der Festung aus auf unser überlegenes Artilleriefeuer. Aber während des mehrere Monate dauernden Feldzuges kam kein Verräther und kein Ueberläufer von ihnen zu uns, auch kein falscher Ueberläufer, der uns täuschende, unwahre Nachrichten gebracht hätte. Keinerlei Kriegslist wird in Scene gesetzt, keine Falle uns gelegt. Sie erkannten, daß der immer weiter vorschreitende Telegraph für unsere Truppen von Bedeutung war. Sie beobachteten, daß unsere Karawanen und marschirenden Abtheilungen nicht selten an den Telegraphenstangen hielten und die darauf gebrannten Zahlen ablasen, wodurch wir die Zahl der zurückgelegten Werste berechneten. So knabten sie denn einmal auf der ganzen Strecke diese Zahlen in einer Nacht von den Telegraphenstangen und höften, wir fänden ohne diese Zahlen den Weg nicht mehr nach Haus. Hätten sie gewußt, daß das Zerstören der Leitungsdrähte uns Schaden brächte, sie hätten uns tagtäglich in große Verlegenheit setzen können. Diese unschuldige Kriegslist war die einzige, deren ich mich erinnere. Auch hätten sie durch Ableiten des zugeführten Wassers oder durch Ueberschwemmen des uns umgebenden Lehmbodens uns wirksam schädigen können, doch geschah nichts dergleichen, obgleich sie die Kunst der Bewässerung, des Ab- und Zuleitens der Flüsse meisterhaft verstehen. Den Ausschlag bei dem Sturm gab die Dynamitmine. Denn das systematische Heranrücken der Trancheen verspotteten sie, den durch die Artillerie hier und da gemachten Schaden an den Mauern besserten sie konsequent durch erdgefüllte Säcke, durch neue Wälle und Erdaufschüttungen aus. Da aber am 12. (24.) Januar Morgens etwa um 9 Uhr ein Theil ihres unüberwindlich geglaubten Festungswalles mit Getöse in die Luft flog und unter sich Roß und Reiter begrub, da glaubten sie, Allah selbst habe sich gegen sie gewandt, und es begann die Flucht auf schnellen Pferden zu dem nördlichen Thor hinaus, indeß allerdings Scharen von Männern und sogar Weibern auf den Wällen die anstürmenden Bataillone mit Schüssen und geschleuderten Steinen, Erdschollen und Geräthen empfingen. Nachdem die Festung schon genommen war und ich innerhalb derselben verband, schossen noch verwundete Tekes aus den Erdwohnungen heraus. Sie ergeben sich nie, wir hatten keine Gefangene gemacht. Die verwundeten Frauen setzten anfangs unseren Versuchen, sie zu verbinden, leidenschaftliche Gegenwehr entgegen.

Als nach einiger Zeit einzelne Trupps der gegen Merw Entflohenen zurückkehrten und ihre Frauen und Kinder abholten, so fonderten sie sich sogleich nach Dorfschaften (Aule) oder Stämmen von einander, die gesonderte Lager aufschlugen und nichts mit einander gemein haben wollten. Ein krankes altes Weib wollte das nächste Dorf uns nicht abnehmen, weil sie nicht ihres Stammes sei, und als wir sie ihnen doch hintragen ließen, brachten sie dieselbe Nachts heimlich zurück. Wir boten Alles auf, um für die verwundeten Frauen einige Tekeweiber zur Pflege zu bekommen, wir boten Geld, gaben gute Worte, drohten mit Zwangsmaßregeln — umsonst. Eine Frau, die ihre schußverletzten Verwandten besuchte und pflegte, wollten wir bereden, auch Anderen Pflege angedeihen zu lassen. Aber sie sagte, „Jene sind nicht von meinem Aul“ und that es nicht.

Diese Absonderheit einer Organisation in staatlichmilitärischer oder socialer Beziehung beobachtete ja auch O'Donovan bei den Merw-Tekes.

Als wir später mit ihnen auf gutem Fuß standen, hatte man nicht selten sich ihrer Zudringlichkeit und Habsucht zu erwehren. Sie besuchten uns, mehr als uns angenehm war, in unseren Zelten, fagten Alles an und suchten, namentlich Mädchen und Frauen, halb durch Bitten, halb durch Nehmen sich europäischer Gegenstände zu bemächtigen. Kamen wir durch einen Aul geritten, so brachten kleine Jungen den Pferden ein Paar Hände voll Heu und verlangten dafür Bezahlung. Sehr gern wandten sie sich an die Aerzte um Rath oder Arzneien.

Digitized by Google

Ueber unsere Wohnungen, Geräthe, Kleidung in Verwunderung zu gerathen, verbot wenigstens den Männern ihre asiatische Würde. Nur als sie auf der Eisenbahn fuhren und im Waggon bewirthet wurden, sprachen sie sich aus, es sei wunderbar zu sitzen und Thee zu trinken und gleichzeitig vorwärts zu kommen. Doch endigte das anfängliche Behagen mit vollständiger Seekrankheit.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von der bereits früher (s. Globus XL, S. 171) erwähnten, nützlichen und handlichen „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen", welche der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein herausgiebt, ist die vierte Abtheilung erschienen, enthaltend eine „Anleitung zur Beobachtung der alpinen Thierwelt. Von Prof. Dr. K. W. von Dalla Torre in Innsbruck".

— Die auf S. 95 dieses Bandes erwähnte sogenannte vulkanische Eruption in der Bucht von Missolonghi ist in Wahrheit eine massenhafte Exhalation von Schwefelwasserstoff gewesen, wie wir einer Mittheilung G. vom Rath's in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1882, X) entnehmen. Von der sehr seichten Bucht von Missolonghi zweigt sich gegen Norden das 9 km lange, schmale seichtliche Becken von Aitolikon ab, welches namentlich in seiner Mitte tiefes Wasser besitzt. In mittlern Theile desselben soll jene Gasexhalation stattgefunden haben, und zwar in der Nacht vom 15. zum 16. December. Heftige Nordoststürme waren vorangegangen, und in derselben Nacht wurden in Aitolikon Erderschütterungen bemerkt. Außerdem aber wurden die meist schlafenden Bewohner geweckt und in Schrecken gesetzt durch einen plötzlich auftretenden, starken Schwefelwasserstoffgehalt der Atmosphäre, welcher die Menschen mit Erstickung bedrohte. Der heftige Wind reinigte jedoch in kurzer Zeit die Luft. Die Natur des Gases erkannte man später auch aus seiner Einwirkung auf den Mennig-Anstrich zweier Zimmer, der sich in Alchgran und Schwarz verwandelte, auf Bleiplatten in der Apotheke, auf Silberne und Christofle-Geräthe und auf Pflanzen. Am folgenden Morgen aber sah man, wie zahllose Fische, wie vor einem Feinde fliehend, gegen die schmale südliche Mündung der Bucht von Aitolikon und das flache Gestade drängten, wo sie zu vielen Tausenden mit den Händen gefangen oder erschlagen wurden. Und dieser reiche Fang dauerte mehrere Tage lang fort. Ein großer Theil der Thiere, namentlich der auf das flache Ufer drängenden Scharen, wurde in offenbar krankhaftem, selbst sterbendem Zustande gefangen, wie auch das Meer mit todten Fischen übersäet war. Eine milchige Trübung des Wassers wurde ausgeschiedenem Schwefel zugeschrieben. Eine ähnliche Gasexruption, begleitet von einer Erderschütterung und einem schwachen, unterirdischen Dröhnen, wiederholte sich am 13. Januar. Das Ereignis scheint Herrn vom Rath von nicht geringem geologischen Interesse zu sein. „Es zeigt uns fern von vulkanischen Phänomenen eine plötzliche Gefährdung und Vernichtung großer Mengen von Fischen. Aehnliche Vorgänge müssen in früheren Epochen vielfach stattgefunden haben, wie wir auch dem massenhaften Vorkommen von Fischabdrücken in den verschiedenen Formationen schließen dürfen."

— In der Sitzung der Gesellschaft für finnische Literatur zu Helsingfors am 4. (16.) März dieses Jahres wurde der Jahresbericht erstattet und zugleich ein Bericht über den im vorigen Jahre zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Gesellschaft abgehaltenen Gelehrtentag. Von dem Jahrbuch derselben, „Suomi" sind 1881 zwei Lieferungen erschienen, deren eine nur den historischen Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft von 1831 bis 1881 enthält, die andere aber zwei wichtige philologische Untersuchungen „über die Sprache der russischen Karelen" und „über den Dialekt von Torneo". Der Bericht über den Gelehrtentag bringt eine Reihe interessanter Referate über die älteste Geschichte der finnischen Stämme, über finnische Physiologie, Mythologie und Ethnographie nebst den Debatten darüber, alles in finnischer Sprache. — Auf Veranlassung der Gesellschaft sind folgende Arbeiten theils schon gedruckt, theils in Herstellung begriffen: ein großes finnisch-lateinisches, ferner ein finnisch-englisches und ein finnisch-deutsches Wörterbuch, eine Sammlung finnischer juristischer Kunstausdrücke, eine neue Ausgabe der finnischen Volksmärchen und Mythen, neue Varianten zur „Kalewala" u. a. m. Zu wissenschaftlichen Exkursionen hat die Gesellschaft, wie in früheren Jahren, Subsidien gewährt und ebenso Prämien für die Uebersetzung klassischer Werke der fremden Literaturen in die finnische Sprache, so z. B. 1000 Mark für die Uebersetzung von Gogol's „Todte Seelen".

Asien.

— Der Beduinenstamm der Hauâdi im nördlichen Syrien betreibt Viehzucht und Ackerbau und hat seine sehr fruchtbaren Felder östlich von Aleppo zwischen Abû Ghalghal und dem Euphrat liegen. Sie sehen in Shirke (Compagnie) mit zwei reichen Mohammedanern von Aleppo, denen sie alljährlich den größten Theil ihrer Feldfrüchte abliefern, wogegen sie von ihnen Geld, Waaren und Geräthe bekommen; auch betrachten sie sich, wenn sie nach Aleppo gehen, als die Gäste ihrer Compagnons. Diese letzteren sind die Söhne eines frühern Mufti von Aleppo, der, wie jeder Mufti einer großen Stadt, ein reicher Mann geworden war; zwar wurde er schließlich wegen zu großer Habgier abgesetzt, aber das Geld blieb in der Familie, und seine Söhne [1]) zählen jetzt zu den ersten Großgrundbesitzern Syriens. Das Verhältniß der Shirke ist für die wissenschaftlichen Verhältnisse des Landes von der größten Bedeutung. Man kann sagen, daß der größte Theil der fruchtbarsten Ländereien Syriens bereits in den Händen einiger reichen Familien der großen Städte ist. Die Weiterentwickelung dieser Verhältnisse wird einen allmächtigen Großgrundbesitzerstand und einen verarmten, gänzlich abhängigen Bauernstand ergeben.

[1]) Der eine der beiden wurde während der zweiten Hälfte des letzten türkisch-russischen Krieges als Vertreter Aleppos in das Parlament nach Stambul geschickt; da er aber dort von den Mitständen in Syrien zu reden begann, schickte der damalige Großvezier, Achmed Vefik, ihm durch die Polizei von Stambul die Botschaft, er habe sich für den nächsten Tag Nachmittags 3 Uhr reisefertig zu halten. Zur bestimmten Stunde erschienen Polizisten in seiner Wohnung, die ihn und sein Gepäck auf das nach Syrien abgehende Dampfschiff brachten. Und er fuhr zurück nach Aleppo. Dies als Beitrag zur Geschichte des Parlamentarismus im Orient.

Digitized by Google

Unter diesen Sberikk sind Mohammedaner wie Christen; die besten Ländereien am unteren Orontes-Lauf gehören einem Armenier in Antakí, diejenigen am obern Sidjür und Kerzin Armeniern in Aintáb; den beiden Compagnons der Handel gehören außerdem große Theile des Amk, des schwerstens Bodens von ganz Syrien in der Marsch am See von Antiochien. Die Großgrundbesitzer haben den Getreidehandel ausschließlich in ihrer Hand und spielen in dieser Beziehung im Frühjahr 1881 zur Zeit der Hungersnoth eine hervorragende, wenn auch wenig rühmenswerthe Rolle.

(Prof. Sachau in den Verh. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, Heft 3.)

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Ges. zu Petersburg am 3. (15.) März sprach Herr Jelisájew über seine 1881 unternommene anthropologische Forschungsreise nach Arabia Petræa und Palästina, die ein werthvolles wissenschaftliches Material geliefert hat. Ein ausführlicher Bericht ist bereits im Druck und wird binnen Kurzem erscheinen.

— Dem „Kawkaz" zufolge läßt die Gesellschaft für Pflege der grusinischen Sprache in Tiflis, nachdem Professor Okrumtschelow 6000 Rubel zur Herausgabe von Werken der altgrusischen Literatur gespendet hat, jetzt mit Zustimmung des Spenders einen grusischen Originalroman aus dem 12. Jahrhundert, betitelt „Wis-Ramiani", drucken.

— Ueber den Jahrmarkt am See Tauitschi-kul, 110 Werst südöstlich von der Stadt Petropawlowsk, theilen die „Akmolinsk. Oblast. Wiedom." Folgendes mit: Der Markt, in einer ebenen Steppengegend gelegen, nimmt einen Flächenraum von 225 Quadratwerst ein. Diese ungeheure Ausdehnung ist nöthig, weil den hauptsächlichsten Gegenstand des dortigen Handels das Vieh bildet (Schafe, Rindvieh und Pferde), welches während der ganzen Dauer des Marktes dort Weide finden muß. Als größter dortiger Markt steht derjenige von Tauitschi-kul in Verbindung mit anderen, die früher abgehalten werden und auf denen der Verkauf in großen Massen stattfindet. Solche Märkte werden abgehalten bei Kujandinsk im Kreise Karkaralinsk, in der Stadt Akmolinsk und in der Stadt Atbasar. Der Zusammenhang des Marktes von Tauitschi-kul mit den letztgenannten spricht sich darin aus, daß auf jenen das Vieh aus den drei benachbarten Kreisen Karkaralinsk, Akmolinsk und Atbasar zusammengetrieben, und von dort nach dem Tauitschi-kul geführt wird. Der Hauptmarkt dauert vom 1. bis 20. Juli. In der ersten Hälfte dieser Zeit geht der Handel lebhafter, weil das Vieh in großen Partien zum Transport nach dem europäischen Rußland gekauft wird; die übrige Zeit dient zur Befriedigung der lokalen und sibirischen Bedürfnisse. Auf dem Markte werden Waaren von drei verschiedenen Arten gehandelt, 1. asiatische, verschiedene orientalische Gewebe, Sattelzeug, Fußbekleidung und getrocknete Früchte; 2. russische, Lebensmittel, Eisen- und Lederwaaren, baumwollene und wollene Stoffe und andere Manufakturerzeugnisse, wie sie der Hausstand der Kirgisen bedarf, und 3. Vieh, welches etwa 90 Procent der gesammten Zufuhr ausmacht. Der Umsatz darin belief sich im Jahre 1881 auf 13 956 Stück Rindvieh, 147 670 Schafe und 1645 Pferde. Dem Durchschnittspreise nach betrug der Werth des Viehes, welches auf dem Markte umgesetzt wurde, 1 176 648 Rubel.

— In der Sitzung der Sektion für Ethnographie der Russ. Geogr. Ges. vom 13. (25.) Januar 1882 hielt Jadrintzew einen interessanten Vortrag über die augenblickliche Lage der Eingeborenen in Westsibirien. Jadrintzew hat alles ihm über diese Stämme zu Gebote stehende, vielfach offizielle Material sorgfältig gesichtet und daraus einige Tabellen zusammengestellt, welche für jeden Bezirk das procentuale Verhältniß der Eingeborenen zu der russischen Bevölkerung darstellen. Die Eingeborenen sind dabei nach der Religion und nach ihrer Lebensweise als seßhafte und nomadisirende unterschieden. Die ersten Stämme, auf die man jenseits des Uralrussens trifft, sind Tataren und Bucharen, deren es im Westsibirien über 43 000 giebt. Weiter nach Norden sitzt der Stamm der Wogulen. Ihre Hauptnahrungsweise sind Jagd und Fischfang; sie leben deshalb meist als Nomaden, aber auch die seßhaften beschäftigen sich vorzugsweise mit Jagd. Neben den Wogulen auf der andern Seite des Ob wohnen die Ostjaken und weiterhin die über den ganzen Norden Sibiriens verbreiteten Samojeden. In den Kreisen Kurjatyk und Wisk sind Eingeborene mit Russen und russifizirten Tataren (nur 1/8 Proc. des seßhaften Theiles) derselben sind noch Schamanisten) gemischt. Die wirthschaftliche Lage aller Eingeborenen ist traurig, so weit sie mit Russen in Berührung kommen, weil diese die Ureinwohner rücksichtslos ausbeuten. Der Redner sprach warm für humaneres Verhalten gegen die Eingeborenen und befürwortete die Pflege ihrer Bildung und ihrer selbständigen bürgerlichen Existenz, die viele aus Noth schon aufgegeben haben, da alle diese Stämme sonst unfehlbar dem Untergange entgegengehen.

— Der Getreidehandel Ostindiens, welcher früher fast ganz von Calcutta ausging, wendet sich jetzt in Folge der verbesserten Bahnverbindungen reißend schnell dem Hafen von Bombay zu, was unter den Kaufleuten von Calcutta zuerst begreifliche Bestürzung erregt hat. Indessen beginnt man allgemein einzusehen, daß Calcuttas wahre Politik nicht darin bestehen darf, vergebliche Anstrengungen zu machen, um den Handel von Central-Indien und Pendschab festzuhalten — denn dieser muß mehr und mehr den für ihn passenden Hafen aufsuchen —, sondern vielmehr darin, das weite Gebiet von Unter-Bengalen, Behar und Assam zu entwickeln, dessen Produkte stets über Calcutta gehen müssen, und die bei gänzlicher Erschließung jener Länder auch vollauf ausreichen, um die Stadt in ihrer Stellung als einer der größten Häfen der Welt zu erhalten.

(Times.)

Afrika.

— Dem „Egyptian Statistical Tableau for 1881" entnehmen die „Times" folgende Angaben. In den letzten drei Jahren hielt sich der Export Aegyptens stets zwischen 13 und 14 Millionen Pfund Sterl., während der Import beträchtig gewachsen ist (1879: 5 130 000 Pfd. Sterl.; 1880: 6 717 000 Pfund; 1881: 7 115 000 Pfund). Die Ausfuhr von Baumwolle hat sich von 363 000 Ballen im Jahre 1880 auf 436 000 in 1881 gehoben; aber Großbritannien ist nicht mehr der einzige Abnehmer dafür: es erhielt 257 000 Ballen, das übrige Europa 179 000 Ballen. Auch belorgen nicht mehr ausschließlich britische Schiffe diesen Verkehr; früher pflegte die Baumwolle über England den Kontinent zu erreichen; jetzt bedient sich letzterer selbst und Odessa, Triest, Genua und Dänkirchen konkurrirten mit den englischen Häfen. Britische Dampfer von zusammen 395 000 Tonnen gingen nach England, von zusammen 396 000 Tonnen nach dem Kontinent, während die Tonnenzahl anderer Dampfer, die zwischen Aegypten und dem Kontinent verkehrten, sich auf 521 000 belief. Von Baumwollsamen, welcher erst seit Kurzem ausgeführt wird, gingen 200 000 Tonnen nach England, nur 20 000 nach dem Kontinente; an Weizen erhält England viermal, an Bohnen dreimal so viel, als letzterer. Bemerkenswerth ist, daß im Jahre 1881, von einfachen Küstenfahrzeugen abgesehen, nur zwei Segelschiffe nach Alexandrien kamen; so sehr hat der Suezkanal die Segelschiffahrt fast unmöglich gemacht. Durch ihn ist auch Port Said der größte Kohlenhafen des Mittelmeeres geworden, der 1881 mehr als eine halbe Million Tonnen eingeführt hat.

— Für den Bau einer 220 engl. Meilen langen Straße zwischen den Seen Nyassa und Tanganjika hat Mr. James Stevenson die runde Summe von 3000 Pf. St.

Digitized by Google

gegeben. Auf derselben soll ein zerlegbarer Dampfer nach dem Tanganika geschafft werden, um den Zwecken der London Missionary Society zu dienen. Leider brachen bei den Vorbereitungen zum Bau, welchen der Ingenieur James Stewart, leitet, Mißhelligkeiten mit den Einwohnern des Dorfes Rienberaa aus, welche zu Ende vorigen Jahres 19 Leute Stewarts erschlugen. Zur Strafe dafür brannten die Europäer die 300 bis 400 Hütten des schuldigen Dorfes nieder.

— Die Nachricht, daß der König von Aschanti 200 Mädchen habe schlachten lassen („Globus“ XL, S. 384) hat sich bisher nicht bestätigt; vielmehr hat der englische Gouverneur der Goldküste alsbald ihre Glaubwürdigkeit bestritten und stützt sich dabei auf das Zeugniß eines Mr. Edward Bannerman, dessen Mutter eine Prinzessin von Aschanti und Schwester des Prinzen Ansah ist. Diesem zufolge ist es Thatsache, daß der König von Aschanti nicht mehr Macht zu einer solchen Schlächterei besitzt, als irgend ein englischer Gouverneur, und daß, wenn er etwas derartiges unternommen hätte, was auch seiner seiner mächtigsten Vorfahren gewagt hat, ganz Ashantis gegen ihn aufgestanden wäre. Mr. Bannerman glaubt, daß die ganze Geschichte in Cape Coast Castle fabricirt worden ist.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie in den australischen Kolonien, so wurde auch auf den Fidschi-Inseln am 3. April 1881 ein Census gehalten. Nach demselben würde sich die weiße Bevölkerung jetzt auf 2293 belaufen und hätte sich in den letzten vier Jahren um ungefähr 600 vermehrt. Die Eingeborenen zählten 115 635 (61 836 männlich und 53 799 weiblich) gegen 120 059 im Jahre 1879. Seit ihrer Berührung mit den Weißen haben sie sich beträchtlich vermindert. Außerdem kommen 753 Mischlinge, 3634 polynesische Plantagenarbeiter, 156 andere Polynesier und 528 Kulis in Betracht. Zählen wir dazu noch die 2500 Bewohner der im vorigen Jahre der Fidschi-Kolonie einverleibten Insel Rotumah, so haben wir als Gesammtsumme eine Bevölkerung von 127 499.

Die Kolonie macht Fortschritte. Der Export, zu welchem an erster Stelle Copra, Zucker, Baumwolle und Mais gehören, bewerthete im Jahre 1880 220 528 Pf. St., gegen einen Import von 185 741. Die Revenue, welche in den ersten Jahren mit bedeutenden Unterbilanzen schloß, hat sich beträchtlich gehoben, und die früheren Defizite sind ziemlich ausgeglichen. Das Jahr 1880 schloß mit einer Einnahme von 80 678 gegen Ausgaben in der Höhe von 91 102, aber das Jahr 1881 dürfte schon mit einem Ueberschuß enden, wenigstens ergeben die ersten elf Monate eine Revenue von 72 486 Pf. St. gegen Ausgaben von 72 073 Pf. St.

— Die letzten Nachrichten von Dr. Otto Finsch, der im Auftrage der Humboldt-Stiftung im Stillen Oceane reist, sind folgende. Vom 31. September 1880 bis zum 29. März 1881 hielt er sich auf der kleinen Koralleninsel Matupi bei New Britannien auf und begab sich dann, da sein Plan, New-Irland zu erforschen, sich nicht ausführen ließ, nach Sudnen. Von dort machte er einen sechswöchentlichen Ausflug nach New Seeland, wo er vorzügliche ethnographische Gegenstände und Petrefakten, aber auch einige werthvolle zoologische Gegenstände erhielt. Am 12. Oktober 1881 landete er auf der Thurshay-Insel in der Torresstraße, welche an sich wenig bietet; aber für die Zoogeographie ist die Gegend von größter Wichtigkeit, da dort australische und papuanische Fauna sich begegnen. Von dort datiren seine letzten Briefe vom 2., 5. und 8. Januar 1882. Nachdem er Nord-Australien und verschiedene Inseln der Torresstraße, namentlich Moriing (Prince of Wales Island) und Mabiak (Jervis Island), besucht hatte, gedachte er in einigen Tagen nach der Küste von New-Guinea abzugehen, um dort einige Monate sich aufzuhalten. Was seine Resultate anlangt, so hatte seine Reise damals 2 Jahre 8 Monate und 10 Tage gedauert, von denen ihm bei einer Seereise von 25 000 Seemeilen nur 1 Jahr 8 Monate Landaufenthalt geblieben waren. Während dieser Zeit hat er in 136 Kisten nicht weniger als 274 Menschenschädel, 154 Gypsmasken, 3500 ethnographische und an 40 000 zoologische Gegenstände (einschließlich 1000 Pflanzen und 300 Mineralien) nach Berlin eingesandt und reiche Notizen über Anthropologie und Zoologie gemacht. Als Hauptergebniß seiner ethnologischen Beobachtungen bezeichnet Dr. Finsch die Erfahrung, daß alle noch so verschieden erscheinenden Stämme sich auf zwei Hauptracen zurückführen lassen, nämlich auf eine schlichthaarige (Polynesier und Mikronesier) und eine kraushaarige (Melanesier, Papuas), von denen es ihm übrigens zweifelhaft ist, ob nicht auch zwischen ihnen Uebergänge bestehen.

Südamerika.

— F. Sch. Die Zeitungen von Venezuela, besonders die in Ciudad Bolivar erscheinenden, der Hauptstadt des südlich vom Orinoco bis zur brasilianischen Grenze sich erstreckenden Staates Guayana, sind voll von der glücklichen Zukunft, welcher dieser Staat und mit ihm die ganze Republik entgegensieht seit der Gründung einer großen Aktiengesellschaft, welche den Zweck hat das zum Theil noch ganz unbekannte große Land durch Anlage von Eisenbahnen und Landstraßen zu eröffnen, der Einwanderung arbeitsamer Leute in das Land Vorschub zu leisten und vor Allem den außerordentlichen Reichthum an Gold in größerem Maßstabe auszubeuten, als es bisher wegen Mangels an Straßen und Verkehrsmitteln und wegen der Unsicherheit in den volksarmen, in ewigen Bürgerkrieg verwickelten Lande möglich war. Es ist der General Venancio Pulgar, ein Anhänger des energischen Guzman Blanco, der, nachdem er im Sommer vorigen Jahres von der Regierung und dem Kongreß die Konzession dazu erhalten hatte, nach Europa ging, um besonders mit englischen Kapitalisten eine Aktiengesellschaft zu gründen. Dies gelang ihm in London. Die Nachricht hiervon wurde im ganzen Lande mit Jubel aufgenommen. Die Gesellschaft nennt sich The Guayana Company limited und faßt auf einem Grundkapital von 1 Mill. Pf. St. bis auf 50 000 Aktien zu je 20 Pf. St. vertheilt ist; auch in Paris vermittelte er die Gründung zweier Gesellschaften zum selben Zweck unter dem Namen Nueva Panama und Nueva Californa [1]). Die älteren Gesellschaften bleiben bestehen. Etwa seit 1860 haben diese namentlich im Gebiet des Yurnari, eines Nebenflusses des dem Essequibo zuströmenden Cuyuni (Cuyuwini), eine Anzahl von Goldwäschereien und Bergwerken (in denen sich in 26 bis 160 cm dicken Adern das Gold durch breite Quarzschichten hindurchzieht) angelegt und theilweise einen Ertrag von mehr als 300 000 Doll. jährlich erzielt; ich nenne nur el Callao, Caratal, Nueva Providencia, Potrero, Cicapra, Panama, Chile, Potosi, Peru, la Corina, el Tigre. Einige von ihnen werden sich vielleicht mit der neuen Gesellschaft vereinigen, doch hat keine in dem etwa 20 000 Quadratmeilen umfassenden reichen Lande eine Konkurrenz zu fürchten. Als Pulgar am 11. December 1881 mit mehreren englischen Angenieuren gegen Abend zu Schiff in Ciudad Bolivar ankam, wurde er von seinen Freunden und einer zahllosen harrenden Volksmenge enthusiastisch begrüßt und unter Fackelschein und Raketengeprassel zu seiner Wohnung geleitet. Bald begann die Arbeit, zunächst wurde an dem rechten Ufer des Orinoco unterhalb Ciudad Bolivar ein passender Ort als Ausgangs-

[1]) An denselben sich zu betheiligen dürfte indessen schon wegen der fortwährenden inneren Unruhen kaum rathsam sein. Red.

Digitized by Google

punkt für die zu erbauende Eisenbahn aufgesucht und dazu Saravia bestimmt, dem nun eine glänzende Zukunft prophezeiet wird. Die Absteckung der Bahn wurde zu gleicher Zeit von hier und von Guacipati am Yuriari aus in Angriff genommen. Am 12. Januar d. J. war diese Arbeit schon so weit vorgeschritten, daß man in wenigen Tagen von beiden Seiten Upata zu erreichen hoffte. Als Anhang zu ihren Statuten hat die Gesellschaft eine Reihe von Auszügen aus Reisebeschreibungen und Berichten von Mineninspektoren und anderen sachkundigen Männern in englischer Sprache veröffentlicht, durch welche man vom Lande, auch von seiner geologischen Beschaffenheit, von seinem Reichthum an Produkten aller Art, und auch von seinen klimatischen Verhältnissen eine ziemlich genaue Kenntniß erlangt.

— Der Direktor des Nationalmuseums zu Rio de Janeiro, Ladislau Netto, begiebt sich nach Pará, um die Insel Marajo an der Mündung des Amazonenstromes und die Ufer des Sees (Insel?) Maracas zu durchsuchen, wo sich Ueberreste von großem archäologischen Werthe befinden sollen.

Polargebiet.

— Am 8. November vorigen Jahres hat die italienische (sogenannte) antarktische Expedition unter Lieutenant Bove Buenos Ayres verlassen. Die argentinische Regierung hat derselben eine Kommission beigegeben, welche die Küsten aufnahme von Feuerland sorgfältig revidiren soll, so daß die Flotille nun aus vier Schiffen besteht, der „Santa Cruz", welche speciell für die Küstenaufnahmen bestimmt ist, der „Uruguan", welcher am Kap Hoorn zurückbleibt, der „Cabo de Hornos", dem größten Schiffe, das in die antarktischen Gewässer vordringen soll, und einer Dampfbarke. Lieut. Bove gedachte Ende des Jahres 1881 Kap Hoorn zu verlassen, um nach Süd-Shetland und Grahamsland zu segeln, Ende März dieses Jahres wieder in Feuerland einzutreffen und dort bis Mai sich aufzuhalten. (Nature.)

— Wer ausführlichere Mittheilungen über den Zweck und die Thätigkeit der demnächst ins Leben tretenden circumpolaren Beobachtungsstationen, speciell der österreichischen auf Jan Mayen (s. oben S. 223), sucht, findet dieselben in einer eben bei Gerold u. Co. in Wien erschienenen Broschüre: Die österreichische arktische Beobachtungsstation auf Jan Mayen 1882 bis 1883 (Preis 1 M.). Die Einleitung und die Anlage I enthalten Allgemeineres, letztere die Verhandlungen und Ergebnisse der dritten internationalen Polarkonferenz von St. Petersburg (1. bis 6. August 1881), der Rest des Hefteheus Specielleres über Jan Mayen und die österreichische, vom Grafen Hans Wilczek ausgerüstete Expedition, ihre Ausrüstung, Instruktionen, Aufgaben u. s. w. Von Interesse ist auch Anlage II: „Ein Tagebuch geführt von sieben Seelenten, welche auf der Insel St. Maurice (Jan Mayen) bei Grönland in den Jahren 1633 bis 1634 überwinterten und sämmtlich auf dieser Insel starben."

— In der Woche nach Ostern hat die deutsche Polar-Kommission beschlossen, Cumberland Sound an der Davis-Straße und Südgeorgien im südlichen Atlantischen Ocean zu besetzen. Die Leiter der Expeditionen sind Dr. Wilhelm Giese aus Kolberg und Professor Dr. Schrader aus Braunschweig, welche Anfangs Juni Deutschland verlassen werden. Für die Expedition nach dem Norden wurde die „Germania" angekauft, welche 1869 bis 1870 die zweite deutsche Polarfahrt nach Osgrönland ausführte; dieselbe soll dort überwintern, um die Beobachtungen zu vermehren und auszudehnen. Außerdem hat die Kommission beschlossen, an der Küste von Labrador meteorologische Stationen zu errichten.

Oceane.

— Die italienische Regierung hat in Berücksichtigung eines vom dritten internationalen Geographenkongresse zu Venedig abgegebenen Votums beschlossen, im kommenden Sommer die Tiefsee-Untersuchungen im Mittelländischen Meere fortzusetzen. Gegen Ende Juli oder Anfang August soll zu diesem Zwecke der Dampfer „Washington" unter Kapitän Magnaghi auf etwa einen Monat dem Professor Giglioli zur Verfügung gestellt werden.

Vermischtes.

— Von Hölzel's Geographischen Charakterbildern (s. Globus XXXIX, S. 224, und XL, S. 336) ist die dritte Lieferung erschienen, welche drei weitere prächtige Landschaften, eine aus der Südsee und zwei amerikanische, alle drei gemalt von C. Hasch, dem wortvollen für den Anschauungsunterricht und den Schmuck der Studirstube bestimmten Cyklus hinzufügt. Blatt 7 bringt den berühmten Otukapuarangi-Sprudel am Rotomahana oder Warmen See auf Neu-Seeland mit seinen mächtigen Kieselsinter-Terrassen, nach einer Photographie von D. L. Mundy in London und Angaben von Hochstetter's, der auch den erläuternden Text dazu schrieb; Blatt 8 den Hintergrund des Yosemite-Thales aus der Sierra Nevada in Californien (nach einer Photographie von Housworth; Text von Dr. K. Zehden) und Blatt 9 den Ostrand des Plateaus von Anahuac mit der Barranca Sta. Maria und dem Pic von Orizaba (nach Photographien und einem Stahlstiche nach einem Bilde von Rugendas; Text von Dr. Chavanne), lepteres wohl das landschaftlich schönste unter den dreien. Mit welcher Energie das großartige Unternehmen von dem Verleger betrieben wird, geht daraus hervor, daß die folgenden drei Lieferungen bereits im Mai, August und December dieses Jahres erscheinen sollen. In Vorbereitung befinden sich folgende Bilder: Der Nilkatarakt von Assuan; Neapel mit dem Vesuv; Brasilianischer Urwald; Donau bei Wien; Mangrveküste in Venezuela; Hafen von Nangakaki; Schneekoppe im Riesengebirge; Thalsperre im Ober-Inuthal; der Pasterzen-Gletscher; Düne von Helgoland saumt Insel; Polar-Bild, Säulenkap auf Franz-Josefs-Land; Klanos; Beckelsdorfer Felsenpartien.

Inhalt: Das heutige Syrien XII. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Tscherkessen in der asiatischen Türkei. — E. Kramberger: Paleac und Lipik im Westen des Pozeganer Comitats II. — Dr. O. Heyfelder: Ethnologisches aus der Oase der Achal-Teke. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. — Polargebiet. — Oceane. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 16. April 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XIII.

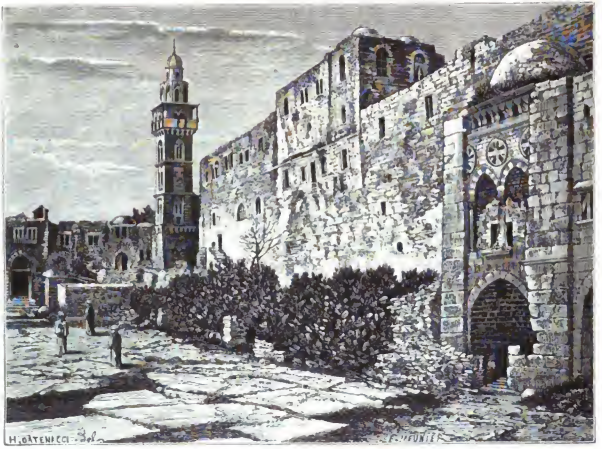
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Von dem Stephansthore an der Ostseite der Stadt führt eine ziemlich breite, etwa 500 Meter lange Gasse, Tarik Sitti Maryam (Marienstraße) genannt, in westlicher Richtung durch das muslimische Quartier. Infolge einer jener irrigen, durch die Tradition geheiligten Annahmen, welche ohne Rücksicht auf Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit die Schauplätze der heiligen Geschichte nach Belieben verlegt haben, gilt die untere, westliche Hälfte dieser Gasse nun schon seit dem 16. Jahrhundert als das erste Ende der sogenannten Via dolorosa, des Schmerzensweges, auf welchem Jesus das Kreuz vom Praetorium nach Golgatha getragen haben soll. Im 4., im 6. Jahrhundert, ja noch im Anfange des lateinischen Königreiches suchte man das alte Praetorium, das Haus des Pilatus, mit Recht auf dem Westhügel (der Oberstadt) von Jerusalem; erst gegen das Ende der Kreuzfahrerzeit wurde durch die willkürliche Identificirung des Praetoriums mit der herodianischen Festung Antonia jene heilige Stätte in die östliche Stadt und an ihre heutige Stelle verlegt, und somit auch die Richtung für die erst später „festgestellte" Via dolorosa gegeben. So wird denn auch noch heute die türkische Kaserne, die an dem Platze der Festung Antonia steht, für die Stätte des Praetoriums und der Wohnung des Pilatus angesehen, und eine kleine Kapelle im Innern der Kaserne als erste der vierzehn Stationen des Schmerzensweges verehrt. Die zweite Station, die Stelle, wo Jesus mit dem Kreuze beladen wurde, liegt am Fuße der Treppe, die zur Kaserne hinaufführt. Immer in westlicher Richtung der Straße folgend, an deren rechter Seite sich hier ein stattliches Gebäude, das berühmte Erziehungsinstitut der katholischen Zionsschwestern, erhebt, gelangt man bald an den sogenannten Pilatus- oder Ecce-Homo-Bogen, der die Straße überspannt. Hier soll Pilatus, auf Jesum deutend, die Worte: „Sehet, welch' ein Mensch!" gesprochen haben. (Joh. 19, 5.) Der Bogen, wahrscheinlich ein Triumphbogen aus der römischen Zeit, ist vor Kurzem restaurirt worden; seit dem 15. Jahrhundert wird er als Ecce-Homo-Bogen gezeigt, doch hat er seitdem seine Form schon vielfach verändert. Die zum großen Theil in den Felsen gebaute Kirche der Zionsschwestern mit einer schönen Krypta, sowie das Kloster dieser Schwesterschaft, unter dem man ausgedehnte, in den Felsen gegrabene Gewölbe und Gänge aufgefunden hat, die nach der Tempelarena zu führen scheinen, bilden hier die rechte Seite der Straße; auf der linken, der Kirche gerade gegenüber, liegt eine kleine Moschee und ein Kloster hindostanischer Derwische. Von hier aus senkt sich der Weg bedeutend bis zu dem Punkte hinab, wo die von Norden, vom Damaskusthore kommende Straße einmündet. Hier liegt rechts das große österreichische Hospital, links ein stattlicher, leider vernachlässigter Arkadenbau, das sogenannte Sultansbad, heute im Besitze der katholischen Kopten. Neben diesem Gebäude

Digitized by Google

zeigt eine zerbrochene Säule die dritte Station an, die Stelle, wo Jeſus unter dem Kreuze zuſammengeſunken ſein ſoll. Vor noch nicht gar langer Zeit wurde dieſe Station an einer anderen Stelle des Weges gezeigt. Vom Sultansbade aus führt die Via dolorosa eine Strecke weit in ſüdlicher Richtung; zur Rechten befindet ſich hier zunächſt das traditionelle Haus des armen Mannes aus dem Evangelium, dann, der Einmündung einer Gaſſe gegenüber, die vierte Station, wo die Begegnung Jeſu mit ſeiner Mutter ſtattgefunden haben ſoll. Wieder nach Weſten umbiegend, um nun in den eigentlichen Schmerzensweg, Tarik el-Alâm, einzumünden, weiſt die Straße an der Ecke ein aus verſchiedenfarbigen Steinen erbautes Haus auf, das durch einen zierlichen Erker und ein hübſches Stalaktitenthor ſich auszeichnet. Vor dieſem, das ſeit dem 15. Jahrhundert für das „Haus des reichen Mannes“ gilt und heute als türkiſches Militärſpital benutzt wird, befindet ſich die fünfte Station, wo Simon von Kyrene Jeſu das Kreuz abnahm. Etwa 110 Schritt weiter hin wird neben einem großen gemauerten Bogen die ſechste Station gezeigt, die Stelle, wo die heilige Veronika Jeſu den Schweiß vom Antlitz gewiſcht haben ſoll. Eine kleine ſchmale Pforte führt hier in ein unterirdiſches Gemach, in dem ſich das Grabmal der Heiligen mit ihrem in Stein gemeißelten Bruſtbilde befindet. Die ſiebente Station, die man nach einer abermaligen Biegung der Straße erreicht, liegt bei der ſogenannten Gerichtspforte; die achte, die das Ende der Via dolorosa bildet, an dem griechiſchen Kloſter St. Caralambos. Ein Loch in der Außenmauer dieſes Kloſters bezeichnet hier die Stelle, wo Jeſus angehalten und zu den ihn nach-

Sogenannte Via dolorosa.



Sogenanntes Haus des Pilatus.

Digitized by Google

folgenden Frauen gesprochen haben soll. Früher wurde der Schmerzensweg noch weiter nach Süden hin verfolgt: heute zeigt man die neunte Station, die Stelle, wo Jesus zum dritten Male niederfank, vor dem Kopteukloster an der östlichen Seite der Grabeskirche, die fünf letzten Stationen aber in dieser Kirche selber. Da ist zunächst die zehnte in der Golgathakapelle der Lateiner, wo ein in den Boden eingemauerter Steinkranz die Stätte bezeichnet, wo Jesus entkleidet, vor dem Altar derselben Kapelle aber die elfte Station, wo er an das Kreuz genagelt worden sein soll; die zwölfte befindet sich in der daran stoßenden griechischen Kapelle der Kreuzeserhöhung; die dreizehnte, die Stelle der Kreuzabnahme, liegt neben einem Altar zwischen den Stationen 11 und 12; die vierzehnte endlich mitten unter der Kuppel der Kirche, neben dem heiligen Grabe.

Der erste Gang durch die Via dolorosa, für die gläubigen Jerusalempilger eine Sache von höchster Bedeutung, muß naturgemäß einen gewissermaßen peinlichen Eindruck auf alle diejenigen Besucher machen, die in der Bezeichnung dieses Weges als der wahren Kreuzesstraße, sowie in der Feststellung der einzelnen zu verehrenden Stationen nichts anderes sehen können, als ebensoviele priesterliche Fiktionen. Wie so oft in Jerusalem hat man auch hier wieder die Empfindung, als befände man sich einem großen Anachronismus gegenüber, als sei das allenthalben sichtbare Bestreben, der Stadt ihre einseitige Bedeutung, ihren Charakter der ausschließlich „heiligen Weltstadt“ zu wahren, ein unübersteigliches Hindernis für jede gesunde Entwickelung ihres Volkes und doch vielleicht ein unvermeidliches Uebel.

Sogenannte Gerichtspforte, die Siebente Station der Via dolorosa.

In den dichtbevölkerten Straßen der Unterstadt (dem alten, die Stadt in beinahe nordsüdlicher Richtung durchschneidenden Tyropoeonthale, das schon in den ältesten Zeiten das industrielle Quartier der jüdischen Hauptstadt war) tritt uns die Herabgekommenheit und der Verfall des eigentlichen Jerusalemer Volkes am anschaulichsten entgegen. Man kann durch einen längern Aufenthalt im Orient schon an gar Vieles in dieser Beziehung gewöhnt sein, und doch durch den hochangehäuften Schmutz und die entsetzlichen Gerüche in den engen, von einer unsäglichen Bevölkerung wimmelnden Gassen der Unterstadt immer wieder auf das Unangenehmste überrascht werden. Die zahlreichen überwölbten Gäßchen und Durchgänge leisten dieser allgemeinen Unreinlichkeit noch Vorschub; große Haufen der heterogensten Dinge in allen Stadien der Fäulniß und des Verderbens finden sich in ihren dunklen Winkeln und Ecken zusammen. Der Bazar von Jerusalem kann mit den Bazaren von Kairo oder Damaskus keinen Vergleich aushalten. Mit Ausnahme vielleicht der Erzeugnisse einiger Sattler- und Schuhmacherwerkstätten ist in den düsteren überwölbten Hallen nichts zu sehen, was auf Originalität oder gute Arbeit Anspruch machen könnte; man sieht es dem elenden Inhalt der Buden an, daß er ausschließlich für den niedern, ärmern Theil des Volkes, sowie für die Beduinen bestimmt ist. Am interessantesten erscheint noch der Getreide- und Fruchtmarkt mit den hochaufgeschütteten Haufen Getreides und den verschiedenartigen Sämereien. Hier trifft man als Verkäufer viele Beduinen aus dem Haurân und dem Thale von Jericho an, und das endlose Bieten und Feilschen, die lebhaften Gestikulationen und langen, heftigen Reden, die, von dem Abschluß eines Handels im Orient immer untrennbar, von den Beduinen mit ganz besonderm Nachdruck betrieben werden, ziehen einheimische und fremde müßige Zuschauer vorzugsweise hierher. Verkäuferinnen von Milch, Käse, leben (saurer Milch) und von Früchten aller Art, Orangen, Citronen, Gurken, Oliven u. s. w., kauern unweit von jenen auf dem Boden, ihre Waare in großen, ciselirten Metallschalen oder auf flachen, aus Palmblättern geflochtenen Körben vor sich. Die auffallendsten und das Auge am meisten erfreuenden Erscheinungen in dem ganzen bunten Gewühl sind aber die Fellahfrauen, die allmorgendlich aus den umliegenden Ortschaften, vorzugsweise aus Bethlehem, nach der Stadt kommen, um die Produkte ihrer kleinen Gärten und Hühnerhöfe zu verwerthen. Es sind ohne Ausnahme große, stattliche Gestalten von ebenmäßigem Bau und stolzer Haltung. Ihre eigenartige Tracht, ein dunkelblaues, lang schleppendes Leinengewand, das, von einem breiten Gürtel gehalten, die schönen Formen des Körpers zur vollen Geltung kommen läßt, die Zierrathen aus bunten Seidenfäden, Silbermünzen und Perlen, die sie auf der Brust tragen, der reiche Schmuck an Ohrringen, Halsketten und Armspangen, die schleierartige Kopfbedeckung über einer kleinen, mit Silbermünzen verzierten Mütze: das Alles trägt dazu bei, sie wie Fürstinnen unter der hauptstädtischen Bevölkerung erscheinen zu lassen. Einen andern, von dem Bazarleben der Unterstadt ungetrennlichen Typus bilden die Verkäuferinnen von Olivenöl, meist Christinnen, die in kleinen Buden ihre Waare feilhalten. Gewöhnlich haben sie ihren Vorrath der kostbaren Flüssigkeit in einem großen Kruge vor sich, der bis zum Halse in den Boden eingelassen und mit einem Stein- oder Thonstöpsel fest verschlossen ist.

Von großen Chanen oder Karawanserais, die mit ihrem bewegten Treiben für die orientalischen Bazars so charakteristisch sind, hat Jerusalem nur wenige aufzuweisen, was bei dem vollständigen Fehlen alles Großhandels sowie einer irgendwie nennenswerthen Industrie leicht erklärlich ist.

Die östliche Bazargasse, die sich nach Süden hin in das eigentliche Judenquartier hinzieht, zeigt in dieser Verlängerung womöglich noch mehr Anhäufungen von Schmutz und Abfallstoffen als vorher. Trödelbuden, wenig verlockende Weinschenken und kleine Werkstätten, deren Inhaber sich

Digitized by Google

Fellachin aus der Umgebung Jerusalems.

Digitized by Google

mit der Anfertigung von Zimmergeräthen beſchäftigen, ſind hier vorwiegend vertreten. Im höchſten Maße widerwärtig und ekelerregend erſcheinen dem Fremden die großen Fleiſchverkäufe, die an unappetitlichen Ausſehen und peſtilentialiſchem Geſtank die des muſulmiſchen Bazars noch übertreffen. Der ganze Boden neben ihnen iſt von dem Blut der geſchlachteten Thiere aufgeweicht, in großen Haufen liegen die blutigen Köpfe der Ziegen und Lämmer vor den Buden aufgehäuft; die Häute aber werden, kaum abgezogen, mit großen Holzpflöcken auf dem Boden der Straße ausgeſpannt, um durch die Füße der unabläſſig hier entlang ſtrömenden Menge auf die einfachſte Weiſe gegerbt zu werden. Die ſehr dichte Bevölkerung des Judenquartiers, das ſich zwiſchen dem weſtlichen Stadthügel, dem fälſchlich ſogenannten Berge Zion, und dem Tempelhügel ausbreitet, macht den traurigſten Eindruck eines phyſiſch herabgekommenen Geſchlechtes. Ein bleiches, kränkliches Ausſehen charakteriſirt ſie alle. Die Frauen ſind klein und dürftig gebaut, meiſt mit blondem oder röthlichem Haar und grauen oder hellblauen Augen. Der an europäiſche Tracht erinnernde Schnitt ihrer Kleider, das große weiße Linnentuch, das ſie um den Kopf ſchlingen, nimmt ihrer Erſcheinung gewöhnlich den letzten Reſt von Anmuth. Unter den Männern, die in Kaftanen von hellgrüner, lichtblauer oder grauer Farbe einhergehen, findet man bisweilen noch auffallend große, freilich auch ebenſo hagere Figuren. Ein unverhältnißmäßig großer Theil der Jeruſalemer Juden lebt bekanntlich von der Mildthätigkeit ihrer reichen europäiſchen Glaubensgenoſſen, ohne weitere Beſchäftigung als die religiöſer Studien und frommer Uebungen. Die letz-

Chriſtliche Oelverkäuferinnen in Jeruſalem.

teren, die namentlich im Abhalten regelmäßiger Gebete beſtehen, werden gewöhnlich im Auftrage jener europäiſchen Wohlthäter ausgeführt; denn es iſt ja eine noch heute gültige Annahme des ſtreng jüdiſchen Glaubens, daß die Welt unſterblicher wieder in den Zuſtand des urſprünglichen Chaos zurückfallen muß, ſobald nicht mehr wenigſtens zwei Mal wöchentlich in den vier heiligen Städten Paläſtinas, Jeruſalem, Hebron, Safed und Tiberias, die vorgeſchriebenen Gebete abgehalten werden. Jüdiſche Handwerker, meiſt Steinſchneider und Verfertiger kleiner Metallarbeiten, giebt es auch hier nur wenige; der unermüdliche Handelsgeiſt des Volkes aber wird in ganz Syrien durch die Furcht vor der Regierung gehemmt, deren drückendem Ausſaugeſyſtem heute noch wie vor Jahrhunderten der reiche Jude als willkommene Beute dienen ſoll. Trotzdem leben natürlich doch eine Menge kleiner jüdiſcher Kaufleute und Wechsler in der Stadt, und zwar ſtehen dieſe in Bezug auf Ehrlichkeit und Zuverläſſigkeit in demſelben guten Rufe, wie die muſulmiſchen Araber: ein Ruf, deſſen ſich die chriſtlichen Kaufleute Syriens meiſt nicht erfreuen können. Unter den Aſchkenazim ſoll es heute neben vieler Armuth auch eine Anzahl ſehr reicher eingewanderter Familien geben, die jedoch außer der erſten Vorſicht, ſich unter den Schutz ihres Konſuls zu ſtellen, auch noch die andere gebrauchen, in möglichſt einfacher Weiſe und ohne jeden Prunk, der die Augen der türkiſchen Regierung auf ſie ziehen könnte, zu leben. Durch verſchiedene Spaltungen innerhalb der drei obenerwähnten Klaſſen der jüdiſchen Bevölkerung hat ſich allmälig ein

Digitized by Google

Jerusalem von Süden, dem angeblichen Zionshügel, aus.

Jüdische Familie in Jerusalem.

Digitized by Google

ausgedehntes und über ganz Syrien verbreitetes Sektenwesen entwickelt. Jede der fünf neben einander bestehenden Sekten, die an Fanatismus und den griechischen und römischen Christen der Stadt nichts nachgeben, besitzt heute eine oder mehrere Synagogen. Diese sowie die zahlreichen großartigen Gebäude der Wohlthätigkeitsanstalten, welche die Familien Rothschild und Montefiore und die Associationen von großen jüdischen Firmen Englands, Frankreichs und Deutschlands hier errichtet, haben im Lauf der letzten Jahre das Judenquartier von Jerusalem immer weiter ausgedehnt. Daß eine wirkliche Abhilfe des in den politischen Verhältnissen begründeten Nothstandes der Jerusalemer Juden durch diese reichen Beisteuern der Glaubensgenossen doch nicht zu erreichen sein würde, darüber war und ist man sich auch heute noch in den betreffenden Kreisen vollkommen klar. Auf die Erkenntniß dieser Thatsache gründete sich denn auch seinerzeit Beaconsfield's heute fast vergessenes Projekt der Gründung einer großen syrisch-jüdischen Kolonie im alten Gilead und Moab. Ein Areal von 600 000 Hektaren, jetzt nur von nomadisirenden Beduinen bewohnt, sollte das Gebiet dieses neujüdischen, unter die Oberhoheit der türkischen Regierung zu stellenden Reiches sein, an dessen Spitze ein Fürst aus jüdischem Geschlechte stehen würde. Wie Lortet mit Bestimmtheit wissen will, wäre es übrigens damals nicht nur bei dem Projekte dieser Gründung geblieben. Der englische Gesandte in Konstantinopel hätte dem Sultan den Plan zu dem ganzen Unternehmen zu unterbreiten gehabt und sei dabei auf seinerlei Widerspruch gestoßen. Zur Erledigung der finanziellen Seite der Frage, d. h. zur Zusammenbringung der an die Pforte zu zahlenden Millionen, seien durch Sammlungen in der hohen Finanzwelt die ersten Schritte glücklich gethan. Sobald die definitive Einwilligung der Pforte gegeben sein werde, solle mit dem Bau von zwei Eisenbahnen, der einen von Jaffa nach Jerusalem, der andern von Haifa bis jenseit des Jordan, sowie mit der Anlage eines Kanals vorgegangen werden, der das Mittelmeer mit dem Golf von Akabah verbinden würde. Der Bevollmächtigte der, wie es scheint, mehr finanzielle als religiöse Zwecke verfolgenden Gesellschaft soll ein bekannter englischer Diplomat sein. Wenn es sich bei dieser ganzen Angelegenheit, auf die Lortet, als auf eine mögliche Schädigung französischer Interessen, die Aufmerksamkeit der französischen Diplomatie zu lenken wünscht, nicht schließlich doch vielleicht um eine große Mystifikation handelt: der Glaube an die Ausführbarkeit dieses Projektes würde an und für sich schon bezeichnend sein für Beaconsfield's phantastische Richtung einerseits, andererseits aber für die Zähigkeit und das nicht zu unterdrückende großartige Selbstvertrauen des „Volkes Gottes".

Die Makua in Ostafrika.

Auf S. 159 dieses Bandes finden unsere Leser eine vorläufige Notiz über die Reise, welche der englische Konsul in Mozambique, Mr. H. E. O'Neill, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres von jener Stadt aus nach Westen in der Richtung auf das südliche Ende des Nyassa-Sees unternommen hat. Sein ausführlicher Bericht, von zwei Karten begleitet, liegt jetzt in den „Proceedings of the Royal Geographical Society" (April 1882) vor; zum ersten Male eigentlich erfahren wir durch denselben etwas über das weite Gebiet, welches im Norden von dem Rovuma-Flusse, im Süden vom Zambesi, im Westen vom Schirwa-See und im Osten von dem Kanale von Mozambique begrenzt wird. Vor ihm hat nur der Portugiese Silva Porto angeblich dasselbe durchzogen; von dem aber, was nach seinen Angaben auf die Karte gesetzt worden ist (z. B. Petermann's Mitth. 1867, Taf. 10 a), konnte O'Neill nichts verificiren. Auch hörte er nirgends davon, daß jemals ein weißer Mann das Makua-Land durchzogen hätte, trotzdem daß er nahezu dessen Westgrenze erreicht hat.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, wie in der auf die Verfassung jenes Berichtes folgenden Diskussion der Geologe und Afrikareisende Joseph Thomson hervorhob, daß gleichzeitig mit O'Neill, aber unabhängig von ihm und ohne von einander zu wissen, noch zwei andere Engländer im Makua-Lande gereist sind, nämlich Thomson selber an seiner Nordgrenze am Rovuma (s. oben S. 127) und der Reverend Chauncy Maples im Centrum desselben (s. „Globus" XL, S. 351). Aus den Berichten derselben sowie aus denen des Bischof Steere und des Barons von der Decken ergiebt sich nach Thomson, daß der ganze Strich Landes vom Rufidschi bis zum Zambesi denselben Charakter trägt: es ist ein leicht gewelltes, unregelmäßiges Gebiet, das sich bald zu einer großen Ebene ausdehnt, bald ein enges Thal aufweist, unterbrochen von kleinen Gebirgszügen und isolirten malerischen Berggipfeln. In geologischer Hinsicht besteht das Land aus metamorphischen Schiefern, Gneiß und Granit. Die Schiefer sind verschwunden und weggespült worden und bilden jetzt die Ebenen in den Thälern, während die Buckel harten, kompakten Gesteins als Bergzüge und einzelne Piks stehen geblieben sind. Das Interessanteste aus O'Neill's Bericht ist die Entdeckung der Inago-Kette und des merkwürdigen Schneeberges Namuli (s. oben S. 159), welcher über denselben emporsteigt. Die Kette bezeichnet offenbar den Anfang des innern Hochlandes; und was den Namuli anlangt (dessen Gipfel O'Neill bekanntlich nicht zu Gesicht bekam, von dessen Schneebedeckung er vielmehr nur hörte), so erkundete Mr. Maples genau dasselbe aus ganz anderen Quellen, so daß an dem Schnee und seiner Spitze nicht zu zweifeln ist. Dann aber muß er in Anbetracht seiner Lage über 16 000 Fuß hoch sein. Thomson glaubt, daß er vulkanischer Natur und ein Glied in jener Kette ist, welche vom Rothen Meere bis zum Kap reicht, und welcher die vulkanischen Ergüsse in Abessinien, am Kilimandscharo und die riesigen Tuff- und Lavamassen, die Thomson selbst am Nordende des Nyassa-Sees entdeckt hat, ihren Ursprung verdanken. Diese Bulkanreihe fiele mit der Dislokationslinie, längs deren die Ostseite des afrikanischen Kontinentes gehoben wurde, zusammen, und auch die Depressionsgebiete des Nyassa- und Tanganjika-Sees wären derselben annähernd parallel.

Die Bewohner des oben umschriebenen Gebietes sind die Makua, mit denen O'Neill nicht nur während seiner dreimonatlichen Reise im Jahre 1881 in Berührung kam, sondern über welche er schon bei fünf früheren Reisen längs der Küste und während eines fast dreijährigen Aufenthaltes in Mozambique mancherlei Erkundigungen eingezogen hat.

Digitized by Google

Die Makua, welche ein Gebiet größer als England bewohnen, zerfallen nach ihm in vier große Abtheilungen, die Unteren Makua, die Lowwe oder Oberen Makua, die Maua und die Medo. Von den beiden letzteren ist bis jetzt nichts Genaueres bekannt; doch glaubt O'Neill, daß sie sich in keinem wesentlichen Punkte von den ersten beiden unterscheiden werden, vielleicht nur durch einige dialektische Abweichungen und durch andere Stammesmarken und Charaktersitten. Das Folgende indessen bezieht sich nur auf die Unteren Makua und die Lowwe. Die unterscheidenden Stammeszeichen oder Tatwirungen sind unter den verschiedenen Unterabtheilungen des Volkes sehr verschieden. Am tiefsten und ausgeprägtesten finden sie sich bei den Unteren Makua: auf der Stirn tragen dieselben groß und breit einen Halbmond, dessen beide Spitzen bis zu den Schläfen reichen, und an beiden Mundwinkeln tiefe nach oben gerichtete, etwa zolllange Narben [1]). Gruppen von Flecken und kurze dicke Linien auf Armen, Bauch und Rücken vollenden den sonderbaren Schmuck. Den Halbmond tragen aber nur die Männer; die Abzeichen der Weiber sind leichter gehalten und weniger zahlreich. Je weiter man nach Westen kommt, desto spärlicher und leichter werden auch bei beiden Geschlechtern die Tatwirungen, und unter den Lowwe sieht man manche Gesichter, welche davon fast frei sind.

Der junge Makua-Stutzer sammelt und bindet sein Haar mit feinen, aus der Wurzel des Mamba-Baumes gefertigten Bändern sauber in Strähnen von 1/4 Zoll Durchmesser, welche steif wie kurze Ruthen vom Kopfe abstehen und nur an der Basis beweglich sind. Auf die Enden derselben werden dann Bündel großer rother Perlen gesteckt. Andere rasiren sich breite Furchen auf dem Kopfe, die sich rechtwinklig schneiden, und lassen das Haar in länglichen Vierecken stehen. Die Vorderzähne werden gewöhnlich spitz gefeilt; die Weiber tragen in der Oberlippe eine aus einer großen Meermuschel gefertigte Scheibe oder einen Cylinder (nach Thomson „pelele" genannt), der mitunter bis an die Nase reicht.

Hinsichtlich der Kleidung läßt sich nicht viel sagen, weil so wenig getragen wird, und die Tracht überall die gleiche, einfache ist. Wo Zeug zu kaufen ist, tragen die Männer einen baudartigen Streifen um die Hüften, an welchem hinten und vorn Lappen von 10 bis 12 Zoll Länge hängen, und die am vollständigsten bekleideten Weiber winden sich unterhalb der Taille ein Stück um den Leib, das bis zu den Knien hinabreicht. Weiter im Westen treten Thierfelle an die Stelle des Zeuges; dieselben werden von beiden Geschlechtern in der eben beschriebenen Form von Lappen getragen, die zuweilen sonderbar zugeschnitten sind: für das Hintertheil besonders beliebt ist der Arm eines Mahleserkrenzes, mit den Spitzen nach unten.

Messingringe um Arme und Beine sind der unterscheidende Schmuck eines Makua-Häuptlings und seiner Frauen und werden von keinem andern getragen. Unter dem gemeinen Volke aber sieht man oft Weiber mit einem Perlenkranze um die Stirn und jüngere mit einem schweren Wulste derselben, meist roth und schwarz, um den Hals. Einen Punkt hat die Lowwe-Dame mit ihrer civilisirten Schwester gemein: beide ziehen die Sitten und Erzeugnisse fremder Länder den eigenen vor, und wenn z. B. ein Makua-Fräulein zwischen einem Gazellenfelle und einem Bündel Perlen zu wählen hat, wird sie stets ersteres verwerfen und einfach und allein mit letzteren geschmückt herumstolziren.

Um seinen Häuptling oder sonst eine Respektsperson zu begrüßen biegt sich der Makua nach vorn, streckt beide Arme in ihrer ganzen Länge in einem spitzen Winkel zum Körper aus und schlägt zwei-, dreimal oder öfter, je nach dem Grade der Ehrerbietung, die er bewiesen will, mit den Händen zusammen. Im Dorfe des Nijaa unweit der Küste beobachtete O'Neill das merkwürdige Schauspiel der Morgenbegrüßung eines Makua-Häuptlings durch seine Weiber. Mehr als 30 derselben lagen vor der Veranda, in welcher ihr Gebieter saß, auf den Knien und klatschten mit aufrechtem Oberkörper langsam und leise mit den Händen, wobei eine den Takt angab. Das dauerte verschiedene Minuten, und während dessen mußte der Reisende außerhalb der Umzäunung warten und wurde erst eingeladen näher zu treten, als die Weiber sich erhoben und wegbegeben hatten. Obwohl ihre Stellung etwas sklavisch aussah, zeigten ihre Gesichter keineswegs Furcht; jedenfalls war die Begrüßung respektvoll, in solcher Umgebung selbst natürlich und nicht unmusikalisch.

Der Makua-Häuptling lebt allein unter seinen Weibern; der Umfriedigung, welche seine und ihre Hütten umschließt, wagen nur wenige Privilegirte sich zu nahen. Seine „Baraza" für officielle Audienzen liegt stets außerhalb derselben. Die Weiber kochen sein Essen, brauen aus Mais den „Pombe", welchen er aus einer von einer seiner Lieblingsfrauen gehaltenen Kalabasse trinkt, und warten ihm beständig auf, seines Winkes und seiner Launen gewärtig. Besucht er einen Fremden, so begleiten ihn oft einige seiner Frauen, und selbst als Schwerträger sah O'Neill eine derselben fungiren. Viele halten eine große Anzahl Weiber; Nijaa und Bwewe haben etwa je 100, Gavala und Namuroka über 200, und die Umzäunungen, welche die Hütten derselben einschließen, sind in der That groß genug, um solche Zahlen glaublich erscheinen zu lassen. Wenn einer von O'Neill's Führern ihm einen großen Begriff von der Wichtigkeit eines Häuptlings beibringen wollte, so sagte er gewöhnlich: „Er weiß nicht, in welcher Hütte er schläft." Vielleicht um einen Anhalt im Betreff seines Aufenthaltes zu haben, sind die Weiberhütten in Vierecke (Blocks) getheilt, in deren jedem an 30 bis 40 Frauen wohnen, 4 bis 5 in jeder Hütte. In periodischen Zwischenräumen begiebt sich der Gebieter von einer zu der andern, ein Ereigniß, welches von den Insassinnen der deßlichten Abtheilung durch ein großes ngoma (Schlagen der Trommeln) gefeiert wird. Die Scheidung zwischen diesen Abtheilungen liegt für das Auge eines Fremden nicht klar zu Tage; allein überall wurde dem Reisenden ihr Vorhandensein versichert. Auch bedeutet ein solches Wandern des Häuptlings keine Verlegung seiner Residenz — denn seine eigene Hütte ist stets von denen seiner Weiber getrennt —, sondern nur eine Aenderung in den Zielen seiner ehelichen Besuche.

Der Makua ist ein leidenschaftlicher Freund vom öffentlichen Sprechen; am Lagerfeuer, wo ein Küstenbewohner singt und tanzt, erhebt er sich und hält seinen Gefährten eine Rede. Das Sonderbarste dabei aber ist, daß ihm stets ein Zweiter, eine Art von Assistent, begleitet, welcher zu gleicher Zeit sich erhebt, zuvörderst in hohem Falsett mit Hei-ho-ah he um Aufmerksamkeit bittet und bei jeder Pause, welche der Sprecher macht, unter Variationen damit fortfährt. Der Zweck davon scheint zu sein ungeschickte Pausen zu vermeiden; theilweise scheint ein musikalischer Instinkt dazu anzutreiben. Wenn der Redner in seiner Erregung die Stimme ungebührlich erhebt, so modulirt sein Assistent sofort seine Begleitung, wie um die Rauhheit von dessen Stimme zu entschuldigen oder vielleicht um durch den Gegensatz die Kraft seiner Worte zu erhöhen. Wenn der erste,

[1]) Diejenigen Makua, mit welchen Thomson in Berührung kam, trugen eine hufeisenförmige Narbe in „Reiel" über dem Nasenrücken; die Narben am Munde hat er nirgends bemerkt.

Digitized by Google

wie es unter europäischen Rednern zu nicht selten vorkommt, den Schluß seiner Rede herausdonnert, so verlängert der zweite sein schließendes Accompagnement und läßt es leiser und leiser werden, bis es in den möglich sanftesten Tönen erstirbt. Der Redner und sein Assistent wechseln in rascher Folge mit einander ab, und die Sätze sind stets kurz. Die wechselnden und eigenthümlichen Töne dieser Begleitung machen, wenn sie durch die Stille der Nacht im Walde wiederhallen und zuweilen mehr der Stimme eines sonderbaren unbekannten Vogels, als der eines menschlichen Wesens gleichen, einen tiefen, zauberhaften Eindruck.

Die beim Volke gewöhnlichen Tänze sind weder graziös noch in ihrem Charakter zart; man kann nicht umhin zu bemerken, daß manche Bewegungen absichtlich verführerisch sind. In Nabitera erhielt O'Neill einmal eine Serenade von einigen Frauen des Häuptlings, welche letzterer spendete damit beauftragt hatte, um ihm eine Ehre zu erweisen. Die Tänzerinnen trugen an Armen und Beinen Messingringe, um den Leib den gewöhnlichen bis zu den Knien reichenden Streifen Kalito und in einer Hand einen Zebraschwanz. Sie bogen den Körper leicht nach vorn und schwenkten den Schwanz langsam von der einen Seite zur andern. In dieser Stellung hielten sie die Muskeln des Oberkörpers möglichst schlaff, offenbar um die rasche seitliche Bewegung der Hüften und des Gesäßes mit größerem Effekte bemerkstelligen zu können, wobei sie die Beine etwas breit stellten und abwechselnd vorwärts und rückwärts einige Schritte watschelten. Die älteste Hexe der Gesellschaft schlug dazu eine tieftönende Trommel und trieb mit schriller Stimme und schnellerem Takte die Tänzerinnen zum Aeußersten an, bis sie erklärten vor Erschöpfung umsinken zu müssen. Zwei kleinere, mit Stöcken geschlagene Trommeln und ein schriller, mißtönender Chorus, an welchem sich sämmtliche Weiber betheiligten, erhöhte die allgemeine Aufregung und den Lärm. Dieser Tanz ist aber nicht den Makua eigenthümlich; O'Neill selbst beobachtete einen ganz ähnlichen bei einer Hochzeit im Mazaramu-Lande gegenüber von Zanzibar.

Schwer ist es, mit einiger Genauigkeit den Gedanken eines primitiven Volkes über solche Dinge, wie die Existenz eines höchsten Wesens, Leben, Tod und Jenseits, auf die Spur zu kommen; denn dieselben sind natürlicher Weise höchst dunkel und unbestimmt. Der Makua scheint einen schattenhaften Glauben an eine allmächtige Gottheit, Mlugu genannt, zu besitzen, bringt dieselbe jedoch sonderbarer Weise mit den Unglücksfällen und den Segnungen dieses Lebens nicht in irgend welche Verbindung und erweist weder ihr noch ihrem Abbilde irgend welche Anbetung oder Verehrung. Dagegen glaubt er fest an das Vorhandensein böser Geister, die unter den Lebenden herumstreichen, und schreibt ihnen alles Böse, Krankheit, Trockenheit und selbst den Tod zu. Sein Helfer in der Noth ist der Medizinmann oder Zauberdoktor, seine Mittel Präparate aus Wurzeln und Rinden, auch Speisen und Zeug, welches an Baumästen aufgehängt wird, um den erzürnten Geist zu besänftigen. Aber diese Geister sind seinem Glauben nach nur böse und unnatürliche; von der Existenz einer unsterblichen Seele im menschlichen Körper weiß er nichts. Wie die französischen Republikaner zu Robespierre's Zeit halten sie den Tod für einen ewigen Schlaf. Ihre Todten mit Ausnahme der Häuptlinge werden in liegender Stellung begraben. Diese werden sitzend bestattet, was mit jenem Glauben in Widerspruch zu stehen scheint, ebenso wie die Thatsache, daß manchmal mit einem mächtigen Häuptling auch lebende Menschen begraben werden, wie um ihm im Jenseits als Gesährten zu dienen. So wurden mit dem Vorgänger des oben genannten Gavala fünf bis sechs seiner Lieblingsfrauen beerdigt; der Häuptling wurde in der gewöhnlichen sitzenden Haltung in die Gruft gelegt, die mit ihren besten Gewändern angethanen und schwer mit Arm- und Beiuringen behängten Weiber neben ihn gestellt und dann das Ganze mit Erde zugeschüttet.

Das Land wird von einer Anzahl kleiner Despoten regiert, deren Wort in ihrem Machtbereiche als Gesetz gilt. Den mächtigeren stehen einige Unterhäuptlinge zur Seite, welche geringere Zwistigkeiten schlichten; doch können die Parteien stets an den Oberhäuptling appelliren. Das Amt mancher dieser Häuptlinge ist keine Sinekure: O'Neill fand die mächtigsten derselben stets damit beschäftigt, Klagen anzuhören und Verbrechen zu bestrafen. Diese primitiven Gerichtshöfe sind alle von derselben Bauart. Derjenige in Shalawe, wo der Reisende längere Zeit verweilte, war ein großes regenschirmartiges Bauwerk aus Bambu, mit Gras gedeckt und im Innern mit Leopardenfellen geschmückt, welche vom Dache herabhingen. An einer Seite befand sich ein Baldachin mit einem niedrigen Sitze für den Häuptling und außen ein gabelförmiger, im Boden befestigter Pfahl, an welchen die Delinquenten angebunden wurden. Bei der Mehrzahl der Makua- und Lomwe-Häuptlinge bemerkte O'Neill keine Spur von Bildheit oder absichtlicher Grausamkeit, wie sie sonst unter afrikanischen Herrschern nicht ungewöhnlich ist. Ihre große Anzahl und Unabhängigkeit von einander bildet ein heilsames Gegengewicht gegen Willkür und Ungerechtigkeit; denn wenn sich einer durch solche Gelüste bei seinem Volke verhaßt macht, so hat dieses ein einfaches Gegenmittel: es verläßt ihn und sucht sich einen mildern und gerechtern Herrn.

Trotz dieser Zertheilung in kleine Gebiete und Unabhängigkeit derselben besteht doch längs der Handelsrouten eine Gemeinsamkeit der Interessen, welche dem Reisenden das Eindringen in das Innere sehr erleichterte. Da es verhältnißmäßig nur wenige Küstenhändler in Makuani giebt, so ziehen beständig Trupps aus dem Innern mit Kautschuk, Elfenbein, Reis und zuweilen auch Sklaven nach der Küste und zurück, und damit dieselben sicheres Geleit und gute Behandlung erfahren, müssen natürlich zwischen allen Häuptlingen längs der Handelsstraße gute Beziehungen bestehen. So brach O'Neill von der Küste mit Führern auf, welche er von zwei dortigen Häuptlingen erhalten hatte, und welche instruirt waren, den Reisenden für „mgeni zao", d. h. „ihren Fremden", zu erklären, und sand diese Begleitung wirksamer als hundert Suldergewehre; dieselbe wurde in Shalawe noch durch den Sohn Gavala's verstärkt. Bis legitimer Handel noch keinen Eingang gefunden hat, wie z. B. bei den Lomwe westlich des Malema-Flusses und bei solchen Gebirgsstämmen, wie den Nbadua (nordöstlich von Shalawe), fehlt dieser friedliche kommerzielle Einfluß und es existirt Feindschaft zwischen den benachbarten Häuptlingen.

Um Schuld oder Unschuld eines Angeklagten oder überhaupt irgend einen zweifelhaften Punkt festzustellen, wird wie bei den Anwohnern des Nyassa-Sees und des Zambesi-Thales Muavi, der giftige Absud einer Baumrinde, zu trinken gegeben, und zwar, wenn es sich um keine Person handelt, einem Hunde. In Shalawe mußte O'Neill die Entscheidung der Frage, ob er eine gewisse Straße gehen sollte oder nicht, diesem „Gottesurtheile" anheim stellen. Der Hund wurde über Nacht in dem Hause eines Doktors eingesperrt, und des letztern Pflicht war es, das Gift zu mischen und dafür zu sorgen, daß es am nächsten Morgen mit nüchternem Magen genommen wurde. Ehe die Dosis hergerichtet wurde, fand in Gegenwart des Reisenden und unter Vorsitz des Häuptlings eine feierliche Berathung statt, an welcher zwei Muavi-Bereiter und zwei von O'Neill's

Digitized by Google

Führern theilnahmen. Der Häuptling nannte die gewünschte Route und forderte den Oberdoktor auf, mit Hilfe seiner Zauberkraft ausfindig zu machen, ob dieselbe rein und passirbar sei. Da O'Neill dabei interessirt war, durfte er bei dem Verfahren nicht zugegen sein; seine Führer jedoch konnten ihm darüber berichten. Wird das Gift ausgebrochen, so ist die Straße frei, beziehungsweise die angeklagte Person unschuldig; stirbt der Hund oder die Person, so ist die Straße versperrt oder der Angeklagte schuldig. Diesmal starb der Hund, weshalb in der beabsichtigten Wegerichtung eine kleine Aenderung vorgenommen werden mußte. Ehe der „Doktor", ein fetter blühend aussehender Mann, seine Operation vornahm, versehlte er nicht, seine Hand hinzuhalten und die Bezahlung in Gestalt von 1½ Yard Kaliko in Empfang zu nehmen, „für den Ankauf des Hundes," wie er sich zart ausdrückte.

Die Beschneidung wird bei den Makua oft, aber nicht regelmäßig ausgeführt und scheint im Belieben des Einzelnen zu liegen.

Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

III.

Die Hochzeiten sind eben so geräuschvoll wie in der Podravina und erfordern eben so viel Umständlichkeiten und Vorbereitungen wie dort. Hat der Djerz (Jüngling) im Dorfe der Reihe nach alle Spinnabende, die das Frauenvolk an Winterabenden in den Häusern abwechselnd zu versammeln pflegen, besucht und hier oder in einem benachbarten Orte ein Mädchen, das ihm gefällt, erspäht, es durch geschenkte Kunstblumen, Lebzelten, Tücher und dergleichen von seiner warmen Liebe überzeugt, auch schon etwa Gegengeschenke erhalten, so sendet er meist einen Stellvertreter in Gesellschaft zweier Anverwandten ins Haus der Auserkorenen zur Werbung. Manchmal geschieht es wohl, daß ein Mädchen mehrere Werber abgewiesen hat und deshalb schließlich sitzen bleibt. Solche Spröden verspottet der Volkswitz mit einem Hohnliede; ebenso die Burschen, welche niemals warben:

„Koji nece da se ženi,
Onaj gladuj, onaj veni,
Zašto nece da se ženi.
I djevojka, koja neda,
Momku ruku da se uda,
Neka bude uviek luda."

Hier die Uebersetzung:

„Hunger leiden und verdorren
Soll, der keine sich erkoren
Und das Freien abgeschworen;
Und das Mädchen, das die Hände
Keinem reicht, daß sie sich bände,
Bleibe thöricht bis ans Ende."

Der Brautwerber bringt ein Geldgeschenk für das Mädchen mit, welches dasselbe erst nach längerem Sträuben annimmt, womit sie aber auch ihre Einwilligung öffentlich zu erkennen giebt. Am zweiten Abend begiebt sich der Heirathskandidat persönlich zu seiner Auserkorenen und bestimmt mit den Eltern derselben den Tag, an dem die „Mala rieč" (kleines Wort, d. h. die Vorbesprechung) stattfinden soll. Zu dieser erscheinen dann die Eltern des jungen Mannes nebst zweien Nachbarn, indem sie zugleich Braten, Käse und Kuchen mitbringen. Der Gazda (Hausherr) giebt dem Mädchen etwas Geld von der Summe, die in jedem Hause von Alters her zur Vertheilung an die gekommenen Freunde und Verwandten des Djerz festgestellt ist. Auf die Mala rieč folgt die Velika rieč oder Rukovna. Dabei geht es hoch her. Ein gebratenes Schwein, Kuchen, Käse und Wein kommen zum Abendessen auf den Tisch. Während des Essens ergreift der Vater des Djerz ein Glas, trinkt etwas auf das Wohl seiner Schwiegertochter, läßt eine Silbermünze ins Glas gleiten, worauf er es ihr überreicht, damit sie auf den Toast danke; Glas und Münze behält sie. Nach dem Abendessen vertheilt die Braut wieder Gelbgeschenke, während ihr Vater, die ganze vom Hause zur Vertheilung bestimmte Summe auf einen Teller legt. Reichere Häuser glänzen gern in dieser Hinsicht, um von sich reden zu machen. Beim Abschiede küßt das Mädchen alle der Reihe nach, bindet die Jaglufe, kleine bunte, selbstgewebte Tücher, an die Schenkel der Pferde, und händigt schließlich der Schwiegermutter [1]) ein Tüchelchen als Geschenk für den Bräutigam ein.

Bei allen diesen Feierlichkeiten erfüllt Gesang die Wohnräume. Solcher Förmlichkeiten giebt es übrigens vor der Hochzeit noch mehrere, deren Aufzählung und Beschreibung uns zu weit führen würde. Wenn die Brautleute zum dritten Male von der Kanzel verkündet sind, kommen die Gäste abermals im Hause der Braut zur sogenannten Druščina oder dem Zapoj zusammen. Der Bräutigam wählt sich die zwei Beistände, den Debeli kum und Stari svat, selbst; diese wieder den Hochzeitsführer Vojvoda, Čat oder Muštulukdžija. Letzteres ist ein türkisches Wort.

Die übrigen Hochzeitsgäste heißen Pitari oder Pušfobvati.

Spaßmacher (Č aus) kann werden, wer Lust dazu hat. Zum Brautführer wird gewöhnlich der Djever, des Bräutigams Bruder, genommen; eine Schwester der Braut giebt die Djeverusa, die Kranzjungfer, ab. Die Sitte ist so allgemein, daß selbst Freunde, wenn sie diese Rollen übernehmen, Djever und Jenga oder Djeverusa heißen. Bis zum Hochzeitstage folgen wieder Gastereien unter verschiedenen Förmlichkeiten im Hause der Brautleute. Endlich ist der ersehnte Tag da, die Gäste sind versammelt. Vor dem Aufbruche zur Kirche schlürfen Braut und Bräutigam einige Löffel Suppe und die Braut tanzt im Kreise ihrer Gespielinnen zum letzten Male das Kolo als Mädchen. Unter den Klängen des Dudelsacks, mit fliegenden Fahnen und Tüchern begiebt sich der Zug zu Wagen in die Kirche. Im letzten

[1]) Der Südslave hat zur Bezeichnung der Eltern und Anverwandten des Brautpaares, sowie zur genauen Bezeichnung und Unterscheidung sonstiger Verwandschaftsgrade bestimmte Worte, die den Begriff ohne Umschreibung oder Zusammensetzung feststellen. So nennt z. B. die Frau ihren Schwiegervater Svekar, die Schwiegermutter Svekrva; der Vater der Frau aber ist ihres Mannes Taft, ihre Mutter seine Punica. Des Mannes Bruder ist der Djever der jungen Frau, dessen Schwester ihre Jaova. Der Vaterbruder heißt Stric, die Vaterschwester Strina, hingegen der Bruder der Mutter Ujak, deren Schwester Ujna u. s. f.

Digitized by Google

sitzt der Dudelsackbläser (Gajdaš). Die Leute sind alle schön geschmückt; die Hüte der Männer mit Blumenbüschen, die Häupter der Mädchen mit Kränzen. Oft hat der Bräutigam ein rothweißes Tuch ausgebreitet auf den Rücken gebunden. Der Čauš ermangelt nicht unterwegs seine Späße zu machen. Häufig erscheint er berittten, worin er sich gern den elendesten Gaul, der zu finden, aussucht. An den Hut steckt er einen Gansflügel, kleidet sich auch hier und da oben als Mann, unten als Weib. Er hat das Recht Jedermann Derbheiten zu sagen und ist in Bezug auf seine Späße nicht wählerisch. Es ermahnt ihn z. B. Jemand mit Hinblick auf den dürren Klepper, den er reitet: Du, Čauš, vergiß nicht Dein Roß zu füttern, damit es nicht umfällt. „Nein! lieber Herr oder Freund," ruft der schlagfertige Spaßvogel vom Pferde springend, „ich werde mir Ihren Namen in mein Protokoll einschreiben, damit ich bei Ihnen Futter kaufen kann." Dazu hebt er den Schwanz des gebuldigen Thieres hoch und macht an einer gewissen Stelle die Pantomime des Schreibens. In einigen Gegenden fährt er zu Wagen einher[1]). Der Akt der Trauung währt bei den orientalischen Griechen sehr lange. Die Brautleute werden zum Schlusse mit Kronen gekrönt und drei Mal um den Altartisch geführt, wobei drei Mal zuerst der Geistliche, dann der Bräutigam und zuletzt die Braut aus einem Glase etwas Wein nippen.

Statt der Krone pflegt man den Neuvermählten auch Kränze als Symbol der unverwelkten Jugend und Keuschheit aufs Haupt zu setzen. Der Debeli kum und Stari svat stehen indeß mit brennenden Lichtern da. Nach der Krönung wenden sich die jungen Eheleute zu ihnen, um ihnen die Hände, die Besitzände aber, um die Heiligenbilder auf den Kronen zu küssen. Nach der Trauung begiebt sich der Zug in derselben Ordnung wieder ins Haus der jungen Frau, die jetzt zur Seite ihres Mannes sitzt. Das Mittagsmahl wurde unterdessen gerüstet, man setzt sich zu Tische. In einigen Ortschaften essen die Mlada (junge Frau), der Djever und die Jenga (Djeverusa) in einem abgesonderten Zimmer. Uebrigens genießt die Mlada auch jetzt nur Suppe. Abends brechen alle auf, um die Mlada, nachdem sie den Segen der Eltern erfleht, zum Hause des jungen Ehegerrn zu begleiten, wo sie eine seiner Schwestern empfängt; der Weg wird unter Gesang der jungen Begleiterinnen zurückgelegt. Beim Eintritte in das neue Heim beginnt schon das Kolo, getanzt von den Mädchen, welche die Ankömmlinge erwarteten; ihnen schließen sich die aus den Wagen gestiegenen Gäste nebst dem jungen Paare an. Frische Lieder ertönen in der Runde, Witze erheitern die Tänzer, bis das junge Paar aus dem Kolo scheidet. Ueber reingewaschene, untergebreitete Leinwandstreifen schreitet es bis zum Küchenherde, zum Zeichen, daß Reinlichkeit in ihrem Hause walten werde. Indeß beginnt ein wichtiges Amt des Debeli kum. Durch seinen Austritt das Kolo ganz auflösend, wirft er mit vollen Händen Silber- und Kupfermünzen unter das von allen Seiten herbeigeströmte halberwachsene Volk. Eine anhaltende Balgerei beginnt. Je reichlicher der Münzenregen ist, desto höher sein Ansehen und lebhafter die zahlreichen „Živio", die ihm zu Theil werden, indem sie zu neuen Spenden aus der Torba, worein er greift, auffordern.

Wenn die Jungvermählte die Küche betritt, reicht man ihr nach alter Sitte ein männliches Kleid; sie küßt dasselbe und, ihm ein Tüchelchen um den Hals legend, blickt sie in den Rauchfang, damit ihre Kinder schwarzäugig werden.

[1]) Siehe „Globus" XXXIX, S. 297.

Darauf ergreift sie einen Rocken, spinnt einige Augenblicke und schlägt schließlich mit demselben auf alle vier Wände. Auch pflegt man ihr hier und da Honig und Zucker in den Mund zu legen, damit ihr immer nur süße und gütige Worte entströmen. Zum Schlusse reutert sie etwas Frucht durch eine Reuter, den Rest wirft sie dem Geflügel vor; ein Symbol, daß sie des Federviehes gut pflegen werde. Der Kuß, den sie dann den meisten Anwesenden giebt, bedeutet Friedlichkeit. Vor dem Nachtessen schürt sie das Feuer, genießt in einem abgesonderten Zimmer mit ihrem Manne, dem Brautführer und der Kranzjungfer wieder Suppe, verabschiedet sich von allen und begiebt sich dann in den Kišer, der dem Paare von nun an zur Wohnung angewiesen ist. Einige aus der Gästeschar, darunter der Debeli kum, leuchten den Mladenci heim und begleiten sie mit brennenden Buchenspänen zum Kišer. Die junge Frau hat dem Ehegerrn die Stiefel auszuziehen. Sie thut es zwar, trachtet aber mit der Fußbekleidung dem Manne einen Schlag zu versetzen, der ihn erinnern soll, daß er sich den Dienst selbst erweisen muß. Dem Schlage sucht er geschickt auszuweichen und zugleich die Schuhe des Weibes leicht zu berühren, um sie an Gehorsam und Fügsamkeit zu ermahnen.

Früh Morgens hat sie allen Gästen das Waschwasser zu bringen, schenkt auch dem Debeli kum, Stari svat und Vojvoda ein neues Hemde, ihrer Hände Arbeit. Dafür bekommt sie Geldgeschenke und geht von nun an nie mehr, wie die Mädchen, bloßen Hauptes, sondern bedeckt es mit der Poculica. Die nun folgenden Förmlichkeiten mögen, da sie von minderer Bedeutung sind und uns zu weit führen, übergangen werden.

In Dragović steht inmitten des Dorfes ein runder, niedriger Thurm von weißem Stein. Er scheint, da er an der Straße liegt, den Türken oder dem Baron Trenk als Zoll- oder Mauthposten gedient zu haben. Unfern davon ragt aus einem Hausgarten die Ruine einer Kirche hervor. Ueber der zerfallenen Eingangsthür ist eine Rosette in Bretzelform von nachgedunkeltem Stein zu sehen, die an Gothik erinnert. Die Kirche war, wie alte Leute erzählen, dem heil. Stephan geweiht; schade, daß die in der Figur eingegrabene Jahreszahl nicht mehr zu lesen ist; es fehlt die zweite Ziffer zur Hälfte und kann nicht errathen werden. Wirft man von der Schenke am Ende des Ortes einen Blick auf die Gebirge, so bemerkt man auf einem bewaldeten Kegel eine Ruine. Wie ein riesiger Finger ragt sie in die Luft. Ich beschloß in Begleitung zweier Herren dahin zu gehen. Beide waren so freundlich mir ihre Begleitung anzutragen. Mir war dieser Umstand sehr lieb, da einer von ihnen Förster und der Thurm in seinem Revier gelegen ist. Wir schritten durch das von einem Bache durchrieselte Thal bis zum Dorfe Čaklovac am Fuße des Gebirges. Es zählt nur wenige Häuser, die auf einen kleinen Fleck zusammengedrängt liegen. Die Leute jagten, als sie uns ankommen sahen, ihre wilden Hunde mit Steinwürfen in die Höfe und gingen uns mit abgezogenen Hüten entgegen. Der eine unter ihnen, in grauem Kod mit grünem Kragen (Lugar oder Forsthüter), schloß sich uns an. Hinter diesen Häusern steigt man auf steilem und steinigem Terrain eine Stunde immer durch Wald aufwärts. Oben angelangt betritt man Felder, die ein kleines, etwas geneigtes Plateau bedecken. Sie gehören zu den zwei oder drei Häusern daselbst. Fünfzig Schritte nun eine Böschung herum erblickt man über den Feldern den merkwürdigen Thurm. Der Graben um ihn herum ist durch die Länge der Zeit verschüttet. Der Bau, jetzt noch sehr hoch, mußte einst viel höher gewesen

Digitized by Google

sein; wie es scheint, war er sechskantig. Die Mauern bestehen aus ziemlich gleichmäßig gelegtem, grauem Gestein, die Kanten aus weißen Quadern. Von dem Kastell, zu dem er gehörte, blieb nur ein kleines Stück Mauer, alles andere ist ein Schutthaufen, überwuchert von Busch und Dorn. Hoch oben an einer der inneren Ecken hangen die Reste eines gothisch zugespitzten Kamins; daneben sieht man eine Thüröffnung aus behauenem Stein und zwei aus gleichem Material hergestellte Nischen, wie sie die Alten zur Aufbewahrung der Götterbilder benutzten. Eigenthümlich ist, daß der Thurm auf der Innenseite nur zwei Ecken aufweist. Wir bedauerten den Mangel an Zeit, sonst hätten wir eine hohe Leiter aus dem Dorfe holen lassen und würden die zwei Zimmer besichtigt haben, die in der dicken Wand stecken, wie uns Hirten erzählten. Einer davon hatte die Thür unter großen Beschwerden einmal erklettert und war zwar in den Zimmern gewesen, konnte uns aber nichts Näheres mehr erzählen. Von außen ist nirgends eine Fensteröffnung zu sehen; es muß also mit den Zimmern eine eigene Bewandtniß gehabt haben. Ueber das Alter des Gemäuers ist schwer etwas zu sagen; jedenfalls ist es alt, seine Lage eine günstige und schöne. Gegen Norden reicht der Blick bis zum Petrov vrh in der Darwaner Gebirgskette, die einst ebenfalls von einer Burg gekrönt war. Unterhalb des Berges, auf dem wir standen, zieht sich eine Schlucht südlich ins Gebirge. Ich vermuthe, daß die Ruine Čaklovac, einst ein festes Kastell, jedenfalls der historischen Familie der Dragfy gehört habe, und schließe dies aus dem Namen des Dorfes Dragovič. Das magyarische „fy“ und das kroatische „ić“ bezeichnen beide „Sohn“. Dragov ist ein Possessivadjektiv, entstanden durch die an den Adjektivstamm „Drag“ gehängte Endung „ov“. Im Namen „Dragić“ ferner ist das ić an den reinen Adjektivstamm mit Ausstoßung des ov getreten. Somit ist Dragović und Dragić gleichlautend mit dem magyarisirten Dragfy. Von der Geschichte der Burg sei nur Einiges erwähnt. Im Jahre 1595 fand unweit davon im Engpasse eine Schlacht zwischen 20000 Türken unter Pardi Pascha und Smail Pascha von Kostajnica und einer um die Hälfte schwächeren Schar Kroaten unter Herberstein und Leutowić statt, die mit der Niederlage der Moslims endete. Am 2. Mai 1596 kam Franz Jlinić mit aufständischen Slavoniern vor Čaklovac, um von dem Renegaten Rustan Aga Sladović, dem Befehlshaber des Schlosses, dessen Rohheit und Willkür alle Grenzen überstieg, sein ihm entführtes Weib zurückzufordern. Rustan zog den Säbel, wurde aber von Jlinić überwältigt, gebunden, und als die Türken vor den Seinen wichen, an einem starken Seile mit Hilfe der Knechte zum Fenster hinausgelassen und an das Fensterkreuz gehängt. Später zogen die Türken wieder in Čaklovac ein, worauf es im Jahre 1599 Peter Bakač einnahm und plünderte. Trotz so vieler Wechselfälle bekamen es die Türken doch abermals in ihre Gewalt, bis sie 1762 daraus vertrieben wurden. Seit jener Zeit liegt das Schloß in Trümmern. Die Gegend war damals viel besser bevölkert, als jetzt, allein nach jenen schrecklichen Verwüstungen konnte sich das bedauernswerthe Volk nicht erholen.

Nach Besichtigung der Burg begab ich mich nach Dragović hinab und bald saß ich im Wagen, der mich in einer halben Stunde nach Kusonje brachte. Der Ort steckt, ähnlich wie Dragović, hinter Zäunen. Wohlthätig ist das schöne Grün der Wiesen zu beiden Seiten der Straße, die von hier an ausgezeichnet zu nennen ist. Nach einigen Windungen führt sie einen ganz niedrigen Hügel hinan, von dem aus das Auge gegen Südwest einen schönen Gebirgskessel sowie in viertelstündiger Entfernung die Kirchthürme und einen Theil des Marktfleckens Pakrac erblickt. Eine Reihe hübschen, reiner Häuser, die freundlich anmuthen, gerecht dem Flecken zur Zierde. Ueber eine feste Steinbrücke, die sich in weitem Bogen über die Pakra spannt, gelangt man in das am rechten Ufer des Flüßchens liegende große Gasthaus, wo man gute und billige Unterkunft findet. Als ich Morgens das Fenster öffnete, strich die frische Gebirgsluft belebend herein, die Berge lagen in leichtem durchsichtigen Nebel und fesselten durch ihre angenehmen Formen meinen Blick. Zu meinen Füßen floß die Pakra. Sie entspringt in der Nähe des Papuk bei Zvečevo, wälzt ihre Wellen über Biela und Strač daher und weiterhin in südwestlicher Richtung der Ilova zu. Im Bette liegen unter Kies und grobkörnigem Sand mächtige Steinplatten und Blöcke, vom Hochwasser mit tobender Gewalt aus dem Gebirge herbeigerollert. Wie die anderen Bäche dieser Bergzüge richtet auch die Pakra zeitweilig große Verheerungen an.

Reisen in Kleinasien im Sommer 1882.

Betrachtet man irgend eine neue Karte von Kleinasien, deren es freilich nur solche in einem sehr kleinen Maßstabe giebt, so wird die Fülle von Ortsnamen, von Flüssen und Wegen, sowie die detaillirte Bergzeichnung wohl die meisten zu dem Glauben verführen, daß dieses vor den Thoren Europas liegende Land zu den besterforschten und genauest bekannten auf Erden gehört. Und doch stehen wir, von den Hauptorten und Hauptrouten abgesehen, erst im Anfange unserer Erkenntniß, und noch auf lange Zeit hinaus wird die mächtige Halbinsel naturwissenschaftlichen, archäologischen, ethnologischen und anderen Reisenden des Stoffes in Hülle und Fülle bieten. Ungeahnte Schätze mögen noch in den zahlreichen Ruinenhaufen verborgen schlummern und einer vielleicht nahen Auferstehung harren; das Studium der Bewohner, kaum erst in Angriff genommen, wird noch manches ungeahnte Licht nicht nur auf frühere Zeiten, sondern in Verbindung mit der geschichtlichen Ueberlieferung auf die Grundzüge der Ethnologie selbst werfen, und wer mag sich rühmen, schon jetzt genaue Kenntniß von den Naturschätzen des Landes zu haben? Vor uns liegt eine gewaltige Manuskriptkarte von Kleinasien im Maßstabe von 1 : 400000, auf welcher Professor Heinrich Kiepert alles bisher veröffentlichte und eine Menge noch nicht veröffentlichten kartographischen Materials zusammengetragen hat, so ziemlich die Summe dessen, was man von der Geographie des Landes angenblicklich weiß und wissen kann. Aber wenn auch stellenweise ein dichteres Routennetz einzelne Landschaften überspannt, so bezeichnen doch leider allzu zahlreiche und oft gewaltig große weiße Flecken die weite Ausdehnung unbekannten Gebietes. Nach den bedeutenden Leistungen der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts geschah lange Zeit nur wenig für die Erforschung

Digitized by Google

der Halbinsel, die erst im siebenten Jahrzehnte desselben wieder mehr aufgenommen wurde. Das achte jedoch scheint alle vorhergehenden übertreffen zu wollen: im laufenden Jahre haben nicht weniger als drei deutsche und eine österreichische Expedition Kleinasien zu ihrem Ziele erwählt. Ueber dieselben geben die folgenden Zeilen einige kurze Andeutungen.

Der baierische Ingenieur Sester war sieben Jahre lang als solcher im Wilajet Diarbekir angestellt und entdeckte bei seinen amtlichen Reisen unfern des mittlern Euphrat, westlich von Diarbekir und nordwestlich von Gerger, ein altassyrisches Monument auf einem Berge, welcher ihm als Nimrud Dagh bezeichnet wurde. Es ist derselbe, welchen vor 44 Jahren der damalige Major von Moltke, der jetzige Generalfeldmarschall, von fern gesehen hat, und der nach seinen Angaben unter dem sonderbaren Namen „Dibolsun (d. i. „unten soll es sein") Kaleh" auf die Kiepert'sche Sechs-Blatt-Karte von Kleinasien (Berlin 1844) eingetragen wurde. Dort oben soll sich ein gewaltiger Tumulus and Quadern von mehr als 100 Fuß Höhe erheben, an dessen Fuße granitene Löwen ruhen, während zwölf an 50 Fuß hohe, inwendig hohle Granitkolosse herumstehen. Auch Keilinschriften sollen sich finden. Kaum war die Nachricht von diesem, sollte er sich bestätigen, höchst merkwürdigen Funde von Alexandrien, wo sich Sester aufhielt, nach Berlin gelangt, als dort mit großer Schnelligkeit die nöthigen Mittel zur weitern Aufhellung der Sache bereit gestellt wurden. Das gute Glück wollte es, daß sich in Alexandrien gerade ein Stipendiat der archäologischen Centralkommission, Herr Dr. Puchstein, befand, welcher dort die Berührungspunkte zwischen klassischer und ägyptischer Kunst studirte. Er und Herr Sester begaben sich alsbald per Dampfschiff nach Alexandrette, wo noch ein Photograph zu ihnen stieß, stiegen über das Gebirge Amanus, wahrscheinlich auf demselben Wege, auf welchem einst Darius mit seinen Persern dem südwärts eilenden Alexander in den Rücken zu fallen suchte, und trafen am 21. April in Aintab ein. Auch ihre Hin- und Rückreise wird, abgesehen von den topographischen Aufnahmen, vielleicht nicht ohne Nutzen für die Wissenschaft sein. Unweit östlich des Amanus liegt ein Dorf Sachtza-Gözl, wo unlängst das Ehepaar Scott-Stevenson (s. oben S. 279) vier assyrische Reliefs aufgefunden hat; dieselben waren nach Angabe der Bewohner aus einer nahen Ruinenstätte herbeigeholt worden, welche noch mehr dergleichen enthalten sollte. Diese sowohl gilt es näher zu untersuchen, als auch den noch nicht eröffneten Trümmerhügel Dulek bei Aintab, das alte Doliche, welches im Mittelalter als syrischer Bischofssitz genannt wird, und noch zu Saladin's Zeiten ein berühmtes Schloß war, sowie vielleicht das noch nicht wieder aufgefundene antike Germanicia, welches von den Kirchenschriftstellern als Geburtsort des Ketzers Nestorius oft erwähnt wird, und das zwischen Aintab und Samsat zu suchen ist.

Zweitens ist Mitte April von Wien eine wissenschaftliche Expedition nach Lykien abgegangen, an deren Spitze der Archäologe Professor Benndorf steht (vergl. über seine vorjährige Reise „Globus" XL, S. 191). Die Mittel zu dieser Unternehmung gewährt eine Gesellschaft von Kunstfreunden und Mäcenen, welche sich archäologische Forschungen in Kleinasien zum Ziele setzt und die zu findenden Kunstwerke den Wiener Sammlungen einzuverleiben gedenkt. Außer dem Leiter und seinen vorjährigen Reisegefährten, dem Architekten Georg Niemann und dem Dr. med. von Luschan, nehmen auch jüngere Kunstgelehrte (Prof. Dr. Petersen, Dr. Robert Schneider, Dr. Loeroy, Dr. Studnicka) und der Geologe Dr. Emil Tietze an der neuen Expedition Theil, deren nächstes Ziel die Monumente von Gjöl-Baghtsche und Jaü, des antiken Xanthos, im südlichen Lykien bilden, welche der verstorbene Posener Professor Schönborn schon im Jahre 1841 besuchte. Aus seinen leider nie veröffentlichten Reisewerke, das er im Manuskripte benutzen konnte, hat Carl Ritter (Erdkunde von Asien Bd. IX, Theil II, S. 1136 ff.) eine eingehende Beschreibung dieser Antiquitäten abgedruckt, auf welche wir hier verweisen. In Gjöl-Baghtsche ist es vor allem der 25 bis 30 Schritt lange und breite, einen jetzt verschwundenen Sarkophag umgebende viereckige Peribolos mit seinen Reliefs, welcher die Aufmerksamkeit der österreichischen Forscher auf sich zieht: „Zu Verlegenheit — sagt Schönborn — sei er, was er über die Reliefs selbst sagen soll. Ich würde es vermögen, wenn ich mich Mühe entschließen können, Notizen zu machen, statt mich an der Schönheit derselben und an dem Gegenstande, den sie bieten, zu erfreuen und sie zu bewundern. War es doch der trojanische Krieg, den ich vor mir hatte, Homer's Schöpfung in bildlicher antiker Darstellung, und ich gestehe, daß ich mich daran nicht satt sehen konnte. Wer hätte auch lange zweifeln können, was ihm vor Augen stehe? Das Relief in der Ecke der Westseite zeigt den Achilles sitzend bei dem hochgeschnäbelten Schiffe, voll Erbitterung den Kopf mit der Hand unterstützend. Es folgt der Herold, der die Versammlung beruft, und die Krieger kommen, Schlachtgerathen reihen sich an, auf die Stadt selbst wirft sich der Kampf, an dem Thore wird gestritten, die Schar der Greise sitzt über dem Thore und so zieht sich Bild an Bild hin, ein reiches Leben mit griechischer Sicherheit in den Gruppen, in den Bewegungen, in den Proportionen der einzelnen Gestalten entworfen" (a. a. O. S. 1138). „Ich trage kein Bedenken," sagt Schönborn, „es auszusprechen, daß diese Reliefs in gehöriger Höhe aufgestellt jedem Museum zu einer wahren Zierde gereichen würden, wie reich es auch sonst ausgestattet sein mag"; und er gesteht, daß das Ganze einen so erhebenden Eindruck macht, wie er ihn auf seiner ganzen Reise nicht wieder gehabt hat. Möge es Wien, der an Antiken verhältnißmäßig armen Stadt, bald vergönnt sein, jenen Reliefs in seinen Mauern eine ebenso würdige Stätte zu bereiten, wie sie den Pergamenischen Funden in Berlin in Aussicht steht! Auch diese Bendorf'sche Expedition wird sich geographische und geologische Aufnahmen angelegen sein lassen.

Im Sommer dieses Jahres wird sodann Carl Humann, der glückliche Finder von Pergamon, von Brussa aus nach Angora reisen, um, wenn möglich, einen vollständigen Abklatsch des Monumentum Ancyranum zu erlangen, jener von Kaiser Augustus selbst verfaßten Uebersicht seiner Thaten, welche uns in ihrer Gesammtheit noch nicht bekannt ist. Die überaus lange Inschrift ist zum Theil durch türkische Häuser verdeckt, welche an die antike Tempelmauer angebaut sind; diese gilt es anzukaufen und fortzureißen. Ein zweites Exemplar derselben Inschrift befindet sich in Ulubarlu, dem alten Apollonia bei Apamea im südlichen Phrygien, welches Hymann vielleicht von Angora aus direkt, vielleicht aber auch erst auf einer zweiten Reise besuchen wird. Dabei wird er im Einverständniß mit Prof. H. Kiepert möglichst unbetretene Wege zu gehen und namentlich den untern Lauf des Pursak, des großen westlichen Zuflusses des Sakaria, zu erforschen suchen. Vor ihm ist diese Route nur zweimal, so viel wir wissen, eingeschlagen worden, das erste Mal im Jahre 1555 von der Gesandtschaft unter Busbek, welche Kaiser Ferdinand I.

Digitized by Google

an Sultan Soliman schickte, und von welcher ein gewisser Deutschwamm uns eine handschriftliche Darstellung hinterlassen hat (Wannstripe in Wolfenbüttel und Prag), das andere Mal in den siebenziger Jahren von Pressel's Eisenbahn-Ingenieuren, deren Aufnahme aber sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Endlich hat der auf Kleinasiatischem Boden wohl bewanderte Archäologe Prof. Gustav Hirschfeldt in Königsberg von der Berliner Akademie Mittel bewilligt erhalten, um im kommenden Sommer die bisher am wenigsten bereisten Landschaften der Halbinsel, das östliche Bithynien, Paphlagonien und Pontus, also den Norden, zu erforschen. Er will Isnid zu seinem Ausgangspunkte machen. Da er im Routenaufnehmen kein Neuling ist, sich auch auf Breitenbestimmungen versteht und Landessprache und Sitte kennt, so darf man von ihm gute Resultate erwarten.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueberall im türkischen Reiche — berichtet Prof. Sachau (Verh. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, S. 146) — existirt eine große Antipathie, an vielen Stellen sogar offene Feindschaft zwischen den Civil- und Militärbehörden, welche in ihren Folgen höchst verderblich ist. Die Ursache davon ist Neid. Die Offiziere, besonders die höheren, bekommen im Allgemeinen ihren Gehalt mit einer gewissen Regelmäßigkeit, während die Civilbeamten nur selten besoldet werden; außerdem sind die ersteren durchgehends bedeutend besser besoldet, als die letzteren. Andererseits sind die Civilbeamten dadurch im Vortheil, daß sie beständig Gelegenheit haben, durch Bakschich oder ähnliche Mittel sich schadlos zu halten, ja sogar Reichthümer zu sammeln, während den Offizieren kein Bakschich blüht, ausgenommen bei einer einzigen Gelegenheit, der Konskription, welche sie allerdings gründlich exploitiren. Alles daher, was das Militär auf Veranlassung der Civilbehörde thun muß, wird widerwillig und schlecht gethan, und umgekehrt: alles, was die Behörden für das Militär zu thun verpflichtet sind, muß ihnen durch die Offiziere geradezu abgezwungen werden.

— Der armenischen Zeitung „Ardzagank" zufolge haben eine Anzahl Armenier auf Tiflis die Ausrüstung einer wissenschaftlichen Expedition in Angriff genommen, welche das Karabag (Kreise Schuscha und Zangezur mit dem Daralage) — die früheren armenischen Provinzen Artzach und Sjunik) in geographischer, ethnographischer, historischer und archäologischer Beziehung studiren soll. Der gelehrte Mönch Alishan und Venedig soll aufgefordert werden, an die Spitze dieser nur aus Fachmännern und einem Photographen bestehenden Expedition zu treten.

— Kürzlich erschien in russischer Sprache „Skizze der nordwestlichen Mongolei". Ergebnisse der in den Jahren 1876 und 1877 im Auftrage der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft unternommenen Reise von G. N. Potanin (2 Theile, St. Petersburg 1881). Der um die geographische Wissenschaft hochverdiente Reisende sagt über die Mongolen: „Der mongolische Stamm bietet auf einem Raume, der 16 Breitengrade und 45 Breitengrade überspannt, also von Nord nach Süd 1700 Werst und von Ost nach West über 4700 Werst lang ist, eine einheitliche Bevölkerung. Wenn diese Thatsache der Einheit von Sprache, Kultur und Religion in dem gleichmäßigen Charakter des Landes ihre Erklärung findet, so ist sie darum nicht weniger bemerkenswerth; ebenso der zweite Umstand, der sofort beim Betreten des Landes in die Augen springt, der Kulturgrad des Volkes; er zwingt zu dem Anerkenntniß, daß das mongolische Volk nicht aufnahmfähig bis jetzt gelebt, sondern auch in einem so wüsten und armen Lande wie die Mongolei sich die Bedingungen eines friedlichen Kulturlebens geschaffen hat." Der erste Theil des Buches giebt das Tagebuch der bekannten Reisen 1) vom Zaisanposten bis Kobdo (zweite Hälfte 1876), 2) von Kobdo nach Chami, 3) von Chami nach Ulijastai, 4) von Ulijastai nach dem Kolsogol, 5) vom Kolsogol nach Ulangom und 6) von Ulangom über Kobdo nach Koschagatsch (alle im Jahre 1877). Beigegeben sind die Messungen von Wagner (Astronomie) und Scharnhorst (barometrische Höhen), die Marschroutenaufnahmen von Rasailow, nebst topographischen Bemerkungen von Mainlowski, ein Verzeichniß der gesammelten Vögel von Berezowski, ein Index zur „Karte der nordwestlichen Mongolei" in 1 : 2 100 000 von Rasailow und ein Verzeichniß der im Text vorkommenden geographischen Namen. Der zweite Theil enthält das ethnographische Material, begleitet von 26 Blatt Zeichnungen. Dieser Theil giebt: 1. Beschreibung der Volksstämme und Geschlechter, welche die nordwestliche Mongolei bewohnen — türkischer Stamm (Kirghizen, Uriangkai, Sarten in Chami und Kotonen am westlichen Ufer des Kirgiznor) und mongolischer Stamm (östliche Mongolen, Choichen und westliche Mongolen, Dürbüten, Baiten, Urianga und Torgouten). II. Denkmäler aus dem Alterthum. III. Bemerkungen über die Religion (Buddhismus und Schamanenthum); äußere Lebensformen (Kleidung, Zurten und Hausgeräth, Nahrung); Familien- und öffentliches Leben (Hochzeitsgebräuche, Eide, Spiele). IV. Namen der Gliedmaßen, der Himmelserscheinungen, der Thiere und Pflanzen und Sagen über dieselben. V. Märchen und Legenden, kurz eine reiche Fülle über Land, Volk, geschichtliche Denkmäler und mündliche Ueberlieferungen.

Afrika.

— Die Miani'schen Atlas. Im Jahre 1874 kamen „aus dem Nachlasse" des bekannten afrikanischen Reisenden Miani zwei Akkakuben nach Italien, welche damals viel Aufsehen erregten und wiederholt beschrieben und gemessen wurden. Natürlich, waren sie doch die ersten lebenden Exemplare dieser kurz zuvor von G. Schweinfurth entdeckten Negerzwergaffen aus dem Lande der Monbuttu. Sie wurden in Verona bei der Familie Minisealchi untergebracht und dort erzogen. Seitdem sind sieben Jahre vergangen und aus den beiden Knaben sind Jünglinge geworden, über welche jetzt Professor E. Giglioli im italienischen Archiv für Anthropologie einen neuen Bericht veröffentlicht, der ihre Entwickelung schildert.

Der ältere, Thibaut genannte, hat bereits am Kinn und auf der Oberlippe ein leichtes Bärtchen und mißt jetzt 1 m 42 cm. Der jüngere, Chair Allah, scheint etwas rascher zu wachsen und ist schon 1 m 41 cm hoch. Thibaut ist jetzt etwa 20 bis 21 Jahre, Chair Allah etwa 15 Jahre alt. Ihre Hautfarbe ist gegen früher etwas lichter, mehr gelber und weniger kupferig geworden; der anfangs konstatirte Prognathismus ist sichtlich gemildert. Die Haare stehen noch in Büscheln. Die Langköpfigkeit hat sich noch vermehrt und die Nase erscheint wegen ihrer stark adgeyoten Flügel geradezu dreilappig. Der Charakter der Burschen ist ein gutartiger; sie sind leichtlebig, essen gern gut und lieben lebhafte Farben.

Ihre heimathliche Sprache haben Thibaut und Chair-

Digitized by Google

Allah gänzlich vergessen, ebenso das wenige arabische, was sie erlernt hatten. Dagegen reden sie fließend italienisch und sprechen selbst schwierige Wörter rein aus. Sie haben die Volksschule durchgemacht und sich keineswegs dort inferior gezeigt, können schreiben und rechnen. Thibaut zeigte gleich vom Anfang an Liebhaberei für Musik, konnte sofort italienische Arien nachsingen und mit einem Finger Melodien auf dem Piano klimpern; jetzt ist er ein gefühlvoller Klavierspieler. Gesucht sind beide, doch zweifelt ihr Lehrer, Abbate Beltrame, an der Aufrichtigkeit ihres Christenthums.

Auch in Triest lebt ein Akkamädchen, welches durch Geist dorthin kam, Saida heißt und 15 bis 16 Jahre alt ist. Sie mißt 1 m 34 cm und zeigt die charakteristischen Eigenthümlichkeiten ihres Stammes, namentlich die breitlappige Nase. Sie ist ihrer Herrin sehr ergeben, aufgeweckt und intelligent, hat aber keine Erziehung genossen.

— Zu Ende des Jahres 1875 wurde bei dem Kap Maclear am südlichen Nyassa-See von den schottischen Verehrern Dr. Livingstone's die Station Livingstonia gegründet und blieb sechs Jahre hindurch Hauptquartier, von wo aus Rev. James Stewart, Mr. James Stewart und Rev. Laws ihre Reisen an der West- und Nordküste des Sees unternahmen. Schon lange aber suchte man nach einem gesunderen und passenderen Platze und hatte ihn in Mwangi Point auf der Westküste (circa 11° 56' L. Br.) gefunden, wo eine Nebenstation Bandawe errichtet wurde. Dorthin ist im Oktober 1881 das Hauptquartier verlegt worden; das alte Livingstonia wird als Außenposten jedoch noch beibehalten und wahrscheinlich von Eingeborenen verwaltet werden.

— Als im vorigen Jahre Pater Augouard den Stanley Pool erreichte, um dort eine Missionsstation zu gründen, erschien Sergeant Malamine, welchen Savorgnan de Brazza dort zum Schutze der französischen Flagge zurückgelassen hatte und überreichte ihm eine Abschrift eines — Annexionsvertrages, den Brazza mit den einheimischen Häuptlingen abgeschlossen hatte. Derselbe, bis dahin als ein Geheimniß behandelt, übereignet Frankreich das Gebiet zwischen den Flüssen Ind und Impila. Vertrag sich das mit den Absichten und Zielen der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft?

Australien.

— Die Telegraphenlinien in den australischen Kolonien hatten am Schlusse des Jahres 1880 eine Gesammtlänge von 27 883 englischen oder 6047 deutschen Meilen. Sie vertheilten sich auf Neu-Süd-Wales mit 7955, auf Queensland mit 5768, auf Süd-Australien mit 4754, auf Neu-Seeland mit 3758, auf Victoria mit 3215, auf West-Australien mit 1555 und auf Tasmanien mit 878. Es wurden im Jahre 1880 insgesammt 5 049 251 Depeschen befördert, und davon entfielen auf die drei Kolonien Neu-Süd-Wales, Neu-Seeland und Victoria 3 785 161. Vermittelst der in Port Darwin, an der Nordküste von Australien und in 12° 27' 45" südl. Breite und 130° 50' 45" östl. L. Gr., von Banjoewangie (Java) her einlaufenden beiden Kabel, welche den telegraphischen Verkehr Australiens mit den übrigen Kontinenten vermitteln, wurden 14 842 Kabeldepeschen in Empfang genommen und 12 767 abgelandt und dafür 181 481 Pf. St. vereinnahmt. Eine Kabeldepesche von Australien nach Europa kostet für jedes Wort des Inhalts 10 Pf. 8 Sch.; nur Depeschen für die Presse und die Kolonialregierungen werden mit resp. 6 Sch. 5 P. und 7 Sch. 10 P. pro Wort berechnet.

— Die Regierung von West-Australien steht mit einem Konsortium von Geldmännern in Unterhandlung, welches sich bereit erklärt hat, die von Fremantle über Perth laufende und bis zu dem Orte Beverly (32° 5' südl. Br., 117° östl. L. Gr.) in Bau begriffene Ostbahn von da in südlicher Richtung bis zu dem kleinen Städtchen Albany am King George Sound, ungefähr 160 Miles, zu bauen. Die Bahn soll die schmale Spurweite von 3 Fuß 6 Zoll haben und bis zum 31. December 1885 in Betrieb gestellt werden. Das Konsortium verlangt als Entschädigung für die auf 1 250 000 Pf. St. veranschlagten Baukosten ein Areal von zehn Millionen Acres Kronland (15 625 englische oder 735 deutsch geogr. Quadratm.). Davon soll die Hälfte zu Seiten des Bahnkörpers, ein Viertel östlich nach der Grenze von Süd-Australien zu und in der Nähe von Port Eucla, und ein Viertel westlich nach der Meeresküste zu zwischen Geographe Bay und Albany liegen. Die Gesellschaft will für den Bau 2000 europäische Arbeiter einführen und diese theils durch Baarzahlung, theils durch Ueberweisung von Land entschädigen.

— Es wird uns aus Adelaide berichtet: Die größte Hitze, welche seit Gründung der Kolonie Süd-Australien im Jahre 1836 hier in der Sonne registrirt ward, fällt auf den 18. Januar 1882 und betrug 180° F. oder 66° R., während das Thermometer im Schatten 112° F. oder 35½° R. anzeigte. Wie das gewöhnlich bei solcher Hitze der Fall ist, brachen an mehreren Orten große Feuersbrünste aus, welche immense Verwüstungen im Busch anrichteten. So wurde auf einem 12 Miles langen und 4 Miles breiten Areale Alles, was darauf stand, zerstört. Die außerordentliche Dürre und der Wassermangel werden unter den Viehherden wieder kolossalen Schaden verursachen.

Nordamerika.

— Ueber das Wachsthum amerikanischer Städte schreibt das „Wochenblatt der New-Yorker-Zeitung" (15. Februar 1882):

Im Jahre 1880 hatten die Vereinigten Staaten 10 Städte mit einer Bevölkerung von mehr als 200 000 Einwohnern, und 20 Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, 35 mit mehr als 50 000 und 100 mit mehr als 20 000 Einwohnern.

Kein anderes Land der Welt hat ein solches Wachsthum seiner Städte aufzuweisen, was sich höchst natürlich durch die gewaltige Zunahme der Bevölkerung überhaupt erklärt, welche durch eine riesige Einwanderung sich zu einem Procentsatz vermehrt, wie das in den alten Staaten Europas ganz unmöglich ist. Denn diese geben fast nur Auswanderer, besonders an die Vereinigten Staaten, ab, während sie nur sehr wenig Einwanderer erhalten.

Das Wachsthum unserer Städte hat nur ausnahmsweise Aehnliches in Europa aufzuweisen. Die beiden Hauptstädte London und Berlin als Mittelpunkte großer Reiche nahmen in ihrer Bevölkerung ebenfalls auf eine bedeutende Weise zu. Besonders auffallend ist die Zunahme von Berlin, dessen Einwohner seit 50 Jahren fast um das Dreifache zunahmen; ihre Zahl wuchs von 400 000 auf fast 1 200 000.

London hat jetzt über 4 Millionen Einwohner, etwa so viel wie ganz Pennsylvanien, aber wie ½ der Bewohner des ganzen Königreichs Bayern. Eine solche Riesenstadt bildet eigentlich eine ganze Anzahl unter einer Gesammtverwaltung stehender Einzelstädte. New York ist auf dem besten Wege ebenfalls ein solcher Stadtkomplex zu werden; nur daß es den Vorzug hat, alle die Einzelstädte, die mit ihm eine große Stadtanlage am Hudson und an der Bay bilden, wie Hoboken, Jersey City, Brooklyn 2c., per Dampfschiff unter einander in schnellsten Verkehr bringen zu können.

In Europa weisen außer jenen beiden genannten Hauptstädten hauptsächlich die großen und kleinen Fabrikstädte in England und auch in Deutschland eine große Einwohnerzunahme auf. Das ist z. B. der Fall mit Liverpool, Manchester 2c. in England und mit Orten wie Essen, Elberfeld 2c. in Deutschland.

Unter den Städten, welche über 200 000 Einwohner zählen, wuchs die Bevölkerung New Yorks von 942 292 Köpfen im Jahre 1870 auf 1 206 299 im Jahre 1880 an; diejenige Philadelphias von 674 022 auf 847 170; die Brooklyns von 396 099 auf 569 663; die Chicagos von 298 177 auf 503 185; die Bostons von 250 526 auf 362 839; die von St. Louis von 310 864 auf 350 518; die Baltimores von 267 354 auf

Digitized by Google

332 313; die Cincinnatis von 216 329 auf 255 139; die San Franciscos von 149 473 auf 233 959; die von New Orleans von 191 418 auf 216 090.

Die folgende Tabelle führt die männliche und weibliche, die fremdgeborene und eingeborene Bevölkerung und die Zahl der Farbigen in den genannten Städten an:

Städte	Männlich	Weiblich	Eingeboren	Fremdgeboren	Farbig
New York . . .	590 514	615 785	727 629	478 679	19 663
Philadelphia . .	405 975	441 195	642 835	204 335	31 699
Brooklyn	72 248	294 415	388 969	177 694	8 095
Chicago	256 905	246 280	298 326	204 859	6 480
Boston	172 268	190 571	248 043	14 795	5 873
St. Louis . . .	179 520	170 998	245 505	105 013	22 256
Baltimore . . .	157 393	174 920	276 177	56 136	53 716
Cincinnati . . .	125 492	129 647	183 480	71 686	8 179
San Francisco	132 608	101 351	129 715	104 244	1 628
New Orleans .	100 892	115 198	174 933	41 157	57 617
Cleveland . . .	80 174	79 972	100 737	39 409	2 038
Pittsburg . . .	78 471	77 918	111 781	44 605	4 077
Buffalo	70 901	78 330	103 866	51 289	857
Washington . .	63 310	78 893	133 051	14 242	48 377
Newark	66 077	70 034	96 178	40 330	3 311
Louisville . . .	58 982	64 770	70 602	23 156	20 905
Jersey City . .	59 919	60 803	81 464	30 258	1 340
Detroit	56 763	59 577	70 695	45 645	2 821
Milwaukee . . .	57 475	58 112	69 514	46 073	304
Providence . . .	49 787	55 070	76 872	28 075	3 582
Indianapolis .	36 863	38 193	62 446	12 610	6 504
Kansas City . .	31 969	23 786	46 481	9 301	8 143
Toledo	25 084	25 153	35 788	14 349	928
Minneapolis . .	25 291	21 506	31 874	15 013	392
St. Paul . . .	22 561	19 112	26 393	15 075	468
Denver	21 539	14 690	26 924	8 705	1 046
Omaha	17 104	13 414	20 558	9 930	789
Peoria	14 567	14 692	22 134	7 125	82
Quincy	13 289	13 979	20 706	6 562	2 508
Des Moines . .	11 531	10 877	18 200	4 203	612
Davenport . . .	10 604	11 227	14 936	6 895	231
Dubuque . . .	10 855	11 299	16 107	6 147	145
Salt Lake . . .	9 953	11 815	13 095	7 673	85
Springfield, Ill.	9 805	9 938	15 459	4 284	1 328

In allen Städten des Ostens und Südens und in Cincinnati, Indianapolis, Milwaukee, Detroit, Peoria, Davenport, Dubuque, Salt Lake, Quincy und Springfield von den Städten des Westens überwiegt die weibliche Bevölkerung die männliche. In Chicago, St. Louis, Kansas City, Minneapolis, St. Paul, Denver, Omaha und Des Moines ist das Verhältniß umgekehrt. In New York giebt es 25 271 Frauen mehr als Männer, in Philadelphia 35 220, in Brooklyn 22 167, in Boston 18 302, in Baltimore 17 522, in Washington 10 673, in New Orleans 17 306, in Louisville 5794. In Chicago überragt die männliche Bevölkerung die weibliche um 10 705 Köpfe, in St. Louis um 8522, in Kansas City um 8213, in Denver um 7440, in St. Paul um 3249, in Omaha um 3690.

In die Bevölkerung New Yorks sind 731 Chinesen, 16 Japaner und 46 Indianer eingegriffen; in diejenige Philadelphias 78 Chinesen, 1 Japaner und 30 Indianer; in diejenige Brooklyns 121 Chinesen und 20 Indianer; in diejenige Chicagos 171 Chinesen, 2 Japaner und 37 Indianer; in diejenige Bostons 118 Chinesen, 3 Japaner und 19 Indianer; in diejenige von St. Louis 56 Chinesen und 15 Indianer; in diejenige San Franciscos 21 745 Chinesen, 45 Japaner und 45 Indianer; in diejenige Denvers 238 Chinesen und 1 Indianer; in diejenige Oaklands, Cal., 1947 Chinesen, 8 Japaner und 7 Indianer; in diejenige Sacramentos 1961 Chinesen und 4 Indianer.

Die Gesammtbevölkerung der Städte mit mehr als 20 000 Einwohnern zählt 8 010 614 Köpfe oder nahezu 16 Procent der Einwohnerschaft des ganzen Landes.

— Während der fünfziger Jahre etwa bereiste der im Sommer 1880 verstorbene Heidelberger Professor der Chemie, Dr. Louis Pesseft, das nördliche Mexiko sowie verschiedene Grubenreviere der Vereinigten Staaten; andauernde Krankheit verhinderte ihn aber später, seine Beobachtungen wissenschaftlich zu verarbeiten. Sein Schwager Felix Maurer hat jetzt aus seinen an die Familie gerichteten Briefen das allgemein Interessante unter dem Titel „Louis Pesseft's Kreuz- und Querzüge durch Mexiko und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika“ (Heidelberg, C. Winter, 1882) herausgegeben, zunächst nur um den Verwandten, Freunden und Bekannten des Todten ein Andenken an denselben zu bieten. Das Büchlein erfüllt aber auch den andern Zweck, „allen, welche an schlichter, gemüthlicher Reiseliteratur Gefallen finden, eine belehrend-unterhaltende Lektüre an die Hand zu geben,“ in ganz vortrefflicher Weise. Wir selbst haben die 250 Seiten mit großem Vergnügen gelesen, gerade weil das Persönliche sehr in den Vordergrund tritt. Daß sich die Verhältnisse im nordwestlichen Mexiko seitdem (bestimmte Zeitangaben fehlen; nur auf S. 34 heißt es, daß Pesseft in den Jahre nach Ausbruch des Californischen Fiebers, d. h. also etwa 1849 oder 1850, nach Galveston kam) so sehr geändert haben sollten, wie der Herausgeber in der Vorrede anzunehmen scheint, glauben wir kaum, so daß auch für die Schilderung des Zustandlichen diese Blätter ihren Werth haben mögen. Von historischem Interesse dagegen ist die Beschreibung des damaligen New Orleans und auch der Dampferfahrt auf dem Mississippi und Ohio.

Inhalt: Das heutige Syrien XIII. (Mit sieben Abbildungen). — Die Makua in Ost-Afrika. — E. Kramberger: Pakrac und Lipik im Betten des Požeganer Comitats. — Reisen in Kleinasien im Sommer 1882. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. (Schluß der Redaction 23. April 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XIV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Sehr mit Unrecht wird heute noch oft der schlechte Gesundheitszustand, der während der Sommermonate in Jerusalem zu herrschen pflegt, einem besonders ungesunden Klima der Stadt zugeschrieben. In Wahrheit liegt der

Betender Mohammedaner.

Grund für das regelmäßige heftige Auftreten von Fieber, Dysenterien u. s. w. in dem verhängnißvollen Mangel an gutem Trinkwasser, in den Miasmen der Schuttablagerungen und unsauberen Gossen, in der engen, luftlosen Bau-

Digitized by Google

Die Kubbet-es-Sachrah (sog. Omar-Moschee).

Digitized by Google

art und der Ueberwölkerung der alten Quartiere. An eine wirkliche Abhilfe dieser schreienden Mißstände ist bei den eigenthümlichen Grundbesitzverhältnissen, die in der „heiligen Stadt“ obwalten, kaum zu denken. Nur eine verschwindende kleine Anzahl von Grundstücken innerhalb der Stadt befindet sich im Privatbesitz, und dies zwar meist in der für die Armuth des syrischen Volkes charakteristischen, landesüblichen Art des gemeinsamen Eigenthums; der geringe Ertrag eines kleinen elenden Hauses in einer schmutzigen Gasse vertheilt sich oft unter zehn oder zwölf Besitzer. Der weitaus größte Theil der Häuser sowie des ganzen Grund und Bodens der Stadt und ihrer nähern Umgebung gehört zu dem sogenannten Wakuf, dem Eigenthum der Todten Hand, hier speciell der muslimischen kirchlichen Anstalten. Die Einkünfte, welche die Moscheen, Koranschulen und andere fromme Stiftungen von Jerusalem aus diesem Besitze ziehen, müssen sehr beträchtlich sein — begreiflicherweise kommt der eigentlichen Stadt nichts davon zugute; sie bildet heute, wie ja so lange schon, in ihrem Schmutze und zunehmenden Verfall eine seltsame Folie für die Pracht der großen Heiligthümer des Islâm.

Seitdem nach dem Krimkriege das wichtigste dieser Heiligthümer, der große Tempelbezirk des Haràm-esch-Scherîf, das südöstliche Viertel der heutigen Stadt, dem Besuche der „Ungläubigen“ geöffnet worden ist, hat Jerusalem eine neue Bedeutung, ein erhöhtes Interesse für uns gewonnen. Man mag über den wahrscheinlichen Lauf der alten Mauern von Jerusalem denken, wie man wolle, die Stätte der ursprünglichen Stadt Davids, das Zion im engern Sinne, auf den östlichen oder den westlichen Hügel verlegen, an die Authenticität der „heiligen Stätten“ der Christen glauben oder nicht: darüber, daß wir in dem östlichen Hügel den Berg Morija des alten Testamentes, den Platz des Salomonischen Tempels zu sehen haben, kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Seit uralter Zeit bis auf den heutigen Tag hat dieser Hügel eine wichtige Rolle als Kultusstätte gespielt. Auf dem Gipfel des Morija fand Abrahams Opferung des Isaak statt (I Mos. 22, 1); hier errichtete David den Altar (II Sam. 24, 28 und I Chron. 22, 1), hier baute Salomo seinen Tempel, das Nationalheiligthum des jüdischen Volkes. Durch großartige Unterbauten und Aufschüttungen wurde die unregelmäßige Gestalt des Hügels schon damals zu einer ebenen Plateform umgeschaffen, auf der der Tempel mit seinen Säulenvorhöfen sich erhob. Ein großer Theil der aus gewaltigen Quadern bestehenden Substruktionen an der östlichen, westlichen und südlichen Seite des heutigen Haràm-esch-Scherîf stammen von jenen ersten Salomonischen Bauten. Bei dem Wiederaufbau des Tempels nach der babylonischen Gefangenschaft ist das Terrain wahrscheinlich unverändert geblieben; die Makkabäer sollen den heiligen Bezirk nach Norden hin erweitert haben, erst bei dem dritten Tempelbau aber, dem im Jahre 20 v. Chr. Geb. begonnenen großartigen Werke des Herodes, hat die Tempelarea durch neue gewaltige Unterbauten an der Südseite ihre heutige Gestalt, die eines unregelmäßigen Rechteckes, erhalten. Eine Schilderung des wunderbaren Prachtbaues, an dem zu Christi Zeiten noch gearbeitet wurde und der nie ganz vollendet worden ist, haben wir durch Josephus erhalten. Rings um den großen Tempelbezirk lief schon damals die mächtige Umfassungsmauer, innerhalb derselben eine Doppelreihe monolithischer Säulen; von der nördlichen Pforte des Tempels führten zwei Säulengänge nach der Burg Baris-Antonia, welche die Nordseite des heiligen Bezirks bildete. Die Hauptfagade des Tempels war nach Morgen gerichtet. Nach der Einäscherung des Heiligthums durch die Soldaten des Titus lag die Stätte etwa 50 Jahre lang wüst und verödet, bis Hadrian auf dem alten Platze einen großen Jupitertempel errichten ließ, in dem er neben einer Bildsäule des Gottes auch sein eigenes Reiterstandbild aufstellte. Der älteste uns überkommene Pilgerbericht, der des Pilgers von Bordeaux aus dem Jahre 330, erwähnt noch dieses Tempels mit der Reiterstatue des Kaisers. Wie lange er gestanden haben mag, welche anderen Gebäude auf ihn gefolgt sein mögen, darüber sind die verschiedensten Hypothesen aufgestellt worden. Der prachtvolle Chosrowbau der Moschee des Sachs, der heute hier steht, den die Franken des Mittelalters für den alten Salomonischen Tempel ansahen, und nach dem sich der Orden der Tempelritter benannte, stammt aus arabischer Zeit, und zwar aus dem Ende des 7. Jahrhunderts. Angesichts der eifersüchtigen Spaltungen, die unter den Bekennern der neuen mohammedanischen Lehre schon früh ausbrachen, mochte das Vorhandensein eines zweiten großen Heiligthums des Islâm, das nöthigenfalls mit der Kaaba von Mekka konkurriren konnte, der Politik der weitklugen omajjadischen Chalifen wohl wünschenswerth erscheinen. Daß ihre Wahl für den Ort dieses Heiligthums auf die Stätte des alten Salomonischen Tempels fiel, ist leicht erklärlich: schon Mohammed hatte denselben als geweihte Stelle verehrt und sogar, ehe er mit den Juden vollständig gebrochen hatte, seinen Anhängern befohlen, sich beim Gebete nach der heiligen Stadt Davids zu richten. Die 17. Sure des Koran, die von des Propheten wunderbarer nächtlicher Entrückung von Mekka nach der entfernteren Moschee (Medschid-el-Aksa)

Betender Mohammedaner.

Digitized by Google

erzählt, deren Umgebung er gesegnet habe, war stets auf den Tempel von Jerusalem bezogen worden. An dieser gesegneten Stätte, über dem heiligen Felsen errichtete nun der Chalif Abd-el-Melik den Felsendom Kubbet es-Sachrâ, heute noch nächst der mekkanischen Kaaba das höchste Heiligthum des Islâm. Den Traditionen getreu, die sich an diese Stätte der herrlichsten Bauten knüpften, wurde auch dieser neue Tempel in großartigster Weise angelegt, und jede spätere Restauration vermehrte noch seine ursprüngliche Pracht. Eine drei Meter hohe, fast quadratische Plateform von etwa 170 m Länge und Breite wurde unter theilweiser Benutzung des Felsbodens aufgeführt und mit großen Steinplatten belegt; in ihrer Mitte erhebt sich der achteckige, polychrome Tempelbau mit seiner mächtigen Kuppel. Von drei Seiten führen Treppen zu der Plateform empor, die oben in Arkaden endigen: vielleicht eine Reminiscenz an den Säulenvorhof des alten Tempels. Von der Plateform, die schon, wie das Innere des Heiligthums, nur mit unbeschuhten Füßen betreten werden darf, genießt man einen schönen Umblick über das ganze Haräm und die Menge der großen und kleinen Heiligthümer, die im Laufe der Zeit in dem geweihten Bezirk entstanden sind. Zwischen stattlichen Bäumen, der Mehrzahl nach Cypressen, zeigen sich auf allen Seiten kleine Kuppelbauten und schlanke Minarets, Heiligengräber, Gebetsnischen und kleine Säulenhallen über die Fläche zerstreut. An ihrer Südseite erhebt sich der massige Bau der alten Moschee El-Aksa, die, ursprünglich eine christliche Basilika und von Justinian zu Ehren der heiligen Jungfrau erbaut, sowohl in ihrer Form als auch in ihrer Bestimmung die größten Metamorphosen durchgemacht hat. Von Omar dem muslimischen Kultus geweiht und für jene entfernteste Moschee (Medschid-el-Aksa) ausgegeben, die der Prophet auf seiner wunderbaren nächtlichen Reise besucht hatte, wurde sie von den Templern unter dem Namen des Palatium domini als Wohngebäude benutzt. In den großartigen Hallen der Unterbauten dieser Seite des Haräm, die bei dem muslimischen Volke für ein Werk der Salomo unterthänigen Dämonen gelten, befanden sich die Pferdeställe des Ritterordens.

In den Frühlingsmonaten von Mitte März bis Mai, der für die lyrische Landschaft günstigsten Zeit, zeigt sich auch das Haräm von seiner besten Seite. Der braunrothe Boden bedeckt sich dann mit grünem Rasen und einem bunten Flor von Anemonen, Tulpen, Schwertlilien und verschiedenfarbigen Disteln; und während der heilige Bezirk trotz der Menge seiner phantastischen Bauten an einem heißen, dunstigen Sommertage nur gar zu leicht den Eindruck einer ebenso trostlosen, todten Oede macht, wie wenn er unter der schnell vergehenden Schneedecke eines gelegentlich eintretenden scharfen Wintertages begraben liegt, so hat er im Frühling ein fröhliches Leben aufzuweisen. Scharen von Bögeln nisten dann in den Bäumen und dem alten Mauerwerke. Allenthalben hört man das Girren der Turteltauben (Turtur senegalensis) und den Gesang der blauen Amsel (Petrocincla cyanea); große Schwärme der verschiedenen hier vorkommenden Raben (Corvus corax, C. umbrinus, C. agricola und C. monedula) finden sich zu allen Tageszeiten hier ein und erfüllen die Luft über dem heiligen Platze mit ihrem lauten Geschrei. Die klare Beleuchtung und die auffallend durchsichtige Luft des Jerusalemer Frühlingstages sind überdies für die weitere Umschau von der Tempelplateform ebenso wünschenswerth, wie für die Besichtigung des Inneren der Moschee, durch deren aus bunter Glasmosaik zusammengesetzte Fenster nur spärliches Licht einfällt.

Das Brunnengebäude Sebil Kait Bei.

Vortet hatte für seinen diesmaligen Besuch des Haräm einen Tag gewählt, an dem sich zu diesen günstigen Umständen noch ein anderer, nicht minder günstiger gesellte. Zwei Tage zuvor hatte das große Fest des Nebi-Musa, die Wallfahrt nach dem zwischen Jerusalem und dem Todten Meere belegenen „Grabe des Moses“, stattgefunden und eine unzählige Menge von Pilgern in der Stadt zusammengeführt. Die hohe Bedeutung des heiligen Tempelbezirkes für den gesammten muslimischen Kultus konnte kaum klarer vor Augen geführt werden, als durch die Scharen andächtiger Gläubigen, die ihn heute belebten. Im Schatten der Bäume auf dem Rasen, sowie auf dem von der Sonne erhitzten nackten Felsboden waren die

Digitized by Google

Gebetmatten ausgebreitet, auf denen die begeisterten Beter in augenscheinlich weltvergessener Inbrunst, knieend und mit der Stirn wieder und wieder den Boden berührend, ihre Koransuren recitirten. Der unüberwindliche Widerwille, den der fanatische Muslim gegen die Anwesenheit eines Ungläubigen in seinen Heiligthümern empfindet, gab sich unter den versammelten Gläubigen, von denen viele auswärtige Pilger seit mehreren Tagen schon im Harâm kampirten, durch drohende Blicke und gelegentliche Zusammenrottungen zu erkennen; ohne Lortet's militärische Eskorte wäre es unzweifelhaft zu thätlichen Angriffen gekommen, namentlich, als er sich anschickte, die Kubbet-es-Sachrâ zu betreten.

Dieses heute noch, wie schon von den Franken des Mittelalters, oft irrthümlich als Omar-Moschee bezeichnete Heiligthum (die eigentliche Omar-Moschee ist ein kleiner kahler Anbau der El-Aksa) ist auf seinen acht Seiten, von dem mit Marmorplatten bekleideten Sockel aufwärts, mit bunten Fayenceplatten bedeckt, die in Blau, Weiß und Grün nach persischer Art gefertigt sind. Koransprüche ziehen sich in verschlungenen Schriftzügen wie ein Fries über den Fenstern entlang. Die vier mit Thüren versehenen Seiten des achteckigen Unterbaues sind nach den vier Hauptthimmelsgegenden gerichtet. Der große Innenraum ist durch zwei konzentrische Säulen- und Pfeilerreihen in drei Theile getheilt; in der mittelsten Rotunde ragt der heilige Felsen, el-Sachrâ, aus dem Mosaik des Fußbodens empor. Unzählig sind die Sagen über die Bedeutung dieses Stückes

Kanzel des Kadi Borhân-ed-Dîn.

Felsboden, welche die lebhafte Phantasie der Araber erfunden hat. Der heilige Felsen schwebt einmal ohne Stützen über dem Abgrunde, stammt ein anderesmal wieder aus dem Paradiese und ruht auf einer Palme, die von einem Bache des Paradieses bewässert wird, und unter der sich Asia, die Gemahlin Pharao's, und Maria, die Mutter Jesu, befinden; auch als Pforte der Hölle figurirt er. Auf jeden Fall aber wird am jüngsten Tage die Kaaba von Mekka zur Sachrâ kommen und Gottes Richterthron auf dem heiligen Felsen aufgepflanzt werden. Mohammed's Ausspruch, daß ein Gebet bei diesem Felsen mehr werth sei als tausend Gebete anderswo, zieht alljährlich unzählige Gläubige aus den fernsten Ländern des Islâm hierher. Ein bunt-seidener Baldachin und eine Menge von Lampen hängen von der Kuppel herab über den von doppeltem Gitter umgebenen Felsen. An geringeren Gegenständen der Verehrung enthält die Moschee noch eine Fußspur des Propheten, die während der christlichen Periode des Tempels unter dem lateinischen Königreiche als Fußspur Jesu verehrt wurde; Barthaare Mohammed's, die Fahnen des Propheten und Omar's, sowie einen heiligen Schild. Der Fußboden des Gebäudes besteht aus kostbarem Marmormosaik, die Wände des achteckigen äußern Schiffes, sowie die der Trommel, auf welcher die große, von außen mit Bleiplatten belegte Kuppel ruht, weisen ebenfalls das herrlichste, buntfarbige Mosaik auf. Phantastische Linien, Blumenguirlanden, Blumenvasen, aus denen auf Goldgrund Trauben und Aehren hervorquellen, sind in kunstvoller Art aus kleinen gefärbten Glasstückchen zusammengesetzt. Bronzenes Blätterwerk und breite blaue Streifen,

Digitized by Google

auf denen Koransprüche in goldenen Lettern stehen, ziehen sich als Fries um den obern Rand des äußern Raumes und der Trommel. Die innere Seite der hölzernen Kuppel ist mit schindelartigen Holzstäben benagelt und reich mit vergoldeter und gemalter Stalaktitur geschmückt. Die Grundfarbe ist auch hier blau. Die herrlichen Fenster des Oktogons sowie der Trommel stammen aus dem 16. Jahrhundert, wo der Tempel durch Soliman restaurirt wurde; die kleinen, einfarbigen Glasgitterchen, aus denen sie zusammengesetzt sind, sind in Gips, nicht, wie bei uns, in Blei gefaßt und durch kleine eiserne Klammern verbunden.

Ist so der herrliche Bau wohl danach angethan, auf Gläubige wie auf Ungläubige durch seine harmonische Pracht einen tiefen Eindruck zu machen, so finden sich auch in seiner nächsten Umgebung, auf der Plateforme selber und dicht an diese grenzend, eine Anzahl kleinerer Gebäude, die unsere Bewunderung erregen. Da ist der sogenannte Kettendom, ein zierlicher, säulengetragener Kuppelbau an der Ostseite. Westlich von der Moschee und etwas von der Terrasse abgerückt, erhebt sich der sogenannte Sebil Kait Bei, ein schönes, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts datirendes Brunnengebäude, das sich vornehmlich durch den reichen Arabeskenschmuck seiner steinernen Kuppel auszeichnet. Ein wahres Prachtstück des zierlichsten arabischen Geschmackes zeigt sich uns aber in der am südlichen Portikus der Sachra-Terrasse befindlichen Kanzel des Kadi Borhân-ed-Dîn, in der während des Fastenmonats Ramâdan jeden Freitag gepredigt wird. Das Kanzelhäuschen, das von zierlichen Hufeisenbogen getragen wird, besteht aus acht schlanken, oben durch kleeblattförmige Bogen verbundenen Säulen; die Kuppel erhebt sich über einem breit vortretenden achteckigen Rande.

Lortet's Ausflüge nach den wichtigsten Punkten der nähern Umgegend von Jerusalem führten ihn zuerst nach dem Oelberge, der, durch das Kidronthal von der Stadt getrennt, dieselbe von Osten her beherrscht. Von dem östlichen, dem Stephans-Thore, ausgehend führt der Weg über die sogenannte „obere Brücke", die, nur aus einem Bogen bestehend, etwa fünf Meter über dem Thalbett liegt und in ihrer jetzigen Gestalt aus neuerer Zeit stammt. Unweit dieser Brücke liegt ein wichtiges Heiligthum, das von den muslimischen

Grabeskapelle der heiligen Jungfrau.

Gläubigen lange Zeit hindurch fast ebenso hoch gehalten worden ist, wie heute noch von den Christen: die Grabeskapelle der Heiligen Jungfrau. Schon seit dem 5. Jahrhundert hat sich über dem hier vermutheten Grabe der Maria eine Kirche erhoben, die, mehrmals zerstört, immer wieder aufgebaut wurde. Die Kreuzfahrer fanden nur Ruinen von ihr vor, und Melisendis, die Tochter Balduins II. und Gemahlin des vierten Königs von Jerusalem, ließ etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Kirche in ihrer noch heute erhaltenen, seltsamen Gestalt aufführen. Das eigentliche Gebäude befindet sich vollständig unter dem Boden; was über denselben hinausragt, ist nur eine Vorhalle. Die Hauptfacade liegt nach Süden zu; von der kleinen eisernen Thür in dem vermauerten schönen Spitzbogenportal führt eine breite Marmortreppe in eine Tiefe von 10,8 m. Rings um den großen, durch viele Lampen erhellten Raum liegen eine Anzahl von Kapellen, zum Theil in den Felsen gehauen, der auch am Boden vielfach zu Tage tritt. Die Gräber der Eltern der Heiligen Jungfrau sowie das Grab Joseph's befinden sich der Sage nach in diesen Seitenräumen. Das eigentliche Grab Mariä, das ursprünglich auch ein Felsengrab gewesen sein soll, wird heute in einer kleinen, im Ostflügel des unterirdischen Raumes errichteten viereckigen Kapelle gezeigt; der sogenannte „Sarg der Jungfrau" ist ein hoher, steinerner Sarkophag. Mehrere Altäre, die den verschiedenen christlichen Konfessionen angehören, sowie eine Gebetsnische der Muslimen, die aus der Zeit stammt, wo auch sie Theil an dem Heiligthume hatten, bezeugen die hohe Verehrung für dasselbe. Heute hat sich der Aberglaube in hervorragender Weise dieser heiligen Stätte bemächtigt; das Wasser einer Cisterne im westlichen Flügel gilt für besonders heilkräftig und wunderthätig und ist deshalb eine gesuchte Waare. Lortet, der an einem Wallfahrtstage hierher kam, sah mit Erstaunen das tolle Gedränge einer Menschenmasse, die sich um die Cisterne in dem kleinen Raume stieß und schob. Ein Mönch war unablässig beschäftigt, den kleinen Eimer zu füllen, und ihn den Andrängenden zum Trunke darzubieten oder ihre mitgebrachten Krüge und Kannen daraus zu füllen. Aus dem obern Vorhofe der Kirche führt ein kleiner Gang in eine große zum Theil natürliche, zum

Digitized by Google

Theil durch genannte Pfeiler getragene Höhle, die sogenannte Höhle der Todesangst Jesu, das „auctum agoniae". Auch hier stehen wieder drei, verschiedenen christlichen Konfessionen angehörige Altäre und einige große, aus breiten Steinen errichtete Bänke, die auf gottesdienstliche Handlungen schließen lassen. Ein großes Loch in der Decke der Höhle spricht für die Annahme, daß dieser „hochheilige" Raum ehemals eine Cisterne oder eine Oelpresse gewesen ist.

Wenige Schritte von der Grabeskapelle entfernt liegt jenseit des zum Oelberge hinaufführenden Weges der Gethsemanegarten, ein von einer Mauer eingefaßter, etwa 70 Schritt langer und breiter Baumgarten, in dem sieben alte Oelbäume, die vor Alter geborsten und mit Steinen umdämmt sind, als aus Jesu Zeit stammend gezeigt werden. Da, wie man bestimmt weiß, Titus und Hadrian ihrerzeit sämmtliche Bäume um Jerusalem umgehauen, und die Kreuzfahrer nachmals in der ganzen Umgegend kein Holz gefunden haben, da andere Nachrichten aus dem 16. Jahrhundert von sehr alten Bäumen sprechen, die hier stehen sollen, so zerfällt jene Annahme in Nichts — und wir können es hier höchstens mit weitläufigen Nachkommen der Oelbäume, unter denen Jesus wandelte, zu thun haben. Das von den zahlreich angepflanzten jüngeren Bäumen des Gartens gewonnene Oel wird zu hohem Preise verkauft; die Kerne der Oliven liefern besonders gesuchte Rosenkränze.

Der Verlauf der „Jeannette"-Expedition.

Der „New York Herald" vom 6. April d. J. veröffentlicht einen Bericht von George W. Melville, dem Oberingenieur der „Jeannette", welcher die erste zusammenhängende Schilderung der verunglückten Expedition dieses Polarschiffes enthält.

Die „Jeannette" verließ San Francisco am 8. Juli 1879. An Bord befanden sich 5 Offiziere, ein Eislootse, der Korrespondent des „Herald", ein Naturforscher, und 26 Mann Besatzung, zusammen 34 Seelen, unter dem Befehl des Kapitäin De Long. Der Zweck der Expedition war, auf dem Wege durch die Bering-Straße den Nordpol zu erreichen; das Schiff war auf die vollständigste Weise auf drei Jahre ausgerüstet. Am 2. August erreichte die „Jeannette" die Insel Unalaschka (Aleuten), nahm weitere Vorräthe, Kohlen und Pelze an Bord, und fuhr am 6. nach der Handelsstation St. Michael am Norton Sund (Alaska) weiter, wo sie am 12. eintraf. Von hier fuhr das Schiff nach der St. Lorenz-Bai (Ost-Sibirien) hinüber und erreichte daselbst am 25. August den Lütke-Hafen. Nachdem hier die letzten Vorräthe und Kohlen eingenommen, fuhr die „Jeannette" am 27. weiter, passirte die Bering-Straße und traf am 31. in der Kolintschin-Bai (Nordost-Sibirien) ein. Hier erhielt De Long bestimmte Nachrichten, daß die „Vega", mit der Nordenskjöld'schen Expedition, nach der zu forschen er Instruktionen hatte, sich in Sicherheit befinde, und setzte nun seine Fahrt direkt nach Norden fort.

Am 3. September 1879 traf das Schiff auf das erste Eis. Bis zu diesem Tage reichten bekanntlich die letzten Nachrichten von der „Jeannette", die daselbst von mehreren Walfischfängern, nordwärts steuernd, gesichtet wurde. Nach jenem Datum blieb die Expedition über zwei Jahre lang gänzlich verschollen.

Am 4. September kam die Herald-Insel in Sicht. Bis zum 6. arbeitete das Schiff sich langsam durch die Eisfelder weiter, als es an diesem Tage gänzlich eingeschlossen wurde. Am 13. wurde ein Versuch gemacht, auf der nahen Herald-Insel zu landen; aber derselbe mißlang, und die ausgesandte Abtheilung mußte am folgenden Tage zum Schiffe zurückkehren, ohne das Ziel erreicht zu haben. Die „Jeannette" fuhr fort, mit dem Eise nach Nordwesten zu treiben, und am 21. Oktober wurde Wrangell-Land in südlicher Richtung gesichtet. Bis zum 25. November blieb das Schiff in dem fest gepackten Eise befetzt, als es nach mehreren Tagen schweren Eisdrucks plötzlich in offenes Wasser gebracht wurde und nun steuerlos (?) mit der starken Strömung nach Nordwesten trieb. Aber schon am Abend des nächsten Tages legte sich die „Jeannette" an ein großes Eisfeld, wo sie wieder gänzlich einfror. In dieser Lage blieb das Fahrzeug bis zum Tage seines Unterganges.

Am 19. Januar 1880 fand man, daß das Schiff schwer beschädigt sei und durch mehrere Lecks Wasser aufnahm; schon während mehrerer Tage vorher hatte der Eisdruck und der Lärm der berstenden Eisfelder die Besatzung in großer Unruhe erhalten. Mit den Dampf- und Handpumpen gelang es nach unausgesetzter Tag- und Nachtarbeit alles Wasser im Schifferaum zu entfernen. Auch wurden alle Vorbereitungen getroffen, um, falls nöthig, das Schiff zu verlassen und über das Eis nach Wrangell-Land zurück zu gehen. Die „Jeannette" trieb nach Nordwesten weiter, und bis zum 18. Mai war es nothwendig, das eindringende Wasser durch Dampfkraft auszupumpen. An diesem Tage wurde der wasserdichte Verschlag vollendet, welcher das Leck im Vordertheile des Schiffes isoliren sollte; die Zwischenräume desselben wurden mit Talg, Mehl, Asche und Werg ausgefüllt. Von jetzt an genügten die Hand- und Windmühlpumpen, um das Wasser zu entfernen, doch mußten sie Tag und Nacht, und zwar bis zum Tage des Unterganges, in Bewegung gehalten werden.

Ein ganzes Jahr lang trieb die „Jeannette" ohne den geringsten Zwischenfall nach Nordwesten weiter. Während der ersten fünf Monate betrug die zurückgelegte Entfernung nur 40 engl. Meilen, da die Eisfelder eine kreisförmige Bewegung hatten. Während der letzten sechs Monate war die Drift dagegen sehr schnell. Der Gesundheitszustand der Mannschaft war während der ganzen Zeit sehr gut; kein Fall von Skorbut kam vor. Destillirtes Wasser wurde benutzt, und zweimal in der Woche gab es Bären- oder Seehundfleisch; Rum wurde nicht verabreicht. Alles ging so oft als möglich auf die Jagd, obgleich Wild selten war. Im Ganzen wurden gegen 30 Bären, 250 Seehunde und 6 Walrosse erlegt; weder Fische noch Walfische wurden gesehen. Während der größten Zeit blieb das Schiff unter starkem Eisdruck scharf auf die Seite gelegt, so daß die unaufhörliche Besorgniß um seine Sicherheit einen niederdrückenden Einfluß auf den Gemüthszustand der Besatzung ausübte. Trotzdem wurden täglich alle möglichen wissenschaftlichen Beobachtungen angestellt. Die Lothungen blieben ziemlich gleichmäßig; in der Nähe des Wrangell Landes, welches oft in einer Entfernung von gegen 75 Meilen sichtbar war, betrug die Meerestiefe nur 18 Faden (à circa 6 Fuß).

Digitized by Google

Die größte Tiefe betrug 80 Faden, die durchschnittliche 35; der Meeresboden bestand aus blauer Erde, und Garnelen und viele Algenarten wurden mit dem Schleppnetz erbeutet. Die Wassertemperatur betrug an der Oberfläche gegen 6° R. unter dem Nullpunkt. Die größte beobachtete Kälte betrug 58° F. unter Null (— 11 1/9° R. ?), die größte Wärme + 6° R. Während des ersten Winters war die Durchschnittstemperatur 33° F. unter Null (— 4/9° R. ?), während des zweiten 39° (— 3 1/9° R. ?); dagegen die Sommertemperatur durchschnittlich + 4° R. Der stärkste Sturmwind hatte eine Geschwindigkeit von 50 Meilen pr. Stunde, doch waren derartige selten. Barometrische und thermometrische Schwankungen waren nicht bedeutend, und die Störungen der Magnetnadel stimmten mit den Nordlichtern überein. Die Zunahme der Eisdicke betrug während eines Winters 8 Fuß, und das schwerste beobachtete Eis hatte 23 Fuß Stärke. Die Sammlung von Photographien und gegen 2000 Nordlichtbeobachtungen gingen mit dem Schiffe verloren, aber die Aufzeichnungen des Naturforschers wurden gerettet.

Am 17. Mai 1881 wurde Land gesichtet, das erste seit dem Verschwinden von Wrangell-Land. Es war ein kleines Felseneiland, welches von seinen Entdeckern „Jeannette-Insel" getauft wurde. Seine Lage ist unter 76° 47' nördl. Br. und 158° 56' östl. L. v. Gr., und es wurde kein Versuch gemacht, auf demselben zu landen.

Das Schiff trieb schnell nach N.-W. weiter, und am 24. Mai kam eine zweite Insel in Sicht. Um diese Zeit befand sich die „Jeannette" in großer Gefahr, da das Eisfeld sich in schneller Bewegung befand und das Packeis rings um das Schiff in chaotischen Massen und Formen aufgethürmt war. Am 1. Juni befand sich die Insel nur noch in kurzer Entfernung, und diesmal wurde eine Landung unternommen. Eine Abtheilung von fünf Mann unter Melville's Kommando verließ das Schiff; sie fuhren einen von 15 Hunden gezogenen Schlitten, auf dem ein Boot lag, sowie Waffen, Munition, ein Zelt und Vorräthe auf sieben Tage mit sich. Nach mühsamem Marsche über das Packeis gelang es am Abend des 3. Juni die Insel zu erreichen. Die amerikanische Flagge wurde aufgezogen, und im Namen der Vereinigten Staaten Besitz von diesem Eiland ergriffen, welches „Henrietta-Insel" benannt wurde. Dieselbe ist ziemlich ausgedehnt, hoch, gebirgig und anscheinend vulkanischen Ursprungs und unter einer ewigen Eis- und Schneekuppel vergletschert. Ihre Lage ist unter 77 Gr. 8 Min. nördl. Br. und 157 Gr. 43 Min. östl. L. Thiere wurden keine bemerkt. Am 6. Juni kehrte die Abtheilung zu dem Schiffe zurück.

Schiff und Eis trieben nach W. und N.-W. weiter. Allmälig begannen die Eisfelder rings umher nach allen Richtungen sich zu spalten. In der Nacht des 10. Juni fanden mehrere heftige Stöße statt, durch welche die „Jeannette" mehrere Zoll in ihrem Bette emporgehoben wurde. Es vermehrten sich die Anzeichen eines baldigen Aufbrechens des Eisfeldes, welches bisher das Schiff geschützt hatte, und um 10 Minuten vor Mitternacht am 11. Juni öffnete sich plötzlich das Eis dicht neben dem Schiffe, so daß dasselbe wieder völlig frei wurde und zum ersten Male seit vielen Monaten auf geradem Kiele schwamm. Das Eis blieb in Bewegung, aber ohne dem Schiffe einen ernstlichen Schaden zu verursachen.

Da kam der Morgen des 12. Juni, des Todestages der „Jeannette". Das Packeis begann sich um das Schiff herum zu stauen, so daß dieses unter dem ungeheuern Drucke sich nach Steuerbord (der rechten Seite) überlegte und die Fugen des Verdecks sich öffneten. Diese Pressungen wiederholten sich während des ganzen Tages von Zeit zu Zeit, bis zum Abend, als es klar wurde, daß die „Jeannette" nicht viel länger zusammenhalten würde. Kapitän De Long ließ nun alle Vorbereitungen zum Verlassen des Schiffes treffen; die Boote wurden auf das Eis herabgelassen, und Vorräthe, Lebensmittel, Waffen, Zelte, Alkohol, Schlitten und jede nöthige Ausrüstung auf den Eisfelde in Sicherheit gebracht. Bis 6 Uhr Abends hatte sich das Schiff fast ganz mit Wasser gefüllt; es lag im Winkel von 22 Grad auf der Seite und wurde nur durch die gegenüberliegenden Ränder des Eisfeldes am Sinken gehindert. Am Morgen des 13. Juni, gegen 4 Uhr, öffnete sich das Eis, und die „Jeannette" ging, mit von Masse wehender Flagge, unter. De Long blieb mit seinen Leuten sechs Tage lang auf diesem Eisfelde, um die Art und Weise des Rückzuges nach Süden zu organisiren. Die genaue Position des Schiffsuntergangs wurde mit 77° 15' nördl. Br. und 155° östl. L. festgestellt. Am 18. wurde der Marsch südwärts angetreten, indem die mit Vorräthen gefüllten Boote und Schlitten über das Eis gezogen wurden. Am 24. gelang es eine astronomische Beobachtung zu machen, wobei sich herausstellte, daß die Schiffbruchigen sich unter 77° 42' nördl. Br. befanden, und somit nach sechstägigem Marsche um 27 Meilen weiter nach Nordwesten getrieben waren! Mit verdoppelten Anstrengungen wurde jetzt der Marsch nach Südwesten fortgesetzt, um das Ziel, die Neusibirischen Inseln, zu erreichen. Der Schnee auf dem Packeise war knietief, und da die Mannschaft nicht zahlreich genug war, um die Boote und Schlitten mit der vollen Last mitzunehmen, mußte sie nicht weniger als dreizehn Mal denselben Weg zurücklegen, davon sieben Mal mit Verpackung.

Am 29. Juli wurde wieder eine neue Insel erreicht, welche nach Aufsichten der Flagge und Besitzergreifung Bennett-Insel getauft wurde. Die Position derselben ist unter 76° 38' nördl. Br. und 150° 30' östl. L. Sie scheint demnach, wie auch die beiden früher entdeckten, ein nach Nordost vorgeschobener Vorposten der Neusibirischen Inseln zu sein. Die Bennett-Insel ist von bedeutendem Umfang, mit steilen Felsenküsten, an welchen eine starke Fluththätigkeit beobachtet wurde. De Long mit seinen Leuten passirten das östliche Ende der Insel; sie sahen viele Vögel, aber keine Seehunde und Walrosse. Am Strande fanden sie Treibholz, Kohlen (?) und alte Hörner (von Rentthieren?); die Südspitze erhielt den Namen Kap Emma.

Am 6. August wurde der Rückzug fortgesetzt. Es zeigte sich jetzt hin und wieder offenes Wasser, so daß die Boote benutzt werden konnten; dazwischen mußten wieder mühsam die Schlitten gezogen werden. Endlich kam die Nordküste der Thaddäus-Insel (Fadjejewskoi), der mittlern der Neusibirischen Gruppe, in Sicht, aber in Folge der enormen Eishindernisse gingen zehn Tage verloren. Erst am 31. August konnten die Schiffbrüchigen auf der Südseite dieser Insel landen. Sodann wandten sie sich nach Westen, um das Südende der Kessel-Insel (Kotelinoi) zu erreichen. Von hier ging es am 6. September weiter, und am nächsten Tage wurde in Sicht der kleinen Stolbowoi-Insel auf dem Eise gelagert. Am 10. landeten sie auf dem Semenow-Eiland, welches nur noch 90 Meilen nordöstlich von dem nördlichsten Punkte des Lena-Deltas liegt.

Zur Zurücklegung dieser Strecke über ein gänzlich eisfreies Meer vertheilte De Long seine Leute auf die drei Boote: er selbst übernahm den ersten Kutter, begleitet von Dr. Ambler, dem Korrespondenten Collins und 11 Mann; der erste Lieutenant Chipp erhielt den Befehl über den zweiten Kutter, mit dem Eisloosten Dunbar und 6 Mann, und der zweite Lieutenant Tannenhaner, mit Oberingenieur Melville,

Digitized by Google

dem Naturforscher Newcomb und 8 Mann übernahmen das Walfischboot.

Am 12. September traten die drei Boote die Fahrt nach Südwesten an; gegen Mittag hatten sie das Ufereis passirt, und während des Nachmittags kamen sie mit günstigem Winde rasch vorwärts. Während der Nacht erhob sich aber ein wüthender Nordoststurm, welcher die Boote auseinandertrieb. Der zweite Kutter unter Melville's Kommando (da Lieutenant Dannenhauer an Eisblindheit litt) erreichte am Morgen des 14. die Uniefen bei Barkin im östlichen Theile des Lena-Deltas; am 16. fuhr er in den Mündungsarm ein und lagerte mit seinen Leuten in einer verlassenen Hütte. Die meisten derselben waren krank und litten an erfrorenen Gliedmaßen; ein Matrose hatte den Verstand verloren. Einige Tage später trafen sie mit Eingeborenen zusammen, welche ihnen Hilfe leisteten.

Das Weitere ist bereits aus den telegraphischen Berichten bekannt. Melville's Abtheilung zog langsam die Lena hinauf, unter den größten Schwierigkeiten und Entbehrungen; erst am 2. November traf Melville, welcher vorausgeeilt war, in Bulun, einer Ansiedelung gegen 150 Meilen von der Mündung, ein. Hier fand er zwei Matrosen von De Long's Abtheilung in gänzlich erschöpftem Zustande. Sie berichteten Folgendes: Nachdem der erste Kutter mit seinen 14 Insassen den Sturm in der Nacht des 12. September überstanden, gelang es, am Morgen des 16. den westlichen (Tnnnaeskischen) Mündungsarm der Lena zu erreichen. Nach zweitägigen, in Folge der Uniefen vergeblichen Versuchen, das Ufer zu erreichen, verließen De Long und seine Leute das Boot und wateten mit ihren Waffen und den nothwendigsten Vorräthen ans Land. Dann zogen sie durch das Delta nach Süden, der Matrose Erikson mußte seiner erfrorenen Füße wegen auf einem improvisirten Schlitten gezogen werden; am 7. Oktober starb er und wurde in dem Fluß bestattet. Am 9. waren sämmtliche Vorräthe aufgezehrt, worauf De Long sich entschloß, seine beiden kräftigsten Leute (Kindermann aus Rügen und Noroo) nach Hilfe vorauszuschicken. Unter den schrecklichsten Anstrengungen erreichten sie die Ansiedelung Bukkur, von wo einige Eingeborene sie auf Rentierschlitten nach Bulun brachten, wo sie am 27. Oktober eintrafen. Als sie De Long's Abtheilung verließen, befand sich diese auf dem nördlichen Ufer eines großen Westarmes der Lena.

Melville rüstete sogleich eine Hilfsexpedition aus und ging mit mehreren Eingeborenen und Hundeschlitten mit Vorräthen wieder nach Norden die Lena hinab. Er fand zahlreiche Spuren der De Long'schen Abtheilung, ihre Lagerplätze, auch Schriftstücke, aber nur solche, welche vor dem 9. Oktober datirt waren. Nachdem er bis zu der Stelle im westlichen Delta vorgedrungen, wo De Long gelandet und seine entbehrlichen Ausrüstungsgegenstände in einem Steinhaufen niedergelegt hatte, mußte Melville umkehren. Seine Vorräthe waren erschöpft, schreckliche Schneestürme verhinderten weitere Nachforschungen, und die Eingeborenen weigerten sich, ihn weiter zu begleiten; am 27. November kehrte er in gänzlich erschöpftem Zustand nach Bulun zurück. Im December traf er mit Dannenhauer und den 11 Geretteten in Irkutsk ein.

Es steht wohl jetzt außer Zweifel, daß De Long mit seinen 11 Begleitern im Oktober 1881 der Hungersnoth und den Schrecknissen eines nordsibirischen Winters erlegen ist [1]). Somit sind von der ganzen Expedition nur obige 13 Mann gerettet worden, denn daß der zweite Kutter mit Lieutenant Chipp und 7 Mann in dem Sturme am 12. September untergegangen, darf leider nicht bezweifelt werden. Mit Ausnahme der Franklin'schen Expedition hat nie eine so wohlausgerüstete Polarexpedition wie diejenige der „Jeannette" auf so traurige Weise geendet.

Unterdessen ist nichts versäumt worden, um über das Schicksal der Verschollenen Sicherheit zu erlangen. Die russische Regierung hat alle Eingeborenen der untern Lena instruiren lassen, Nachforschungen anzustellen. Während Dannenhauer mit 9 Mann nach Europa zurückkehrt, blieb Melville mit den zwei kräftigsten in Jakutsk, um mehrere Expeditionen zu organisiren und sobald die Jahreszeit es gestattet, das ganze Terrain absuchen zu lassen. Im letzten Februar ist Herr Jacson, ein Specialabgesandter des „New York Herald", in Irkutsk eingetroffen und wird sogleich Melville folgen. Ferner hat auch die amerikanische Regierung sogleich nach Eintreffen der ersten Nachrichten zwei Marineoffiziere nach Sibirien abgesandt, welche sich jetzt bereits an Ort und Stelle befinden; dieselben werden, sobald der Fluß schiffbar ist, mit einem gemietheten Flußdampfer die Lena hinabfahren, um das Delta und die benachbarten Küsten des Eismeeres zu untersuchen. Auch die russische Expedition unter Lieutenant Jürgens zur Gründung der Polarstation an der Lenamündung ist angewiesen worden, den Amerikanern beizustehen. Leider ist aber wohl keine Hoffnung vorhanden, daß diese auerkennenswerthen Anstrengungen ein anderes Resultat haben werden, als die Auffindung der Leichen der Verschollenen.

Francis Birgham.

[1]) Eine Depesche aus Washington vom 6. Mai hat diese Annahme bestätigt; sie lautet: „Eine Depesche des Ingenieurs Melville von der „Jeannette" an den Sekretär der Marine, datirt aus dem Delta des Lenaflusses vom 24. März, meldet, daß er den Lieutenant de Long und seine Gefährten todt aufgefunden habe. Melville zeigt seine Nachforschungen nach dem Lieutenant Chipp, dem Kommandanten der zweiten Schaluppe, fort."

Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

IV.

Ich machte einen Gang durch den Marktflecken. Die Einwohner, etwa 1700, darunter $^2/_3$ Katholiken und $^1/_3$ griechisch-orientalische Christen nebst wenigen Juden, betreiben meistentheils verschiedene Handwerke; die Zahl der Kaufläden ist der Größe des Ortes angemessen. Dazu beschäftigen sich die Bürger mit Ackerbau und Rebenkultur. Vor Jahren hatte der herrschaftliche, 30 Joch haltende Zwetschkengarten 14 000 in Dominenx-Form gesetzte Bäume, deren Zahl jetzt gelichtet ist. Es hat übrigens die Oekonomie ihre Uebelstände, die meist durch den Mangel an Arbeitern hervorgerufen werden. Der slavonische Bauer geht nicht gern und dann nur um hohen Lohn in Arbeit. So kommt es, daß sich einige Herrschaften in den nördlicher gelegenen Gegenden durch die zahlreichen Likaner helfen, die als Taglöhner, Waldroder u. s. w. ihr Fortkommen hier suchen. In Pakrac ist der Sitz des Bezirksgerichtes, eines Steueramtes,

Digitized by Google

der Biegeſpanſchoſt und ſeit 1721 die Residenz der griechiſch-orientaliſchen Biſchöfe, welche vordem in Požega wohnten. Das Residenzgebäude weiſt zwar keine beſonderen Schönheiten auf, iſt jedoch ſehr geräumig. Gegenüber liegt die griechiſch-orientaliſche Kirche, deren Glocken in Folge der häufigen Kirchenfeierlichkeiten oftmals ſelbſt in ſpäter Nacht oder in den allerfrühſeſten Morgenſtunden den an ſolche Töne zu außergewöhnlicher Zeit nicht gewöhnten Reſidenden aus der Ruhe ſcheuchen. Der Grieche iſt, mit Ausnahme einiger weniger Ortſchaften, bigott und ein fleißiger Kirchengänger; die Feiertage ſind zahlreich und namentlich in der Residenz des Biſchofs kirchliche Funktionen häufiger als anderswo. Schön im Innern der Kirche ſind die von ziemlich fertiger Hand gemalten Bilder der Ikonoſtaſe. Unweit von der katholiſchen Pfarrkirche ſteht ein ehemaliges großes Paulinerkloſter, jetzt als Fruchtmagazin verwendet. Von ſonſtigen Gebäuden iſt die neue, ſehr hübſch, ſogar elegant gebaute Normalſchule, das Spital, einſt Trenk's Schloß, ſowie die wohlgebauten Häuſer am Platze zu erwähnen. An die Reſidenz ſtoßend erheben ſich die runden Thürme und maſſiven Mauern der alten Burg, deren weſtlicher Theil an die Pakra grenzt. Vor einigen Jahren wurde ein Theil davon niedergeriſſen, da er einzuſtürzen drohte. Im Burghofe ſteht die Wohnung des Proto, Erzprieſters. Die Steintreppen und Kammern in einem der Thürme ſind gut erhalten, doch die Kreuzbogen der gothiſchen Kapelle durch den Einſturz der Decke vernichtet. Das Gebäude hat noch immer große Dimenſionen und war mit einem tiefen, jetzt ausgefüllten Graben und einer Ringmauer umgeben, wovon ein Theil mit den Schießſcharten und dem mit modernem Gitter verſchloſſenen Eingangsthor noch erhalten iſt. Der älteſte Eigenthümer des Schloſſes war höchſt wahrſcheinlich der Bruder des kroatiſchen Banus Marko Talovac, der Prior von Bran, Ivan Talovac, der 1448 in der hier ſtattgefundenen Schlacht fiel. Auf ihn folgte die Familie Perši. Einer von ihnen ſchloß ſich an Kaiſer Ferdinand an, weshalb die Gegenpartei mit einer Schar Frankopans zu deſſen Züchtigung in Pakrac einbrach. Um 1537 kam es in den Beſitz des Grafen Nikolaus Zrinjeli, hernach in türkiſche Gewalt und wurde der Schauplatz manchen blutigen Straußes, den die Brüder Mato und Marko Lapjanović und deren ſlavoniſche Anhänger mit den Bekennern des Koran ausfochten. Als dieſe abzogen, wurde Baron Ims, und 1720 Trenk, der es von jenem kaufte, Eigenthümer. Die Bauern hatten ſich mit bewaffneter Hand gegen Ims erhoben und ihn, obgleich General Graf Locatelli den Aufſtand niederwarf, die Luſt an dem Beſitzthum verleidet. Nach Trenk's Ableben ging es auf einen gewiſſen Ugrin, aber ſchon 1760 an die Adelsfamilie der Janković über, worauf es um 1867 Graf Janković an die griechiſch-orientaliſche Kirchengemeinde verkaufte. Schöne Wälder krönen die Gebirge rings herum; die Weingärten ſind gut gepflegt, die Weine gut, und ziemlich lebhaft iſt der Handel mit Hornvieh, zu deſſen Einkauf Händler aus weiter Ferne, namentlich aus Oedenburg, zu Markte kommen.

Der Sonntag bringt die Bevölkerung des Umkreiſes theils zum Kirchenbeſuche, theils zum Verkaufe ihrer Produkte oder Einkauf des Nöthigen herein, denn Kaufläden finden ſich in den von aller Welt abgeſchloſſenen Dörfern in den ſeltenſten Fällen. Der Menſchenſchlag iſt ein kräftiger, doch nicht ſo hübſch, wie jener um Požega, auch die Tracht nicht ſo kleidſam. Im Benehmen ſand ich ſie nicht ſo offen und freundlich, wie in der Nähe von Požega oder in der Podravina. Der Hauptgrund mag wohl in der geringen Zahl der Schulen ſein, da die kleinen und zerſtreuten Orte des Gebirges keine Lehrer halten können. Die Frauen der griechiſch orientaliſchen Chriſten tragen ein weißes, geſticktes Tuch, das vom Haupte lang hinabreicht. An die Wangen legt ſich beiderſeits von den Schläfen ausgehend ein glattgeſtrichenes, feſtangedrücktes, glänzendes Haarbüſchel. Ueber der Schläfe guckt ein hinter die Ohren geſteckter Bouquet gelber Strohblumen hervor. Auch hier gehen die Mädchen, wie überall, unbedeckten Hauptes. Zur Kirche pflegen ſie ſich einen ſelbſtgefertigten, bunten Teppich, die Sarenica, mitzubringen, um darauf zu knien, oder vor Beginn der Meſſe darauf auf dem Raſen zu ſitzen. Die Männer ſetten ſich das Haupthaar ſehr ſtark ein, worauf ſie den häufig grauen Filzhut drücken. Ich fand die Kaufläden voll und blieb ſchließlich bei der Bude eines Hutmachers ſtehen. Mit großem Geſchrei wurde da gehandelt, Betheuerungen wurden geweſchelt; namentlich die Frauen, die da für ihre männlichen Hausinſaſſen daheim Einkäufe beſorgten, verlegten ſich auf laute Schwüre. Die eingehandelten Hüte übereinander geſteckt und aufgeſetzt ſchritten ſie mit einem Bündel Unterkleidern in der Hand ſtolz davon. Hier und da ſtieß ich auf Gruppen, die im Schatten einer Wand gemüthlich die Mittagsſtunde verſchliefen. Mit Vergnügen ſah ich ſonſt den ſlavoniſchen Bauern zu, wenn ſie, von der Feldarbeit ausruhend, im Kreiſe um ein ausgebreitetes, weißes Tuch am Erdboden herumſaßen und von den zum Frühſtück ausgelegten Speiſen zulangten. Die Auswahl iſt keine geringe. Da finden ſich einmal geſäuerte, oder im Sommer auch ungeſäuerte Gurken, die geſchält und tüchtig geſalzen ohne weitere Zubereitung dem Munde zugeführt werden. Dazu kommt Speck, Zwiebel und Paprika; oder zur Zwiebel hartgeſottene Eier und Käſe. Delikat iſt der Schafkäſe, der in kleine Laibchen geformt und unter dem Dachfirſt in kaſtgähnlichem Weidengeflecht getrocknet dem feinſten Gaumen wohlbehagt. Alter Käſe wird kleinhart, kann aber, auf Brod gelegt, wieder weich und genießbar werden. Häufig kommt die Paprika zum Frühſtück. Es ſind dies ganz weich gekochte, zerdrückte und in einen Laib geweſte Bohnen. Gekochtes Rind- und Schweinefleiſch vermehrt den Speiſezettel. Zu Hauſe pflegt das Frühſtück warm genoſſen zu werden. Auch hier giebt es Abwechslung: Maismehl, oder ſehr fein geſtoßene Kürbiskörner in Milch gekocht; Eier in Rahm gerührt und langſam gebraten, die ſogenannte Cicvara. Das Brot bäckt man aus Korn- und Gerſtenmehl.

Von Pakrac begab ich mich nach Lipik. In den Sommermonaten verkehrt mehrmals des Tags ein Omnibus zwiſchen den beiden Orten. Ich benutzte alſo dieſen und befand mich in einem halben Stündchen am Ziel. Die Straße iſt ſehr belebt, die Gegend recht anmuthig. Das Thal erweitert ſich zu einer kleinen Ebene, in deren Mitte der Badeort liegt.

Rings in halbſtündiger Entfernung wird die Fläche von Bergen umſchloſſen und nur der Weſten, dem die Pakra ihre Wellen zuſendet, bleibt frei. Die Jodquelle war bereits den Römern unter dem Namen „Aquae Balisae“ bekannt. Später gehörte ſie mit dem Orte zur Herrſchaft Bieła ſtiena und war Eigenthum der ungariſchen Könige. So lange die Türken Herren waren im Lande, brachten ſie zwar keine Verbeſſerungen an Bade an, ließen jedoch als Freunde von Bädern die Quelle unbeſchädigt. Als ſie abzogen, kam Lipik in den Beſitz der Kammer, welche ſie unter Maria Thereſia an die Janković abtrat. Zuletzt brachte ſie Skholl käuflich an ſich. Dieſer machte ſich um die Anſtalt ſehr verdient. Bis zum Jahre 1869 nämlich quoll das jodhaltige Waſſer auf einem Flächenraume von 100 Quadratklafter an vier verſchiedenen Plätzen hervor, beſaß demnach verſchiedene Temperaturen, ſammelte

sich langsam, und floß auch zum Oefteren spärlich. Der Eigenthümer ließ deshalb in Jahresfrist einen 123° 4' 9" tiefen artesischen Brunnen anlegen, worauf jene vier Quellen verstopft, die neue aber allein in 24 Stunden 30 000 Eimer Jodwasser giebt mit einer Temperatur von 49,3 bis 51,2°R. Die Zusammensetzung (Jod, Brom, Natron und Kali) macht sie zur einzigen der Art in Europa. Seitdem Knoll ein geschmackvolles, ziemlich geräumiges Kur- und Wohnhaus bauen ließ, mehrt sich die Zahl der Gäste jährlich, so daß jetzt schon viele im Dorfe keine Unterkunft mehr finden und gezwungen sind in Pakrac zu wohnen. Obgleich bis jetzt etwas über 1000 Gäste im Jahre zum Kurgebrauche kommen, dürfte sich die Zahl derselben binnen wenigen Jahren bedeutend steigern. Es wundert mich, daß noch kein Unternehmer auf den Gedanken gerieth, einen regelmäßigen Stellwagenverkehr zwischen Lipik und Altgradiška an der Save einer- und Barcs-Beröce andererseits einzuführen, um so mehr, da auch das Bad Daruvar auf letzterer Strecke liegt.

In Lipik ist die Bevölkerung gemischt; nebst Landeskindern wohnen hier Böhmen und einige Ungarn. Je weiter man von da nach Westen vordringt, desto mehr ändert sich der Charakter der Landschaft; das Terrain verflacht sich, wird etwas wellenförmig, die Gebirge treten südlich und nördlich zurück und gehen im Süden in die Save bene. Auffallend ist die Tracht der Frauen schon in den folgenden und weiter gegen Kutina gelegenen Orten. Eine weiße, geschlungene Pocalica sitzt weit rückwärts auf dem in einen dicken Knoten geflochtenen Haar des Hinterhauptes, der Scheitel bleibt bloß. Statt des Hemdes schmiegt sich ein kurzes, weißes Korsettchen bis zum halben Rücken um den Leib und läßt dieses bis zum Gürtel unbedeckt. Vorn geht es vom Halse abwärts in herzförmigem Ausschnitte auseinander; die Brust bleibt halbentblößt, neugierigen Blicken ausgesetzt, die jüngere Personen, besonders um Kutina herum, auf sich ziehen, wo die Frauen wieder hübsch, viele sogar sehr anmuthig sind. In den meisten Fällen jedoch, an Sonntagen regelmäßig, werfen sie außer dem Hanfe ein buntes Tuch über die Schultern, Brust und Rücken. Die Stute, auf ähnliche Weise in Falten gelegt, wie wir dies bei den Belikanerinnen kennen lernten, bedecken Schlingereien und Stickereien; ebenso die Aermel bis an die Achseln.

Von Lipik fuhr ich dann südlich ein Stück ins Pjuj-Gebirge hinein über Caglić nach Biela stiena. Hat man die Pakra unterhalb Lipik überschritten, so windet sich die guterhaltene Straße die Anhöhen hinauf. Sie führt nach Ukuani im Gradištaner Bezirk, wo sie in die große, von Sissek über Moslavina, Novska und Gradiška nach Brod und Esseg laufende einmündet; ein Zweig reicht bis Altgradiška an der Save. Eine Reihe Weingärten front die eben erklommene Bergkante. In einem derselben flatterten als Vogelscheuchen eine Unzahl weißer Papierstreifen an langen Fäden wie die Wimpel eines Seeschiffes; ich hielt sie anfänglich für Fähnlein, von einer lustigen Gesellschaft ausgesteckt. Reizend ist von hier der Anblick des fernab liegenden Pakrac mit seinen blinkenden Thürmen und Dächern; in saftigem Grün liegt Lipik vor dem Auge, im fernen West erhebt sich die Kette des Moslavíner Gebirges in Kroatien; im Osten aber reihen sich in nächster Nähe die waldigen, finsteren Gipfel des Pjuuj aneinander. Er ist die Fortsetzung des hohen Sujnik und reicht wie dieser ins Sawethal hinein. Im Walde herrscht die Buche vor, jedoch finden sich auch Eschen und Ahorne in großer Menge. Bald senkt sich die Straße in ein kleines Kesselthal, wo sich das hübsche, reinliche, gutgebaute Dorf Caglić mit zwei Kirchen zu beiden Seiten des Weges hinzieht, der erste Ort, der zum Bezirke Gradiška gehört. Weiter nach Süden steigt die Straße immer höher und wilder werden die umgebenden Berge. Desto angenehmer überraschte mich nach einer langen Strecke vollständiger Einsamkeit der unerwartete Anblick eines Dorfes mitten in einer schönen Gebirgslandschaft; Biela stiena lag vor mir. Vor dem Dorfe steigt linker Hand, also östlich, aus grünem Thale ein runder Kegel empor. Von der Sohle bis zur Mitte reichten Maisfelder, darüber eine Grasfläche, hier und da etwas Gebüsch, auf der Spitze einige weiß schimmernde Mäuerlein. Im Hintergrunde Kalkwände, Schluchten und Abstürze, über die hinaus sich die tiefblauen Gebirgsmassen des Pjuuj häuften, gegen Osten hin immer dunkeler werdend und im Gewölle verschwimmend die zur Save hinreichenden, in röthlichem Lichte leuchtenden Züge. Ueber ein sanft abfallendes Brachfeld stieg ich ins Thal hinab und betrat den Hügel. Nachdem ich ihn langsam erklommen, warf ich einen Blick in das nach Süden sich erstreckende Thal. Man muß bekennen, unsere Vorfahren verstanden es, die zur Anlage von Burgen und Klöstern günstigsten Punkte zu finden. Auch hier stand einst ein berühmtes Schloß und Kloster, nach dem noch heute zu Tage das benachbarte Dorf benannt wird.

Die Ruine ist hohen Alters, nach gefundenen römischen Inschriften und Münzen zu schließen, vielleicht schon aus der Kaiserzeit herrührend. Jedenfalls wird ein Bertehrsweg von der Save über dieses Joch nach Aquae Balissae und weiter in die „Aurea vallis" (Požega) geführt haben. Ein gefundenes Schwert mit dem Wahlspruch Pro Deo et patria, 1441, giebt Zeugenschaft für das Alter der Mauern. So viel geschichtlich erwiesen, stand hier zuerst eine den Templern gehörige Abtei nebst dem Schlosse Abbatia Beatae Mariae Virginis de Bela Stiena, die 1311 nach Aufhebung des Ordens in königlichen Besitz überging. Von nun an wechselten die Herren desselben häufig und an das „Castrum Feyerkow" [1]) schloß sich allmälig die Stadt oder wenigstens ein größerer Flecken „oppidum similiter Feyerkow" an. König Sigismund verschenkte es 1435 an den serbischen Despoten Georg Branković; dessen Enkel, Zmaj despot Bul, besaß es um 1478. Damals gehörten über 60 Dörfer und andere Flecken dazu. Es ging, um kurz zu sein, von Bul auf seine Wittwe Barbara und endlich von der Familie der Branković auf die der Berislavić, dann auf Banfy, König Ludwig und Peter Keglevic, eine Reihe von berühmten Namen, über. Dem Keglevic entrissen es 1543 die Türken und verblieben darin, bis sie 1685 vom Banus Erdödy daraus vertrieben wurden. Die aufständischen Slavonier machten den Türken viel zu schaffen; viel Blut wurde auch in Biela stiena vergossen, bis mit dem Abzuge der Asiaten die Mauern versobet und Ruine blieben. Bei Anlage der neuen Straße brach man sie ab und man würde selbst die letzte Spur derselben vertilgt haben, wenn sie nicht den Fürsten Brechwerfungen Widerstand geleistet hätten und wenn schließlich nicht ein Mann durch einen fallenden Stein wäre erschlagen worden; dessen Tod that dem Vandalismus Einhalt. Die betreffende Militärbehörde hätte damals jedenfalls das alte Bauwerk schonen und dessen Vernichtung verhindern sollen. Beim Abtragen der Mauern fand man einen Schädel, von einer festspitzenden, starken und langen Nadel durchbohrt; einen stummen Zeugen jener grausamen Zeit. Der Volksmund knüpft an eine der Herrinnen, die eine Zeit lang das Schloß besaßen, eine hübsche Sage. Es wohnte, so erzählt ich von

[1]) Die veraltete magyarische Schreibweise des Namens Feherkö, des kroatischen Biela stiena; zu Deutsch etwa Weißenstein oder Weißenfels.

Digitized by Google

dem Bauer, den ich oben bei den Mauern sitzend fand, einmal in der Burg eine sehr schöne, majestätische Frau, doch so üppigen Busens, daß sie wie ein Wunder einherging. Das freiwallende Haar reichte ihr bis an die Fersen. Täglich schritt sie vom Schlosse zu Thal, in die unten liegende Kirche, um ihre Andacht zu verrichten. So oft sie erschien, brachten Kinder Blumen und Blüthen und bestreuten damit den Pfad, welchen ihr Fuß betrat. Möglich, daß die Sage das Andenken der gütigen Barbara, der Tochter Frankopans und Wittwe des Brankovič, so zart feiert. Die Mauerträmmer und Steinhaufen von Kirche und anderen Gebäuden liegen jetzt noch im Thale zerstreut herum.

Die Ueberziehung der Kriegstrommel bei den Takárir.

Von **Karl Berghoff** in Fashoda am Weißen Nil.

Während einer mehrmonatlichen Reise in den östlichen Provinzen des ägyptischen Sudân lernte ich in der Landschaft Dallabat den zu Anfang dieses Jahrhunderts aus Mittelafrika eingewanderten Negerstamm der Takárir kennen, die trotz ihres regen Verkehres mit den benachbarten eingeborenen Völkerschaften noch zum größten Theil die Sitten und Gebräuche ihrer westlichen Heimat beibehalten haben.

Der jetzige Großscheych der Takárir, Saleh Bey Ediṣ, mit dem Beinamen Schunka, ist als einer der einflußreichsten, mächtigsten und wohlhabendsten Häuptlinge des Ostsudan bekannt. Die ägyptische Regierung hat ihm in Anbetracht seiner guten Dienste und loyalen Gesinnung außer dem Titel „Bey“ den Osmanieorden und den Grad eines Obersten (Miralai) verliehen. Scheych Saleh ist eine hohe breitschulterige Gestalt im besten Mannesalter, ein Bild afrikanischer Majestät und kann sich in Betreff aufgeklärter Geistesbildung sowie Sicherheit und Feinheit im Auftreten und Umgang mit vielen Höflingen Europas messen. Eine 600 Mann starke, mit Musketen bewaffnete Leibgarde dient ihm zur Bewachung der Grenzen seines Gebiets nach Abessinien zu, zur Zollerhebung und zur Aufrechterhaltung der Ordnung; außer ihnen vermag er im Kriegsfalle noch 5000 Musketen- und Lanzenträger ins Feld zu stellen. Er spielt eine Hauptrolle bei der im Nachstehenden geschilderten, alljährlich wiederkehrenden seltsamen Ceremonie, der Neuüberziehung der Kriegstrommel, die meines Wissens noch nirgends erwähnt und für Freunde der Völkerkunde gewiß von Interesse ist.

Jedes Jahr am siebenten des Monats Regeb versammeln sich die Muschaich (Plural von Scheych) der Takárir und begeben sich, begleitet von einer großen Volksmenge, zum Viehstand des Großscheychs Saleh Bey Ediṣ, wo, abgesondert von den übrigen Rindern, eine blaugraue, trächtige Kuh angebunden ist. Die Muschaich ergreifen das Thier und treiben es, ohne einen Strick zu benutzen und ohne daß es die Erde berührt, lebend zum Großscheych, der sie vor seinem Hause in demüthiger Stellung, in ärmliche Gewänder gehüllt, erwartet. Derselbe schlachtet die Kuh eigenhändig, während zwei rechts und links von ihm stehende Aufführer der Lanzenträger ihre Prunkwaffen ganz in das rothe frisch quellende Blut tauchen. Hierauf enthäuten die Muschaich das Thier, bereiten an Ort und Stelle die Haut desselben zu und spannen sie über die Kriegstrommel (Nogara). Mit der größten Aufmerksamkeit wird beim Ausnehmen der Eingeweide der Foetus behandelt. Ist derselbe weiblich und von gleicher Farbe wie das Muttervieh, so herrscht großer Jubel und Freude unter dem versammelten Volke, denn dies bedeutet Glück und Segen für die Zukunft ihres Landes. Dann wird über einem gewaltigen Feuer die Kuh unzertheilt gebraten; die Muschaich setzen sich im Kreis nieder, in der Mitte der Großscheych Saleh, und verzehren das Thier gänzlich bis auf die Knochen[1]). Einen davon, eine Rippe, hebt man auf und macht mittels eines Messers einen Einschnitt in dieselbe, so daß ein leichter Schlag genügt, sie in zwei Hälften zu theilen. Nun sind die Ceremonien für den ersten Tag der Feier beendet und die Versammlung geht auseinander, während die Rippe, die Kriegstrommel und zwei in das Blut der getödteten Kuh getauchte Lanzen von gewissen mit diesem Ehrenamt betrauten Sklaven in einer eigens dafür errichteten und geschmückten Hütte bewacht werden.

Am folgenden Tage sitzt der Großscheych in der Thüröffnung seines Toqul's, völlig in weißen Baumwollstoff gehüllt, so daß nur sein Gesicht zu sehen ist. Seine Lenden sind mit einem Schwerte umgürtet und seine um ihn her stehenden Getreuen gut bewaffnet. Jetzt nahen sich alle Großen seines Landes in feierlichem Gänsemarsch, voran ein halbnackter Mann, der mit einem Stabe den zu schreitenden Weg in vielen Schlangenwindungen im Sande vorzeichnet. Ein Zweiter, der ihm folgt, wetzt ein Schwert; ein Dritter trägt den Schlüssel des Krieges u. s. w. So folgen alle Würdenträger, jeder einen Gegenstand in der Hand tragend, der eine symbolische Bedeutung hat. Dann kommt ein Weib, das die Aufsicht über die Nogara führt; diesem folgt auf dem Fuße ein Mann, der in klâglichen Tönen Hundegeheul ausstößt. Der nun folgende Lobredner des Großscheychs ruft letzterm folgende muthmaßende Worte zu, z. B.: „Heute mußt Du stark sein wie der Löwe des Gebirgs; Du mußt des Nackens Festigkeit zeigen wie der Büffel des Waldes; stehe fest gleich dem steilen Fels; heute mußt Du Dich als Gebieter zeigen,“ und ähnliche bilderreiche Redensarten mehr. Schauerlich gellt seine Stimme. Dazwischen hört man nichts als das imitirte Hundegeheul und das Wetzen des Schwertes, während die zusammengedrängte Volksmenge tiefste Stille beobachtet. Kein Laut kommt über die Lippen der sonst so geschwätzigen Schwarzen, mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen sie den Verlauf der Ceremonien.

Hat der Zug auf diese Weise den Toqul des Großscheychs einmal umkreist, so ertheilt sich Saleh und schließt sich als der Letzte in der Reihe an. Vor ihm her wird der Koran (Mushafesch scherif) getragen. Ist dies geschehen, dann zieht man feierlich durch die Stadt vor das Thor auf einen weiten Platz, wo die ganze Bevölkerung, Tausende dicht gedrängt, einen großen Kreis bildet. In der

[1]) Die Muschaich mußten in früheren Zeiten bei dieser Gelegenheit auch die schmutzigen, halbrohen Eingeweide mitessen, und demjenigen, der sich davor ekelte, schlug man den Kopf ab, da man ihn für einen von Gott bezeichneten Verräther hielt. Erst der jetzige Großscheych schaffte diesen schauerlichen Gebrauch ab.

Digitized by Google

Mitte desselben setzt sich der Großschech auf einen ausgebreiteten Teppich. Seine Diener und Anhänger stellen sich dicht hinter ihm auf, während rechts und links von ihm, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, fünfhundert Mann seiner Leibwache stehen. Zwei Sklaven bringen die in bunte Kaschmirtücher eingeschlagene, am Tage vorher neuüberzogene Kriegstrommel, setzen sie vor ihm hin und enthüllen sie. Dann bringt ihm ein dritter in einem weißen Tuche die oben erwähnte Rippe.

Jetzt naht der feierlichste Moment der ganzen Ceremonie, alle Augen sind auf den Großschech gerichtet. Dieser wiegt den Knochen mehrmals hin und her und schlägt dann damit kräftig auf den Trommelrand. Fällt nun die abbrechende Hälfte der Rippe auf die Trommel oder in seinen Schoß, so bedeutet dies für das folgende Jahr Glück im Krieg oder Segen im Frieden und die Menge bricht dann in lauten Jubel aus. Fällt sie dagegen nach vorn über den Trommelrand, so bedeutet es schweres Unglück, und jeder, der sich in diesem Augenblick dem Schech nähert und ihm den Kopf abschlägt, hat das Recht, sich an seine Stelle zu setzen. Darum zieht auch der Schech in demselben Augenblick, wo er den Knochen zerschlägt und fahren läßt, sein Schwert, während seine Soldaten und Anhänger ihre Waffen erheben und sich sein Chalifa (Majordomus) zum Schutz neben ihn stellt. Dies geschieht jedoch nur zum Schein, denn Saleh Bey Edrisʼ weiß es selbstverständlich so einzurichten, daß das Knochenstück stets auf die günstige Seite fällt.

Die Muschaich treten jetzt heran, begrüßen und beglückwünschen ihn als den Ersten im Reich und sprechen die Hoffnung aus, daß unter seiner Herrschaft das Jahr ein gesegnetes sei, das Brot billig und Ueberfluß herrschen werde. Dann heben sie ihn unter dem Freudengeschrei der Menge auf ein neues Angarеb (Bettstelle), worauf ein kostbarer Teppich ausgebreitet ist. (In einer Versammlung auf dem Angareb sitzen, bezeichnet im Sudân den Herrscher; das Angareb vertritt hier den Thronsessel.) Saleh Bey Edrisʼ dankt ihnen mit freundlichen Worten, erinnert sie an ihre Pflichten und ermahnt sie, in mohammedanischer Brüderlichkeit Frieden unter einander zu halten, stets die Nähe des gemeinsamen Feindes (Abessiniens) zu bedenken, nie die Waffen abzulegen und die Zügel des stets gesattelten Streitrosses im Schlafe unter dem Kopf zu haben. Aehnlich ermahnt er das versammelte Volk, die Steuern pünktlich zu entrichten, zu säen, die Aecker zu bestellen u. s. w.

Die Zeit bis zum Abend füllt man mit Reiterspielen und Scheingefechten aus, bis Saleh Bey Edrisʼ sein mit Gold, Silber, Seide und einer Anzahl von Amuletten verziertes Streitroß besteigt; sein Waffenträger trägt ihm Schild und Lanze nach. Diesem folgen seine festlich geschmückten Sklavinnen, die Muschaich, Soldaten und Diener. Unter Flötengetön und dem Gesang der Sklavinnen geht der Zug nun im Triumph nach der Stadt zurück, wo das Fest mit einem gewaltigen Schmause beschlossen wird. Alles schwelgt im Ueberfluß von Fleisch, Durrahbier und Honigwein und drei Tage lang findet man keinen nüchternen Takruri.

Die Nomaden im Ferghana-Gebiete.

Im Oblast Ferghana, dem bestangebauten Theile des russischen Turkestan, giebt es neben der überwiegend seßhaften Bevölkerung noch 13 Volosts (Amtsbezirke) nomadisirender Kirghizen. Die dort einheimischen Nomaden haben aber mit denen im Syr-Darja-Oblast und in Semirjetschensk nicht viel mehr als den Namen gemein, wie eine Bereisung ihrer Auls im Winter zeigt. In Wirklichkeit ist ihr Zustand der des Ueberganges vom nomadisirenden zum seßhaften Leben oder, richtiger gesagt, vom bloßen Hirtenleben zum Landbau. An Ende des Winters treiben sie ihr Vieh freilich hinauf in die Berge zu ihren Sommerlagern, aber dort beschäftigen sie sich vorwiegend mit Ackerbau, und dies ist in allen Volosts der Kirghizen so übereinstimmend der Fall, daß bei der neuen landwirtschaftlichen Organisation des Gebietes die Nomaden mit Ausnahme von drei Volosts mit in Gemeindeverbände gezogen und zur Grundsteuer veranlagt worden sind. Inmitten der Kirghizen, namentlich in den Gebirgs-Volosts des früheren Kreises Josara, giebt es aber einige Auls mit zusammen etwa 300 Kibitken, in denen wegen vollkommener Armuth der Bewohner weder Ackerbau noch Viehzucht getrieben wird, sondern deren Specialität das Kohlenbrennen ist. Diese Beschäftigung läßt den Leuten nur einen ganz geringen Verdienst und das jetzt ergangene Verbot der Waldverwüstung wird ihnen auch diese Erwerbsquelle noch schmälern. Einer angestellten Berechnung nach beziffert sich der Jahresertrag der Arbeit eines Kohlenbrenners nicht höher, als daß etwa 8 Kopeken auf den Tag entfallen. Diese armen Leute besitzen nicht einmal armselige Jurten, sondern wohnen in Erdhütten und Höhlen. Da sie selbst kein Vieh haben, um ihre Kohle zum Verkauf auf die Märkte zu bringen, so besorgen das diejenigen Kirghizen, die im Besitz von Lastthieren sind, und nehmen natürlich den Haupttheil des Verdienstes von dem Erlöse auf den Märkten vorweg. In gleich übler Lage sind übrigens in einigen anderen Volosts der Kirghizen die Metzgeren, die wanderude und vom Tagelohn lebende Klasse der Bevölkerung.

Selbstverständlich sind diese beiden Gruppen von der den Kibitken anerlegten Grundsteuer befreit geblieben. In den beiden Kreisen des Ferghana-Gebietes, in denen mit Ende 1881 die neue landschaftliche Organisation nebst der Katasteraufnahme und Grundsteuerveranlagung zum Abschluß gekommen ist, befinden sich im Kreise Kokand neben 125 Gemeindeverbänden der seßhaften Bevölkerung mit 5446 verschiedenen Ansiedelungen (Wohnplätzen) und 38 492 ländlichen Grundbesitzern[1]) 7 Auls nomadisirender Kirghizen mit 1600 Kibitken, eingetheilt in 2 Volosts, den von Naigut-kiptschak mit 5 Auls und 1059 Kibitken und den von Ljadjat mit 2 Auls und 541 Kibitken; im Kreise Margelan aber neben 120 Gemeindeverbänden der seßhaften Bevölkerung mit 350 Wohnplätzen und 40 224 ländlichen Grundbesitzern der seßhaften Bevölkerung der halbnomadische Volost von Naiman, in dem neben drei oben schon mitgezählten seßhaften Gemeinden 8 Auls mit 985 Kibitken vorhanden sind, und der ganznomadische Volost Ja-ufesek-Bostan mit 7 Auls und 1753 Kibitken, zusammen also im Kreise Margelan 15 Aul-Gemeinschaften mit 2738 Kibitken.

[1]) Die städtischen Territorien von Kokand und Margelan sind hierin nicht mit einbegriffen.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Durch die am 22. April in Emden vollzogene Eröffnung des 891 Seemeilen langen Kabels von Emden nach der Insel Valentia an der irischen Westküste hat Deutschland eine direkte telegraphische Verbindung mit den Vereinigten Staaten erlangt, wodurch die Gebühren für Depeschen nach dort eine bedeutende Ermäßigung erfahren haben. Die in sieben Tagen vollzogene Legung des Kabels wird als eine der gelungensten Operationen auf dem Gebiete der submarinen Telegraphie bezeichnet. In Belgien und den Niederlanden empfindet man die so hergestellte Unabhängigkeit Deutschlands von den zwischenliegenden internationalen Telegraphenlinien bereits als eine Schädigung (!) des eigenen Handels und Verkehrs, und meint (in Belgien besonders) nun gleichfalls eines eigenen Kabels zu bedürfen.

— Unter dem Titel „Petroleum in der Mark Brandenburg“ (Berlin, Klönne u. Müller) hat Dr. R. Pallmann einige Vorträge herausgegeben, welche er in der Fortbildungsschule des Aeltesten Kollegiums der Berliner Kaufmannschaft gehalten hat. Er berichtet darin die Versorgung Deutschlands mit Petroleum vom nationalökonomischen Standpunkte aus, dann die absoluten Depressionen der Erde (an die Hebung von Andschida und des Tanganiika See's (S. 15) ist indessen nicht zu denken); die geologische Depression der norddeutschen Ebene (nach von Dücker), die neueren vulkanischen Erscheinungen in derselben (worunter wohl manches begriffen wird, was nicht dahin gehört) und die Petroleumfunden in der Mark Brandenburg. Es soll uns freuen, wenn seine Anregungen zu Nachforschungen und diese zu Resultaten führen; ein Urtheil aber vermögen wir nach den geringen nachgewiesenen Spuren nicht abzugeben.

— Nach einer von Alfred Bonnard der statistischen Gesellschaft in Paris vorgelegten Untersuchung giebt es jetzt in Frankreich rund 19½ Millionen Ackerbauer; 9⅛ Millionen arbeiten in Fabriken und Werkstätten; 4⅛ Millionen leben von Handel, Verkehr, Bankwesen u. s. w.; 1⅛ Millionen beschäftigen sich mit Wissenschaften, Publicistik, Kunst und Kunstgewerbe und rund 2 400 000 Personen sind Rentiers und Pensionäre. Diese Zahlen beruhen angeschrieben, wie die „A. A.“ schreibt, nur auf oberflächlichen Schätzungen, geben aber doch einen ungefähren Begriff von der Vertheilung der Franzosen nach Berufsarten.

— Prof. Bezzenberger aus Königsberg, Pastor Bielenstein, bekannt durch seine lettischen Sprachforschungen, Maler Törring aus Mitau und Prof. L. Stieda aus Dorpat beabsichtigen, im kommenden Juni und Juli eine Reise nach dem sogenannten Polnischen Livland, welches jetzt einen Theil des Gouvernements Witebsk bildet, zu machen, um die Sprache der dortigen Letten, ihre Anthropologie, Sitten, Gebräuche ꝛc. zu studiren und nach Alterthümern zu suchen. Polnisch-Livland, einst zum Ordensstaat gehörend, kam unter polnische Herrschaft, während der Rest des Ordensstaates schwedisch wurde; es wird von Letten bewohnt, welche sich in Folge der andauernden polnischen Regierung anders entwickelt haben, als ihre Brüder in Livland. Der dortige, ursprünglich deutsche Adel ist polonisirt worden.

— Die Gesellschaft für Geschichte, Archäologie und Ethnographie zu Kazan veranstaltet in den Räumen der dortigen Universität eine archäologisch-ethnographische Ausstellung, deren Ertrag zur Ausführung weiterer Forschungsexpeditionen im Interesse dieser Wissenschaften verwendet werden soll. (Nach dem Russ. Reg.-Anz.)

— Die Stadt Odessa zählte Ende 1881 den dortigen Zeitungen zufolge an Unterrichtsanstalten: eine Universität, drei Gymnasien, zwei Progymnasien, zwei Realschulen, eine Handelsschule, je eine vierklassige städtische und Waisenschule und 26 Volksschulen. An weiblichen Bildungsanstalten kommt dazu: ein adliges Fräuleininstitut, das weibliche Marien-Gymnasium, die städtische Mädchenschule und das weibliche Progymnasium. Private Mädchenschulen im Range der Gymnasien giebt es fünf, im Range der Progymnasien vier. Schulen zum Anschauungsunterricht für Kinder beiderlei Geschlechts zwei. Privatschulen vierten Grades (Elementarschulen) 13; außerdem ungefähr 50 Schulen für Juden und andere Bekenntnisse. Ungerechnet die Schulen der Juden und diejenigen, wo nicht in russischer Sprache gelehrt wird, betrug die Zahl der Schüler 7752 männlichen und 5623 weiblichen Geschlechts, zusammen also 13 375 bei einer Bevölkerung von 208 000 Seelen ohne das Militär. Hinsichtlich der Volksbildung nimmt Odessa unter den Städten Rußlands (Petersburg nicht mit gerechnet) die zweite Stelle ein; es besitzt dort höhere Schulbildung auf 200 Menschen je einer, mittlere von 76 je einer, und lesen und schreiben (gramotny) kann je einer von $8^1/_{10}$ Köpfen der Bevölkerung.

— Wie das „Nowoje Wremja“ unterm 13. (25.) Januar mittheilt, zählte die kopfsteuerpflichtige Landbevölkerung Rußlands: an Kronsbauern 9 990 818 Seelen, an früheren Gutsbauern 10 356 980 Seelen, Apanagebauern ꝛc. 1 196 253 Seelen, Bauern der Ostsee-Gouvernements, deren Stellung eine besondere ist, 516 222 Seelen, jüdische Grundbesitzer 32 107 Seelen, frühere Kolonisten 148 81 Seelen, zwangsweise Verschickte 41 288 und Ausländer verschiedener Art, die in den Gouvernements besitzen, 33 551 Seelen. Dazu treten Stadtbürger 2 628 246 Seelen, Bewohner des Kuban- und Terek-Gebietes 29 147 Seelen, Bürger und Bauern des Obiost Semirjetschensk 2881 Seelen, zusammen 25 006 450 Kopfsteuerpflichtige.

Asien.

— In der Sitzung der archäologischen Gesellschaft zu Petersburg am 6. (18.) März d. J. hielt der Baron Günzburg, der dem Kongresse in Tiflis als Telegirter der Gesellschaft beigewohnt hatte, einen Vortrag über die reichen archäologischen Schätze in den Thälern des Nion und des Alajan, an deren Zerstörung Natur und Menschen gemeinsam arbeiten, und für deren Erhaltung trotz ihres großen Werthes bis jetzt nichts geschieht. „Nebel und Feuchtigkeit zerstören Malerei, Fresken und Inschriften und die Menschen reißen die alten grusinischen Bauwerke ein oder gebalten sie nach heutigem Geschmacke um.“ Als besonders beachtenswerth durch ihre Grossartigkeit bezeichnete der Redner die Denkmäler, welche der Ueberlieferung nach auf die grusinische Zarin Tamara zurückgeführt werden, wie im Nion-Thale der Tschchung und die Reste der Stadt, die auf ihren Befehl in den Felsen ausgehauen wurde, und die „Brücke der Zarin Tamara“ über den Alajan. Im Thale des Alajan ist auch ein Palast in persischem Geschmack erhalten, der mehr und mehr der Zerstörung anheimfällt.

— Aus dem Jahresbericht der Unterrichtsverwaltung im Kaukasus für 1880 theilt der „Kawkaz“ unter anderm Folgendes mit: Die Zahl der Schulanstalten betrug 1122, um 47 oder 4,2 Proc. mehr als 1879; wenn man aber die jüdischen Synagogen und mohammedanischen Moschee-Schulen mitrechnet, so steigt die Zahl auf 2936 oder um 175 weniger als im Jahre 1879. Von jenen 1122 sind: 4 Gymnasien, 6 Progymnasien, 5 weibliche Progymnasien, 1 Lehrerinstitut, 2 Lehrerseminare, 30 mittlere Lehranstalten, die übrigen theils städtische und Kreisschulen, theils Privatschulen

Digitized by Google

oder Anhalten der einzelnen christlichen Bekenntnisse. Die 1122 Schulen zählten 66 106 Schüler, 52 706 männlich, 13 400 weiblich. Mit den Anhalten der jüdischen und mohammedanischen Geistlichkeit aber stieg die Schülerzahl auf 88 198 und zwar 73 291 männliche, 14 907 weibliche. Daneben wurden noch 47 Fachschulen der anderen Verwaltungen von 7729 Zöglingen besucht. Der Nationalität nach waren von den Schülern der 2396 eigentlichen Schulen: 36,5 Proc. Russen, 10,8 Proc. Grusiner, 10,3 Proc. Armenier, 17,3 Proc. Tataren, 9,9 Proc. Bergjämme, 2,1 Proc. Juden und 4,1 Proc. Europäer.

— Dem „Diario de Manila“ zufolge hat sich der Ethnologe Dr. Schadenberg von Breslau einige Zeit am Fuße des Vulkans Apo auf Mindanao (Philippinen) aufgehalten, um die Ethnographie der Atas, Bagobos, Manobos, Mandayas, Tagacaolos, Bilanes, Samales, Sanguilis, Moros(?) und Guiangas zu studiren. (Alle diese malaiischen Stämme, mit Ausnahme der Atas, Samales und Moros, verzeichnet die eben in Petermann's Ergänzungsheft Nro. 67 erschienene ethnographische Karte der Philippinen von F. Blumentritt in der Nachbarschaft des Apo-Vulkanes.) Da dieselben in Sprache, religiösen Gebräuchen, Tracht und Sitten wesentliche Verschiedenheiten aufweisen sollen, so hat Dr. Schadenberg, bekannt durch seine Abhandlung über die Negritos der Philippinen in der „Zeitschrift für Ethnologie“, sich ein reiches Arbeitsfeld gewählt. (Nature.)

Afrika.

— Der italienische Reisende Kapitän Casati (i. „Globus“ XXXVIII, S. 225), von welchem mehrere Monate lang keine Nachrichten eingegangen waren, befand sich zu Ende vorigen Jahres südlich von Munsa's früherer Residenz im Monbuttu-Lande, wo Miani begraben liegt, und wo er mit Dr. Junker zusammenzutreffen hoffte. Casati reist mit einem Araber und vier Atlas und ist entschlossen, den Uelle bis zu seiner Mündung (in den Congo oder den Thale-See) zu verfolgen.

— Das „Athenäum“ vom 22. April meldet, daß Burton und Cameron von ihrer Reise an der Goldküste bereits in nächster Zeit zurückerwartet werden. Weit in das Innere sind sie nicht vorgedrungen, erklären aber, daß man es dort mit einem zweiten Californien, wie bemerkungen von Jahre 1850, zu thun habe. Falsch sei es, wie geschehen, schon jetzt kostspielige Maschinen dort zu verwenden; der hydraulische Proceß, das Goldwaschen, sei einzweilen das einzig geeignete Verfahren (vergl. „Globus“ XL, S. 384).

Nordamerika.

— Die Bremer Geographische Gesellschaft erhielt Berichte von ihren Reisenden, den Herren Dr. Krause aus Alaska, die bis zum 17. Februar d. J. reichen. Die Herren hatten von ihrer Winterstation im Missionshause bei Chilkat in Begleitung des Missionärs und zweier Indianer eine Wanderung zu den Chilkatindianern unternommen, deren Häuptling Tschartritsch sie sehr freundlich empfing und in seinem Hause gastlich aufnahm. Sie verweilten hier, in einem von Weißen bisher noch wenig betretenen Gebiete, eine Woche und hatten reichlich Gelegenheit, Sitten und Leben dieses kräftigen, sehr abgeschlossenen, von der Kultur bisher wenig berührten und daher seine ursprünglichen Gebräuche im Wesentlichen noch bewahrenden Indianerstammes zu studiren. Jagd und Fischfang bilden die Hauptbeschäftigung der Männer. Zur Familie des Häuptlings gehörten zwei Sklaven, die durch Krieg oder Kauf von anderen Indianerstämmen erworben worden waren. Die Bekleidung besteht hauptsächlich aus wollenen Decken von verschiedener Farbe. Tschartritsch und seine Leute rüsteten zu einem längeren Handelszug in das Land der Konanaindianer. Die Reisenden wohnten den Feierlichkeiten zur Einführung eines neuen Schamanen vom Rabenstamme bei. Eigenthümlich ist die von den Chilkatindianern gepflegte Kunstindustrie der Anfertigung aus Holz oder Bergschafshörnern geschnitzter und bemalter Hausgeräthe. Die Sitte der Blutrache besteht bei diesem Indianerstamme noch. Der Chilkatfluß war reich an einer Art Hakenlachsen, die nicht einmal sonderlich geschätzt wurden, und an Forellen, die man in Eisflöchern mit Speeren tödtete. Nahe der Missionsstation wohnten die Reisenden einer Todtenfeier der Chilkatindianer bei; die Leiche wurde verbrannt. Die Witterung war im December und Anfang Januar milde, später, bis Mitte Februar betrug sie durchschnittlich — 15° C. Anfang Februar traten starke andauernde Schneefälle ein. Diese Berichte wurden von einem Indianer mit Canoe nach Harrisburg befördert, welche Stadt im Winter einmal monatlich von einem nach Portland, (Oregon) zurückkehrenden Dampfer besucht wird.

— Die einzige Merkwürdigkeit eines gewissen Rancho unweit Cuatorze im mexikanischen Staate San Luis — schreibt L. Posselt in seinen „Kreuz- und Querzüge durch Mexiko“ (Heidelberg 1882) — besteht darin, daß er nur während der Regenzeit Wasser hat in einer Pfütze, aus welcher Menschen und Vieh ihre Bedürfnisse befriedigen; in der trockenen Jahreszeit muß der Wasserbedarf eine Stunde weit beigeschleppt werden. Einen Brunnen zu graben, daran denkt hier zu Lande Niemand. Die Leute sind zu faul. — Aber die Kinder zu erziehen, bemüht sich doch manchmal auch eine mexikanische Mutter, wie ich heute mich überzeugen konnte. Unsere Wirthin, eine freundliche und hübsche Rancherita (Bauersfrau), hatte nämlich gar viel damit zu thun, ihrem kleinen Mädchen das Erdessen zu unterlagen! Diese Gewohnheit, welche man gewöhnlich nur einigen wilden Völkerstämmen Süd-Amerikas zuschreibt, ist auch hier zu Lande keineswegs eine seltene Erscheinung: nicht allein Kinder, sondern selbst Erwachsene, namentlich Frauen, haben diese absonderliche Liebhaberei. In Guadalajara, San Luis, Puebla und anderen Orten werden auf dem Markte eine Art Pastillen verkauft, die aus leicht gebrannter weißer thoniger Erde bestehen; wer sie überhaupt genießt, rühmt sie als köstlichen Leckerbissen.

— Auf der Reise durch die Sierra Madre in Mexiko von Monterey nach San Luis Potosi, und zwar zwischen San Miguel und Galeana, traf L. Posselt (i. dessen Kreuz- und Querzüge durch Mexiko. Heidelberg 1882, S. 179) auf eine merkwürdige und großartige natürliche Brücke, wie sie wohl kaum anderwärts zum zweiten Male vorkommt. Von San Miguel aus geht es stark bergan, und bald erheben sich zu beiden Seiten des Weges steile Bergwände, die an einer Stelle durch einen etliche hundert Fuß hohen querüber liegenden Kamm aus zerfetztem Porphyr mit einander verbunden sind, so daß die Bergschlucht durch ihn hier vollständig abgeschlossen erscheint. Unter dem Kamm hat sich nun das Bergwasser einen engen Durchschlupf erhalten, der Pfad für Menschen und Thiere aber führt über ihn hinweg: er mißt in der Breite nicht mehr als 60 Fuß und fällt auf beiden Seiten mauerartig senkrecht in die Tiefe ab.

Südamerika.

— Eine Gesellschaft hat sich gebildet, um Caracas, die Hauptstadt von Venezuela, mit ihrem Hafen La Guayra durch eine Bahn zu verbinden. Caracas in der Mittelzone einer Region fruchtbarer Thäler mit einer Bevölkerung von angeblich 60 000 (?) Einwohnern; La Guayra andererseits liefert 40 Procent aller Einnahmen des Landes und wird monatlich von 18 regelmäßigen Dampfern, welche zu fünf verschiedenen Linien gehören, angelaufen. Wie die „Opinion de Guayana“ vom 25. Februar berichtet, wurde am 2. Februar bereits der glücklich vollendete Bau des großen Viaduktes von Pariata auf jener Strecke gefeiert. Derselbe, 135 m lang, 8 m hoch, ist eines der wichtigsten Werke der Bahn; man begreift, daß der Inhalt in Venezuela kein geringer war und es dabei an Lobeserhebungen für den allmächtigen Präsidenten Guzman Blanco nicht fehlte. Am 12. Februar fand ferner die feierliche Eröffnung des Telegra-

Digitized by Google

phen hatt, welcher die beiden Republiken Venezuela und Columbia mit einander verbindet.

— Einen Begriff von dem Goldreichthum der Minen in Yuruari (Venezuela) giebt folgende Notiz der Zeitung „Opinion de Guayana". Am 26. Februar 1882 kam Gold in Barren aus jenem Minendistrikt in Ciudad Bolivar an und zwar von der Gesellschaft El Callao 11 183$^{81}/_{1000}$ Unzen, Potosi 1384, Chile 618, Eureka 52 Unzen. Dieselbe Zeitung vom 4. März enthält eine Tabelle, welche die allmälige, jährliche Steigerung des Ertrages der Gesellschaft El Callao seit 1871 angiebt. Im Jahre 1875, wo zuerst Dividenden vertheilt wurden, ergaben 11 850 Tonnen Quarz 31 278,80 Unzen Gold im Werthe von 3 048 640 Bolivares, was eine Dividende von 614 000 Bolivares abwarf. 1881 aber wurden 24 978 Tonnen Quarz gewonnen, welche 72 254,62 Unzen Goldes im Werthe von 6 970 219,48 Bolivares ergaben und eine Dividende von 1 603 200 Bolivares abwarfen.

— Durch Dekret vom 11. December vorigen Jahres hat eine New-Yorker Telegraphen-Gesellschaft die Erlaubniß erhalten, Brasilien mit den Vereinigten Staaten durch ein Kabel in Verbindung zu setzen. Zum Landungsplatz in Brasilien ist Fortaleza oder Ceará an der Nordküste bestimmt, wodurch jede Konkurrenz mit den privilegirten Küstenkabel der Western and Brazilian Telegraph Company vermieden wird.

— Und den Anbau und die Ausfuhr von Zucker zu befördern, hat die brasilianische Regierung eben für sechs neu zu errichtende Zuckerfaktoreien sechsprocentige Zinsen für ein Anlagekapital von 3 300 000 Milreis (à 2,29 Mark) garantirt. Zwei von diesen Faktoreien sollen in Campos in der Provinz Rio de Janeiro, eine in Macciaria in der Provinz Ceará und drei in der Provinz Sergipe errichtet werden.

Polargebiet.

— Noch ist das Schicksal der ganzen Bemannung der „Jeannette" nicht festgestellt, und schon ist aus Jakutsk vom 18. April d. J. die Nachricht vom Untergange des Polarschiffes „Rodgers" eingetroffen, welche der „New York Herald" vom 19. April veröffentlicht. Ueber die Abfahrt und Ausrüstung dieses zur Aufsuchung der „Jeannette" ausgesandten Schiffes berichtet der „Globus" auf S. 108 des vorigen Bandes, über seine Erforschung des Wrangel-Landes auf S. 55 ff. des laufenden. Am 15. Oktober 1881 war der „Rodgers" in der St.-Lorenz-Bai (südöstlich vom Ost-Kap auf der Tschuktschen-Halbinsel) eingetroffen und hatte dort Winterquartier bezogen. Mr. Jackson, welcher mit speciellem Vollmachten zur Aufsuchung der Jeannette-Männer ausgesendet worden war (vgl. oben S. 313), erfuhr nun auf seiner Reise nach Norden am 6. April am Alban, einem rechten Nebenflusse der Lena, die traurige Nachricht und meldete darüber folgendes nach Jakutsk: „Ich habe eben einen Kurier mit Depeschen von W. H. Gilder, dem Herald-Korrespondenten vom „Rodgers", getroffen, welchen der Kurier von Kolymsk an der Kolyma bis Werchojansk, 400 engl. Meilen nördlich von Jakutsk, begleitet hatte. Gilder hat eine Reise von 2000 Meilen unter den Tschuktschen zurückgelegt. Er wurde mit der Meldung abgeschickt, daß der „Rodgers" verbrannt und gesunken ist; daß Lieutenant Berry mit den Offizieren und der Bemannung, 36 an der Zahl, sich in Tioxta unweit des Kaps Serdze-Kamen befinden, und daß denselben so bald als möglich ein Schiff zu Hülfe geschickt werden sollte."

Vermischtes.

— Eine der ältesten und verdientesten Londoner Gesellschaften ist die „Society of Dilettanti", welche fast anderthalb Jahrhunderte existirt und für die archäologische Erforschung des westlichen Kleinasien viel gethan hat. Unlängst erschien der vierte Band ihrer „Antiquities of Jonia", deren erster schon 1769 ans Licht trat; derselbe behandelt in Beiträgen verschiedener Autoren die vom Architekten Pullan unternommenen Temuel des Apollon Smintheus in der Troas, der Athene Poliaß in Priene und des Dionysos in Teos. Bei Besprechung dieses Buches erzählen die „Times" folgende ergötzliche Schnurre, welche Geographen in gerechte Verwunderung zu setzen vermag. Ursprünglich war es nämlich vorgeschrieben, daß ein in die Gesellschaft aufzunehmender Kandidat von dem vorschlagenden Mitgliede in Italien getroffen worden sein mußte. Nun wurde einst ein Kandidat auf Grund dessen erwählt, daß er in Avignon gesehen worden war, das zu damaliger Zeit in allen seinen Verbindungen in der That mehr italienisch als französisch war. Als man den Irrthum bemerkte, wurde, um die Gültigkeit der Wahl aufrecht zu erhalten, ein specieller Beschluß gefaßt, „daß nach der Ansicht dieser Gesellschaft Avignon in Italien liege". Dann aber faßte man ins Auge, daß man damit vielleicht einen gefährlichen Präcedenzfall geschaffen habe, und faßte eine zweite Resolution, „daß nach der Ansicht dieser Gesellschaft Avignon die einzige Stadt in Frankreich ist, welche in Italien liegt".

— Dr. F. Embacher, welcher 1880 das Tabellenwerk „Die wichtigeren Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts" (Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn) herausgab, hat im weitern Verfolge seiner Arbeiten über Entdeckungsgeschichte jetzt ein „Lexikon der Reisen und Entdeckungen" (Leipzig, Bibliogr. Institut 1882) veröffentlicht, eine alphabetische Sammlung von kurzen Biographien der Forschungsreisenden, und eine Uebersicht der Forschungsreisen, welche sich zu rascher Orientirung empfiehlt. Wir sagen das, trotzdem wir so manche Auslassung bemerken, so manche Charakteristik eines Mannes für unzutreffend, manchen Namen für überflüssig halten. So fehlen von Erforschern der europäischen Türkei Ami Boué, Kaniz, Sir Henry Holland, Touia, Bisquenet; von Arabienreisenden vermissen wir Schlier, Guarmani, Blunt, Tonghtu, Arconati-Visconti, und Afrika P. Richerson, Cohen, Lane, Marche, Rabbi Mardochée, Parisot, Playfair, Tissot, Steere, aus Russisch-Asien u. a. Maydell und von Neumann, Bolschew, Dille, Gluchowski, Kostenko, Lopatin, Paderin, Perutzow, Sosnowski, Thiel, Wiggins, Herbert Wood, and dem übrigen Asien Valentin Baker und Gill, Godwin Austen, Bogle, Curzon, Schönborn, Fritsche, Mac Gregor, Napier, St. John, aus Nordamerika Major Anderson, Clarence King, Pinart, Selfridge, aus Südamerika Moreno, Hosi, Lista, Vidal Gormaz, Maw Godazzi, Berg, Bollaert. Diese Namen sind zum aufs Genauwohl herausgegriffen und ließen sich leicht auch durch solche von Reisenden des Alterthums aus Mittelalters vermehren; wir führen sie nur an, weil wir die Verbesserung und Weiterentwickelung des Buches für sehr nützlich erachten. Gestrichen kann manches, zugesetzt muß vieles werden.

Inhalt: Das heutige Syrien XIV. (Mit sechs Abbildungen.) — F. Birgham: Der Verlauf der „Jeannette"-Expedition. — E. Kramberger: Paktac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats IV. (Schluß.) — Karl Berghoff: Die Ueberziehung der Kriegstrommel bei den Tahaïr. — Die Nomaden im Ferghana-Gebiete. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiet. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 2. Mai 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 30. — 2. Prospect: Woerl's Reisehandbücher und Reisebibliothek. Verlag von Leo Woerl in Würzburg.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1882.**

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Gipfel des Oelberges, der sich in seiner höchsten Kuppe noch 60 m über der obern Terrasse des Tempelhügels erhebt, gilt schon seit dem Beginne des 4. Jahrhunderts für die Stätte der Himmelfahrt Christi. Infolge dieser Annahme, die freilich dem Berichte des Evangelisten durchaus widerspricht (nach Luc. 24, 50 fand Christi Himmelfahrt bei Bethanien statt), entstanden schon früh großartige kirchliche Bauten auf der Höhe des Berges. Wir wissen, daß Konstantin hier eine Basilika ohne Dach errichtete, in der die Fußspuren Jesu gezeigt und verehrt wurden; daß sich im 6. Jahrhundert mehrere große Klöster rings um die heilige Stätte erhoben, und daß im 7. Jahrhundert Bischof Modestus eine umfangreiche runde Kirche auf dem Oelberge erbauen ließ. An der Stelle dieser letztern, die im 11. Jahrhundert zerstört wurde, führten die Kreuzfahrer dann einen kleinen Säulenthurm inmitten eines marmorgepflasterten Hofes auf, und noch nicht hundert Jahre später sehen wir dieses bescheidene Bauwerk schon wieder durch eine große Kirche ersetzt, in deren Mitte eine geräumige Vertiefung die Stelle der Himmelfahrt bezeichnete. Eine kleine Kapelle, die daneben errichtet war, blieb, als die Kirche selber im 16. Jahrhundert vollständig zerstört wurde, erhalten, und wurde im Jahre 1617 von den Muslimen nach dem Muster des frühern Baues erneuert. Nach demselben alten Grundrisse ist auch die heutige „Auffahrtskapelle“ in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts aufgeführt worden, ein kleiner, achteckiger Kuppelbau, von einem Hofe umgeben. Die Kuppel wölbt sich über der angeblichen Himmelfahrtsstelle, wo in einem länglichen Marmorviereck der Abdruck des rechten Fußes Jesu gezeigt wird. Heute im Besitze der Muslimen und von ihnen ebenfalls als heilig verehrt, wird die Kapelle zwei- oder dreimal im Jahre den Griechen und Lateinern zur Abhaltung ihres Gottesdienstes geöffnet. Neben dem Eingangsportal des Hofes erhebt sich ein schlankes Minaret; es gehört zu dem Derwischkloster, das hier an der Stelle einer ehemaligen großen Augustinerabtei steht. Unbeschreiblich schön und großartig ist die weite Rundsicht, die man von der Höhe des Minarets genießt; ganz besonders interessant aber nach Westen und nach Osten hin. Auf der erstern Seite zeigt sich uns das Bild der ausgedehnten Stadt mit den herrlichen Moscheen des Tempelhügels im Vordergrunde; nach Osten hin sehen wir das Thal des Jordan und das blaue, schimmernde Wasser des Todten Meeres vor den in violetten Duft gehüllten Höhenzügen am Horizonte. 1200 Meter tiefer als der Gipfel des Oelberges liegt das Becken des Todten Meeres; aber die kahlen, trockenen Hügelterrassen, die sich zwischen beiden hinziehen, fallen so allmälig ab, daß man den Höhenunterschied nach dem Augenscheine nie für so bedeutend halten würde. Man unterschätzt ihn ebenso, wie die Entfernung, die kaum ein bis zwei Meilen zu betragen scheint und die

Digitized by Google

doch nur in siebenstündigem Ritt zurückgelegt werden kann.

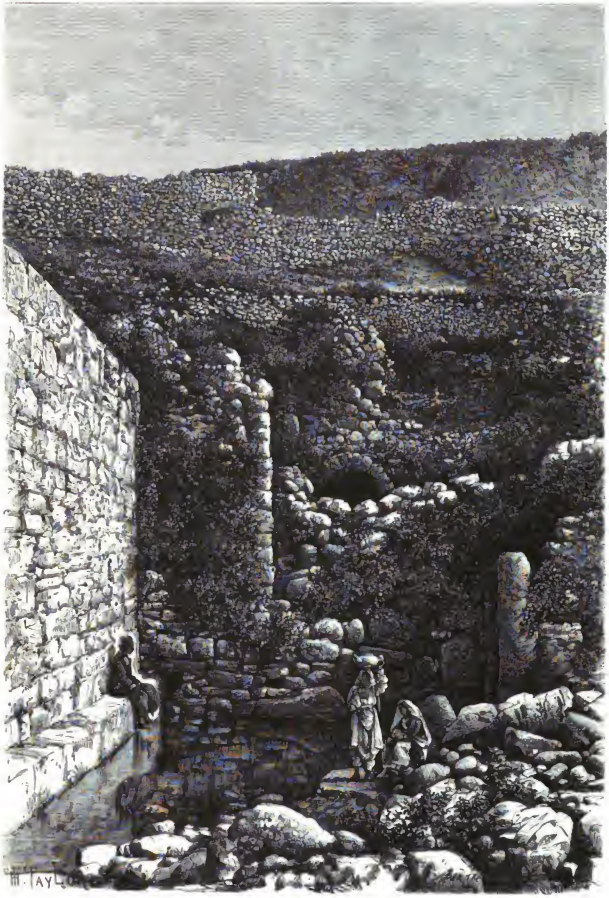
Nach allen Seiten hin führen Wege vom Oelberge zum Thale hinab, und ein jeder von ihnen führt auch an einem oder mehreren Punkten vorbei, die durch irgend eine fromme Tradition geheiligt sind. Da ist die Stelle, wo Jesus den Jüngern das Vaterunser gelehrt, da die andere, wo er über Jerusalem geweint hat, da wieder der Ort, wo die Jünger das apostolische Glaubensbekenntniß verfaßt haben u. s. w. Ganz besonders reichliche Veranlassung zu frommen Sagen geben aber die zahlreichen alten Felsengräber, die sich an den Abhängen des Berges vorfinden. Tief unten am westlichen Abhange sind die „Gräber Absalom's, Josaphat's und des Jakob", sowie die sogenannte Pyramide des Zacharias: großartige, in den Felsen gehauene Grabmäler. Unweit des Weges, der in südlicher Richtung nach dem Dorfe Siloa führt, liegt eine andere, von den Juden ebenfalls hochverehrte Gräberstätte, das sogenannte kleine Labyrinth oder die Prophetengräber, eine umfangreiche unterirdische Anlage, die aus einer großen Rotunde, verschiedenen Kammern und mehreren sich kreuzenden Gängen von 12 bis 18 Meter Länge besteht und etwa zwei Dutzend sogenannter Schiebgräber enthält. Die ziemlich rohe Ausführung des Ganzen läßt auf ein hohes Alter schließen. Das Dorf Siloa selber, das am Abhange der südöstlichsten Kuppe des Oelberges wie ein Schwalbennest an die Felswand angeklebt liegt, war zum großen Theil vor Zeiten auch eine Nekropole der Juden. Eine Menge von Felsengrotten, deren ursprüngliche Bestimmung als Grabkammern an den in der Rückwand befindlichen Lampennischen zu erkennen ist, liegen in und vor dem Dorfe und werden heute theils als Wohnungen, theils als Viehställe benutzt. Jahrhunderte lang, ehe das arabische Dorf hier entstand, wurden sie von christlichen Einsiedlern bewohnt. Das Dorf, das im Ganzen etwa 80 Häuser zählt, und von einer von Norden nach Süden laufenden Gasse durchschnitten wird, ist aus einiger Entfernung nur schwer von dem Felsen, auf dem es steht, zu unterscheiden, da die

Das Dorf Siloa (Silwân).

Farbe der Häuser mit der des gelblichgrauen Kalksteinbodens vollkommen übereinstimmt. An seinem Eingange befindet sich, heute als muslimisches Heiligthum verehrt und von einer hohen Mauer umschlossen, in der Felswand eine große monolithische Pyramide, die de Saulcy für eine ägyptische Kapelle erklärt, welche Salomo für eine seiner vielen Frauen, eine Pharaonentochter, errichtet hätte. Die Aehnlichkeit, die diese Pyramide mit dem sogenannten Zachariasgrabe aufweist, die zwei Kammern, die sie im Innern enthält, lassen aber vielmehr auf ein Grabmal schließen. — Die Einwohner von Siloa, sämmtlich Muslimen, stehen in dem Rufe, besonders räuberisch zu sein. Die meisten von ihnen betreiben Ackerbau und Viehzucht; viele ernähren sich auch durch den Verkauf des Wassers aus den nahegelegenen Quellen, das sie in großen Schläuchen auf Eseln nach Jerusalem bringen.

Die drei unweit des heutigen Siloa belegenen Quellen, die freilich ihren alten Wasserreichthum und damit ihre alte Bedeutung lange eingebüßt haben, sind die Marienquelle, die Siloaquelle und der Hiobsbrunnen. Die erstere, eine intermittirende Quelle, deren Wasser in der Regenzeit drei- bis fünfmal, im Sommer zwei-, im Herbst aber nur ein einziges mal am Tage strömt, läuft unter der westlichen Wand des Josaphatthales im Innern des Felsens entlang. Unter einem in den Felsen gehauenen Gewölbe steigt man dreißig Stufen bis zum Wasser hinab, das sich in einem 3 bis 4 Meter langen und 1½ Meter breiten Becken sammelt. Ein Abfluß aus demselben führt durch einen roh ausgehauenen Verbindungsgang von 533 Meter Länge zu der tiefergelegenen Siloaquelle. Bei seiner mühevollen, weil an vielen Stellen nur im Kriechen auf allen Vieren auszuführenden Rekognoscirung dieses Ganges entdeckte Warren ungefähr in der Mitte über demselben einen nach oben in den Felsen sich öffnenden Schacht; derselbe führte in einen weiten saalartigen Raum, in dem eine Menge alter Töpfe, Scherben und Glaslampen erkennen ließen, daß er zur Zeit der römischen Belagerung wohl flüchtenden Juden als Versteck gedient hatte. Die Siloaquelle, die früher zwei Teiche füllte, speist heute nur noch den einen derselben, den sogenannten Oberteich, der durch die an ihn sich knüpfende Erzählung von der Heilung des Blinden (Joh. 9, 7) für heilig galt. So

Digitized by Google



Die Siloa-Quelle (Ain Silwân).

Digitized by Google

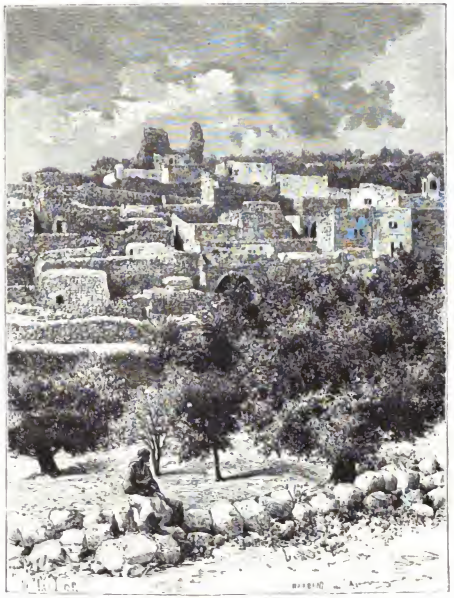
wurde auch ſchon im 6. Jahrhundert eine Baſilika mit Badeeinrichtung über der vermeintlichen Heilquelle erbaut, im 12. Jahrhundert ein wohl zur Aufnahme von Kranken beſtimmtes kloſterähnliches Gebäude. Mehrere ſtarke Pfeiler und Säulen, die ſich an der einen Seite des etwa 16 Meter langen und 5 bis 6 Meter breiten Beckens heute noch erheben, ſowie ein Säulenſtumpf, der aus der Mitte deſſelben über das Waſſer hervorragt, dürfen als Ueberreſte jener Bauten gelten. Das Waſſer der Quelle fließt durch einen Abzugskanal in der ſüdöſtlichen Ecke des Teiches aus und verliert ſich in den im Thale belegenen Gärten; es iſt von wenig angenehmem, nicht immer gleichem Geſchmack, bald mehr, bald minder ſalzig, und wird überdies durch die ſtets am Teiche anzutreffenden Wäſcherinnen und Gerber oft ſtark verunreinigt. Einige hundert Schritt weiter nach Süden, an der Stelle, wo das von Weſten kommende Hinnomthal in das Thal des Kidron einmündet, befindet ſich der dritte, der ſogenannte Hiobsbrunnen, der, noch heute verhältnißmäßig waſſerreich, höchſt ſelten nur gänzlich verſiegt. Das wegen ſeines Wohlgeſchmackes berühmte Waſſer füllt oft den faſt 40 Fuß tiefen, gemauerten Brunnen bis zum Rande und ſtrömt dann als Bach das Kidronthal hinab. Die großen ſteinernen Tröge zum Tränken des Viehs, die ſich neben ihm befinden, ſtammen augenſcheinlich aus ſehr alter Zeit. Eine heute ganz verfallene Moſchee, die ſich an der einen Seite erhebt, deutet auf die jeder amühenden Waſſerſcheinlichkeit entbehrende muslimiſche Tradition, die dieſen Brunnen mit der Geſchichte Hiob's in Verbindung gebracht und dadurch als heilig geſtempelt hat. An dieſelbe Tradition erinnert auch das unweit deſſelben belegene elende Gebäude, das vor wenigen Jahren von der türkiſchen Regierung als Hoſpital für Ausſätzige erbaut worden iſt: ein langes, einſtöckiges Haus mit zahlreichen Thüren in der Front, die in eben ſo viele getrennte Kammern von 7 Meter Länge und 4 Meter Breite führen. Jeder dieſer kleinen Räume, der mehreren Ausſätzigen, oft einer ganzen Familie dieſer Unglücklichen, zum Aufenthalte dient, hat in der Rückwand ein kleines Fenſter. Zwei große, in der roheſten Weiſe aus Lehm und zerhacktem Stroh gemauerte Kaſten in der Mitte des Gemachs enthalten die Vorräthe an Nahrungsmitteln und Kleidung für die Bewohner, einige zerlumpte Decken und Matten in der einen Ecke bilden die ganze ſonſtige Einrichtung des unſaubern Raumes. Anſtatt des Herdes dienen drei am Boden liegende Steine, ein Schornſtein exiſtirt nicht: der Rauch muß, ſo gut es eben geht, durch Thür und Fenſter ſeinen Ausweg finden, und vielleicht iſt dieſe primitive Einrichtung, die die Lehmwände der kleinen Kammern ſchon längſt geſchwärzt hat, bei der aller Beſchreibung ſpottenden Unreinlichkeit noch als wohlthätiges Desinfektionsmittel von Werth. Von ärztlicher Behandlung der Unglücklichen, von irgend welchen Verſuchen, die in den vorgeſchrittenſten Stadien des Leidens entſetzlichen Qualen zu lindern, iſt nicht die Rede. Es iſt eben nur eine abgeſonderte Unterkunft für die Kranken geſchaffen worden, in der ſie ſich bei Sonnenuntergang einzufinden haben, wenn ihr Tagewerk des Bettelns an den Stadtthoren und den Eingängen der Moſcheen und Chans gethan iſt. Und trotz dieſer eben nur unter türkiſchem Regiment möglichen, entſetzlichen Zuſtände ziehen die Kranken den Aufenthalt in dem türkiſchen Ausſätzigenhauſe immer noch der Aufnahme in der dem gleichen Zwecke dienenden, wohlthätigen Anſtalt der deutſchen proteſtantiſchen Gemeinde von Jeruſalem vor. Zu dieſer, die unweit des Jaffathores inmitten ſchattiger Bäume und Gärten gelegen iſt, ſind die Kranken in großen, gutventilirten Sälen untergebracht. Geeignete Koſt, aufmerkſame Pflege und mediciniſche Bäder und Waſchungen tragen wohl manches zur Linderung der Leiden bei — von irgend einem Erfolge der immer wieder unternommenen Heilungsverſuche iſt indeſſen nicht die Rede, und ſo koncentrirt ſich einſtweilen das Sterben der Aerzte noch hauptſächlich darauf, die Krankheit immer mehr ausſterben zu laſſen. Die demgemäß vollſtändige Abſonderung der Geſchlechter und die Internirung der Kranken in dem Bezirke der Anſtalt laſſen das türkiſche Ausſätzigenhaus mit ſeiner ungebundenen Freiheit begreiflicherweiſe immer vorziehen. Die Bewohner deſſelben wählen ſich einen Scheich aus ihrer Mitte, der die Ordnung in dieſer Kolonie des höchſten menſchlichen Elends aufrecht zu erhalten hat. Jeruſalem, Ramle und Nabulus ſind die drei einzigen Städte in Syrien, in denen ſich heute noch Ausſätzige aufhalten dürfen; der erſtere Ort beherbergte zur Zeit von Lortet's Anweſenheit daſelbſt etwa 100, Ramle 40 und Nabulus 50 ſolcher Unglücklichen, unter denen ſich, wiederm Reiſenden von glaubhaften Gewährsmännern mitgetheilt wurde, kein einziger jüdiſcher Einwohner des Landes befand. Dieſer Umſtand iſt indeſſen wohl weniger einer Racneeigenthümlichkeit zuzuſchreiben (galt doch im Alterthume das jüdiſche Volk nur zu oft für eine „Herde

Scheich der Ausſätzigen.

Digitized by Google

von Aussätzigen"), als vielmehr der Thatsache, daß die entsetzliche Krankheit fast ausschließlich unter der ackerbauenden Bevölkerung ihre Opfer sucht und gesucht hat, zu der die syrischen Juden heute nur in verschwindend kleinem Theile noch gehören.

Etwas über eine Viertelmeile von dem Dorfe Siloa entfernt liegt in östlicher Richtung das alte Bethanien, das heutige El'Azarije, so genannt nach einer arabischen Korruption des Namens Lazarus oder Lazarium, dessen L fälschlich als Artikel angesehen wurde. Bethanien, „Haus der Armen", hieß man den Ort vielleicht wegen seiner Lage am Anfange der zum Todten Meere sich hinziehenden trockenen Wüste, vielleicht auch, weil er der Zufluchtsort der Aussätzigen war, der „Armen", wie sie noch heute vom Volke



Bethanien (El'Azarije).

genannt werden. Ueber die Identität des heutigen El Azarije mit dem neutestamentlichen Bethanien kann kaum ein Zweifel herrschen; seine Lage und die Entfernung von der Stadt (nach Joh. 11, 18 beträgt sie 15 Stadien) stimmen mit der des Wohnortes des Lazarus vollkommen überein. In den ersten Zeiten der christlichen Kirche hatte denn auch der Ort eine hohe Bedeutung; große Klöster und Tempel erhoben sich an den geheiligten Stätten. Noch im 12. Jahrhundert errichtete Melisendis, die Gattin des vierten Königs von Jerusalem, ein großes, befestigtes Frauenkloster über dem „Grabe des Lazarus". Mächtige Ueberreste eines alten festen Thurmes, die sich noch heute inmitten des aus einigen 40 Häusern bestehenden Dorfes erheben und das „Schloß des Lazarus" genannt werden, stammen jedoch nicht, wie oft angenommen wird, von jener Klosterveste; sie gehören, wie aus ihren großen, geränderten Quadern hervorgeht, einer viel frühern Zeit an. Neben dem zum Theil gemauerten, zum Theil in den Felsen gehauenen, dürftigen Grabe des Lazarus, das übrigens keine Aehnlichkeit mit einem alten jüdischen Grabe hat, erhebt sich heute eine Mo-

Digitized by Google

schee; denn Lazarus gilt seit lange schon auch bei den Muslimen für einen Heiligen. Nicht weit davon wird das Haus der Maria und Martha gezeigt. Die Einwohner des zwischen zahlreichen Feigen-, Oel-, Mandel- und Johannisbrodbäumen anmuthig gelegenen Dorfes sind heute ausschließlich muslimische Araber, unter denen Lortet mehrere Individuen von auffallender Schönheit bemerkte.

Am Morgen des 12. Juni unternahm Lortet einen weitern Ausflug nach dem in gerader Richtung etwa 30 km von Jerusalem entfernten Hebron. Zum westlichen, dem Jaffathore, hinausreitend, verfolgte man zunächst die in südöstlicher Richtung führende Straße nach Bethlehem, die zuerst auf beiden Seiten von niedrigen Kornfeldern eingefaßt ist, bald aber auf die Hochebene hinaufsteigt, an deren Ende das große griechische Kloster Mar Eljäs steht, von herrlichen, alten Oelbäumen umgeben. Etwas unterhalb des Klosters, da, wo sich der Weg nach Hebron von der Bethlehemstraße abzweigt, liegt ein von den Christen, Muslimen und Juden gleich hoch verehrtes Heiligthum, das sogenannte Grab der Rahel, der Gattin Jakob's. Es ist in seiner heutigen Gestalt ein Weli oder muslimisches Heiligengrab, wie es deren in fast jedem Dorfe eines oder mehrere giebt; auch der im Innern befindliche Sarkophag ist nicht bemerkenswerth; er besteht aus einfach geweißtem Mauerwerk. Nach 1 Mose 35, 19 starb Rahel in der That ganz in der Nähe von Bethlehem, und so mag dieser Platz, der schon während der ganzen christlichen Zeit als ihr Grab gegolten hat, vielleicht wirklich der richtige sein. Von einer angeblich als Erinnerung an die zwölf Stämme aus zwölf ungehenren Steinen hier errichtet gewesenen Pyramide ist heute kein Ueberrest mehr vorhanden. Das jetzige Gebäude, dessen Mauern über und über mit Pilgernamen bedeckt sind — denn das Grab Rahel's ist namentlich für die Juden ein vielbesuchter Wallfahrtsort —, soll aus dem 15. Jahr-

Rahel's Grab.

hundert stammen und seitdem einigemal umgebaut und verändert worden sein.

Ueber trockenes, steiniges Terrain, auf dem außer verkümmertem Strauchwerk nichts von Vegetation zu sehen ist, führt die Hebronstraße zunächst zu den Burak, den sogenannten Salomonischen Teichen, den drei ungeheuren gemauerten Reservoirs des alten Aquädukts, der Jerusalem mit Wasser versorgte. Ueber die Zeit der Erbauung dieser berühmten Stufenteiche ist viel und bis jetzt ohne Erfolg gestritten worden; indessen darf es als ausgemacht gelten, daß die großartige Anlage ihren Namen mit Unrecht trägt und einer viel spätern als der Salomonischen Zeit angehört. Der fast fünfstündige Weg von hier nach Hebron zeigte Lortet die jüdäische Landschaft in ihrer ganzen Einförmigkeit. Zu beiden Seiten der Straße, die, ein Ueberrest aus der Römerzeit, hier mit großen allmälig ganz glatt geschliffenen Steinplatten gepflastert ist, ziehen sich die trockenen, unbebauten röthlichen Hügel hin. Vereinzelt zeigen sich hin und wieder auf ihnen kleine Gehölze verkrüppelter Eichen mit stachlichtem Grün (Quercus Palaestina). In den Schluchten und Thälern nur sieht man von Zeit zu Zeit kleine Kornfelder, Oliven- und Feigenbäume. Nachdem eine Schar russischer Pilger den Weg nach Bethlehem eingeschlagen hatte, war auf der Hebronstraße, so weit das Auge reichte, kein Mensch zu sehen; nur in der Ferne auf den Hügeln, und gegen den blendenden Horizont scharf abgezeichnet, erblickte man einige arabische Hirten mit ihren Kameelen oder Ziegen. In der heißen, unbewegten Luft hörte man nichts als das fortwährende laute Summen der großen Mistkäfer (Scarabaeus sacer), die in großen Schwärmen über dem auf der Straße verstreuten Pferde- und Kameelmist sich niederließen, das gelegentliche Geschrei einiger weißköpfiger Steinschmätzer (Saxicola leucomela), die um die festigen Hügel flogen, und den unermüdlichen Gesang der treuesten Begleiterin

Digitized by Google

des syrischen Reisenden, der Haubenlerche. In den öden sten, trockensten Gegenden des Landes trifft man diesen zierlichen Vogel an. Da derselbe bekanntlich nicht weit fliegt, würde es oft vollkommen unerklärlich sein, wo er zum Wasser gelangt, wenn man nicht annehmen wollte, daß er sich mit dem hier so reichlich fallenden Thau begnügt.

Je mehr man sich Hebron nähert, desto mehr verändert sich die Landschaft; immer häufiger zeigen sich bewaldete Hügel, manche mit deutlich erkennbaren Eingängen zu Felsengräbern. Auf dem Gipfel des einen derselben erheben sich große Ruinen starken Mauerwerkes, die man für die Trümmer des alten Beth-Zur (Josua 15, 58) ansieht. Auch auf den umgebenden Hügeln zeigen sich ähnliche, kleinere Mauerreste; doch sind sie in einem dichten Gehölz von Terebinthen, Zwergeichen und Karuben fast versteckt, in dem unzählige große Eidechsen und schöne schwarze Nattern (Coluber atrovirens) sich aufhalten.

Gegen Abend, noch vor Sonnenuntergang, erreichte man Hebron, das, eine Ausnahme unter den palästinensischen Städten, nicht auf einem Hügelrücken, sondern in der Vertiefung eines Thalgrundes liegt. Zahlreiche Quellen machen die Umgebung der alten Stadt reich an Gärten, in denen Mandeln, Pistazien, Granaten und Aprikosen in Fülle gedeihen; die Weinberge von Hebron sind noch heute ebenso berühmt wie vor Alters. Der Ursprung der Stadt wird mit Recht in eine sehr entlegene Zeit zurückverlegt. Wir begegnen ihrem Namen wieder und immer wieder in den Büchern Mose. Bei Hebron lag der Hain Mamre Abraham's, hier

Die große Moschee (Haräm) in Hebron.

auch die Doppelhöhle Machpela, die er zum Begräbnißplatze von Ephron, dem Hethiter, kaufte. Auch in den Berichten der Bücher Josua und Samuelis spielt die Stadt eine wichtige Rolle; und diese Bedeutung blieb ihr bis weit in die muslimische Zeit hinein, theils als wichtige Handelsstadt, theils als religiöses Heiligthum; denn Abraham, der „Freund Gottes", ist ein großer Prophet des Islâm. So ist denn auch fast die ganze rührige Bevölkerung der heutigen Stadt, 8000 bis 10000 Seelen, muslimisch, und nur eine Anzahl von etwa 500 jüdischen Einwohnern vorhanden. Die ersteren übertreffen an Fanatismus noch die Mehrzahl ihrer anderen syrischen Glaubensgenossen; der Aufenthalt in Hebron war vor noch nicht gar langer Zeit eine gefährliche Sache für die Reisenden; und wenn dieses sich auch jetzt geändert hat, so bleibt doch der interessanteste Theil der ganzen Stadt, das große Haräm, nach wie vor allen Ungläubigen verschlossen. Dasselbe umschließt nach alter Tradition die Höhle Machpela und die Gräber der Patriarchen. Die Umfassungsmauer des ausgedehnten Heiligthumes ist aus ungeheuer großen Quadern erbaut und erinnert an die Harâmmauer von Jerusalem; mächtige Wandpfeiler stützen sie von außen. Ueber dieser angenscheinlich sehr alten 15 bis 18 Fuß hohen Umfassung haben die Muslimen noch eine moderne Zinnenmauer errichtet. An den beiden nördlichen Ecken führen zwei Treppen in den innern Hofraum, den kein Fremder betreten darf. Von der Höhe über dem Haräm sieht man aber, daß in der Mitte dieses Raumes ein großes Gebäude sich erhebt: augenscheinlich eine alte Basilika, die in eine Moschee umgewandelt worden ist. Nur dreimal innerhalb der letzten Jahrzehnte hat ein besonderer

Digitized by Google

ferman des Sultans Andersgläubigen die Pforten der Moschee geöffnet: 1862 dem Prinzen von Wales, 1866 dem Marquis von Bute und 1869 dem Kronprinzen von Preußen. Nach den Berichten ihrer Begleiter, die freilich auch nur den flüchtigsten Blick in das Heiligthum werfen durften, soll, außer den über dem Boden befindlichen Kenotaphen, auch noch eine Felsenkrypta vorhanden sein, in der sie Marmorsärge zu sehen glaubten.

Rings um den großen Bau liegen eine Menge kleinerer Gebäude, die von Derwischen, Heiligen und Wächtern des Heiligthums bewohnt sind. Sechs Dörfer der Saron- und Philisterebene müssen für den Unterhalt dieser Leute sorgen.

Bei den Turkmenen Karamaniens.

Auf der kleinasiatischen Hochebene nördlich des Bulgar-Dagh, welcher die kilikische Küstenebene vom Plateau Kappadociens scheidet, übernachtete Mrs. Scott-Stevenson, aus deren Reisewerke wir schon Einiges über das Treiben der Tschetkessen in Kleinasien mitgetheilt haben (s. oben S. 279) in einem Lager von Turkmenen (Our Ride through Asia Minor p. 275 seq.). Dasselbe lag zwischen Kiz (oder Kilisse) Hissar, dem antiken Tyana, und der Stadt Eregli. Sie beschreibt ihren dortigen Aufenthalt wie folgt.

Etwa 30 Zelte lagen zerstreut umher, jedes mit einer kleinen Schilfhecke, um bei Nacht die Herden aufzunehmen. Andere noch kleinere Umfriedigungen umschlossen das Geräth für den täglichen Gebrauch. Die Zelte oder Hütten — es ist schwer zu entscheiden, wie man sie eigentlich nennen soll — waren von Filz und zeigten die bienenkorbähnliche Form, durch welche sich die Turkmenen von den Jürüken unterscheiden. Diese hier gehörten offenbar einem reichen Stamme und waren auffallend gut hergestellt. An der einen Seite war der Filz aufgeschlagen, um die Luft einzulassen, und das hölzerne Gitterwerk des Innern war deutlich zu sehen. Die Bedeckung wurde durch starke Bänder aus Ziegenhaar, welche verschiedenfarbig gestreift waren, festgehalten. In jeder Hütte sah man wollene Matratzen, dammwollene Decken und Kilim-Teppiche nett zusammengefaltet und in Haufen aufgeschichtet liegen, bereit bei Nacht auf die Erde gelegt zu werden. Der Filz heißt Kebschi, wird von den Leuten selbst zu einer gewissen Jahreszeit angefertigt und entspricht seinem Zwecke vortrefflich; weder Wind noch Sonne dringt durch und im Winter hält er warm, im Sommer kühl. Mrs. Scott-Stevenson und ihr Mann hielten vor dem ansehnlichsten Zelte an, fanden aber nur die Weiber daheim; dieselben empfingen sie nicht so gastfreundlich, als sie erwartet hatten, wurden aber später, als die Männer zurückkehrten, auch höflicher. Die Reisenden schirrten sofort ihre Pferde und luden ihren Wagen ab und sandten einen Jungen nach Wasser aus. Er brachte welches, das völlig brackisch schmeckte. Jene Ebene ist wegen ihrer Milchprodukte berühmt und hat doch durchweg schlechtes Wasser, ein Umstand, welcher der Engländerin auffiel: sie hatte stets geglaubt, daß reines Wasser ein Haupterforderniß zur Betreibung der Milchwirthschaft sei, während sich hier die Turkmenen eine Gegend ausgesucht hatten, wo das Wasser spärlich, schlecht und wenigstens eine halbe englische Meile entfernt war.

Die Turkmenenweiber sind eine schöne, kräftige Race, mit starken Knochen und großen Gliedern, sehr fleißig und reinlich, aber ganz uncivilisirt. Auf die Engländerin blickten sie mit äußerster Verachtung herab und konnten ihre Verwunderung nicht verbergen, als ihr Mann und der Dolmetscher desselben sie eifrig bedienten, anstatt umgekehrt. Letzterm sagten sie, sie hätten nie zuvor ein „so nutzloses Ding" gesehen, und fragten ihn, wozu sie denn gut wäre. Mrs. Scott-Stevenson glaubte denn auch, daß es ihr schlecht gegangen wäre, wenn sie mit diesen Damen allein gelassen worden wäre.

Außer dem Hauptzelte war noch ein schwarzes Beduinenzelt vorhanden, welches für zufällig vorübergekommende Fremde bestimmt war, und von welchem die beiden Zaptiehs der Engländer sofort Besitz ergriffen.

Als die Sonne sich zum Untergange neigte, begann sich die Scene zu ändern. Ringsum am ganzen Horizonte tauchten plötzlich große Heerden auf, welche beim Näherkommen streng von einander gesondert blieben. Der sie begleitende Mann oder Knabe erlaubte niemals einem Schafe, sich zu verlaufen. Zuerst kamen die Lämmer, Herde auf Herde, kleine schwarzweiße Dinger, und warteten in kurzer Entfernung vom Lager. Als alle Thiere auch von den entfernten Weiden zur Stelle waren, wurde auf ein bestimmtes Zeichen eine Abtheilung von Schafen und auf der entgegengesetzten Seite eine solche von Lämmern losgelassen, und jedes Lamm sprang sofort zu seiner Mutter, welche es seit dem Morgen nicht gesehen hatte. Rührend war die Freude beider beim Wiedersehen. Die Lämmer suchten sofort nach Nahrung und saugten nach Herzenslust, wobei ihre kleinen Schwänzchen in der komischesten Weise hin und her wackelten. Blökend liefen die mutterlosen Thiere umher und erhielten auf ihrer Suche so manchen Stoß oder Fußtritt; eine der Frauen mußte einige Mutterschafe festhalten, während die Jungen saugten. Die Wölfe hatten offenbar viele von den Eltern gestohlen, und die Näherinnen waren durchaus nicht geneigt, sich der kleinen Waisen anzunehmen. Sobald jedes genug hatte, wurden sie wieder getrennt und in verschiedene Gehege gesperrt, um erst wieder am nächsten Morgen vor dem Austriebe auf wenige Minuten zusammengelassen zu werden. Selbst neugeborene Lämmer werden ebenso behandelt und dürfen nicht bei ihren Müttern bleiben, weil die Turkmenen glauben, daß sie auf solche Weise mehr Milch von den Schafen erhalten. Dasselbe Verfahren wurde bei jeder Herde wiederholt, wobei ein Irrthum in der Vermischung zweier Herden nicht vorzukommen schien.

Es war das, wie Mrs. Scott-Stevenson sagt, eine der hübschesten Scenen, die sie je gesehen; die wilde Umgebung trug nur dazu bei, die Eigenthümlichkeit und Poesie derselben zu erhöhen. Die weite einsame Ebene, die Zelte und Heerden, die Leute in ihrer saubern Kleidung, ihr wildes Schreien und ihre fremde Sprache, und die große untergehende Sonne, welche ihr goldenes Licht über das ganze Bild ausgoß, das alles versetzte sie wie in ein Traumland. Die Turkmenen selbst sahen dabei weder etwas Schönes noch Poetisches; ihre einzige Sorge ging dahin, daß jedes Lamm genug bekam und nicht mehr.

Unter den Herden befanden sich einige Tekke oder Angoraziegen, die an Gestalt und Haar mehr Schafen als Zie-

Digitized by Google

gen gleichen. Ihr Haar oder Wolle ist leicht und von schöner Textur; ehe die Weiber die Thiere einsperrten, gingen sie rund um die Herde herum und sammelten sorgfältig alle an den Seiten derselben hängenden losen Flocken, da das Produkt sehr kostbar ist und von den Kaufleuten von Koniah theuer bezahlt wird.

Böse fügen den Herden großen Schaden zu, da sie oft in Rudeln von 20 bis 50 Stück einbrechen und in einer Nacht viele Schafe tödten oder verstümmeln. Zwar besitzen diese Turkmenen große und starke Hunde, aber auch diese fallen den Raubthieren zur Beute, wenn sie der Hunger drängt.

Das Zelt des Häuptlings Hadschi Jusef unterschied sich in nichts von den anderen; sein Eigenthümer besaß aber mehr Schafe und Teppich. Wenn die heiße Jahreszeit kommt, ziehen sie nach Norden an den Hasan-Dagh. Das Lager war wunderbar rein und kein Unrath beleidigte das Auge; der Schafmist wird täglich bei Seite geschafft und die Stellen schnell gefegt. Die Leute sagten, sie müßten reinlich sein; denn ihre Existenz hänge von der Qualität ihres Kaimak (Sahne), Butter, Milch und Käse ab, und deren Bereitung erfordere die strengste Reinlichkeit. Im Winter beschäftigen sie sich mit dem Weben von Killim-Teppichen.

Bei einbrechender Dämmerung brachte man den Engländern das Abendessen, nämlich eine Metallschüssel voll Milchsuppe, in welcher eine Art Gras, die an vielen Stellen der Ebene wild wächst, gekocht war, was gar nicht schlecht schmeckte; dazu frischen Käse, Sahne und Butter, Milch nach Belieben und zum Schlusse vorzüglichen Türken-Kaffee, d. h. extra starken, in dessen Bereitung die Türken besonderes Geschick entwickeln. Nur der beste und tapferste Mann wird der Ehre theilhaftig die Bohnen zu rösten und zu stampfen, und es gilt fast als Sünde, wenn ein Weib dabei Hand anlegen wollte. Bei jener Gelegenheit wurde ein Freund aus einem Nachbarzelte herbeigeholt; zunächst wusch er sich Gesicht und Hände, während die anderen rings herum saßen und ihm zuschauten. Als der Mond aufging, trennte sich die Gesellschaft; die Männer wuschen sich sorgfältig Füße, Hände und Gesicht, breiteten ihre kleinen Teppiche auf die Erde und sprachen, das Gesicht nach Mekka gekehrt, ihr Abendgebet. Dann zog sich auch das englische Ehepaar in seinen Wagen zurück und suchte unter dem Sternenhimmel die Ruhe, welche nur hin und wieder durch das Gebrüll einer Kuh oder das Blöken eines Schafes unterbrochen wurde.

Ehe sie am nächsten Morgen das Lager verließen, brachte man ihnen noch einen kranken Säugling und einen blinden Mann zum Kurieren. Gewöhnlich aber ist dieses Volk durchaus gesund und hat natürlich keine Aerzte, wohl aber einige simple Heilmittel, denen sie unbedingt vertrauen. In besonders schlimmen Fällen schlachten sie ein Schaf oder, wenn nöthig, eine Kuh und tegen die kranke Person in den warmen Kadaver, bis sie ihre Lebenskraft wiedergewonnen zu haben scheint. Fleisch essen sie nur, wenn der Wolf ein Schaf so arg zugerichtet hat, daß es geödtet werden muß; sonst genießen sie nur Milchspeisen und Brot. Gemüse und Früchte sind bei ihnen unbekannte Dinge und ihr einziger Luxus ist der Kaffee.

Zum Grenzstreit zwischen Mexico und Guatemala.

Von **Karl Lamp.**

Zwischen Mexico und Guatemala droht wegen streitiger Grenzmarken ein Krieg auszubrechen. Diese Frage schwebt zwischen den beiden Ländern schon seit ihrer Befreiung von der spanischen Herrschaft. So lange letztere dauerte, war Chiapas mit Soconusco, dem Küstenstreifen am Stillen Oceane, eine Provinz der zur Generalkapitanie Guatemala gehörigen gleichnamigen Intendanz. Nach der Vertreibung der Spanier, als Iturbide zum Kaiser in Mexico proklamirt ward, schloß sich diesem die mittelamerikanische Generalkapitanie an, trennte sich aber wieder von ihm bald nach Iturbide's Sturz. Bei dieser Gelegenheit blieb Chiapas, das, durch die eingelassene Landenge von Tehuantepec von den mexicanischen Hochebenen getrennt, geographisch sicherlich zu Guatemala zu rechnen ist, so zu sagen bei Mexico hängen. Ob dies Verhältniß jemals von Guatemala als zu Recht bestehend ausdrücklich anerkannt worden ist, weiß ich nicht, möchte es aber kaum annehmen. Jedenfalls ist die Zugehörigkeit einiger Gebiete immer zweifelhaft gewesen. So wird noch auf einer Karte vom Jahre 1844 Chiapas als zu Guatemala gehörig angegeben. Auf anderen neueren mexicanischen Karten wird die Grenze weiter nach Nordosten zu um den Mittellauf des Usumasinta als „nicht festgesetzt“ bezeichnet. Indeß ist diese Gegend, die nur von indios bárbaros, Lacandonen genannt, bewohnt wird, welche den Spaniern und dem Katholicismus sich fern gehalten haben, bis jetzt für keins der beiden Länder von Bedeutung und es wäre ihretwegen schwerlich ein ernster Streit entstanden. Dazu geben schon eher Anlaß die Verhältnisse im Gebiet des Sees von Peten, das, von Guatemala, von dem es politisch unbestritten ein Theil ist, durch einsame Bergwaldungen getrennt, geographisch zu Yucatan gehört und fast nur mit den Hafenplätzen um die Mündung des Usumasinta Verkehr unterhält; die Schroffheit, mit der nach der Behauptung mexicanischer Zeitungen, die ich zu Gesicht bekommen habe, den Mexicanern gegenüber, die sich dieses Verkehres wegen in Peten aufhalten, die guatemaltekische Regierung ihre Oberhoheit betont, soll der mexicanischen Anlaß zu Klagen gegeben haben. Auch diese Angelegenheit jedoch ist von geringer Bedeutung im Vergleich zu den Interessen, die auf dem Gebirge, das mit dem Ufer des Stillen Meeres parallel läuft, auf dem Spiele stehen. Hier stoßen beide Länder mit verhältnißmäßig gut bevölkerten Distrikten an einander und Soconusco, der Abfall jenes Gebirges zur Südsee, ist, wie man allgemein hört, und wie ich noch besonders von Arrieros aus Oaxaca, die von dort Kakao geholt hatten, mir habe sagen lassen, ein sehr fruchtbares Land. Ob die Nachricht der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, daß Guatemala den größern Theil von Chiapas mit ganz Soconusco in Anspruch nehme, begründet ist, wird sich bald zeigen; möglich wäre es, daß es in Erinnerung an die oben erwähnte einstige Zugehörigkeit jener Länder diesen Anspruch im Verlaufe eines immer heftiger werdenden Streites nun ein ursprünglich kleineres Gebiet wieder hervorgeholt hat. Als ich vor einigen Jahren in Mexico mich befand, war die Sache noch nicht soweit gediehen; es war, freilich schon seit Jahren, von einer Kom-

Digitized by Google

mission die Rede, welche die Grenzen endgiltig feststeten sollte, die aber, so viel ich weiß, niemals zusammengetreten ist. Guatemala war es damals vornehmlich um einen Theil von Soconusco zu thun, den die Indier seiner im Oberlande, der tierra fria, um S. Marcos liegenden Dörfer, zeitweilig vom Gebirge herunterstreifend — wie es die Indier an vielen Stellen des spanischen Amerika thun, um die fruchtbare tierra caliente, deren Klima sie fürchten und die sie daher nicht gern stetig bewohnen, doch auch nicht ganz ungenutzt zu lassen —, für ihre Maisaussaaten gebrauchten und den die Regierung von Guatemala, nach Gebühr für ihre Leute eintreiben, ihnen nicht wieder entrissen sehen wollte. Unter gewöhnlichen Umständen wäre diese Sache in Mexico wahrscheinlich unbeachtet geblieben; denn, wie mir einmal ein mexicanischer Politiker sagte, Chiapas, das der Centralregierung nichts einbringt und bei der weiten Entfernung fast schon aus ihrem Bereiche liegt, ist ein von ihr fast vergessener Winkel. Zudem ist die Gegend, die damals in Frage stand, noch dünner als das übrige Soconusco bewölkert. Dies hatte ich unter anderen Gelegenheit, aus einer kleinen Schrift des mexicanischen Finanzministers Don Matias Romero zu entnehmen, in der er vom Kaffee sprach und insbesondere den Anbau desselben in Soconusco anrietz, wo das Land fruchtbar und bei der geringen Zahl seiner Bewohner fast für nichts zu haben sei, wohin man freilich eben des letztgenannten Umstandes halber sich Arbeiter aus Mexico mitzubringen gut thue. Wie ich auf Befragen erfuhr, hatte Romero selbst dort eine sehr große Kaffee-Hacienda eingerichtet, die aber, wie ich hörte, später gleich anderen von den Eingeborenen der oberländischen guatemaltekischen Dörfer, die sich in ihren Rechten beeinträchtigt gesehen haben werden, zerstört worden ist. Der Umstand, daß Romero mit dieser Sache zu thun hatte, ist jedenfalls ein Grund, warum sich die mexicanische Regierung ihrer mehr annimmt, als sie sonst thun würde. Es wäre also im letzten Grunde ein Streit um Landbesitz zwischen dem südlichen spanischen Kapital und den eingeborenen von Alters her angesessenen indischen Bauern, ein Streit, auf dessen häufiges Vorkommen in jenen Ländern und auf dessen Bedeutung ich schon öfter im „Globus“ aufmerksam gemacht habe und der in diesem Falle in seinem Verlaufe zu einem Kriege zwischen Mexico und Guatemala führen könnte. Wer in diesen Kriege siegen würde, ist nicht ohne Weiteres ausgemacht. Mexico hat freilich sechsmal so viel Einwohner als Guatemala. Wie soll es aber alle seine Machtmittel an dieses heranbringen? Es würde nur einen Theil derselben zur Verwendung bringen können und den Krieg bei dem geringen Interesse an dessen Gegenstand wahrscheinlich nur lau führen. Guatemala dagegen würde seine Kraft, die in der Hand eines, wie es heißt, thatkräftigen Präsidenten gesammelt liegt, voll einsetzen.

Nachrichten aus der westarabischen Landschaft Asir.

Einem längern Schreiben des Kaufmanns Herrn Ludwig Stroß (s. „Globus“ XL, S. 119 und 135), datirt Hodeida 14. April 1882, worin er uns verschiedene, an anderer Stelle zu veröffentlichende geographische Nachrichten über die zwischen Hedjchaz und Jemen gelegene westarabische Landschaft Asir mittheilt, entnehmen wir das Folgende.

Als die Türken in den Jahren 1870 und 1871 unter Achmed Mnchtar und Redif Pascha gegen Asir vordrangen, gelang ihnen die Eroberung der Tehama, des Tieflandes, ziemlich leicht. Der Fürst von Asir, Mohamed ibn-Aid, wohnte in Zigga (Sega, Setka bei Carl Ritter), von wo er beim Herannahen der Türken nach Reda [1]) floh, um sich dort mit seinen Anhängern zu vertheidigen. Die Türken konnten Reda lange Zeit nicht nehmen, bis sie durch Verrath des Scheichs von Sabbia auf Seitenwegen den das Wadi vertheidigenden Asir in den Rücken geführt wurden. Heldenmüthig kämpften dieselben noch drei Tage lang; endlich ergaben sie sich unter der Bedingung, daß ihnen kein Leid geschehen sollte. Durch Unvorsichtigkeit der Türken jedoch flog ein Pulverwagen in die Luft und tödtete ihnen den Bimbaschi (Major) Abbas Bey sowie sechszehn Offiziere. Die Türken beschuldigten die Asir, das Unglück herbeigeführt zu haben, und Mnchtar Pascha ließ darauf hin den Fürsten Mohamed ibn-Aid, dessen Bruder Saad und 33 andere Scheichs in einen trockenen Brunnen werfen und von oben herab todtschießen. Andere Brüder des Mohamed ibn-Aid sowie mehrere bedeutende Scheichs — ihre Namen sind Nasr ben-Aid, Said ben-Aid, Ali ben-Laheg und dessen Vater, Faiz ben-Gorm und Ibn-Anad — wurden später in Nahrat gefangen genommen und nach Konstantinopel gesandt, wo man sie gleichfalls aus dem Wege räumte. Nur die beiden Scheichs Abderrahman ben-Nasr und die Brüder Ali und Saad ben-Mohamed Aid entflohen, und letztere empörten sich im vergangenen Winter gegen die Türken, so daß während des letzten halben Jahres an ein Reisen in Asir nicht zu denken war. Gegenwärtig (Mitte April 1882) scheinen die Türken wieder einmal Herren des Landes zu sein.

Hauptort von Asir und Sitz des Defterdars, des obersten Finanzbeamten der Provinz, ist jetzt Abha, 67 Stunden Weges (die Kamelstunde zu 3 engl. Miles) von Kunfuda landeinwärts und an der Ostgrenze des eigentlichen Asir gelegen und 4000 Einwohner zählend. Früher war es das um 19 Wegstunden der Küste näher gelegene Muhail, das indessen den Türken zu heiß war. Der türkische Einfluß in Asir reicht jetzt gegen Süden ungefähr bis Belad Gahtan, 26 Stunden über Abha hinaus; der dortige Scheich Salem Abudi erhält 10 Procent der Abgaben, welche er an die Türken abführt.

Die Haupttausfuhrartikel von Asir sind Ziegen- und Schaffelle, Butter (somn), zwei Qualitäten Gummi (Schregi und Fahmi), Ochsenhäute in geringer Menge und Strohgeflechte. Importirt werden Reis, Petroleum, Manchesterwaaren und in geringen Quanten Zucker und indischer Kaffee.

Die Moralität der Bergbewohner von Asir steht auf einer sehr niedrigen Stufe. In Abha wird man keinen noch so armseligen Araber finden, der gewillt wäre, für gutes Entgelt einen Packen oder eine Kiste irgendwohin zu tragen, dagegen ist jeder für $^1/_4$ Megidi (im Werthe von

[1]) Reda oder Ghabda, aus den Kriegen der Aegypter in den 30er und 40er Jahren dieses Jahrhunderts als starke Festung bekannt, liegt südlich von Menadhir, einer der größten Ortschaften Asirs, und etwas südlich von 18° nördl. Br.

Digitized by Google

etwa 1 Franc) mit Vergnügen bereit, den Kuppler zu spielen. In den Bergen geht die Gefälligkeit sogar so weit, daß, wenn ein Reisender bei einer Hütte vorbeikommt, der Besitzer ihn einladet, einzutreten, ihm hierauf die Hütte und — seine Frau überläßt und vor der Thür Kaffee kocht; mit 1 Piaster Bachschisch — für den Kaffee — ist er dann überglücklich zu machen. Diese Leichtigkeit der Sitten im Gebirge ist einem alten Gebrauche zuzuschreiben [1]). In Abha und den anderen Plätzen, wo sich Türken aufhalten, hat die Sache — und bekommt ihn jährlich mehr — den Anschein einer tiefgehenden Korruption und Prostitution.

[1]) Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist der Islam in der reformatorischen Gestalt des Wahabismus in Asir eingedrungen, und es haben sich hart Gebräuche erhalten, welche ganz dem Geiste arabischer Moslimen widersprechen. Jene oben erwähnte Gastsitte brachte schon Burckhardt von dem Stamme der Merelede auf der Grenze von Hedschaz und Jemen in Erfahrung; die Männer überließen dort ihrem Gaste für die Nacht ihre eigenen Frauen (doch nie Jungfrauen). „Hatte der Gast sich bei der Hausfrau beliebt zu machen gewußt, so wurde er am folgenden Morgen für seine weitere Wanderschaft reichlich versehen, im Gegentheil schnitt man einen Zipfel seines Mantels als Zeichen der Verachtung ab, und er wurde von Weibern und Kindern mit Schimpf davongejagt. Den Wahabis machte es große Noth, diese Sitte bei ihnen abzustellen, und als zwei Jahre hintereinander Dürre und Mißwachs eintraten, sah man dies als Strafe des abgeschafften und doch so viele Jahrhunderte zuvor gebräuchlichen Gastrechts an." (Karl Ritter's Erdkunde von Asien, VIII. Band, Abth. 1, S. 212.)

Ostetische Märchen und Sagen [1]).

1. Der arme und der reiche Mann.

Es lebte einmal ein armer Mann. Da sagte der reiche Mann zum armen: „Morgen gehe ich zur Jagd, komm mit, du armer Schlucker, ich führe Dich auch auf die Jagd." „Wie soll ich mit Dir gehen?" antwortete der Arme „da ich doch nichts zu essen habe." „Sage Deiner Frau," sprach der Reiche, „daß sie irgend wo etwas sich erbitte; irgend jemand im Aul (Dorf) wird ihr eine Schale Mehl geben, nun daraus mag sie Dir etwas zum Essen bereiten." Der Arme ging zu seiner Frau und sagte: „Der Reiche labet mich ein mit ihm auf die Jagd zu gehen, aber was soll ich mitnehmen? Gelt, ich habe nichts Eßbares zu Hause?" Die Frau ging, schaffte sich irgend wo Mehl und bereitete daraus etwas zum Essen.

Am andern Tage machten sich der arme und der reiche Mann auf den Weg. Sie begannen zu jagen; sie jagten den ganzen Tag, aber sie fingen nichts. Als es Abend geworden war, machten sie sich ein Feuer an und setzten sich daneben. So saßen sie lange; endlich sprach der Arme: „Sollte es nicht Zeit sein, etwas zu Nacht zu essen?" — „Freilich ist es Zeit," antwortete der Reiche. Die Wegekost des Armen wurde hervorgeholt, beide aßen davon, dann legten sie sich zum Schlaf nieder. Am andern Tage jagten sie wieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend und fingen wiederum nichts; zur Nacht kamen sie an den frühern Platz. Lange saßen sie da; endlich als es Zeit zum Essen war, sagte der Arme: „Du, laß uns essen!" — „Was sollen wir denn essen? Hast Du vielleicht noch etwas Eßbares bei Dir?" war die Antwort des Reichen. Dann nahm der Reiche von seinem eigenen Vorrath und aß, aber dem Armen gab er nichts. Der Arme schaute lange Zeit darauf hin, endlich sagte er: „Gieb auch mir zu essen." „Ueberlaß mir ein Auge, ich werde es Dir ausstechen, dann gebe ich Dir zu essen," entgegnete der Reiche. Es war nichts zu machen, der Arme bot sein Auge dar, der Reiche stach es ihm aus. Dann gab der Reiche dem Armen ein Stückchen Kuchen und jagte ihn fort.

Einzinzig geht der Arme weiter; als er aus dem Walde ins Freie gelangt, sieht er in der Ferne ein Licht und marschirt darauf zu. Als er näher zum Licht kommt, so sieht er vor sich ein Haus. Er schaut durch die offene Thür in das Innere — Niemand ist da; er tritt ein und verbirgt sich darin. Bald darauf kommen der Bär, der Wolf und Fuchs herauspaziert und treten auch in das Haus. Da spricht der Bär: „Wir sitzen hier beisammen, wir schlafen beisammen, warum essen wir nicht beisammen? Warum essen wir nicht zusammen von unseren Speisevorräthen? Jeder, der etwas hat, mag es hergeben!" „Seht, was ich habe," sagte der Fuchs, indem er ein Stück goldgewirkten Zeuges hervorholte, „dies schließt alle meine Schätze in sich; von diesem Stücke lebe ich; dieses Stück schafft mir zu essen und zu trinken: ich nehme das Stück Zeug, schüttele es zwei Mal — und siehe da, allerlei Getränk und allerlei Speise, wie sie Gott geschaffen, kommen hervor." — „Das ist freilich ein sehr kostbares Ding," sagte der Bär, „aber ich besitze eine mit Geld angefüllte Grube: seht, das habe ich!" Und er führte sie hinaus und zeigte ihnen die mit Geld gefüllte Grube. Der Wolf aber zeigte ihnen einen Baum und sagte: „Seht, wenn ich bei meinen Raubzügen gelegentlich verwundet werde, so komme ich zu diesem Baume, reibe an demselben meinen Körper und alles wird wieder heil, als ob nichts gewesen wäre."

Nachdem alle drei auf diese Weise sich von ihren Reichthümern Mittheilung gemacht hatten, sprach der Bär zum Wolf und Fuchs: „Wenn nun aber schließlich unsere Vorräthe zu Ende gehen, so wird es schlimm werden; darum laßt uns arbeiten. Wohin werden wir uns?" — „Ich gehe den Hühnern nach," entgegnete der Fuchs. „Ich begehe mich zu den Hirten und hole mir ein Schaf," sprach der Wolf. „Und ich will Hafer dreschen," sprach der Bär.

So redeten sie mit einander zur Nachtzeit über ihre Tagesarbeit. Morgens in aller Frühe machten sie sich fort ein jeder an seine Arbeit — wie er gewollt hatte. Der Arme saß noch in seinem Versteck: als aber die drei fort waren, da kam er heraus, nahm alles, was jene zurückgelassen hatten, das Stück Zeug und das Geld aus der Grube und steckte es in seinen Sack. Dann ging er zu dem Baume, welchen der Wolf gezeigt hatte, und rieb daran das Auge, welches der Reiche ihm ausgestochen hatte: und siehe da, das Auge saß wieder gesund an seinem Platze wie früher. Dann wanderte der Arme weiter und kam zu den Hirten. Und die Hirten fragten ihn: „Wo warst Du? Was trägst Du auf Deinem Rücken?" Er antwortete: „Der Reiche hatte mich mit auf die Jagd genommen und trage ich etwas nach Hause."

[1]) Vgl. Globus XL, S. 71 und 86.

Digitized by Google

Darauf kommt der Wolf zu den Hirten und ruft: „Werft mir meinen Tribut zu!“ Die Hirten rufen: „So komm doch näher.“ Der Wolf kriecht immer näher heran; die Hirten sagen: „Er läßt uns keine Ruhe,“ sagen nach ihm, schießen auf ihn und — was geschieht? Wir wünschen, daß das Gleiche mit Deinem Feinde geschehe! Das Gehirn fällt ihm aus dem Kopf. Da lief der Arme schnell hinzu, hob das Hirn auf, sagte, das sei eine ausgezeichnete Arznei, und schob es in seinen Sack. Der Wolf aber lief eilig zu seinem Baum und rieb sich daran, aber es half nichts; da ging er nach Hause, legte sich nieder und fing an zu kränkeln: der Arme eilte auch fort und kam in den Aul eines Fürsten.

Der Fürst war schwer krank; von allen Seiten waren seine Freunde und Bekannten zu ihm gekommen. Der Arme fragte: „Was giebt es hier?“ Sie antworteten: „Unser Fürst ist schwer krank!“ „Nun, wenn Ihr so gütig sein wollt, zeigt mir doch den Kranken!“ „Ach, wozu willst Du ihn sehen?“ „O, ich wünschte ihn wohl zu sehen!“ Das vernahm der Fürst und ließ den Armen hereinführen. Der Arme trat in das Gemach des Fürsten, setzte sich auf einen Sessel und sagte: „Möge die Kraft eines Gesunden in Dir sein!“ [1]), so wie man zu einem Kranken sagen muß. Dann fragte der Arme, wie er sich in Betreff der Arzneimittel befinde. „Ach,“ antwortete der Kranke, „wenn ich nur jemand hätte, der mir Arznei verordnete, ich gäbe ihm alles, was er von mir sich erbitten würde.“ Da fordert der Arme, daß man ihm Milch herbei schaffte. Und sie brachten Milch. Und der Arme nahm das Gehirn des Wolfes und kochte dasselbe in der Milch. Dann verlangte er eine Schale, goß etwas von der Arznei hinein und reichte es dem Fürsten, damit er es austrinke. Der Fürst leerte die Schale und wurde gesund — wie ein Hirsch [2]) — er war geheilt. Dann schickte der Fürst seine Diener aus; „gehet,“ sagte er, „und treibt meine Herde herbei!“ Und sie trieben die Herde herbei. Der Fürst ging hinaus, sing das beste Roß und zäumte es auf wie es sich gehört. Als das Pferd nun gezäumt war, nahm er einen Säbel, einen Dolch, eine Pistole und eine Flinte, alles vom Besten. Nachdem sich nun der Arme auf das Pferd gesetzt hatte, schenkte der Fürst ihm noch eine Schafherde nebst einem Hirten. Der Arme ritt fort, daß die Funken stoben.

Der Reiche erkannte den Armen, ging ihm entgegen und sprach zu ihm: „Wo hast Du das alles erbeutet? Sage es mir, oder ich nehme Dir die Hälfte fort, wir hatten doch gemeinsame Sache gemacht.“ „Komm her, ich werde Dir ein Auge ausstechen — dann will ich Dir auch gestehen, wo ich alles erbeutet habe,“ sprach der Arme. Der Reiche nun — es war nichts zu machen — ging darauf ein: der Arme stach ihm ein Auge aus mit dem Dolch, dem Geschenk des Fürsten. Dann aber erzählte der Arme: „In der Nacht, als ich Dich verließ, ging ich einem Lichtschein nach und kam zu einem Hügel, in welchem der Wolf, der Bär und der Fuchs wohnen: von ihnen habe ich alles das erbeutet.“ Nun eilte der Reiche auch in das Haus des Bären, des Wolfes und des Fuchses, trat ein und versteckte sich. Von den Thieren war Niemand zu Hause. Alle waren bei ihrer Arbeit. Am Abend kehrten alle heim; der Wolf zuerst, er war nicht recht gesund. Nachdem sie eine Zeitlang bei einander gesessen hatten, fragte der Bär: „Nun, was hat denn ein jeder geschafft?“ „Ich kam zu den Hirten,“ sagte der Wolf, „aber man gab mir keinen Tribut; wohl aber brachte man mir eine Wunde bei; da ging ich zu meinem Baume und rieb und rieb daran, aber es half nicht — da bin ich nun krank.“ — „Ich bin nun alle Hühnerställe herumgegangen, habe aber nichts erbeutet und bin mit leeren Händen heimgekehrt,“ sagte der Fuchs. „Ich ging aus, um Hafer zu fressen, aber weil derselbe noch grün ist, so bin ich ebenfalls leer heimgekehrt,“ sagte der Bär. So saßen sie eine Weile und als die Essenszeit kam, da sprach der Bär zum Fuchs: „Fuchs, bringe uns doch irgend etwas!“ Der Fuchs zündete ein Licht an und suchte; sein Zeug ist fort. „Was sollen wir denn essen, wenn mein Zeug nicht da ist?“ Da erhob sich der Bär und sagte: „Du willst uns etwas necken! Ich hole mir wenigstens einen Rubel aus meiner Grube.“ Aber die Grube war ganz leer. Beide hielten Rath und der Bär meinte, das hat Niemand als der Wolf bei Seite gebracht. „Ich bin krank,“ sprach der Wolf, „ich habe nichts gesehen.“ Der Bär aber sagte: „Das bist du gewesen, es kann Niemand anderes sein; du stellst dich nur krank! aber uns wirst Du nicht betrügen!“ Und der Bär und der Fuchs fielen über den Wolf her und verzehrten ihn.

Nachdem sie den Wolf aufgefressen hatten, entdeckte der Fuchs den Reichen und rief: „Sieh, hier ist ein Mensch! das ist der Dieb! warum haben wir unsern Kameraden aufgefressen?“ Der Bär zog den Menschen aus seinem Versteck und zerriß ihn. Der wollte sich verantworten, daß nicht er der Dieb sei, aber was sollte der Bär ihm noch anhören! Der Bär und der Fuchs verspeisten ohne Weiteres den reichen Mann. Dem Armen aber hatte Gott das Leben geschenkt; er weilt noch heute unter den Lebenden.

2. Das Stierschulterblatt [1]).

Ein Stier stand auf dem Garamon-Feld und fraß das Gras am Ufer des Terek [2]). Siehe, da ließ sich ein Habicht aus der Luft herab, schlug seine Klauen in das Fleisch des Stieres und trug ihn davon. Dann setzte er sich auf einen Baum, unter welchem ein Hirt mit der Herde vor den Sonnenstrahlen Schutz gesucht hatte, und begann den Stier zu verspeisen. Das eine Schulterblatt des Stieres fiel vom Baume herab und geriet dem Hirten ins Auge. Am Abend kommt der Hirt nach Hause und spricht zur Mutter: „Mir ist etwas ins Auge geraten, Mütterchen, sieh' einmal nach!“ Die Mutter ging hin, holte ein Schaufel herbei, reinigte damit das Auge und warf das Schulterblatt heraus. Später bildete sich auf diesem Schulterblatt eine grüne Wiese und darnach entstand ein ganzer Aul darauf. Da kam ein Fuchs herbei, sagte das Schulterblatt, warf es auf die eine und die andere Seite und benutzhigte dadurch den Aul. Die Bewohner des Auls verwunderten sich und sagten: „Was soll dieser Ueberfall?“ Und in einer Nacht verfolgten sie den Fuchs und tödteten ihn. Von der einen Seite konnten sie dem Fuchs das Fell abziehen, aber sie konnten ihn nicht auf die andere Seite umwenden, so daß sie dort das Fell nicht nehmen konnten. Am frühen Morgen kam des Wegs daher eine junge Neuvermählte, stieß mit dem Fuß an den daliegenden todten Fuchs und wendete ihn dabei um. Sie faßte den Fuchs beim Schwanz, riß das Fell ab und rief: „Das giebt einen

[1]) Ossetischer Gruß „Agassaad-da-ua“, womit man einen Kranken anredet.

[2]) Ossetische Redensart. Wenn einer den andern fragt, wie es gehe, so lautet die Antwort zadshi-chussan, wie ein Hirsch, d. h. ich bin gesund und rüstig wie ein Hirsch.

[1]) Dies Märchen ist eine Zusammenstellung auftrordentlicher und unglaublicher Dinge, wodurch die Zuhörer zum Lachen gereizt werden sollen.

[2]) Die Entfernung zwischen dem Feld und dem Ufer beträgt etwa 70 Werst (Kilometer).

Digitized by Google

Besatz zur Mütze meiner Buben!“ Uebrigens — das Fell reichte nicht einmal hin um die halbe Mütze zu bedecken!

3. Wie Urysmag seine Schwester heiratete[1]).

Urysmag war ein weitberühmter herrlicher Mann mit schneeweißem Bart; es gab unter allen von Gott geschaffenen Menschen nicht mehr einen solchen. Es galt für einen großen Frevel, davon zu reden, daß man einen Mann finden könne, welcher berühmter sei als Urysmag. Seine leibliche Schwester Sátana war gleichfalls eine berühmte und herrliche Jungfrau.

Einst sprach Sátana zu Urysmag: „Unter allen Nartenjungfrauen findest Du kein Weib, welches Deiner würdig ist. Du kennst mich, wie ich bin. So nimm mich zum Weibe; ich sage es Dir, laß mich nicht fort!“ „Mag Gott Dir das verzeihen! So etwas ist noch nicht unter den Narten dagewesen! Das ist ein schimpfliches Ding! Ich darf mich dann nicht sehen lassen im Kreise der Narten; spotten wird man über mich!“ „Was sie auch thun mögen, was sie auch reden mögen, Du mußt mich unbedingt zum Weibe nehmen! Gegen den Spott werde ich ein Mittel finden. Besticht den großen grauen Esel Boraty vorzuführen, lege ihm anstämmen mit silbernen Zaum und sattelu mit silbernem Sattel! Setze Dich dann verkehrt auf den Esel, nimm den Schweif in die Hand und reite drei Tage nach einander je einmal auf der großen Straße der Narten, dort wo sie ihre Versammlung („Nichas“) halten. Am ersten Tage werden die Narten vor Lachen sterben wollen, sie werden Dich für halbverrückt erklären; am zweiten Tage werden nur diejenigen Narten lachen, welche Dich am ersten Tage nicht sahen, und am dritten Tage wird keiner mehr nach Dir schauen! So verhält es sich mit jener Angelegenheit!“

Urysmag befahl sofort den großen grauen Esel Boraty vorzuführen, sattelte ihn mit seinem silbernen Sattel und setzte sich verkehrt darauf. Sobald er sich unter den Narten zeigte, sprangen sie auf, sahen ihn an und nannten ihn unter Lachen einen Halbverrückten. Als er am zweiten Tage auf der großen Straße sich sehen ließ, da blickten nur diejenigen Narten nach ihm, welche ihn am ersten Tage nicht gesehen hatten.

„Nun, was thaten und sagten denn die Narten?“ fragte Sátana am Abend des andern Tages. „Am ersten Tage stürzten alle Narten, jung und alt, auf die Straße, durch welche ich ritt, lachten und spotteten und nannten mich halbverrückt; am zweiten Tage schauten nur die mich an, welche mich am ersten Tage nicht gesehen hatten.“ „Nun, so reite morgen noch einmal auf dem Esel — Du wirst sehen, daß niemand nach Dir sich umsehen wird.“

Am dritten Tage ritt Urysmag noch ein Mal durch die Straße, aber niemand blickte auf ihn. Als Urysmag somit erkannt hatte, daß Sátana richtig geurtheilt, so nahm er sie zum Weibe.

Und von der Zeit ab lebten die beiden herrlichen Geschöpfe glücklich bei einander.

4. Wie Urysmag von einem Riesen gefangen wurde[2]).

Einst kehrte Urysmag heim von seiner Wanderschaft: die Narten saßen im Unterhaltungsgemach, wie es schien, in kleinmüthiger Stimmung; sie begrüßten ihn kaum als er ihnen „Guten Tag“ sagte. „Was ist denn mit den Narten geschehen,“ fragte Urysmag die Sátana, „daß sie so kleinmüthig sind.“ — „Sie hören ihre Magen knurren,“ antwortete Sátana. „O, Ihr jungen Narten, Ihr seid so niedergedrückt, daß man glauben muß, jeder hätte eben das, was ihm das Liebste auf der Welt war, begraben!“ rief Urysmag der Nartenjugend zu, als er in das Gemach trat. „Auf, wer ein Mann ist, zu Roß! laßt uns zusehen, ob wir nicht etwas erbeuten!“ Und die auserlesensten Narten ritten mit Urysmag fort und ritten lange, sehr lange. Endlich waren sie so sehr angegriffen von der Müdigkeit und dem Hungern, daß sie anhalten und etwas die Beine ausstrecken wollten. Da bemerkte Urysmag plötzlich am Fuße eines Berges einen Hirten von riesenhaftem Wuchs mit einer Schafherde. „Nun, Kinder, wer sprengt dahin und holt uns zum Abendessen einen Schafbock aus jener Herde?“ fragte Urysmag seine Leute. Aber niemand meldete sich. „Es scheint, daß Euer Aeltester selbst sich auf den Weg machen muß,“ sprach Urysmag, und flog gleich einem Pfeil zum Hirten. Sobald er herangekommen war, sprang er wie ein Jüngling vom Pferde und fing den besten Schafbock, welcher die Größe eines gehörigen Stiers hatte. Aber er konnte den Schafbock nicht halten: der Bock zog ihn nach sich und so gerieth Urysmag in die Hände des einäugigen Riesen. „O Bohsol[1]), du meine Sonne! Ich danke dir, daß du mir etwas verschafft hast, womit ich heute Abend mindestens die Lippen und die Finger benetzen kann,“ so redete freudig der Riese zu seinem Schafbock und warf den Urysmag in seine Hirtentasche. „Was bist Du so unruhig dadrinnen? Wenn ich Dich etwas drücke, so zerbreche ich Dir alle Rippen im Leibe! Verhalte Dich still,“ so drohte der Riese dem Urysmag, welcher sich in der Tasche hin- und herbewegte, indem er sich an die Speisevorräthe des Riesen machte. Unterdeß ging die Sonne unter; der einäugige Riese trieb seine Herde nach Hause — in eine Höhle, vor deren Eingang er einen kolossalen Felsblock wälzte; der Felsblock verschloß den Eingang so sicher, daß auch nicht ein einziger Lichtstrahl in die Höhle fallen konnte. „Geh' und bringe mir den Bratspieß, mein Söhnchen, ich will mir den leckern Bissen zubereiten, den heute mir der Bock Bohsol heimgebracht hat,“ sprach der Riese zu seinem Sohne. Der brachte geschwind den eisernen Bratspieß herbei. Der Riese nahm den Bratspieß, schob den Urysmag auf denselben und setzte ihn aus Feuer; selbst aber müde und hungrig legte er sich an den Herd schlafen, bis das Essen fertig würde. Der Bratspieß hatte aber den Urysmag nicht durchbohrt, sondern war zwischen dem Körper und dem Gewande hindurchgegangen; sobald der Riese sich nun niedergelegt hatte und zu schnarchen anfing, sprang Urysmag vom Bratspieß, machte den Bratspieß am Feuer glühendroth und stieß ihn dem Riesen in das Auge. Der Riese brüllte laut, raste, aber erblindet mußte er sich beruhigen und drohte nun, daß er trotz seiner Blindheit an den Kleinen, der ihn überlistet, kommen würde. Urysmag erschlug auch den Sohn des Riesen. Der Riese aber aus Aerger und Wehheit biß sich selbst in die Finger, alles war vergeblich, natürlich: er, der Blinde, konnte sich nicht rächen. Am Morgen fingen die Schafe an zu blöken — der Tag war angebrochen und es war Zeit sie auf die Weide zu lassen. „Nun kommt das Unheil an Dich! Du entgehst mir nicht!“ so drohte der Riese, wälzte den Felsblock vom Eingang der Höhle, setzte sich darauf und ließ jedes Schaf einzeln vorbeipassiren. Nun war in der Herde des Riesen ein

[1]) Nach dem Russischen. Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker. Bd. V, S. 1 bis 71.

[2]) Nach dem Russischen. Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker. Bd. VII, S. 9 bis 11. Diese Sage ist als Variante der Begegnung des Odysseus mit Polyphem von Interesse.

[1]) Der Name des Widders.

Digitized by Google

großer weißer Widder mit langen Hörnern, das war der Lieblingswidder des Riesen. Urysmag tödtete in der Eile diesen Widder, zog ihm das Fell mit den Hörnern ab, hüllte sich selbst in das Fell und kroch auf allen Vieren als erster aus der Höhle. „Du bist Gurtschi[1]), gehe, mein kluges Thier, geh' und hüte die Herde bis zum Abend und treibe sie dann nach Hause; ach, ich bin schon blind, allein den, der mich überlistet, will ich bestrafen!" Der Riese streichelte das Fell des Widders und ließ ihn vorbei. So entkam Urysmag und er wartete nun bis die ganze Herde herausgekommen war. Als das geschehen war, schrie er: „Und ich bin doch hier, Du blinder Esel!" Der Riese aber starb vor Aerger.

Urysmag trieb die große Herde zu den Narten; er fand sie kaum lebend. Und nun fing er an, einige Widder zu schlachten und die Narten zu bewirthen. „Nun, Ihr Narten, seid Ihr zufrieden?" fragte Urysmag. „Zufrieden sind wir und satt," sagten die Narten. Was von der Herde noch übrig blieb, das trieben sie mit sich nach Hause. Hier vertheilten sie die Herde gleichmäßig unter allen Narten. „Nicht so, nicht so, Ihr Männer," sagte ein Narte, „dem Urysmag gebührt noch der Antheil des Aeltesten, wenn der Weißhärtige (Urysmag) uns nicht geführt hätte, so wären wir alle Hungers gestorben — alles hat uns nur Urysmag verschafft!" Niemand hatte etwas einzuwenden: jeder einzelne gab einen bestimmten Theil seiner Beute an Urysmag und dieser erhielt somit den Antheil eines Aeltesten. Die Narten aber begannen fröhlicher dreinzuschauen, als bisher.

5. Chatag-Barag[2]).

Die schöne Jungfrau Balsu wollte keinen andern heirathen als den Helden Chatag-Barag. Wie viele waren schon bei ihr erschienen, um sie zu freien! Sie hatte allen abgesagt und deshalb hatten alle sie verlassen. Es war aber da einer Wittwe einziger Sohn, wahrlich ein wackerer Jüngling, der war in heißer Liebe entbrannt zu der Jungfrau Balsu, welche wie gewöhnlich im siebenten Stockwerk eines kupfernen Thurmes saß. Der Jüngling fertigte sich eine Geige an, auf welcher er zur Verwunderung aller solche Weisen spielte, wie sie nie ein Sterblicher gehört hatte; er ging hin, setzte sich unter das Fenster der Balsu und spielte die herrlichsten Melodien. Die schöne Jungfrau hörte mit Wohlgefallen seine Weisen; sie verließ ihre Arbeit, schaute aus dem Fenster und hörte lange, lange zu; dann überschüttete sie den Jüngling mit Scheltworten: „Ach, Du Hundesohn, sitzest und spielst unter meinen Fenstern! Du wirst so lange hier spielen, bis ich Dich verkaufen lasse für verschiedene seidene Stoffe zu Unterkleidern und Hemden, sobald Chatag-Barag gekommen ist."

Der Jüngling schlug die Geige an den kupfernen Thurm, so daß dieser erzitterte. Die Geige zersprang in Stücke. Am andern Tage machte er eine andere Geige, aber eine bessere, und spielte schönere Melodien unter den Fenstern der Balsu. Und abermals verließ Balsu ihre Arbeit und hörte den ganzen Tag ihm zu; am Abend, als es dunkeler wurde, überschüttet sie ihn mit Scheltworten: „Warte nur, Warte nur, Du wirst nicht lange unter meinen Fenstern spielen! Sobald Chatag-Barag heimkehrt, so wird es Dir schlecht gehen!" Und wieder schlug der Jüngling aus allen Kräften mit der Geige an den Thurm, so daß dieser erbebte; dann stieß er einen Stock tief in die Erde und rief: „Du glaubst, daß es keinen Mann gebe außer Chatag-Barag?" Und am dritten Tage, nachdem er eine neue Geige sich angefertigt hatte, spielte er wieder nie gehörte Weisen unter den Fenstern der Balsu. Sie hörte das Spiel, aber Abends schalt sie wieder: „Warte nur bis Chatag-Barag kommt; dann verkaufe ich Dich für Kleiderstoffe." — „Nun, mag es keinen andern Mann geben, als ihn!" antwortete der beleidigte Jüngling. Unterdeß erschien Barag in der Ferne: die ganze Welt glänzt und strahlt in seinem Abglanz. „Siehst Du, jetzt wirst Du's haben: er ist zurückgekehrt!" drohte Balsu. „Der Zorn Deines Chatag-Barag ist mir sehr gleichgültig; ich fürchte ihn nicht im Geringsten; ich müßte nicht der Sohn meines Vaters sein, wenn ich ihn nicht fürchtig machte," war die kühne Antwort des Jünglings. Drei Tage nach der Ankunft rief Chatag-Barag, von der Balsu dazu aufgestachelt, dem Jüngling zu: „Komm heraus aus Deinem Haus, Du Ferkel! wo steckst Du?" — „Ich bin kein Ferkel, aber ich schwöre es beim Namen meines Vaters, ich komme heraus zu Dir!" antwortete der Jüngling, sattelte sein Roß und bewaffnete sich. „Bist Du verschwunden, daß Du nicht zum Vorschein kommst?" schrie der wüthende Chatag-Barag. „Was, giebst Du mir nicht einmal Zeit, mich zu waffnen!" antwortete der Jüngling; dann aber ritt er völlig gerüstet heraus. Beide begaben sich hinaus aufs Feld und begannen zu kämpfen. Obgleich Chatag-Barag sich gerühmt hatte, er wolle das Ferkel forttragen und verkaufen, so bekleb dennoch der Jüngling durchweg die Oberhand. Sie ritten deshalb hinaus aus Meer und begannen auf dem Meere zu kämpfen. Aber das Meer trug den Chatag-Barag fest fort, so daß dieser dem Jüngling zurief: „Rette mich! ich sinke unter!" „Ha, ha, ha, Du ertrankst jetzt und bittest um Hülfe mich, den Du doch verkaufen wolltest!" höhnte der Jüngling, stürzte sich ins Meer und holte den Chatag-Barag am Kragen zugleich mit dem Pferde heraus. „Nun denn, wenn Du nicht mit mir kämpfen kannst, so kämpfe nicht!" sagte der Jüngling. „Balsu gehört nicht mehr Dir, sondern mir," fuhr er fort, zog das Schwert und hieb dem Chatag-Barag das Haupt ab. Dann steckte er das Haupt auf eine Stange und ritt heim zur Balsu. „Balsu," schrie er, „willst Du den Kopf essen?" und warf ihr den Kopf ins Fenster. „Er soll sehr schmackhaft sein!" Balsu weinte und schluchzte, aber es war nichts zu machen: einmal mußte sie doch aufhören. Sie bat selbst den Jüngling, er möge sie zu sich nehmen. Stolz wies der Jüngling sie anfangs ab; nachdem er sie aber gehörig gequält hatte, nahm er sie zum Weibe. Chr. H.

[1]) Der Name des Widders.

[2]) Nach dem Ausfischen. Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker. Bd. VII, S. 20.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die größten Städte Deutschlands nach dem definitiven Zählungsresultate vom 1. December 1880 sind:

1.	Berlin	t	122 385 Einwohner
2.	Hamburg		290 055 „
3.	Breslau		272 390 „
4.	München		229 343 „
5.	Dresden		220 216 „
6.	Leipzig		148 760 „
7.	Köln		144 751 „
8.	Königsberg in Preußen		140 896 „
9.	Frankfurt am Main		136 819 „
10.	Hannover		122 860 „
11.	Stuttgart		117 021 „
12.	Bremen		112 158 „
13.	Danzig		108 549 „
14.	Straßburg i. E.		104 501 „
15.	Nürnberg		99 889 „
16.	Magdeburg		97 529 „
17.	Barmen		95 861 „
18.	Düsseldorf		95 459 „
19.	Chemnitz		94 887 „
20.	Elberfeld		93 503 „
21.	Stettin		91 745 „
22.	Altona		90 749 „
23.	Aachen		85 432 „

Zwischen 80 000 und 70 000 Einwohner haben Braunschweig, Kreefeld und Halle a. S.; zwischen 70 000 und 60 000 Dortmund, Posen, Mühlhausen i. E., Augsburg und Mainz; zwischen 60 000 und 50 000 Kassel, Essen, Mannheim, Erfurt, Metz, Lübeck, Würzburg, Görlitz und Biebrich.

— Auf Grundlage eines reichen, größtentheils durch Bohrungen gewonnenen Materials berechnet Jentzsch in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. zu Königsberg in Preußen (1880, S. 154 ff.) das Alter des 1561 qkm großen Weichseldeltas auf 4900 Jahre.

Asien.

— Der Pariser Geographischen Gesellschaft lag unlängst eine Karte der drei südchinesischen Provinzen Jün-nan, Kwang-si und Kwei-tschou vor, das Resultat ausgedehnter 1600 Kilometer umfassender Reisen des französischen Missionärs Creuse, welcher seitdem gelegentlich einer neuen Expedition dort überfallen und ermordet worden ist. Gegenüber der Darstellung der alten Jesuiten, welche in jenen Gegenden offenbar nicht mit der nöthigen Ruhe und Beanemlichkeit haben arbeiten können, soll diese neue im „Bulletin" zu veröffentlichende Karte einen großen Fortschritt darstellen.

— Wie Dr. Landan an Dr. Jagor, d. d. Manila 12. März 1882, schreibt (s. Verhandl. der Ges. f. Erdk. 1882, S. 190), fand er damals im Begriff, in Begleitung des deutschen Sammlers Au eine Reise nach dem nördlichen Luzon zu unternehmen, um dort an der Westküste die Igorroten und Tinguianes zu besuchen und kennen zu lernen. Der Jesuitenpater Fama rieth ihm, den nördlich vom Caramallo gelegenen Lunay zu besuchen; beide Gebirge erklärte er für selbständige Erdbebencentren. Er glaubt, daß sich infolge der beständigen vertikalen Erdbeben im Gebiete des Dupoi binnen Kurzem ein thätiger Vulkan dort öffnen wird. Die erste Reise des Dr. Landan ging nach der Provinz Laguna und dem Vulkane Taal. Dort sind An unterhalb des berühmten Wasserfalles von Botocan sehr interessante Höhlen mit Wasser von verschiedenen Temperaturen; über die dortigen Inkrustationen von Stämmen, Blättern 2c. veröffentlichte er einige Notizen. Auch der Natosee mit seiner Tierra blanca, Luyang puti genannt, einem unvollständig zerlegten Feldspathe oder Pfeifenthon, wurde genauer untersucht, ebenso ein großer Theil des Kraterinnern des Taal. — Da Ende Mai auch Dr. Hans Meyer auf den Philippinen eintreffen will, um den Igorroten einen längern Besuch abzustatten, und die Herren Koch und Dr. Schadenberg (s. oben S. 319) augenblicklich Mindanao bereisen, so haben wir alsdann vier deutsche Reisende in dem Archipel in Thätigkeit.

Afrika.

— Am 16. April hat Kapitän Cecchi der Italienischen Geographischen Gesellschaft Bericht über seine Reisen in Schoa und Kassa erstattet, wo er bis in die Landschaft Kullo unter 6½° nördl. Br. vorgedrungen ist. Sein Forschungsgebiet fällt theilweise mit demjenigen d'Abbadie's zusammen, dessen Arbeiten in Enarea und Kassa in ihrer, vor längerer Zeit angefochtenen Zuverlässigkeit jetzt übrigens bestätigt werden. Oestlich davon erreichte Cecchi's verstorbener Gefährte Chiarini, als einheimischer Priester verkleidet, den Fluß Maira unter 7°40' nördl. Br., 39½° östl. L. Gr., alle auf bisher durchaus unbekanntem Gebiete. Cecchi hat 20 Punkte astronomisch bestimmt; seiner Karte darf man mit Interesse entgegen sehen.

— Aus Azim (Goldküste), 4. März, schreibt Herr P. Dobse an den Vorstand der Bremer Geograph. Gesellsch.: „Kapitän R. F. Burton und Commander L. Cameron habe ich bei meiner Ankunft hierselbst, wie ich gewünscht, noch angetroffen. Dieselben haben ihre beabsichtigte größere Reise ins Innere für dieses Mal aufgegeben (s. oben S. 319), da sie, wie ich erwartete, hier in der Küstengegend Arbeit von größtem Interesse in Hülle und Fülle vorfanden. Nach Beendigung ihrer Untersuchung der Küstengegend zwischen Attuambin (Apollonia) im Westen und Cape Three Points im Osten sind sie am 24. Februar von hier aufgebrochen, um die Formationen auf beiden Ufern des Ankobrahflusses zu untersuchen und sodann untere Minen in Wassaw zu besuchen. Darauf werden sie wohl für dieses Mal nach England zurückkehren, um über die Resultate ihrer Reise zu berichten und sich für die beabsichtigte größere Reise vorzubereiten. Am 28. Februar ist der Eisenbahnvermesser (siehe oben S. 128) mit seinem europäischen Stab und Kroomegern in Dircove gelandet, um die vorläufige Vermessung der projektirten Eisenbahn von der Küste nach Wassaw in Angriff zu nehmen. Herr Mac Lunan, der jetzige Betriebsdirektor der Effuenta Gold Mines Cie., ist vorgestern hier mit der ersten Goldsendung von Effuenta angekommen und es wird also die erste Goldmünze von Effuenta mit dem heute von hier abgehenden Dampfer nach England gehen. Vom nächsten Monat an wird die Effuenta Company regelmäßig zweimal monatlich Goldbarrenessen machen. Die ersten gesammelten 100 Tonnen Erz haben das sehr günstige Resultat von durchschnittlich 93 Mark (deutschen Geld) Werth an Gold pro Tonne Erz ergeben; ein Resultat, womit man sehr zufrieden sein kann. Ich habe meine Vorbereitungen hier beendigt und werde übermorgen von hier nach Apollonia aufbrechen, um den nordöstlichen Theil dieses Distrikts genau

zu untersuchen. In den letzten Monaten sind ganz bedeutende Strecken Minenländereien aufgekauft und jetzt sind bereits mehr wie 60 Konzessionen in Cap Coast registrirt. Es wäre sehr zu wünschen, daß das englische Gouvernement endlich Gesetze, die Minenländereien betreffend, erließe und ich hoffe, daß Kapitän Burton's Vorschläge und Vorstellungen bei der Colonial Office in London von Erfolg sein werden."

Australien.

— Die ersten Eisenbahnen, welche in den australischen Kolonien in Betrieb kamen, waren die 0,54 deutsche Meilen lange Bahn von Melbourne nach dem Sandridge am 14. September 1854; die drei Meilen lange Bahn von Sydney nach Parramatta am 25. September 1855 und die 1,62 Meilen lange Bahn von der City of Adelaide nach Port Adelaide am 21. April 1856. Am Schlusse des Jahres 1881 hatten die australischen Kolonien insgesammt schon Eisenbahnen in der Länge von 1170 deutschen Meilen in Betrieb. Davon entfielen 279 auf Neu-Seeland, 268¼ auf Victoria, 214½ auf Neu-Süd-Wales, 182 auf Süd-Australien, 168 auf Queensland, 87½ auf Tasmanien und 22 auf West-Australien. Außerordentlich rasche Fortschritte hat das Eisenbahnwesen in Australien in den letzten Jahren gemacht, und es sind zur Zeit so viele Bahnstrecken in Bau autorisirt und projektirt, daß die jetzige Meilenzahl sich bald wird verdoppelt haben.

— Die Goldfelder der Kolonie Victoria lieferten im Jahre 1881 einen kleinen Mehrertrag gegen die letzten vier Jahre. Der Gewinn stellte sich auf 885 625 Unzen Gold, gegen 812 092 und 718 203 in den beiden Vorjahren. Die in den Goldminen arbeitenden Leute zählten 38 385 gegen 38 568 im Jahre 1880, so daß auf den Mann durchschnittlich ein Gewinn von 92 Pf. St. 1½ Sch. entfiel. Das meiste Gold wurde aus Quarzriffen gewonnen, während das einst so reiche Alluvium, in welchem Goldklumpen im Gewichte von 2280, 1621, 1121, 1105 u. s. w. Unzen gefunden wurden, so ziemlich erschöpft ist. Aus diesem Grunde empfehlen sich die Diggings des heutigen Tages auch nicht mehr für den armen Mann. Die eigentlichen Goldfelder der Kolonie Victoria datiren aus dem Jahre 1851, wenngleich schon früher hier und dort Spuren von Gold waren entdeckt worden. Sie lieferten von September 1851 bis Ende 1881 einen Ertrag von 50 383 628 Unzen. Berechnen wir die Unze Gold mit 4 Pf. St., so ergiebt sich ein Werth von 201 534 512 Pf. St. oder 4030,7 Millionen Mark. Den höchsten Gewinn lieferte das Jahr 1853 mit 3 150 021, den niedrigsten das Jahr 1879 mit 718 203 Unzen.

— Tasmanien als selbständige Kolonie datirt vom 3. December 1825 und umfaßt ein Areal von 1233 deutsch-geogr. Quadratmeilen. Nach dem Census vom 7. Februar 1870 belief sich die Bevölkerung auf 99 328, nach dem vom 3. April 1881 aber auf 115 705 oder 85,7 pro Quadratmeile. Die Beschaffenheit des Bodens — uneben, felsig und vielfach unzugänglich — wird schwerlich eine viel stärkere Bevölkerung zulassen, denn der bei Weitem größere Theil der Insel ist selbst für Weidezwecke nicht mehr geeignet. Jahrelang hatte die Kolonie mit finanziellen Schwierigkeiten — steten Unterbilanzen — zu kämpfen. Der öffentliche Kredit schien erschöpft, und auch die Steuerkraft wollte nicht mehr belegen. Nachdem das Parlament Vorlagen auf höhere Besteuerung wiederholt abgelehnt hatte, mußte es', um die Selbständigkeit des Landes zu retten, doch endlich im Jahre 1879 ins Unvermeidliche willigen. So ward es möglich, im Jahre 1880 eine Revenue von 499 780 Pf. St., gegen 375 367 Pf. St. im Vorjahre, zu erzielen und dadurch nicht nur die Finanzen im Gleichgewicht zu bringen, sondern, nach Deckung der Jahresausgaben, selbst noch einen Ueberschuß von 16 035 Pf. St. zu behalten. Aber die Tasmanier erklären, „sie seien ruinirt, und der letzte Name der Insel werde „Sleepy Hollow" sein". Die öffentliche Schuld am Schlusse des Jahres 1880 belief sich auf 1 943 700 Pf. St. oder 16 Pf. St. 16 Sch. pro Kopf der Bevölkerung, deren jährliche Verzinsung 91 838 Pf. St. erforderte. Aus dieser Anleihe waren 1 305 429 Pf. St. auf unrentable Eisenbahnen verausgabt worden. Unter Kultur befanden sich 373 299 Acres oder 14 093 Hektar. An Getreide wurde meistens Weizen (750 040 Bushels) und Hafer angebaut, und außerdem viel Gemüse und Südfrüchte für den Melbourner Markt gewonnen. Der Import im Jahre 1880 bewerthete 1 369 223 Pf. St. oder 11 Pf. St. 16 Sch. 8 P., und der Export 1 511 931 Pf. St. oder 13 Pf. St. 3 Sch. 4 P. pro Kopf. Es liefen 1309 Schiffe mit einem Tonnengehalte von 413 303 ein und aus. Schon im Jahre 1876 hatten die Eisenbahnen der Kolonie eine Länge von 172½ englischen Meilen und dabei ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Auf der Mersey und Deloraine Bahn konnten wegen fehlender Gebäude erst im letzten 12 Miles nicht ausgebaut werden. Die Eisenbahnen decken nicht einmal die Kosten des Betriebes, weshalb dieser einmal auf kurze Zeit eingestellt wurde, geschweige denn die Zinsen des vorerwähnten hohen Anlagekapitals. Die Telegraphenlinien maßen 873, die Drähte 1096 Miles. Der Viehstapel der Kolonie stellte sich noch dem Census vom 3. April 1881 auf 25 267 Pferde, 127 187 Rinder, 1 783 611 Schafe und 48 029 Schweine.

Vermischtes.

— Obschon „Das Leben David Livingstone's. Von William Garden Blaikie. Deutsch von Otto Deuk" (2 Bde., Gütersloh, 1881. C. Bertelsmann, Preis 7,20 M.), speciell für Erd- und Völkerkunde nichts Neues bringt, so darf es doch Allen empfohlen werden, welche an dem innern Leben und der Entwickelung eines großen Mannes vom rein menschlichen Standpunkte aus ein Interesse nehmen. Den Menschen Livingstone lernt man in diesen, hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen verfaßten Bänden besser kennen, als den Reisenden, als welchen er sich in seinen eigenen Büchern in selbst vorgeführt hat. Für die Geschichte der Geographie hat aber auch das Blaikie'sche Werk seinen hohen Werth: unvergleichlich ist die Ausdauer, der Fleiß, der Enthusiasmus, mit welchem sich der arme Weber zum Missionär, zum Arzte, zum wissenschaftlichen Beobachter ausbildete und seine weiten grundlegenden Reisen ausführte. Wenn man auch eine Zeit lang seine Leistungen zu unterschätzen geneigt war, so kommen sie gerade jetzt, wie es scheint, wieder zur verdienten Geltung gegenüber den Resultaten seiner Nachfolger.

Inhalt: Das heutige Surien XV. (Mit sechs Abbildungen.) — Bei den Turkmenen Karamaniens. — Karl Lamp: Zum Grenzstreit zwischen Mexico und Guatemala. — Nachrichten aus der westarabischen Landschaft Asir. — Ostfriesische Märchen und Sagen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 7. Mai 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 21. — 2. Prospect: Neues Hülfsmittel für den Klassenunterricht in der Geographie. Verlag von Ferd. Hirt in Breslau.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XVI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Nordwestlich von Hebron, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, erhebt sich als ein weithin sichtbarer Punkt der Landschaft die berühmte Eiche von Mamre, der Baum, unter dem der Tradition nach die Zelte Abrahams gestanden haben. Es ist ein herrliches Exemplar von Quercus Palaestina (Q. ilex pseudococcifera), dem ballût der Araber, und doppelt merkwürdig in diesem durch die unsinnigste Mißwirthschaft vieler Jahrhunderte des eigentlichen Baumwuchses fast ganz beraubten Lande. Der Stamm, dessen Umfang am Fuße 10 Meter beträgt, theilte sich in einer Höhe von 6 Meter über dem Boden ursprünglich in vier mächtige Aeste, von denen heute noch drei vorhanden sind; der von der breiten Krone überschattete Raum hat einen Umkreis von 95 Schritt. Daß der gewaltige Baum in der That ein sehr hohes Alter hat, unterliegt keinem Zweifel, natürlich aber gehört die Tradition, die ihn aus der Zeit des alten jüdischen Patriarchen stammen läßt, in das weite Reich der palästinensischen Fabel. Mit der Verehrung der Patriarchengräber von Hebron wird jedenfalls die Verehrung des Haines Mamre oder seiner Ueberreste schon von frühester Zeit an Hand in Hand gegangen sein, und dies um so mehr, als eine abergläubische Schonung und Heilighaltung einzelner, besonders großer Bäume sowohl unter den heidnischen als auch unter den jüdischen Bewohnern des alten Kanaan heimisch war. Aus der christlichen Zeit wissen wir, daß Konstantin um das Jahr 325 eine große Basilika an der Stelle bauen ließ, welche von der jüdischen Ueberlieferung als Stätte des Haines Mamre bezeichnet wurde. Spätere Pilgerberichte schildern den heiligen Baum von Hebron als unansehnlich, von etwa doppelter Mannshöhe, und durch die Arthiebe der reliquiensammelnden frommen Wallfahrer gänzlich verstümmelt; eine große Mauer, in der sich viele von Mönchen bewohnte Zellen befanden, umgab ihn. Geht aus diesen Schilderungen deutlich hervor, daß die damalige „Eiche Abrahams" eine andere war, als die heutige, so erkennen wir diese letztere doch in den Beschreibungen Maundeville's und Belon's aus dem 14. resp. 16. Jahrhundert wieder; ihre Angaben über die Lage sowie die Gestalt des damals verehrten heiligen Baumes lassen keinen Zweifel über die Identität desselben mit dem heutigen aufkommen. Seitdem vor einigen Jahren hier ein zur Aufnahme russischer Pilger bestimmtes Hospiz gebaut worden ist, hat man die Abrahamseiche in die von einer Mauer umgebenen Gartenanlagen dieser Anstalt hineingezogen. Von einer nahen Quelle reichlich bewässert, läßt der Baum unter dem Schatten seiner breiten Krone einen natürlichen Teppich des feinsten weichen Grases gedeihen, das seinerseits auf dem Boden des heutigen Syrien eine fast ebenso seltene Erscheinung ist, wie die Rieseneiche selber.

Von Hebron aus unternahm Lortet eine zweitägige Tour nach den berühmten Brunnen von Beerseba, die nach den Angaben der Bibel die südöstliche Grenze des alten Palästina bezeichnet haben müssen. Der Weg, der

Digitized by Google

Die Abrahamseiche von Mamre.

Digitized by Google

in südlicher Richtung von Hebron abführt, geht einige Stunden weit noch zwischen Weinbergen, Oliven-, Obstgärten und gutbestellten Feldern entlang bis zu dem großen Dorfe Dhoherije, in dessen Nähe sich Trümmer alter Befestigungswerke zeigen. Dicht hinter diesem Dorfe, ohne jeden Uebergang, fängt aber die traurigste Wüste an. Ueberall liegen hier mehr oder minder zerbröckelnde Blöcke gelblichgrauen Kreidekalks auf dem Boden zerstreut; dazwischen wächst verkümmertes Eichengebüsch und hin und wieder ein Arbutusstrauch (Arbutus unedo). An einigen römischen Ruinen vorüber, welche das alte Beth Zacharia und somit die Stelle bezeichnen, wo Antiochus Eupator den Judas Makkabäus besiegte (1 Makk. 6, 32 ff.) zieht sich der Weg allmälig höher an den Abhängen des Gebirges hinauf, um endlich, in geringer Entfernung östlich von der Gipfellinie bleibend, mit dieser parallel nach S. S. O. zu gehen. Der hier mehrfach von tiefen Klüften und Thälern durchschnittene Kamm bildet die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Mittelländischen und dem des Todten Meeres. Allmälig hören auch die Dörfer auf, die sich bisher noch vereinzelt gezeigt haben; wellenförmige Sandebenen, weite Kiesflächen und mit Steinen übersäeter Felsboden wechseln mit einander ab und ziehen sich in unabsehbarer Folge durch die große Wüste Tih nach Süden hin bis zum Sinai. Auch hier repräsentirt die nunter zwischende Handelnde wieder das einzige Leben in der Landschaft. Nur während einer kurzen Zeit des Jahres, in den Frühjahrsmonaten, verliert diese Bergwüste den Charakter der traurigen und zugleich großartigen Einöde. Der Boden bedeckt sich dann mit flachlichtem Gräsergestrüpp und Astragalusgestrüpp, sowie mit den Hauptvertretern der hyrischen Frühlingsflora, verschiedenen Irisarten und Anemonen, und die Ta'amire-Beduinen, deren niedrige, schwarz und weiß gestreifte Zelte man jetzt von der Höhe aus in den Thalsenkungen nach dem Todten Meere hin liegen sieht, bringen ihre zahlreichen Ziegen-, Schaf- und Kameelheerden auf diese spärlichen Weiden. Tag und Nacht hallt dann die Gegend von dem Geblök der Herden und dem dumpfen Gebell der großen, schwarzen, zu jeder Zeltniederlassung der Ta'amire gehörigen Wächterhunde wieder, nur noch wenigen Wochen schon sich wieder in die alte todte Einöde zu verwandeln.

Mündung eines der Brunnen von Beersheba.

Die beiden Brunnen von Beersheba liegen in geringer Entfernung von einander; sie sind kreisrund und innen mit einem starken, augenscheinlich sehr alten Mauerwerke ausgefüttert. Der größere hat einen Durchmesser von 12½ Fuß und bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von 44 Fuß, unter demselben scheint er noch etwa 16 Fuß in den Felsen gegraben zu sein; der zweite, der ungefähr 300 Schritt westlich von dem ersteren liegt, hat nur 5 Fuß Durchmesser und 42 Fuß Tiefe, enthält aber ein ebenso klares, kaltes und wohlschmeckendes Wasser wie jener. Die großen Steine, die den obern Rand der Brunnen bilden, sind von tiefen Rinnen durchfurcht, welche die auf- und abgehenden Stricke der Schöpfgefäße allmälig eingeschnitten haben. Rund herum liegen in einem großen Kreise eine Anzahl roher Steintröge, in welche die Hirten und Kameeltreiber das Wasser für ihre Thiere gießen.

Auf einem etwas nördlich von den Brunnen gelegenen Hügel zeigen große unförmige Ruinen, sowie zahlreich im Boden vorhandene Thonscherben die Stätte des alten, von Eusebius und Hieronymus erwähnten Dorfes Beersheba an. Hier ist also der Ort, an den die alttestamentarische Erzählung so oft die Lagerplätze der Patriarchen verlegt; von hier läßt sie Abraham mit Isaak nach dem Berge Morija, von hier Jakob nach Haran gehen; hier soll Samuel seinen Sohn den Richtern überantwortet und hier Elias auf seiner Flucht im Schatten der Wachholderbüsche gerastet haben. Auf einer kleinen Anhöhe dicht bei den Brunnen schlug Lortet sein Lager für die Nacht auf; der Abend war herrlich, die Luft von einer Trockenheit und Durchsichtigkeit ohne Gleichen. Bei Sonnenuntergang färbten sich die umgebenden Hügel mit dem schönsten Dunkelroth und Violett; strahlenlos, wie eine große glühende Scheibe, verkant die Sonne unter dem Horizont. Eine Zeitlang herrschte noch reges Leben um die Brunnen; Hirten, die ihre Herden in der Umgegend geweidet hatten, brachten sie hierher zur Tränke; bald kreischten die Stricke, an denen sie das Wasser in ledernen Eimern aus dem Brunnen heraufziehen, auf den Steinrändern, die Thiere scharten sich geräuschvoll um die Tröge, und es gehörte eben nicht viel Phantasie dazu, um sich einige tausend Jahre zurück und in die Zeit zu versetzen, da die „Kinder Gottes“ hier in derselben Weise Herden tränkten. Mit dem Einbruch der Dunkelheit trat allmälig die Stille der Wüste wieder ein; die Kameele lehrten zu ihren Weideplätzen zurück, die Ziegen zerstreuten sich zwischen den Hügeln, und als Lortet, noch lange vor seinem Zelte stehend, sich an der Pracht des reich gestirnten Himmels und an der Kühlung erfreute, die ein vom Sinai her wehender frischer Wind brachte, hörte er nun sich nichts mehr als das leise Pfeifen der hier massenhaft vorhandenen Springmäuse und aus der Ferne den gelegentlichen Schrei eines Schakals.

In der Frühe des folgenden Morgens trat er den Rückweg nach Hebron an, von wo er nach kurzer Rast nach Bethlehem weiter ging. Bis zu dem Dorfe Bêt Zafâria (etwa eine Stunde Weges vor den Salomonischen Teichen), der Straße nach Jerusalem folgend, verließ er dieselbe hier, um sich auf einem selten betretenen, beschwerlichen Gebirgspfade zunächst nach Osten, nach dem Wâdi Chareitûn, zu begeben. Eine mehrstündige mühevolle Bergwanderung brachte ihn an den obern Theil des Thales, das, ein Seitenthal des Wâdi Artâs, hier eine wilde schmale Schlucht von etwa 150 m Tiefe ist, in der eine Menge ungeheurer Felsblöcke auf- und übereinandergeschichtet liegen. Das Dorf Chareitûn, unweit des alten Thekoa, führt, ebenso wie das Thal, seinen Namen von dem heiligen Chariton, der im Anfange des fünften Jahrhunderts zum Danke für seine Errettung aus Räuberhand eine sogenannte Laura oder Mönchskolonie bei Thekoa gestiftet, sich selber aber als Einsiedler in die

Digitized by Google

große Höhle des Thales zurückgezogen haben soll. Diese Höhle, die von der Tradition mit der Höhle Adullam identificirt wird, in welche David sich vor den Nachstellungen Sauls flüchtete (1 Sam. 22, 1; 2 Sam. 23, 13, 14), ist eine labyrinthartige Naturhöhle, deren Durchwanderung ohne einen des Ortes genau kundigen Führer durchaus nicht gefahrlos ist. Sie besteht aus zahlreichen langen Gängen und Kammern, die oft in mehreren Stockwerken über einander laufen; und aus drei großen, in verschiedener Höhe liegenden Räumen, in welche mehrere der sich kreuzenden Gänge einmünden. In den hinteren Gängen befinden sich einige künstliche Nischen in der Felswand; Scherben von Aschenkrügen, Stücke von Sarkophagen u. s. w. lassen erkennen, daß hier die Höhle einst als Bestattungsort gedient hat. Noch im spätern Mittelalter soll sie häufig von Einsiedlern bewohnt worden sein; nach den massenhaft angehäuften Thierknochen zu urtheilen, die sich in ihr vorfinden, scheint sie heute aber den Raubthieren dieser wilden Gebirgsgegend als Schlupfort zu dienen. Neben Hyänen, Füchsen und Schakals kommt hier der sogenannte ägyptische Wolf (Canis lupaster) besonders häufig vor, der, bedeutend kleiner als der europäische, eine spitze Schnauze, feinere Glieder und ein hell goldgelb gefärbtes Fell hat. Größeren Thieren nicht gefährlich, wird er doch von den syrischen Hirten wegen seiner gelegentlichen nächtlichen Angriffe auf die Lämmer und jungen Ziegen sehr gefürchtet; zumeist freilich nährt er sich wie der Schakal von todten Thieren, die er stückweise in seine Felsschlupfwinkel schleppt.

Die Temperatur im Innern der Abullamhöhle ist ungemein hoch, das Vorwärtsdringen in den oft nur 2 bis 3

Der Frankenberg (Dschebel Fureidis).

Fuß hohen Gängen sehr beschwerlich, namentlich da der Boden mit einer starken Schicht einer schwärzlichrothen, staubartigen Erde bedeckt ist, in die man bei jedem Schritte tief einsinkt. In den vorderen Räumen, wo unzählige Fledermäuse herumschwirren und von den Decken und Wölbungen herabhängen, besteht der Boden aus fußdicken Schichten ihrer Excremente.

Unweit der Einmündung des Thales von Chareitün in das Wädi Artäs erhebt sich über dem Nordrande des letztern der Frankenberg, von den Arabern Dschebel Ferdis oder Fureidis (Paradiesberg) genannt, ein merkwürdiger, auf allen Seiten gleichmäßig ansteigender und oben abgeplatteter Bergkegel von 120 m Höhe. Die seltsame, augenscheinlich zum großen Theil künstlich hergestellte Regelmäßigkeit seiner Gestalt, die Ruinen an seinem Fuße sowie die anderen auf seiner obern, in der Mitte kraterähnlich eingesenkten Plateforme haben zu den verschiedensten Hypothesen Veranlassung gegeben; heute glaubt man jedoch mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß man hier die Ueberreste der von Herodes dem Großen gegründeten Stadt Herodia und der Burg Herodium vor sich habe. Die Beschreibung, die Josephus von diesen beiden mächtigen Schöpfungen des Herodes giebt, stimmt bis auf wenige Einzelheiten mit den heute noch vorhandenen Anlagen des Dschebel Fureidis überein. Von der Marmortreppe, die zu der Akropolis hinaufgeführt haben soll, ist freilich nichts mehr vorhanden, dafür aber Ueberreste der alten „mit großem Aufwande errichteten Wasserleitung, die das Wasser aus weiter Ferne“ hergebracht hat; unter anderen erblickt man bei den Ruinen am Fuße des Berges ein, heute trockenes, etwa 60 m im Quadrat messendes Wasserreservoir, in dessen Mitte sich ein inselartiger viereckiger Aufbau befindet. Dieser letztere, in dem man vielfach ein Lusthäuschen gesehen hat, wäre nach einer Hypothese de Saulcy's vielmehr als ein Ueberrest von dem Grabmale des Herodes zu betrachten [1]). Die Ruinen, die auf

[1]) Baurath Schick, welcher in Bd. 3 der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins Grundriß und Profil des Franken-

der etwa 300 m im Umfange haltenden Plateforme noch vorhanden sind, bestehen ausschließlich aus Theilen der alten thurmbesetzten Umfassungsmauer; eine gewölbte Kammer mit schönem Mosaikboden ist von dem einen dieser Thürme übrig geblieben. Die Quadern, aus denen das Ganze gebaut war, sind sehr groß, vollkommen regelmäßig und schön behauen. Der Name Frankenberg, den die Europäer dem Berge beigelegt haben, schreibt sich von einer im 15. Jahrhundert entstandenen, irrigen Tradition her, derzufolge die Franken zur Zeit der Kreuzzüge sich hier lange gegen die belagernden Muslimen gehalten hätten. Die Aussicht von der Höhe des Berges ist unvergleichlich schön und abwechslungsreich; besonders weit reicht der Blick nach der Seite des Todten Meeres, dessen blaues Wasser zwischen den schroff zerklüfteten, felsigen Hügeln der öden Landschaft im Osten hindurch schimmert; nach Norden blickt man über Bethlehem und Mâr Elîâs hinweg bis zu den in blauen Duft gehüllten Hügeln von Jerusalem, über welche, deutlich erkennbar, der Oelberg hinausragt. Die Aussicht nach Süden und Westen ist beschränkter, darum aber nicht minder großartig; die wilde Gebirgslandschaft, in die man blickt, ist mit ihren tiefen Schluchten und schroffen Wänden ebenso malerisch wie imposant.

Das, Dank den Abflüssen der Salomonischen Teiche, zum Theil gut angebaute Wâdi Artâs hinaufgehend, erreichte Yortet bald die Straße, die von den Teichen nach Bethlehem führt. Sie läuft dicht neben dem Kanal entlang, der

Bethlehem.

die Stadt mit Wasser versorgt und dessen Wohlthaten sich schon in den kleinen, terrassenartig angelegten Oliven- und Obstgärten erkennen lassen, zwischen denen man zu dem hochgelegenen Städtchen emporsteigt. Der Name Bethlehem (Brotort) läßt, wie der gleichbedeutende biblische Beiname der Stadt, „Ephrata", deutlich erkennen, daß die Umgegend der Stadt Davids sich stets durch Fruchtbarkeit und guten Anbau ausgezeichnet hat. Auch heute macht der kleine Ort, der gerade infolge des Nimbus, mit dem ihn die Verehrung der Christen umgeben, mannichfache Zerstörungen durch die Muslimen zu erdulden gehabt hat, den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit. Begreiflicherweise aber tritt die religiöse Bedeutung, das „weltgeschichtliche Interesse" des blühenden Städtchens sehr sichtlich in den Vordergrund. Die große Marienkirche über der traditionellen Geburtsstätte Jesu, ein Werk Konstantin's des Großen, und die drei an dieselbe sich schließenden Klöster der Lateiner, Griechen und Armenier überragen die ganze Stadt. Im Theil zu ihnen gehörigen, theils unabhängigen frommen Schulen und Anstalten ist kein Mangel — unter den 5000 Einwohnern Bethlehems befinden sich heute nur noch etwa 300 Muslimen und vielleicht 50 Protestanten; alle übrigen gehören den verschiedenen Bekenntnissen der katholischen Kirche an. Bezeichnend für das zwischen denselben obwaltende Verhältniß ist die seit dem Weihnachtsfeste von 1873 nothwendig gewordene Aufstellung türkischer Wachtposten in der Marienkirche. Die italienischen Franziskaner und die Mönche des griechischen Klosters lieferten sich damals bei Gelegenheit der großen

---

berges und der Herodianischen Anlagen giebt, hält (a. a. O. S. 98) vielmehr das Gemäuer auf dem Gipfel für Reste des Mausoleums.

Digitized by Google

Prozeſſion eine förmliche Schlacht, in der es mehrere Todte und zahlreiche Verwundete gab. Um ähnlichen, bei den unaufhörlichen Reibereien leicht möglichen Kampfſpielen der frommen Brüderſchaften vorzubeugen, ſtehen heute nicht nur in der obern Kirche, ſondern auch neben der eigentlichen Geburtskapelle in der großen Krypta türkiſche Schildwachen mit ſcharf geladenem Gewehr. Was das Gebäude der Kirche, eine fünfſchiffige Baſilika, ſelber anbetrifft, ſo hat ſich daſſelbe allen Zerſtörungen der Stadt zum Trotze wahrſcheinlich in ſeiner urſprünglichen Geſtalt bis auf den heutigen

Das Innere der Marien- oder Geburtskirche in Bethlehem.

Tag erhalten, und darf ſomit als eine Probe älteſten chriſtlichen Kirchenbaues angeſehen werden. Die zu verſchiedenen Zeiten vorgenommenen Ausbeſſerungen und Verſchönerungen haben an der aus dem Jahre 330 ſtammenden Konſtantiniſchen Anlage des Baues augenſcheinlich nichts geändert. Es iſt hier nicht der Ort, auf eine genauere Beſchreibung des oft genug geſchilderten Gebäudes einzugehen, das gerade durch die großartige Einfachheit ſeiner Anlage mehr imponirt, als durch das im Lauf der Zeiten allmälig hinzugefügte Beiwerk an verſchiedenartigem Schmuck. Heute im gemeinſchaftlichen Beſitz der Griechen, Lateiner und Armenier, iſt die Kirche im Jahre 1842 leider durch eine hohe, von den Griechen aufgeführte Mauer, welche das Querſchiff und die Apſis abgrenzt und verdeckt, gründlich entſtellt worden.

Digitized by Google

Eine Studie zur Bevölkerungs-Statistik der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

I.

Bis in die allerneueste Zeit herein bildete die Basis der Volkszählung der Philippinen nicht etwa die Kopfzahl der Bevölkerung, sondern der „Tributo“, d. h. die Kopfsteuer. Der „Tributo“ wurde bereits 1571 vom Eroberer des Archipels, Don Miguel Lopez de Legazpi, eingeführt und zwar in der Weise, daß je ein Ehepaar einen vollen, eine einzelne ledige Person den halben Tribut zu entrichten hatte. Wenn auch die Höhe dieser Steuer im Laufe der Jahre und Jahrhunderte sich erheblich geändert hat und immer mehr und mehr gestiegen ist, so ist doch der Einhebungs- und Zählungsmodus derselbe geblieben und 2000 „Tributos“ entsprechen demnach z. B. durchaus nicht derselben Zahl steuerzahlender Individuen, sondern der doppelten, also in diesem Falle der Zahl von 4000 Steuerträgern. Daß wir uns aus der Ziffersumme der Tribute kein klares Bild der Seelenanzahl der Inselgruppe vorstellen können, liegt offen zu Tage, abgesehen davon, daß von den nicht unterworfenen Stämmen gar keine Angaben mitgetheilt werden konnten. Da eben nur die erwachsenen arbeitsfähigen Individuen diese Abgabe zu leisten hatten, während, wie dies auch jetzt noch der Fall ist, die Kinder, Greise, Krüppel und Bresthaften von der Zahlung des Tributes befreit waren, so läßt sich nur schwer die Kopfzahl bestimmen, die auf einen Tribut zu rechnen wäre. Denn in manchen Provinzen ist die Zahl der Kinder eine sehr große, doch erreichen nur sehr wenige das Pubertätsalter; hier würden also auf einen Tribut mehr Seelen zu rechnen sein, als in einzelnen Gegenden Nordluzons, wo die Weiber in Folge der gebückten Haltung bei der Pflege der Tabakskulturen zu Fehl- und Todgeburten neigen. Aber selbst abgesehen hiervon ist die Seelenzahl auf Grundlage der Tributeinheiten schwer auch nur annähernd richtig zu berechnen, indem nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Kasten von der Zahlung der Kopfsteuer befreit sind. So zahlen weder die Weißen noch deren Mischlinge (mestizos españoles) den Tribut, bei den Chinesen und Malaien (Indios) sowie den Mischlingen der beiden letztgenannten Stämme (den mestizos de sangley) sind die Mitglieder der Gemeindevertretung (gobernadorcillos, tenientes, cabezas de barangay etc.) nicht nur für ihre eigene Person, sondern auch für ihr Ehegemeinde und ihren erstgeborenen Sohn von jeder Zahlung des Tributes für die Amtsdauer dispensirt. Außerdem genießen dieselbe Begünstigung „für ewige Zeiten“ die Nachkommen der von den Spaniern depossedirten Fürsten sowie die Descendenten von Eingeborenen, welche sich hervorragende Verdienste in den Kämpfen der Spanier gegen innere wie äußere Feinde erworben hatten. Ja selbst ganze Ortschaften erhielten das Privileg von jeder Steuerzahlung enthoben zu sein, wie dies für die Stadt Cebú zu bemerken ist. Trotz des verschiedenen Ziffernwerthes, den ein Tribut also je nach der Provinz, in der er erhoben worden ist, repräsentirte, hat man dennoch summarisch für den gesammten Archipel eine bestimmte Zahl genommen, welche der Anzahl der Seelen entsprechen sollte, welche auf einen Volltribut entfallen. Gewöhnlich nahm man 4 bis 5 Seelen auf den Tribut der Malaien und Mestizos de Sangley an. Bei den Chinesen wäre diese Zahl zu hoch gegriffen, denn sie brachten früher keine Weiber mit und die mit Eingeborenen erzeugten Sprößlinge gehörten bereits der Kaste der Mestizos de Sangley an, welche einen niedrigeren Tribut als die Chinesen entrichten. Man zählte deshalb auf den Chinesentribut anfangs nur zwei Individuen, später bei der Einführung der Personalsteuer ließ sich die Kopfzahl dieser Mongolen genauer ermitteln. Offizielle Zählungen der vom Tribut befreiten Kasten wurden gar nicht veranstaltet; man ließ deshalb in die Bevölkerungslisten nur die Malaien und chinesischen Mestizen, seltener die Chinesen aufnehmen, die Weißen, die spanischen Mestizen und Japanen ließ man entweder ganz weg (was zumeist der Fall war) oder schätzte deren Zahl ganz willkürlich ab und addirte dieselbe zu der Summe der Malaien, chinesischen Mestizen und Chinos.

Aber nicht einmal für die Richtigkeit der Tributzähler gab es bis in die Mitte unseres Jahrhunderts eine Garantie! Es muß nämlich beachtet werden, daß seit dem Abschlusse des Westphälischen Friedens die Geschichte der Philippinen die Geschichte eines Verfalles und einer Korruption ist, die ohne Gleichen in der Weltgeschichte dasteht. Der Archipel wurde als Deportationskolonie nicht nur des Mutterlandes, sondern auch amerikanischer Kolonien angesehen, die Beamten, die Soldaten der Philippinen rekrutirten sich mit wenigen Ausnahmen aus dem Abschaume der spanischen Nation. Eine natürliche Folge dieses Umstandes war eine grenzenlose Korruption, welche sowohl die Funktionäre der Civil- wie Militärgewalten wie eine unabwendbare und unheilbare, epidemische Krankheit ergriff; man lese nur die von heiligem Zorne entflammten diesbezüglichen Notizen eines Simibaldo Mas, eines Herzogs von Almodovar nach oder blicke zwischen die Zeilen, welche die alles vertuschenden Frau Gaspar de San Agustin, Fray Juan de la Concepcion und P. Murillo-Velarde uns hinterlassen haben! An der Spitze der Provinzen standen als Gouverneure Alcaldes Mayores, welche ihre Stellung in der schamlosesten Weise zu eigener Bereicherung ausbeuteten, indem sie in ihren Provinzen das Handelsmonopol ausübten und Wucher trieben. Ist es doch mehr als einmal vorgekommen, daß spanische Beamte und Offiziere selbst Pulver und Munition an die die Küsten verheerenden Piraten von Sulu und Mindanao verkauften, oder daß die gegen letztere abgeschickten Geschwader von ihren Befehlshabern dazu verwendet wurden, von letzteren zusammengekaufte Waaren, mitunter zwangsweise, an die Küstenbewohner abzusetzen. Bei solchen Verhältnissen liegt es nicht so fern zu vermuthen, daß die Provinz-Gouverneure die Zahl der Tribute ihres Verwaltungsbezirkes der Centralbehörde als viel geringer angegeben haben, als es wirklich der Fall war; das Plus der Differenz kam der Tasche der Alcaldes Mayores zu Gute.

Dann muß noch etwas in Erwägung gezogen werden: die, wie wir gesehen haben, ganz ungenauen Censuslisten der älteren Zeit bis auf die September-Revolution herauf geben uns immer nur die Zahl der spanischen Unterthanen an,

Digitized by Google

nicht aber jene der nicht unterworfenen Eingeborenen, und doch gehörte bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Oberfläche des Archipels den Spaniern! Freilich ist es nothwendig zu bemerken, daß, von Mindanao und Sulu abgesehen, die nicht unterworfenen Gebietstheile wilde Bergländschaften und Waldddickichte umschlossen, welche naturgemäß eine nur dünne Bevölkerung aufweisen können, zumal der Malaie seinen Wohnsitz mit Vorliebe nur am Meeresgestade und an Flußufern aufschlägt, und jene nicht unterworfenen Stämme das Institut der Kopfjägerei pflegten, also eine Sitte, die der Vermehrung jener Horden unmöglich Vorschub leisten konnte.

Heute haben sich die Verhältnisse auf den Philippinen vollständig geändert, die Korruption ist verschwunden, der Beamtenkörper und das Offizierkorps genießen mit Recht den Ruf der Unbestechlichkeit, wenn man auch bei den einzelnen Individuen derselben jenes, ich möchte sagen **aktive** Pflichtgefühl nicht antrifft, wie wir es bei deutschen Offizieren und Beamten zu finden gewohnt sind. Die Zählungen werden auch jetzt nicht mehr zu rein fiskalischen Zwecken angestellt; sie stehen heute im Dienste der Wissenschaft. Nicht mehr die Zahl der Tribute allein, auch die Zahl der Bewohner, ihre Alters-, Standes- und sonstigen Verhältnisse werden erhoben und die Regierung giebt sich alle erdenkliche Mühe ein vollständig genaues Zählungsresultat zu erlangen. Und dennoch, wenn wir uns die Frage stellen, sollen wir den mitgetheilten Bevölkerungsangaben der officiellen Censusliste ein solches Vertrauen wie den europäischen entgegenbringen, so müssen wir mit einem entschiedenen Nein! antworten. Warum dies? Die Ursache der Unzuverlässigkeit der philippinischen Censuslisten liegt in den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes und seiner Bewohner. Obwohl es keine größere Ortschaft (Pueblo) giebt, die nicht wenigstens **eine** Schule aufzuweisen hätte, so ist doch die Zahl derjenigen, welche sie besucht haben, eine nur geringe, besonders im Süden des Archipels. Nach der Absicht der Regierung sollen die Kinder in der Schule die spanische Sprache erlernen, aber bisher waren nur in den der Hauptstadt naheliegenden Provinzen Schullehrer aufzutreiben gewesen, die nothdürftig die Lengua castellana stammelten [1]). Obwohl mit jedem Jahre die Verbreitung der spanischen Sprache wächst, so giebt es doch noch ganze Provinzen, in denen bei der Volkszählung des Jahres 1870 kein einziges die Schule besuchende Kind das Spanische sprechen konnte; es waren dies die Provinzen: Isabela de Basilan, Bohol, Burias, Nombloa und Samar. Nun sind die Beamten der Regierung durchwegs Spanier, welche direkt vom Mutterlande nach der Kolonie oft nach russischer Weise „auf dem Verwaltungswege" gesendet werden; sie sind der Sprache der Eingeborenen, mit denen sie zu amtiren haben, gar nicht mächtig und haben auch weder Zeit noch Lust dazu selbe sich zueignen zu machen. Ich habe gesagt: keine Zeit, denn der spanische Beamte wird nur auf eine festgesetzte Frist (gewöhnlich drei Jahre) in sein Amt (in der Kolonie) eingesetzt, dann wieder in das Mutterland zurückberufen oder in eine andere Provinz, in welcher ein ganz anderes Idiom herrscht, versetzt, so daß er, nachdem er sich kaum ein wenig mit den Verhältnissen seiner neuen „Heimath" vertraut gemacht hat, wieder den Reisestab zur Hand nehmen muß. Und wie viele Beamte überhaupt bleiben in ihrer Station bis zum Ablaufe ihrer Functionsperiode? Die einen werden in der ungesunden Küstenstadt krank und müssen mit Urlaub nach Europa zurückkehren, um in dem besseren Klima des Mutterlandes [2]) die Gesundheit wiederzugewinnen, oder es trifft sie das Spanien eigenthümliche Loos der „Cesantia": sie werden „cesantes", d. h. plötzlich ohne jede Motivirung des Dienstes enthoben und in Disponibilität gesetzt, um ihre bisher innegehabte Stelle an einen beförderungsbedürftigen Protégé des Ministeriums oder eines hervorragenden Cortes-Mitgliedes zu verlieren. Das Damoklesschwert der Cesantia [3]) oder der Versetzung nach Cuba oder Puertorico schwebt ohne Unterlaß über dem Haupte jedes Beamten, das Anlangen jeder neuen Post kann ihm das Abberufungs- oder Enthebungsdekret bringen; kein Wunder, daß der spanische Beamte sich nicht erst die Mühe nimmt, die Sprache seiner Klienten zu erlernen. Wozu auch? Morgen trägt ihn der Dampfer oder die Brigg nach den Marianen oder nach Fernando Pó. Ueberdies hat er ja in seiner Kanzlei eine Menge von Schreibern, welche als Mestizen und Indier (sc. Malaien) ihm im mündlichen Verkehr mit den Eingeborenen als Dolmetscher dienen. Diese Schreiber sind die eigentlichen Exekutivorgane der Behörden, von ihnen hängt der Kanzleichef auf Gnade und Ungnade ab; was sie ihm sagen, muß er für bare Münze nehmen, und doch wimmeln die Berichte **spanischer**, nicht etwa **ausländischer**, Autoren von Anklagen gegen diese Klasse der Eingeborenen. Man beschuldigt sie allgemein der vollständigen Unzuverlässigkeit, Falschheit und Verlogenheit, wenn nicht oft ärgerer Dinge. Mögen auch diese Angaben etwas übertrieben sein, so sind doch Fälle bekannt, wo die farbigen Schreiber ihre spanischen Vorgesetzten auf das Abscheulichste hinterzingen und ihnen das Schwarze weiß und das Weiße schwarz vorgestellt hatten. Ja es darf nicht unerwähnt bleiben, daß noch bis zum Jahre 1870 manche Provinzen thatsächlich ohne Chef blieben, wie z. B. die Provinz der Batanes-Inseln. Die aus Spanien hingeschickten Gouverneure erfuhren bei ihrer Landung in Manila, daß die Bewohner der Batanes so gut wie Wilde wären, daß der Gouverneur daselbst das einsamste Leben führen müßte, abgeschnitten und isolirt von der civilisirten Welt. Kein Wunder, daß sie unter allen erdenklichen Vorwänden ihre Abreise aus Manila so lange hinausschoben, bis sie auf einen andern Posten versetzt wurden oder sie das Schicksal der Cesantia erreichte. Das soll sich mehr als einmal ereignet haben [4]).

Man wird mir vielleicht entgegnen: Die Gemeinden (Pueblos) haben doch eine Municipalvertretung, deren Chef — der „Gobernadorcillo" — mit den Oberbehörden nur Spanisch verkehren darf. Nun ja, das ist wohl wahr; aber sehen wir uns einmal die Sache genauer an. Wie es mit der Kenntniß des Spanischen auf den Philippinen aussieht, habe ich bereits oben erwähnt, ich will darauf nun ausführlicher eingehen.

[1]) Eine Besserung ist in diesem Punkte zu bemerken, insbesondere seit der Gründung von Musterhauptschulen und Lehrer-beziehungsweise Lehrerinnen-Seminaren. Früher machte der Klerus der Regierung stillschweigend in dieser Hinsicht Opposition, damit die nur des Spanischen mächtigen Beamten der Vermittelung der Geistlichkeit nicht entrathen könnten. In neuerer Zeit hat sich auch dies geändert.

[2]) Die Spanier haben noch immer nicht das Beispiel der Engländer nachgeahmt, Sanatorien für ihre von den Tropenfiebern heimgesuchten Beamten, Offiziere und Soldaten in den kühlen Berglandschaften der Cordilleren Nordluzons zu errichten. Die Provinzen Benguet, Lepanto und Bontoc würden sich zu diesem Behufe recht gut eignen.

[3]) Es soll vorgekommen sein, daß ein vom Mutterlande in Manila angelangter Beamter bereits das Dekret erhielt, welches ihn von jener Stelle enthob, die er noch gar nicht angetreten hatte. Selbst als Anekdote hingestellt ist dies für die spanischen Zustände charakteristisch.

[4]) Man vergl. zu dem oben erwähnten das treffliche, nur leider durch zahlreiche Druckfehler entstellte Werk: Apuntes interesantes sobre las islas Filipinas. Madrid 1870.

Digitized by Google

Im Jahre 1870 konnten von

Bewohnern	der Provinz bez. Districts			
266 333	Manila	Spanisch sprechen:		40 323 [1]
501	Corregidor	„	„	382 [2]
214 507	Bulacan	„	„	2 183 [3]
91 029	Nueva Ecija / Principe	„	„	862 [4]
32 209	Nueva Vizcaya	„	„	377 [5]
36 219	Ababela und Saltan	„	„	328 [6]
71 657	Cagayan	„	„	1 034 [7]
150 917	Ilocos Norte	„	„	338 [8]
179 305	Ilocos Sur	„	„	1 330 [9]
103 630	Union / Benguet	„	„	1 081 [10]
35 080	Abra	„	„	94 [11]
10 134	Bontoc	„	„	16 [12]
30 473	Lepanto und Tiagan	„	„	903 [13]
249 507	Pangasinan	„	„	1 584 [14]
79 568	Zambales	„	„	728 [15]
36 086	Bataan	„	„	314 [16]
203 127	Pampanga	„	„	2 242 [17]
116 276	Gapiz	„	„	14 145 [18]
241 782	Batangas	„	„	1 222 [19]
40 038	Morong	„	„	288 [20]
115 988	Laguna / Infanta	„	„	1 048 [21]
95 248	Tayabas	„	„	675 [22]
22 615	Camarines Norte	„	„	347 [23]
128 860	Camarines Sur	„	„	2 111 [24]
220 328	Albay	„	„	1 490 [25]
90 040	Antique	„	„	585 [26]
8 326	Batanes	„	„	114 [27]
606	Balabac	„	„	? [28]
153 734	Bohol	„	„	111 [29]
794	Burias	„	„	?
135 771	Capiz	„	„	711 [30]
14 135	Calamianen	„	„	136 [31]
394 215	Cebú	„	„	23 120 [32]
156 850	Leyte	„	„	647 [33]
55 063	Mindoro	„	„	288 [34]
13 194	Masbate	„	„	264 [35]
187 130	Negros	„	„	1 551 [36]
161 679	Samar	„	„	460 [37]
11 124	Romblon	„	„	158 [38]
348 371	Iloilo	„	„	2 340 [39]
11 597	Zamboanga	„	„	7 403 [40]
78 104	Misamis	„	„	902 [41]
29 902	Surigao	„	„	400 [42]
21 076[43]	Butig			?
1 398	Davao			150 [44]
2 339[45]	Cottabató	„	„	?
411	Jsabela de Basilan	„	„	103 [46].

[1] Darunter 1930 Spanier und 5890 Creolen. [2] Dar. 1 Sp. und 1 Cr. [3] Dar. 52 Sp. und 181 Cr. [4] Dar. 60 Sp. und 138 Cr. [5] Dar. 15 Sp. und 1 Cr. [6] Dar. 20 Sp. und 67 Cr. [7] Dar. 384 Sp. und 70 Cr. [8] Dar. 23 Sp. und 7 Cr. [9] Dar. 60 Sp. und 334 Cr. [10] Dar. 15 Sp. und 51 Cr. [11] Dar. 9 Sp. und 10 Cr. [12] Dar. 4 Sp. [13] Dar. 21 Sp. und 7 Cr. [14] Dar. 68 Sp. und 101 Cr. [15] Dar. 30 Sp. und 146 Cr. [16] Dar. 12 Sp. und 76 Cr. [17] Dar. 93 Sp. und 212 Cr. [18] Dar. 1401 Sp. und 633 Cr. [19] Dar. 46 Sp. und 155 Cr. [20] Dar. 20 Sp. und 40 Cr. [21] Dar. 32 Sp. und 187 Cr. [22] Dar. 31 Sp. und 51 Cr. [23] Dar. 11 Sp. und 66 Cr. [24] Dar. 66 Sp. und 43 Cr. [25] Dar. 42 Sp. und 64 Cr. [26] Dar. 15 Sp. und 50 Cr. [27] Dar. 6 Sp. (Dominikanermönche). [28] Auf der Insel lebten 1876: 27 Sp. und 8 Creolen, alle Officiere, Soldaten und Beamte. [29] Dar. 14 Sp. und 92 Cr. [30] Dar. 29 Sp. und 38 Cr. [31] Dar. 4 Sp. [32] Diese Zahl scheint mir eine Null zu viel zu haben. Es gab 76 Sp. und 148 Cr. [33] Dar. 48 Sp. und 203 Cr. [34] Dar. 16 Sp. und 3 Cr. [35] Dar. 10 Sp. und 17 Cr. [36] Dar. 65 Sp. und 291 Cr. [37] Dar. 41 Sp. und 60 Cr. [38] Dar. 12 Sp. und 7 Cr. [39] Dar. 114 Sp. und 151 Cr. [40] Dar. 32 Sp. und 18 Cr. [41] Dar. 30 Sp. und 140 Cr. [42] Dar. 20 Sp. 7 Cr. [43] Dar. 8 Sp. [44] Dar. 26 Sp. [45] Dar. 50 Sp. [46] Dar. 3 Sp.

Die Spanisch-Sprechenden sind zunächst die Spanier und Creolen und dann deren Mischlinge, die mestizos españoles. Die neuen Censuslisten machen keinen Unterschied zwischen diesen spanischen Mestizen und den mestizos de sangley, d. h. den Mischlingen von Chinesen und Malaien. Es läßt sich daher die Zahl derselben nicht annähernd genau angeben, man muß aber für jede Provinz mindestens ebenso viel spanische Mestizen annehmen als Creolen vorhanden sind, denn die vom Mutterlande kommenden Officiere und Beamten sind meist ledigen Standes und knüpfen für die kurze Zeit ihres Verweilens im Archipel meist nur illegitime Verbindungen mit Malaiinnen und Mestizinnen an. Dem großen statistischen Werke des Don Rafael Diaz Arenas entnehme ich, daß z. B. im Jahre 1850 in der Provinz Bataán 129, in Cagayan 150, in Bolacán 691, in Nueva Ecija (incl. Principe) 129, in Ilocos Norte 12, Ilocos Sur 471, in Abra 47, in Pangasinán 229, in Camarines Sur 206, in Albay 579, in Cápiz 216, in Mindoro 70, in Misamis 104 spanische Mestizen lebten. Denken wir uns die Zahl der Mestizen dem seither verstrichenen Vierteljahrhundert entsprechend vergrößert, so bleibt, wenn wir von den Provinzen Manila, Cavite und Zamboanga absehen, ein im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung verschwindend kleiner Bruchtheil von Eingeborenen übrig, die Spanisch — und was für ein Spanisch! — sprechen. Dies sind nun einzelne vorzugsweise mit Europäern in Geschäftsverbindungen stehende Chinesen und chinesische Mestizen, ferner von Malaien Weltpriester, ausgediente Soldaten, verbummelte Studenten der Universität von Manila, die Diener und Konkubinen der Weißen. Diese der spanischen Sprache mächtigen Elemente der eingeborenen Bevölkerung sind nicht gleichmäßig über das ganze Land verstreut, sondern in den Provinzialhauptstädten und den Hafenplätzen koncentrirt. So kommt es, daß es viele Dörfer giebt, in denen außer dem Pfarrer kein Mensch Spanisch zu lesen und zu schreiben versteht. Die Gobernadorcillos solcher Orte sehen sich genöthigt (und haben auch von der Regierung die Autorisation hierzu) einen Secretär, den sogenannten Directorcillo, aufzunehmen, der der eigentliche Leiter der Bürgermeister- oder Dorfschulzengeschäfte ist. Der Directorcillo ist immer ein Farbiger, in den meisten Fällen ein verbummelter Rechtsbeflissener („abogadillo") oder Universitäts-Student („filósofo"). Der des Spanischen unkundige Gobernadorcillo ist dann ebenso von seinem Secretär auf Gnade und Ungnade abhängig, wie der spanische der Landessprache nicht mächtige Beamte von seinen farbigen Schreibern. Man denke sich die maßgabare Indolenz, den absoluten Mangel an Pflicht gefühl, den Hang zur Lüge der Eingeborenen, die Unkenntniß der spanischen Beamten, die sie von ihrem Verwaltungskreise besitzen müssen, da sie weder die Landessprache kennen noch bei der Ausdehnung der Provinzen, dem Mangel an Straßen und Brücken während ihrer kurzen Amtsdauer in der Lage sind, sich überall vom Stande der Dinge persönlich zu überzeugen — und man wird wir zugeben müssen, daß eine Volkszählung nicht vertrauenerweckend sein kann, bei deren Ausführung zunächst die Gobernadorcillos und Cabezas de Barangan (Orts-Viertel-Vorsteher) berufen werden, also Leute, die in manchen Provinzen außer dem christlichen Namen nichts aufzuweisen haben, was auf einen höhern Bildungsgrad, als wie ihn die Tagalo von Borneo besitzen, hinweisen könnte. Bei solchen Elementen kann der beste Wille der Regierung (und der sei hier bereitwillig anerkannt) nicht viel ausrichten.

Digitized by Google

Daruvar in Slavonien und seine Umgebung.

Von Prof. **E. Kramberger.**

I.

Am frühen Morgen eines Septembertages machte ich mich auf den Weg nach Daruvar. Kaum einige hundert Schritte von Pakrac zieht sich die Straße auf einen Berg auf weiter Strecke hinan. Die Anhöhe heißt, wie jene im Nordosten des Požeganer Thales, Kendija. Die slavischen Namen wiederholen sich, wie schon früher einmal bemerkt, in den fernsten Gegenden. So kommen häufig dieselben Orts-, Burg-, Berg-, Wald- und Flußnamen in Bosnien, der Hercegovina, in Kroatien, Slavonien und Serbien vor. Ja dieselben Namen von Gewässern, Quellen, Waldhainen finden sich in der Slowakei, wie in den südslavischen Ländern. Dies kommt daher, weil sie alle treffend gewählt sind und die Eigenschaft oder ein Kennzeichen eines Dinges genau bezeichnen. Man findet, um ein Beispiel anzuführen, den Fluß-, Bach- und auch Ortsnamen Bistra und Bistrica in allen slavischen Ländern, denn beides bezeichnet ein helles, klares Wasser. Auf der Höhe angelangt, geht es eine hübsche Strecke durch Buchenwald hin. Lachen und Singen weiblicher Stimmen brachen sich, aus dem Dickicht dringend, in vielfachem Echo an den Stämmen. Endlich erblickte ich eine Schar Frauen und Mädchen Schwämme suchend über eine bedeutende Fläche hin zerstreut. In den slavonischen Wäldern schießen, wenn die Jahreszeit günstig, außer dem Herrenpilze andere genießbare Pilze in großen Mengen hervor, welche gesammelt, gereinigt, zerschnitten, an der Sonne getrocknet und für den Winter aufbewahrt werden. Ich sah sie schon auf Handwagen massenhaft heimführen. Es gedeiht da die Speise-, Spitz- und gelbe Keulenmorchel, der Ziegenbart, der Pfifferling, der Reitzger, Hirschling, der Kaiserling; auf grasigen Hügeln auch der Flockenstäubling; an einigen Orten auch die Speisetrüffel. Ueppig wächst hier an den Waldrändern die Brombeere, deren Früchte ausnehmend groß werden. Sie bedeckt oftmals ganze Flächen. Auch den Wachholderstrauch trifft man allenthalben; daher das häufige Vorkommen der Wachholderdrossel (Bravenjak) in schneereichen Wintern. Dem Vogel wird seines würzigen Fleisches wegen auch von Bauern, die ihn zu Markte tragen, auf alle mögliche Weise nachgestellt. Die wilde Rebe rankt sich zu enormen Höhen empor; ihr Stamm dient zu langen Brunnenstangen, zu Ringen an den Wagen oder an Hausthoren; die Trauben an denselben weisen manchmal der edlen an Größe gleichkommende Beeren auf, nach dem ersten Reif eine willkommene Leckerei für die wild herumkletternden Knaben.

Als ich den Wald verließ, bot sich mir eine anmuthige Landschaft dar. Wo das Auge hinblickt, sieht es Berge mit großem Holzreichthum. Jedoch wird die Ausfuhr des Nutzholzes an vielen Orten recht schwer. Man versuchte zwar auch hier Saumthiere anzuwenden, allein die Kosten wurden zu hoch und der Versuch wieder aufgegeben. Nach einer Stunde etwa hinter dem Walde erreicht man das kleine Dorf Badljevina, welches in einem fruchtbaren Thale liegt und schon zur Herrschaft Daruvar gehört. Ich war eine Weile zu Fuß gegangen und kam nun auf eine Wiese, wo man Heu machte. Ich näherte mich einer Gruppe, um ein Gespräch anzuknüpfen. Es fiel mir auf, daß bei einigen der Frauen lange Heuhalme aus dem Busen herausragten. Auf meine diesbezüglichen Fragen antworteten sie mit Kichern und den wenigen ausweichenden Worten: „Mi znamo“ (Wir wissen es). Ich holte also seitab einen ältern Mann darüber aus. Er sagte, eine alte Sitte erheische es, daß sich jede von den beim Mähen anwesenden verheiratheten Frauen sieben Halme von dem zuerst unter der Sense gefallenen Grase nehme und im Busen heimtrage, um sie aufzubewahren; das erleichtere die Geburt. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Zahl 7 in den Liedern und alten Gebräuchen der Südslaven überhaupt eine bedeutende Rolle spielt, jedenfalls eine Erbschaft aus uralten Zeiten, wie auch das Aufbewahren der sieben Heuhalme eher ein heidnischer Gebrauch denn Aberglaube sein wird. Ich schritt bis zu den auf einem niedrigen Hügel stehenden Oekonomiegebäuden der Meierei. Die Wohnung des Beamten bedeckten blaue Blüthen einer Kletterpflanze bis zum Gipfel. Als sich eine Meute großer, weißer Schäferhunde mit wüthendem Bellen auf mich losstürzte, zog ich es vor den Wagen zu besteigen, als mich in einen Kampf mit den gefährlichen Thieren einzulassen, die uns noch lange bellend und fletschend verfolgten. Wenn man solchen Thieren zufällig draußen auf den Weiden begegnet, hat man einen schweren Strauß mit ihnen zu bestehen; gut, wenn der Hirte nahe ist. Ihre mit Stachelketten besetzten Hälse machen sie zu den stärksten und unüberwindlichen Feinden der Wölfe, deren es hier herum genug giebt zum größten Schaden des reichen Wildstandes.

Von Badljevina geht es fortwährend Berg an und ab bis Doljani. Hier senkt sich der Weg allmälig bis zum letzten Hügel, auf dem man gern weilt, um einen Augenblick die ganz eigenthümliche Landschaft recht zu betrachten. Links erhebt sich unter der langen nach Nord laufenden, mit Häusern besetzten Hügelkante ein mäßiger Hügel mit Maisfeldern und niedrigem Gebüsch mitten in einer ausgedehnten Wiese, die Stätte, wo einst die große Benediktiner-Abtei St. Helena de Podborje stand, gestiftet im Jahre 1270 unter Stephan V. [1]). Münzen und anderweitige Alterthümer, hier gefunden, zeugen vom hohen Alter des Platzes. Vor dem Beschauer dehnt sich eine kurze Pappelallee bis in die Hauptstraße des Marktfleckens, der aus dem Thale wieder bis auf die hohen Hügelrücken im Hintergrunde weit hinaufreicht und nur eine oder zwei kurze Gassen als Seitenarme nach Westen entsendet. Weingärten und Winzerhäuser, Wald und Berg reihen sich im Osten aneinander; darüber hinaus ragt der Kegel des Petrova vrh in die Lüfte. Er ist das Barometer dieser Gegend, sein mit Nebelmassen verhüllter First der zuverlässigste Regendeuter. Ueber eine kleine Steinbrücke betritt man Daruvar. Der hohe Schlot einer Dampfbrettersäge fällt uns auf. Noch vor einem Jahre hörte man da das Kreischen der Kreissägen Tag und Nacht. Ungeheure Massen Holzes, riesige Eichenstämme lagen da zu Hunderten in dem geräumigen Hofe; Wagen fuhren ab und zu; Fuhrleute mit dampfenden Rossen, Taglöhner schrien beim Abladen der schweren Stämme

[1]) Fekter II, S. 881 a.

Digitized by Google

durcheinander. Jetzt ruht ein düsteres Schweigen über dem Gebäude, der Hof ist leer, die Fenster- und Thüröffnungen ohne Flügel. Die Waldungen hinter Oberdaruvar sind, so weit sie zugänglich, abgeholzt, die Arbeit eingestellt. Im Orte reihen sich hübsche Häuser aneinander, unter anderen ein neuer, eleganter Gasthof. Erwähnenswerth sind außerdem das alte Hotel am Badepark, das Herrschaftsschloß mit seinem Parke, die katholische Kirche in italienischem Stile, ferner das Bad mit dem daranstoßenden Park. Dieses war schon den Römern unter dem Namen Jasi bekannt. Im Schloßparke liegt ein römischer Steinsarg, in dem ein silberner Ohrlöffel gefunden wurde; daran gelehnt Steinplatten mit heidnischen Figuren und ein Stein oben beim Schlosse mit den Worten DIVO COMMODO RES PVBLICA IASORV(M) (Corp. Inscr. Lat. III, Nro. 4000). Dies sowie die nun leider ganz zerfallenen, mit Mosaik ausgelegten Grabstätten, oberhalb des sogenannten römischen Brunnens, woselbst zu Ende des vorigen oder im Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Krone, goldene Armbänder, eine goldene Halskette mit Edelsteinen und eine Todtenlampe gefunden wurden, und endlich ein Steinwappen mit den eingemeißelten Worten: Hic jacet egregius Ladislaus filius Hermanni de Gereben anno D. 1489 zeugen sowohl für die Zeit der Römer, als auch dafür, daß daselbst im Mittelalter angesehene Personen gewohnt haben mochten; wenigstens ist die Familie der Gereben eine mächtige im Lande gewesen. Die Fundamente der Antoniquelle sind ebenfalls römisch. In der Umgebung finden sich allenthalben Mauerctrümmer und Ruinenreste, als Beleg für die Kultur und starke Bevölkerung jener fernen Zeit. Daruvar zählt etwa 1100 Einwohner, meist Handwerker und Kaufleute, nur in Oberdaruvar wohnen auch Bauern. Es gehörte bis vor zwei Jahren dem Grafen Jankovič, jetzt aber der Familie Tuköny. Der Ort ist Sitz eines Bezirksgerichtes. Den Sommer über strömt ein erklecklicher Zufluß von Fremden hierher, um zu baden. Aus fünf Quellen mit einer Temperatur von 40 bis 47° C. werden die Bäder gespeist. Das Wasser wird, theilweise abgekühlt, in die, namentlich im Johannis Bade, sehr geräumigen Bassins geleitet und fließt von da dem Bache Toplica zu. Das an und für sich indifferente Wasser wirkt durch die gleichmäßige Wärme sehr heilsam; ebenso die Schlammbäder. In Daruvar herrscht den ganzen Sommer über ein reger Verkehr. Am Platze vor dem Bade steht täglich eine ziemliche Anzahl von Wagen; Kroaten, Deutsche, Slavonier, Böhmen und Magyaren thun sich da um, denn wie im Orte selbst, ist auch die Bevölkerung des Umkreises gemischt. Man kann den Slavonier jedoch von den Abkömmlingen anderer Nationen immer durch den grauen, oben breiteren und mit großen hinaufgestülpten Krämpen versehenen Hut, wie auch durch die weiße Kabanica unterscheiden. Dieses Kleidungsstück zieren an den Halsschließen aufgenähte, rothe Tuchrosetten. Die Aermel sind kurz, an den Enden rund geschlossen und dienen oft, wie die Torba, zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und Rauchrequisiten. Selbst die breiten Krämpen des Hutes übrigens müssen manchmal die Funktion eines Behälters übernehmen. Männer und Frauen haben stämmige Formen. Letztere benutzen den Busen als Speicher. Die Geldbörse und zur Zeit der Obstreife Aepfel, Birnen und Zwetschken bauschen nebst Kuchen das Hemd bis zum Gürtel auf und verunstalten die Formen. Die weibliche Kleidung kommt derjenigen um Pakrac ziemlich gleich. Der Sonntag versammelt das Volk zur Kirche und hernach im Badeparke, wo die lauten Klänge einer gut geschulten einheimischen Zigeunermusik erschallen. Hinter dem Gasthause giebt es in einer großen Wagenschenne immer fremde Landleute, sehr oft sogar aus den Gegenden Ungarns über der Drave, die da zum Kurgebrauche einige Tage verweilen. Ganz arme baden in dem Kanale, der das Wasser aus den Bädern sammelt und dem Bache zuführt, ihre kranken Hände oder Füße; Vollbader nehmen sie um wenige Kreuzer in dem für Bauern bestimmten gemeinsamen Bassin. Originell sind die Anstalten, welche manche über die Kur hegen. Ich traf einen Bauern, der, in seinen Pelz gehüllt, in der glühenden Mittagssonne lag. Auf mein Befragen, ob ihm denn kalt sei, antwortete er: Nein! aber ich kurire mich vom Fieber. Im Laufe des mit ihm weiter geführten Gespräches stellte sich heraus, er sei aus der Drave-Gegend, habe einen Herrn gebracht, da ihn jedoch das Fieber peinige, so benutze er die günstige Gelegenheit zu dessen Bertreibung durch Warmbäder. Der Mann hatte, wie ich erfuhr, den ganzen Vormittag im heißen Wasser gesessen, bis ihm übel geworden war und er glaubte am Schlagfluß zu sterben. Da erst eilte er aus dem Bade, aß und trank Wein, hüllte sich in seinen Pelz und lag nun in der Sonne, um zu dunsten und dann später, laut seiner Anschauungsversetzung, abermals einige Stunden im Bade zu sitzen. Er hatte nicht mehr als zwei Tage Zeit und wollte sie gehörig verwenden. Solche wunderbare Ansichten über Schnellbaden, d. h. 14 Kuctage in 2 bis 3 Tagen abzuthun, hegen noch viele andere aus dem Bauernvolke. Eine üble Gewohnheit ist ferner der zu große Obstgenuß, der oftmals Ruhr zur Folge hat. Freilich ist auch der ganze Landesstrich so reich an allen möglichen Obstgattungen, daß die Ueberfülle der Natur selbst verleitet. Besonders leicht erzeugt die weiße Pflaume und eine Birnensorte die schwere Krankheit. Im Uebrigen scheint diese gewisse Bedingungen zu erfordern; denn obwohl man geneigt ist die perniziösen Fälle auch großer Hitze zuzuschreiben, so hat es schon sehr heiße August- und September-Monate gegeben, ohne daß ein solcher Krankheitsfall bekannt wurde. Besonders üppig gedeiht die erwähnte Zwetsche (Bielica) im Gebiete des Dorfes Sirač und in diesem selbst. Ich stannte, als ich dahin kam, über die große Menge von Bäumen und die Fülle der Früchte, welche an Zweigen und Aesten große Verheerungen angerichtet hatten. Im Walde, durch den ich kam, hat die Axt tüchtig aufgeräumt; die Stämme sind nach Daruvar zur Säge gewandert und die zahlreichen Arbeiter, die in früheren Zeiten ein reges Streben und Leben in das Dorf brachten, darunter auch Franzosen, zerstoben nach allen Seiten. Von letzteren rührt auch die Kapelle her, ebenso die bei trockenem Wetter ganz gute Fahrstraße bis Doljani, die Sirač mit diesem verbindet. Die Kapelle in Sirač ist ein Holzbau, dem man die Eile des Entstehens ansieht. Es blieb mir Zeit genug übrig, die wenigen Reste der einst mächtigen Abtei St. Mariä auf dem steilen Berge inmitten des Dorfes am Ufer der Pakra zu betrachten. Sie war schon im Jahre 1376 verfallen, wurde aber in eben dem Jahre mittels einer Besteuerung der Unterthanen wieder hergestellt, wofür die gezwungenen Zahler einen Ablaß von 1 Jahr und 40 Tagen bekamen [1]). Es ist davon wenig mehr zu sehen; einige Mauern und eine eiserne, von Dornen überwucherte Thür. Ich betrat eins der Häuser, die am Fuße des Burgbügels liegen. Ein Bauer hatte da vollauf mit dem Entkörnen seiner Fruchtfechsung zu thun. Er war so spät dazu gekommen, weil sich die Leute bei derlei Arbeiten wechselseitig unterstützen und dann der Reihe nach abdreschen. Dazu dient ein kreisrunder, glattgestampfter Platz; mitten darin steckt ein Pfahl. An diesen bindet der Bauer seine Rosse, leitet sich auch noch andere von den Nachbaren dazu und treibt nun die Thiere,

[1]) Die Bulle bei Koller, Hist. Episcop. Q. Eccles.

Digitized by Google

häufig von Freunden oder seinen Söhnen unterstützt, im Trab um den Pflock; ein sowohl für ihn als auch für die Vierfüßler schwieriges Geschäft, das seine Kehle austrocknet. In Ermangelung von Pferden werden Ochsen zum Treten verwendet; ein Maulkorb aus wilden Reben hindert die Wiederkäuer am Naschen und die drohenden Schwingungen der Peitsche sollen ihren trägen Schritt beschleunigen. Natürlich bleibt bei dieser unvollkommenen Art des Drusches viel Korn im Stroh zurück. Das Reinigen von Spreu und Staub betreibt der Landmann zwar mit Windrentern, doch pflegen Ärmere, wenn sie keine solche zu leihen bekommen, das Geschäft bei günstigem Winde durch Werfen mit Schaufeln abzuthun. Geht kein Wind, so läßt man die Körner mittels einer durch die Giebelluke gesteckten Rinne auf eine unten ausgebreitete Leinwanddecke fallen, wodurch die leichtere Spreu theilweise ausgeschieden wird. Die Unvollkommenheit des Erfolges bedingt die öftmalige Wiederholung der Procedur. Nachträgliches Waschen und Trocknen hilft nach. Manche Bauern haben auch einen seitab vom Dorfe gelegenen Meierhof (Salaš oder Stan), wo sie ihr Getreide aufspeichern, auch etwa ihre Schweine züchten und Ackergeräthe halten. In Gegenden, wo der Bauer wegen der Menge seiner Fechsung nicht nach Wunsch mit dem Dreschen fertig werden kann, erscheinen zeitweise Ungarn aus der Drawe-Gegend mit Wagen und Pferden, um gegen einen gewissen Antheil von sogenannter Halbfrucht, d. i. Korn und Weizen zu zwei Theilen gemischt, den Arbeitsbedürftigen auszuhelfen.

Ich wanderte nun am Ufer der Pakra, die sich zwischen den hohen Bergen durchwindet, hin und nach dem ziemlich entfernt gegen Nordost liegenden Biela. Selten sah ich solch eine Menge Bachstelzen, wie auf diesem Gange. Sie glühen einer auf der Wanderung nach dem Süden begriffenen Zugvogelschar. Die Ufer waren bavon dicht besetzt. Nach etwa zwei Stunden erklomm ich einen Berg und erblickte von da aus den nahen Rücken des Cuniveh, der in südlicher Richtung von der Jlova-Quelle bis zu jener der Biela (so heißt die Pakra in ihrem oberen Laufe) und der Orljava-Quelle reicht. Der gleichnamige Kegel ragt, 865 m hoch, aus der Gesammtmasse bedeutend heraus. Er und die Bujanova kosa, 830 m, sind die höchsten Punkte; ihre Zusammensetzung gleicht den übrigen Gebirgen: am Rücken Urformation, Granit, umschlossen von Tertiärformationen, Werfener Schiefern und Halstädterschichten, außerdem tertiärem Leithakalk und Cerithienschichten. Imposant entfalten sich die schönen Linien; schade daß die Landschaft so wenig bevölkert ist. Ich umging den Hügel, der die Ruine des Klosters und der Kirche St. Stephan von Jerusalem, einst Sitz des Johanniterordens, trägt, und stieg langsam an einem Bache aufwärts dem nahen Dorfe Biela zu.

Ethnographisches aus der Oase der Achal-Teke.

Von Staatsrath Dr. **O. Heyfelder.**

Besuch einer persischen Gesandtschaft im russischen Lager von Gök-Tepe.

Während des Feldzuges gegen die Tekes hatten einige Orientalen das Hauptquartier begleitet: Prinz Ramschander, ein Indier und, wie er selbst sagte, ein Anverwandter von Nena-Sahib, ferner ein persischer Oberst, Militärbevollmächtigter des Schahs von Persien, ein Chan aus Chiwa, welchen eine Anzahl Stammesgenossen und Verwandte begleiteten. Nachdem nun die Hauptfestung der Tekes gefallen und dieser kriegerische Stamm sich unterworfen hatte, wurde bei dem kommandirenden General angefragt, ob er den persischen Gouverneur der Grenzprovinz als Abgesandten des Schahs empfangen würde. General Skobelew erkannte diesen ersten sichtbaren politischen Erfolg des Sieges in seiner Tragweite [1]) an, gab eine bejahende Antwort und begab sich, sobald er hörte, daß die Gesandtschaft unterwegs sei, nach Aschabad. Aber der Chan Schudthan-ud-Daule, ein Onkel des regierenden Schah, Großwürdenträger, Diplomat und vor allem ein Orientale, war auch nicht von gestern. Als er durch seine Kundschafter hörte, der kommandirende General sei nicht in Gök-Tepe anwesend, so verzögerte auch er sein Kommen und blieb 2 oder 3 Tagereisen von uns im Gebirge stehen. Allein in jenen Februartagen war es auf dem Kobet-Dagh kalt und die verweichlichten Herren aus Iran mit ihren ebenfalls nicht abgehärteten Kameelen und Maulthieren konnten im Gebirge nicht lange der Etiquette zu Liebe frieren. Sie stiegen also herab. Unser ganzes Lager war in Aufregung. Skobelew hatte scheidend befohlen, den Chan mit allem seinem Rang gebührenden Ehren zu empfangen. Eine Ehrenwache war vor seinem Filzzelt aufgestellt und die Musik des Stawropolschen Regimentes war bereit ihn mit den uns während der Belagerung zum Ueberdruß vorgespielten Stücken zu begrüßen. Eine Gruppe Filzzelte außerhalb unseres Lagers nicht weit von einem Bache war für die Perser vorbereitet, die Nähten im Innern mit schönen Teppichen (Beute aus Gök-Tepe) ausgestattet, ein italienischer Restaurateur war gemiethet, um für Speise und Trank zu sorgen. Es muß nämlich hier eingeschaltet werden, daß sich alsbald ein regelmäßiges, gut aufgestelltes Lager bei Gök-Tepe gebildet hatte. In zwei bis drei Zeltreihen hausten Armenier und Perser, einige wenige Griechen, Russen und dieser Italiener; sie verkauften Speisen und Getränke, frisches und getrocknetes Obst aus Persien, frisch gebadenes Brot, Matzen, Mehlspeisen und Konserven und tauften unseren Soldaten ihre Beutestücke für billiges Geld ab. Dank diesen unternehmenden, unerschrockenen Kaufleuten konnten wir Lichter, Thee, Kaffee, Tabak, Marseiller und Petersburger Konserven, Käse, Schinken, Geräthe und Getränke aller Art, sogar Krimmwein, Xeres, Portwein, französische Weine und Champagner kaufen; aber zu welchen Preisen! Ein Pfund Stearinlichter 2 Rubel 50 Kopeken, eine Flasche Krimmwein im Werthe von ½ Rubel zu 4 bis 5 Rubel, eine Flasche

[1]) Die Tekes hatten nach dem Mißerfolg der Expedition von 1879 alle diejenigen empfindlich gestraft, welche dem Feinde Vorschub geleistet hatten. Die Turkmenen an der Sreckste, die Kara-Kalingen und die Perser. So fanden wir diesmal keine Zufuhr, keine Bettkuher, keine Tolmetscher und Unterhändler; kein Obst noch Gemüse durfte aus dem nahen Persien nach Tschikischlar gebracht werden, der Bedarf an Kameelen wurde aus Chiwa und Turkestan beschafft. Erst mit dem Erfolg der Waffen kamen Karawanen aus Persien.

Digitized by Google

Champagner 10 Rubel und mehr. Man kann sich also vorstellen, was die Bewirthung unserer persischen Gäste kostete.

Die Nachrichten über Schadschan-ud-Daule und sein Gefolge waren anfangs etwas unbestimmt, wurden nun aber von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde bestimmter. Ein bedeutendes Gefolge sollte ihn begleiten, darunter sein Oheim und mehrere seiner Söhne. Als am 19. Februar (3. März) sein Zug von den Bergen herabsteigend in Sicht kam, bemerkten wir, daß es eine Reiterschar von mehr als 200 Mann sei, denen sich noch eine Karawane von Lastthieren anschloß. Oberst Arzischewsky, der Kommandant des Lagers und Befehlshaber eines Kosakenregiments, ritt dem Chan mit ein oder zwei Sotnien seiner prächtigen Kosaken entgegen. Obgleich die Begegnung eine Stunde vor dem Lager geschah, konnten wir bei der trockenen, reinen Luft alle Vorgänge deutlich sehen. Nachdem die Führer, einzeln vorreitend, einander begrüßt hatten, vereinigten sich die beiden Escorten, die Lastthiere in langer Linie dahinter vorbei und zogen gegen das Lager weiter. Die Kosaken aber entwickelten an Ort und Stelle eine Dschigitowka, d. h. sie zeigten einzeln oder in Trupps ihre Reiterkünste vor dem Chan. Dann nahmen der Chan und Oberst Arzischewsky die Téte, ihnen schlossen sich die persischen Reiter und die Kosaken an und nun nahete der Zug dem Lager. Unterdeß waren die lasttragenden Kameele, wunderschöne Maulthiere, Neger, ledige, verhüllte Rosse, das Jagdgefolge mit Jagdfalken auf der Hand, Köche, Musikanten und Diener, Zelte und Geräthe langsam an uns vorbei ins persische Lager gerückt. Im Nu hatten sie Besitz ergriffen, Feuer angemacht, die Thiere abgeladen und gekoppelt und die Vorräthe geordnet. Dabei sahen wir, daß sie Korn, Mehl, Heu und andere Vorräthe für Mensch und Thier mit sich führten. Sogleich legten sie vier Aborte an, welche je von einem kleinen, schilderhausartigen Zelt bedeckt wurden. Dann wurde ein großes Doppelzelt von viereckiger Gestalt, das Sommerzelt des Chans, aufgeschlagen. Wir Europäer hätten unsere Erfindungskraft nicht anzustrengen gebraucht, um ein zweckmäßiges Krankenzelt zu konstruiren, wenn uns vor 10 bis 15 Jahren, zur Zeit des Zelt- und Barackenfiebers, dieses persische Zelt bekannt geworden wäre. Es ist leicht, luftig, schattig, hat innere Abtheilungen, einen Korridor zwischen den Zeltwänden ringsherum und außerdem noch ein besonderes Dach (ohne Seitenwände) über dem Ganzen zum Schutze gegen die Sonne. Da die Nächte kalt waren, so bewohnte der Chan dasselbe nicht, sondern zog unsere ihm zurecht gestellte Kibitke vor, die an beiden Seiten zwei kleinere Filzzelte hatte, so daß auf diese Weise eine Reihe von Gemächern hergestellt war; aber er zeigte uns mit Stolz sein zierliches lustiges Zeltschlößchen. Als er Abends ankam, ließ er sich von zwei Herren seines Gefolges von dem schönen schlanken Araber herabheben, den er mit aristokratischer Nonchalance ritt. Auch während wir ihm vermittels eines Dolmetschers vorgestellt wurden, stützte er sich rechts und links auf zwei jüngere Würdenträger. Es scheint, daß es ein Zeichen seiner Vornehmheit ist, daß er stets solcher lebenden Stützen bedarf. Denn seine Jahre, 54 an der Zahl, und seine natürliche Beweglichkeit erfordern es nicht. Er hat den charakteristischen länglichen Perserkopf, kluge Augen, deren Größe das ältliche ovale Gesicht fast ganz absorbiren; die Gestalt ist mittelgroß, das Skelet zierlich, Hände und Füße sind auffallend klein. Letztere steckten gewöhnlich in schneeweißen englischen Baumwollstrümpfen und schwarzen Schuhen. So saß er auch zu Pferde. Nur zur Gala trug er hohe weiche Stiefel von schwarzem Saffian. Sein Anzug bestand aus einem Unterkleid von eisengrauer Seide (Kanaus oder persische Seide), das in der Mitte durch einen Ledergürtel zusammengehalten war; darüber ein zwischen Dolman und Paletot in der Mitte stehender pelzverbrämter Umhang. War es kühl oder rüstete er sich zu officiellem Besuch, so wurde ihm von seinen Kämmerern noch ein dunkelbrauner, ebenfalls mit Pelz eingefaßter Tuchpaletot umgehängt. Als er sich mit uns photographiren ließ, zu Sobolew zum Diner ritt und bei ähnlichen Gelegenheiten trug er einen mit Diamanten und Rubinen besetzten Gürtel und eben solchen Kinschal oder hängenden Dolch. Auf dem Kopf saß die persische Lammfellmütze mit einer Diamantenagraffe. Man konnte sich schwer vorstellen, daß er ein Militär und Heerführer gewesen; der Ausdruck des Gesichtes, die Haltung, der Gang auf den kleinen Füßen und besonders die Bewegungen der schmalen, wohlgepflegten Hände gemahnten eher an eine vornehme, alte Dame oder an einen hohen Geistlichen. Nachdem er sein Zelt betreten, zog er sich in eines der Nebengemächer zurück, wohin er nur die Höchsten im Rang zu folgen hat. Dort ward Thee gereicht. Als es zu dunkeln begann, führten wir unsere Gäste ins Freie, wo bei den Klängen der Musik ein primitives Feuerwerk abgebrannt wurde. Ob es ihnen gefiel, ob sie Besseres kannten, wie ich vermuthe, ließen sie nicht errathen. Sie betrachteten mit höflicher Aufmerksamkeit, was wir ihnen boten, ohne Erstaunen und Lob, ohne Kritik und Tadel auszusprechen oder nur anzudeuten.

Am andern Morgen machte der Chan seine Aufwartung bei den fünf obersten Chargen. Sein Auftritt auf einem weißen Araber mit herrlichem bis zur Erde reichendem Schweif, das silbergeschmückte Sattelzeug, das große Gefolge, alles gut beritten, machten einen fremdartigen und nicht unbedeutenden Eindruck. Da er mir gesagt hatte, wann er kommen würde, so hatte ich meinen Aul, wie wir scherzweise meine Zeltgruppe nannten, einigermaßen in Staub gesetzt. Ich selbst bewohnte zwar nur eine sehr kleine Julameita, meine Kanzlei aber nahm eine große, bei den Teke erbeutete Kibitke ein, daneben war die Detachementsapotheke in eben einer solchen. Je hinter diesen drei ersten Filzhütten waren ebenso viele Bachanjungen für unsere Leute, das ganze durch Schilfmatten statt Mauern oder Zaun ausschließen, mit einem Syſtem von Gräben zum Abfluß des Regenwassers umgeben. Zu dem so gewonnenen Hofe standen die Pferde angekoppelt, lebten unsere Hunde und Hühner. Also mein Aul wurde gelehrt und aufgeräumt, die Leute zwischen Kanzlei und Wohnzelt aufgestellt, Teppiche vor der geöffneten Thür ausgebreitet, mein Sekretär und mein Gehülfe bei der Assanisation eingeladen. Als der Chan dem übrigen Gefolge voran zehn Schritt vor dem Zelte herannitt und von seinem Stallmeister herabgehoben wurde, ging ich ihm bis aus Pferd, d. h. bis an die Grenze der Teppiche, entgegen und geleitete ihn zu mir, wo das Feldbett durch eine rothe Reisedecke und gestickte Kissen in ein Kanapee verwandelt war. Auf meinem kleinen elenden Arbeitstisch standen die ersten Frühlingsblumen, die ich bei Aul-Göl-Tepe gepflückt. Vor wenigen Tagen war mein Weihnachtstischchen von Petersburg angekommen, die Geschenke hingen an den Stäben der Filzthüre. Gerade diese gefielen den Orientalen sehr, namentlich ein transparenter, rother Stern vom Christbaum. Die üblichen blumenreichen Anreden wurden gehalten und starf gewürzte Komplimente getauscht. Nachdem Schadschan-ud-Daule mit Gefolge abgeritten, kam sein Stallmeister, Chan Ramasan, mit einem Dolmetscher wieder zurück, mir im Namen seines Herrn ein schönes, persisches Pferd anzubieten, das in voller persischer Rüstung vor dem Zelteingang hielt. Als ich zögerte, wurde mir gesagt, die anderen vier Herren hätten auch angenommen, so daß es be-

Digitized by Google

leidigen würde, wenn ich es abschlüge. So nahm ich denn an. Die beiden Herren ritten ab; nach einiger Zeit erschien ein Bereiter auf dem beinahe nackten Pferde und überbrachte es nun definitiv. Diesem konnte man ein Trinkgeld dafür geben.

Zu Tisch waren die Perser unsere Gäste, aber das Diner wurde beim Chan eingenommen, er präsidirte und lud dazu ein. Von uns waren die besagten Fünf stets beschoben, außerdem täglich zwei bis drei andere Offiziere. Von den Seinen war nur sein Onkel ständiger Gast, zuweilen der älteste Sohn, nie der jüngere, die anderen Hofchargen abwechselnd, als der Geheyte, der Richter, der General ꝛc. Der Stallmeister, Prinz Ramasan, hielt sich hinter dem Sitz des Chans zur Dienstleistung, ebenso nahmen die beiden jukommandirten jungen Ordonnanzoffiziere nicht an der Tafel Platz. Die Etiquette wurde außerordentlich streng beobachtet, was uns verwilderten Söhnen der Steppe einigermaßen frappant war. Man saß nach dem Rang, doch immer abwechselnd ein Perser und einer von uns. Es wurde von beiden Seiten tüchtig gegessen und nicht schlecht getrunken. Wenn einer von den Persern in Folge des Vortrinkens oder Durcheinandertrinkens den Wein spürte, so erhob er sich, bat um Entschuldigung und verließ unter einem Vorwande die Tafel. Als sie nach orientalischer Sitte ihre Sättigung und ihr Behagen durch lautes Aufstoßen kund gaben, sagte der Chan, das sei gegen die europäische Sitte, sie möchten sich mäßigen. Zwei Tage mußten wir ein Gastmahl zu Mittag, eins zu Abend durchmachen, wobei eben nur ethnographisch interessant war, wie diese stillen würdigen Orientalen in aller Ruhe eine Fülle von Speise und Trank in sich aufnahmen. Den zweiten Tag beim Souper war der Chan Wirth, wir die Gäste. Wir saßen wie gewöhnlich auf Taburets; aber das Service war anders. An der Thür erschien der persische Koch, einen Spieß mit fünf bis sechs Fasanen in der Hand haltend, doch betrat er das Zelt nicht. Ihm nahm ein Thürsteher den Spieß ab und überreichte ihn dem Ramasan-Chan, der hielt ihn dem Chan hin, worauf dieser mit eigenen Händen die Fasanen vom Spieß nahm, sie geschickt halbirte und uns auf die Teller legte. Dazu ward ein stärkerer und ein schwächerer weißer Perserwein in bunten Glasflaschen aufgestellt, der an guten Apfelwein erinnerte. Es folgte dann der im ganzen Orient landläufige Pilaw mit den dem Perser besonders thenren Rosinen, nach welchen sein Spottname bei Russen und Orientalen Kischmisch ist. Dann wurde Schaschlik von Hammelfleisch mit Citronen servirt. Die Fasanen waren trocken und stark gepfeffert, der Schaschlik dagegen fettreich und wohlschmeckend. Hier und da berührte der Chan seinen vollgefüllten Teller nicht, sondern reichte ihn rückwärts dem Stallmeister, der, obgleich Prinz, ihn dankend annahm und auf einer Bank im Hintergrunde leerte. Von diesem Vorgang nahm ich Anlaß, unsere Ordonnanzoffiziere, die, der Etiquette gemäß, ebenfalls im Zelt anwesend sein mußten, einen vollgefüllten Champagnerkelch mit gravitätischer Miene wie etwas Selbstverständliches rückwärts zu reichen. Ich muß denselben nachrühmen, daß sie auf dies neuerfundene Ceremoniel mit Sachverständnig eingingen. Zum Dessert hatten wir Früchte, frische sowohl als eingemachte, und Kaffee; dann brachte Ramasan-Chan dem Chef den Tschibuk, den ein Diener kniend durch Rauchen in Brand gesetzt hatte. Ich kann nicht sagen, daß mir das Tschibukrauchen angenehm gewesen. Die Konversation war beschwerlich, weil sie durch Dolmetscher geführt werden mußte; nur einer der Unseren, Oberst Baidarof, selbst Mohammedaner, konnte direkt mit den Persern sprechen. Der Chan erklärte, am dritten Tage abreisen zu müssen. So sandte man einen Expressen an General Skobelew, worauf sich dieser zu Pferde setzte und in einer Tour von Aschabad nach Gök-Tepe kam. Er veranstaltete am andern Tage zu Ehren des Chan ein Manöver, den Sturm der Festung. Ich habe nie einem solchen Manöver beigewohnt, welches mir einen größern Eindruck gemacht hätte, als dieses. Im kleinern Maßstab und daher im übersichtlichen Bilde sahen wir an Ort und Stelle den denkwürdigen Sturm vom 12. Januar. Um die Aehnlichkeit voll zu machen, hielten zuschauende Perser und Teke zu Pferd und zu Fuß auf den Wällen der Festung. Gegen Abend war Diner bei General Skobelew, wozu außerhalb des Zeltes die russische, innerhalb desselben die persische Musik spielte. Wohl erinnerte mich manches an die Melodien personaten von St. Saëns, wohl gefielen uns die mit Perlmutter eingelegten dickbäuchigen größeren und kleineren Guitarren, das Tamburin, die Becken ganz gut, aber der in Molltönen recitativartig sich bewegende Gesang ist für uns doch zu eintönig, die Töne sind zu wild, uns erfreuen zu können, doppelt so, weil wir den oft poetischen oder witzigen Text nicht verstanden. Während mehrerer Stunden eine solche schnurrende, trommelnde und schreieude Bande dicht hinter seinem Stuhle am Boden kauern zu haben, war für unser Einen zu viel des Guten. Als die persischen Gäste die Festung besichtigen, wo ich mit Assanisation und Leichenverbrennung beschäftigt war, hielten sie sich von fern schon die Nasen mit den Taschentüchern zu. Als sie aber das Hospital besahen, waren sie des Staunens voll. Die Ordnung und Reinlichkeit, die Installation und Pflege waren ihnen neu und interessant. Daß barmherzige Schwestern da walteten, frei und unverhüllt unter all den Männern einhergingen und auch ihnen bei der Vorstellung die Hand reichten, war für sie noch nicht dagewesen. Trotz aller Dressur und Feinheit konnten sich einzelne eines ironischen Lächelns, andere auzüglicher Blicke, die meisten des Ausdruckes des Erstaunens nicht ganz enthalten. Als ich den Chan nicht zu den Typhösen führte, obgleich auch ein persischer Prinz, russischer Dragueroffizier, unter denselben sich befand, berichtete Schuhdschan-ud-Taula, daß er die Gegend kenne und daß in Gök-Tepe alle Jahre eine typhusähnliche Krankheit geherrscht habe; daß außerdem die Teke oft an der Schwindsucht zu Grunde gehen. Er war vor Jahren, als er bei seinem regierenden Neffen in Lngnade fiel, zu den Tekes geflohen, hatte bei ihnen gewohnt und geheirathet. Daher ist auch sein ältester 22-jähriger Sohn, das Kind dieser Tekefrau, nicht der Erbe, sondern der zweite Sohn, ein dumm aussehender Junge von 16 Jahren, weil dessen Mutter von prinzlichem Geblüt ist. Besser und geschickter als seine beiden Söhne sah sein Neffe aus. Vor einigen Jahren war der Chan wieder in der Nähe von Gök-Tepe gewesen, diesmal an der Spitze von Truppen und als Feind. Er züchtigte die Tekes für einen Raubzug auf persisches Gebiet, indem er feinerseits einen Raubzug auf ihr Territorium machte. Daß diese etwas verwechslichten Träger einer uralten Civilisation nicht gegen die schneidigen Wilden, die Teke, auftamen, belehrte uns der Augenschein. Der alte Chan war so gebildet, daß mit ihm ein Gespräch über die Literatur und die alte Geschichte seines Landes möglich war. Aber unsere Dolmetscher waren leider nicht entwickelt genug, um eine solche Unterhaltung genügend übersetzen zu können. Nachdem der Chan den schönen Schimmel, welchen er selbst geritten, an Skobelew geschenkt und auch sonst wie ein Souverän Ringe und Uhren vertheilt hatte, fragte er mich, ob er den Kranken und Verwundeten Geld zum Andenken senden dürfe. Ich dankte für seine Güte, sagte ihm aber, daß die russischen Soldaten, wenn im Hospital, Alles bekämen, was ihnen nöthig wäre,

Digitized by Google

sogar noch etwas mehr, und daß ich nicht gestatten könnte, daß sie von einem Gaste und Fremden Geld annähmen. Ohne die Miene zu verziehen und ohne den Versuch einer weitern Ueberredung stand er von seinem Verlangen ab. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß diese Perser, namentlich ud-Damlá selbst, wenn sie auch in einigen Punkten nicht unseren europäischen Begriffen von guter Sitte entsprechen (wie das Aufstoßen, das Essen mit den Fingern, Zerreißen des Geflügels und Vorlegen mit den Händen ꝛc.), was Rücksicht gegen Andere, Respekt vor dem Alter, Selbstbeherrschung, Takt, kurz was wahrhaft menschenwürdige Bildung betrifft, sehr hoch stehen und manchen Europäern als Muster dienen könnten. Wie der dolichocephale Schädel und die regelmäßigen Gesichtszüge diese Iraner als von altem arischen Stamm bezeichnen, so zeugt ihre menschlich harmonische Bildung von dem Alter der Kultur, deren Träger sie sind. Es ist eben ein Unterschied, ob die Eltern schon 1000 oder 100 oder nur Zehner von Jahren gebildete Menschen waren. (Uns erscheint die persische Bildung doch mehr als äußerlicher Lack, unter welchem sich oft recht wüste Barbarei verbirgt. Red.) Daß sie intelligent sind, haben wir vielfach erproben können, und daß ihnen Witz nicht mangelt, war trotz der ungenügenden Konversationsmittel oft zu bemerken. Der älteste Sohn des Chan improvisirte eine Zeichensprache, in der er mir ganz amüsant erzählte und die er selbst die Sprache des Stummen nannte.

Ihr Besuch in unserm Lager wirkte als wohlthätige Abwechselung in der Monotonie der Steppe und unseres Lebens, welchem nach dem 12. und 18. Januar, d. h. dem Sturme von Gök-Tepe und der Besetzung von Aschabad, Aufregung und Abwechselung fehlte. Den Tekes dagegen war dieser Besuch ihrer Erbfeinde und die dem Chan erwiesenen Ehren ein Dorn im Auge.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Der Holländer Juan Maria Schuver (s. oben S. 127) schrieb am 6. Januar an Dr. E. Behm in Gotha (Petermann's Mitth. 1882, S. 191):

„Es freut mich, Sie heute zu benachrichtigen, daß ich im December die unabhängigen Berta-Stämme westlich von Fadasi explorirte, d. h. Bangbe und Kizir besuchte, sowie andere Thäler, die zum Becken des Weißen Nil gehören. Ich löste dabei völlig das Räthsel von dem Entspringen des Jabus und Sobat aus einem und demselben See, eine Sage, die von den Arabern geglaubt und verbreitet wird. Wie es zwei Tumat giebt, so giebt es nämlich auch zwei Jabus, ja es scheint, daß die Bezeichnung Jabus oder sprachlich damit verwandte Ausdrücke (Abai, Howasch, Jub) von einem Urwolf auf alle immerfließenden Gewässer dieses Theiles von Afrika angewendet wurden. Nachdem ich früher die Quellen des Tumat und des östlichen Jabus fixirt hatte, gelang es mir jetzt, auch die Quellen des Yal, des nördlichsten Zuflusses zum Weißen Nil, zu fixiren. Die Berta nennen aber den Yal, soweit er durch ihr Gebiet geht, ebenso Jabus wie das östliche stets fließende Wasser. Yal heißt der Fluß im Burun-Lande, und die Aman-Neger, bei denen er entspringt, nennen ihn Yalafat. Ich verfolgte seinen Lauf weit genug, um sicher zu sein, daß es der Yal ist. Ich könnte viel Interessantes mittheilen, habe aber nach meiner Rückkehr wieder das Fieber bekommen und bin dadurch am Schreiben behindert. Bald hoffe ich Ihnen Karten und Aufzeichnungen zu schicken.“ Im Anschlusse hieran sei bemerkt, daß es keineswegs Schuver's Absicht war, quer durch ganz Afrika von Aegypten bis zum Kaplande zu reisen, wie dies mehrfach angegeben wurde; vielmehr gedenkt er im Juni 1882 Afrika zu verlassen und über Massaua nach Bagdad zu gehen.

— Zu Anfang Mai sind in London gute von Weihnachten datirende Nachrichten aus Rubaga, König Mtesa's Residenz am Victoria Nianza, eingetroffen. Das Sinken der ägyptischen Macht im Norden hat die englischen Gemüther der centralafrikanischen Machthaber wesentlich beruhigt. Demnächst werden sich übrigens ansehnliche Verstärkungen zu den beiden in Uganda befindlichen Missionären begeben, und es sollen außer den bereits vorhandenen noch mehrere Zwischenstationen zwischen dort und Zanzibar besetzt werden.

— Der „Natal Mercury“ meldet den Tod des Mr. G. B. Stow, der sich durch seine geologischen Nachforschungen von Griqualand West und Natal bekannt gemacht hat. Auch war er Jahre lang mit einem Werke über die Buschmänner und einem andern über die Einwanderung der Neger in den Süden Afrikas beschäftigt.

Australien.

— Die Kolonie West-Australien mit ihren 47 030 deutsch geographischen Quadratmeilen ist dem Umfange nach die größte und auch nächst Neu-Süd-Wales und Tasmanien die älteste unter den australischen Kolonien, denn sie datirt als „the Swan River Settlement“ vom 1. Juni 1829. Dennoch ist sie bis auf den heutigen Tag weit hinter den Fortschritten ihrer Schwesterkolonien zurückgeblieben, da die ungünstigen Bodenverhältnisse die Kultur und die Benutzung zu Viehweiden nur in sehr beschränkter Weise zulassen. Die Bevölkerung belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 erst auf 31 000, gegen 24 785 nach der Zählung vom 31. März 1870, und das männliche Geschlecht verhielt sich zum weiblichen wie 4 zu 3. An Land befanden sich nur 63 903 Acres (ein Acre = 40,46 Ar) unter Kultur, und davon standen 27 687 unter Weizen mit einem durchschnittlichen Ertrage von 15 Bushels (zu 60 Pfund) vom Acre. Schafzucht herrscht vor und wird, nachdem Alexander Forrest auf seiner Forschungsreise im Jahre 1879 nördlich von Esperance Bay schöne wasserreiche Grasgegenden von beträchtlicher Ausdehnung entdeckt hat, bald in noch größerm Umfange betrieben werden. Der Viehstapel der Kolonie zählte am 3. April dieses Jahres 34 568 Pferde, 63 719 Rinder, 1 231 717 Schafe und 24 232 Schweine. Die Jahreseinnahme belief sich auf 180 050 Pf. St. oder 5 Pf. St. 16 Sch. 2 P. pro Kopf und die Ausgaben auf 204 338 Pf. St. oder 6 Pf. St. 11 Sch. 8 P. pro Kopf. Die Kolonie war mit einer Staatsschuld von 361 000 Pf. St. belastet. Der Import hatte einen Werth von 353 609 Pf. St., der Export den von 499 183 oder resp. 11 Pf. St. 8 Sch. 2 P. und 16 Pf.

Digitized by Google

St. 2 Sch. pro Kopf. Einen wichtigen Exportartikel bildeten vorzügliche Holzarten, namentlich Jarraah und Sandel. Die Perlfischerei an der Küste lieferte einen Exportwerth von ungefähr 85 000 Pf. St. Die Schiffe (Ein- und Ausklauf) zählten 333 mit einem Tonnengehalte von 250 429. An Eisenbahnen sind 72 Miles in Betrieb und 20 in Bau begriffen. Es wird projektirt, die von Fremantle am Swan-Flusse über Perth und Guilford nach York, in 31° 50′ südl. Breite und 116° 49′ östl. L. Gr., laufende Ostbahn in südlicher Richtung bis Albany am King George Sound, ungefähr 200 Miles, fortzusetzen. Da aber die Kolonie die großen Geldmittel dazu nicht aufbringen kann, so will die Regierung, unter Zustimmung des Parlaments, diese Bahn durch englische Kapitalisten bauen lassen und dieselben durch Ueberweisung beträchtlicher Ländereien zu Seiten der Bahnstrecke entschädigen. Da die englische Regierung dies Projekt gutgeheißen hat, so sind die Verhandlungen jetzt eingeleitet. Die Telegraphenlinien hatten zu Ende des Jahres 1880 eine Länge von 1568 Miles. Die Verbindung mit Südaustralien und dadurch wieder mit den sämmtlichen australischen Kolonien vermittelt der 750½ Miles lange Telegraph, welcher von Albany an der Meeresküste entlang nach Port Eucla an der Großen Australischen Bucht läuft und sich hier an den südaustralischen Telegraphen anschließt.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber die Bevölkerung des Nordwestens von Neu-Irland, welche Korvettenkapitän Kuhn mit dem deutschen Aviso „Habicht“ im Juli 1881 besuchte, berichtet derselbe Annalen der Hydrographie 1882, Heft 4, S. 231): Die Eingeborenen sind vollkommen uncivilisirt und leben unter wenig einflußreichen Häuptlingen in zahlreichen Stämmen, welche sich unaufhörlich befehden, hauptsächlich um Kriegsgefangene zu machen, die sie dann verzehren. Sie sind sämmtlich Anthropophagen und kennen in Befriedigung dieser Neigung nicht die geringste Scheu, wie sie auch nicht unterlassen, die ihnen betreundeten weißen Händler zu solchen Mahlzeiten jedesmal einzuladen. Ihre Stammesgenossen jedoch verzehren sie nicht, sondern begraben sie über ihren Hütten oder verbrennen die Leichen. Der äußern Erscheinung nach unterscheiden sie sich nur sehr wenig von den Eingeborenen von Neu-Britannien und führen dieselben Waffen, wie diese, Wurfspeere, Keulen und Schwerter aus Holz. Den Gebrauch des Bogens scheinen sie, wie jene, nicht zu kennen. Auffallend ist bei ihnen eine keineswegs geringe Fertigkeit in der Holzschnitzerei; vor allen Dingen findet man hübsch verzierte Keulen und Kanoeverzierungen.

Südamerika.

— M. Alphonse Pinart schreibt aus Caiiaas (Departement Veraqua, Staat Panama) vom 26. März d. J., daß er sich bei den Indianern der Sierra Central des Isthmus, den Guaymis, aufhalte, welche in vollkommen wildem Zustande leben und nur mit einigen Amerikanern, welche an der Nordküste Tauschhandel treiben, Verkehr unterhalten. Pinart hat bei ihnen einige interessante Daten und verschiedene Vokabularе gesammelt, auch viele Felsritzungen angetroffen. Er gedenkt bald die mit dem vagen Namen Talamanca bezeichnete Gegend im Osten von Costarica zu besuchen, wo viele sich noch unbekannte Stämme hausen.

— Ende Februar sind die Herren Pargas und Fragа von ihrer Durchforschung des chilenischen Antheils des Feuerlandes nach Chile zurückgekehrt. Sie berichten von weiten Wäldern aller Bäume, Prärien, grasreichen Wiesen, hohen Bergspitzen, tiefen Schluchten und besonders von häufigen Goldvorkommnissen.

— Lieutenant Bove's „antarktische“ Expedition ist am 4. Februar erst in Punta Arenas eingetroffen (siehe oben S. 288).

Polargebiete.

— Auf die Nachricht von dem Untergange des „Rodgers“ (s. oben S. 320) hat das Marine-Departement der Vereinigten Staaten beschlossen, den bei Mare Island in Californien befindlichen Bundesdampfer „Iroquois“ sofort der Mannschaft des verbrannten Schiffes zu Hilfe zu schicken. Das Schiff war gerade in seetüchtigen Zustand versetzt worden und war für das pacifische Geschwader bestimmt gewesen. Inzwischen brachten die „Times“ folgendes Telegramm aus St. Petersburg vom 5. Mai: „Der amerikanische Geschäftsträger hier hat eben eine mit „Captain Berry“ unterzeichnete Depesche aus Kolymsk im Ost-Sibirien erhalten, welche meldet, daß 30 von den 37 Mann auf dem verbrannten „Rodgers“ zu Grunde gegangen sind. Diese Nachricht wurde vor zwei (?) Tagen von Werchojansk östlich der Lena durch W. H. Gilder, den Korrespondenten des New York Herald, abgeschickt.“

— Am 9. Mai hat der „Willem Barents“ seine fünfte Fahrt in das Arktische Meer (Nordpolexpedition kann man diese kurzen Ausflüge kaum nennen) angetreten.

— Wie verlautet, wird der bekannte Nordpolfahrer Sir Allen Young das Schiff befehligen, welches dem wahrscheinlich bei Franz-Josef-Land verweilenden Mr. Leigh Smith Hülfe bringen soll (s. oben S. 80 und 170). Es ist zu diesem Zwecke ein Dampfer gemiethet worden und wird derselbe jetzt zu seiner Eisfahrt verhärtet.

Vermischtes.

— Im Herbste 1879 erst wurde die 4. Auflage von Prof. H. Wagner's Neubearbeitung von H. Guthe's Lehrbuch der Geographie abgeschlossen und bereits liegt der 1. Band der 5. Auflage (Hannover, Hahn'sche Buchhandlung, 5 Mark) vor, ein Beweis, welcher Beliebtheit sich dasselbe erfreut. Der „Globus“, welcher von der Fluth neu erscheinender geographischer Lehrmittel absichtlich nur selten Notiz nimmt, ist nicht die Stelle zu einer eingehenden Besprechung des Wagner'schen Werkes; aber hervorheben wollen wir doch den Fleiß, mit welchem der Bearbeiter die Resultate neuer Forschungen und Studien, der Reisenden wie der Geographen und Kartographen, nachzutragen bemüht ist. Zur Einführung in die Geographie ist das Guthe-Wagner'sche Buch zu empfehlen.

Inhalt: Das heutige Syrien XVI. (Mit fünf Abbildungen.) — Blumentritt: Studie zur Bevölkerungs-Statistik der Philippinen I. — C. Kramberger: Darwar in Slavonien und seine Umgebung I. — Heyfelder: Ethnographisches aus der Oase der Akal-Tefe. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaction am 14. Mai 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 22. — 2. Prospect von Dietrich Reimer (Reimer und Hoefer) in Berlin.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XVII.

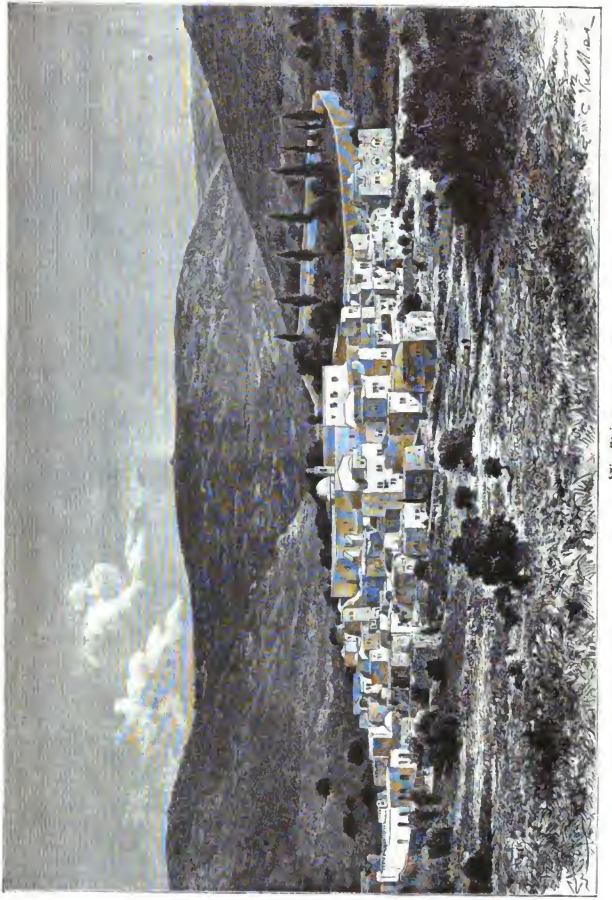
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die übrigen Kirchen sowie die großartigen Klöster Bethlehems bieten dem Fremden, der nicht gerade als frommer Pilger hierher kommt, wenig Bemerkenswerthes. Von anderen alten Bauten, von archäologisch wichtigen Denkmälern ist in der oft zerstörten und wiederaufgebauten Stadt nichts vorhanden — und doch schildert Lortet seine Wanderungen durch die Straßen des kleinen Ortes als ebenso interessant wie erfreulich. Zahlreiche neue Häuser, die sich in ununterbrochener Folge an mehreren Stellen bis weit über die theilweise noch erhaltenen Ueberreste der alten Umwallungen hinausziehen, lassen den Aufschwung erkennen, den Bethlehem seit einigen Jahren genommen hat. Ein gewisser Anflug von Wohlhabenheit, von gedeihlicher Entwickelung, die doch von der Bedeutung der Stadt als Wallfahrtsort unabhängig zu sein scheint, liegt über dem Ganzen. Massiv gebaut, mit hohen Bogenfenstern und einem Balkon im obern Stockwerk, zeigen die meisten Häuser sowohl im Aeußern als auch in der innern Einrichtung eine Reinlichkeit, Ordnung und Zweckmäßigkeit, von denen sich der Europäer auf das Angenehmste berührt fühlt. Die Einwohner, die fast durchweg den Eindruck eines kräftigen gesunden Menschenschlages machen, haben sich in unzähligen Kämpfen mit ihren unruhigen Nachbarn, den Bewohnern von Hebron und anderen Orten der Umgegend, sowie in fortwährenden Reibereien mit plündernden Beduinenstämmen den Ruhm eines streitbaren Sinnes und großer Unerschrockenheit erworben; an blutigen Streitigkeiten innerhalb der Stadt selber, zwischen den Bewohnern des christlichen und des muslimischen Quartiers, hat es daneben ebensowenig gefehlt, wie an häufigen Aufständen gegen die Verwaltung des Landes. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, während der ägyptischen Okkupation Syriens, machte Bethlehem durch seine energische Auflehnung gegen die neuen Steuern der Verwaltung so viel zu schaffen, daß Ibrahim Pascha, um ein Exempel zu statuiren, das ganze muslimische Quartier der Stadt zerstören, zahlreiche Einrichtungen vornehmen und einen großen Theil der muslimischen Einwohner aus der Stadt verweisen ließ. Die Mehrzahl derselben siedelte schon damals nach Hebron über, und ihrem Beispiel folgten allmälig immer mehr und mehr Familien, so daß heute unter der auf 5000 Seelen geschätzten Bevölkerung Bethlehems (dies die Angabe Socin's; Lortet schätzt die Einwohnerzahl des Städtchens auf mindestens 6000 bis 7000) nur noch 300 Muslimen sich befinden; Juden sind nur wenige, und diese meist auch nur zu vorübergehendem Aufenthalte in Bethlehem vorhanden. — Den Hauptnahrungszweig des Ortes bilden heute noch, wie vor Alters, Viehzucht und Ackerbau; seine Gartenkultur wetteifert mit der von Hebron, und hier wie dort legt man sich seit einigen Jahren mit gutem Erfolge auf die Weinbereitung nach europäischer Weise. Bis dahin wurden hier, wie ja fast überall in

Digitized by Google

Frauen aus Bethlehem.

Digitized by Google

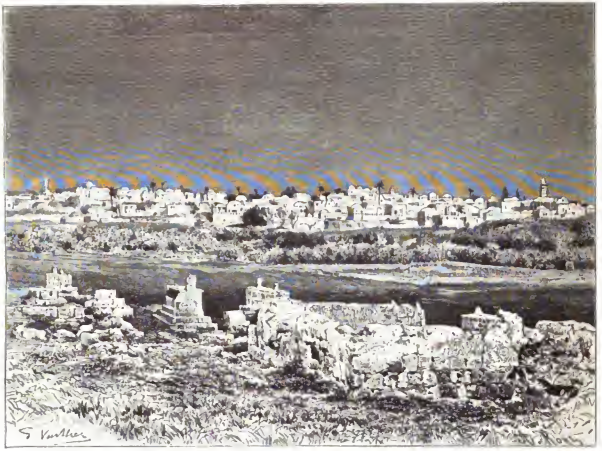


'Ain-Karim.

Digitized by Google

Syrien, beinahe die ganzen Ernten der Weinberge getrocknet, um entweder als Rosinen in den Handel gebracht oder für den inländischen Verbrauch zur Herstellung von Syrup und Branntwein verwendet zu werden. Von der verhängnißvollen Leidenschaft für diesen Branntwein, sowie für alle Arten von Spirituosen, einer Leidenschaft, die unter der muslimischen Bevölkerung Syriens in erschreckendem Maße um sich greifen soll, sind nach Lortet auch die syrischen Christen durchaus nicht frei. Namentlich in Bethlehem soll dieses Uebel innerhalb der letzten Jahre tiefe Wurzel gefaßt haben, und vielleicht um so tiefere, als es auch hier, an dem „heiligsten Orte der Christenheit", nicht an die Oeffentlichkeit tritt. Wie der Muslim fröhnt der Bethlehemit dieser Leidenschaft nur im Innern des eigenen Hauses; wie Lortet versichert, aber in einem solchen Maße, daß ein körperliches und geistiges Sinken der Race in nicht gar ferner Zeit als unvermeidliche Folge hervortreten wird. Er bedauert dies um so mehr, als gerade die Einwohner Bethlehems sich bis jetzt durch ihren „kräftigen, vornehmen Typus, ihre hohe Intelligenz und Bildungsfähigkeit, sowie durch Fleiß und Sparsamkeit" vortheilhaft vor dem übrigen Volke Palästinas ausgezeichnet haben.

Als hervorragendster Industriezweig der Stadt muß die Verfertigung von Andachtsgegenständen aller Art genannt werden, die schon seit mehreren Jahrhunderten hier betrieben wird und heute über 500 Arbeiter beschäftigt.



Ramle.

Wahre Kunstwerke an Kruzifixen in Perlmutter- und Holzschnitzerei, sowie in eingelegter Arbeit gehen aus diesen Werkstätten hervor; ein vielbegehrter Artikel derselben Art sind auch große Perlmuttermuscheln mit eingeschnittenen Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Rosenkränze aus Oliven- und Dämpamenkernen (welche letzteren für diesen Gebrauch in großer Masse aus Nubien eingeführt werden), zierlichere aus kunstvoll gearbeiteten Perlmutter, Elfenbein und Holzperlen werden hier im Großen angefertigt und versandt, wie die aus großen Hornkugeln bestehenden Rosenkränze der Muslimen und die für die koptischen und abessynischen Christen bestimmten Kruzifixe aus Rhinocerosbaut. — Was sich sonst in Bethlehem an Industrie vorfindet, hat fast nur lokale Bedeutung; von den kunstvollen Geweben, Kleider- und Divanstoffen, die hier angefertigt werden, kommt nichts auf den ausländischen Markt, und doch würden namentlich die letzteren durch ihre glückliche Farbenzusammenstellung in Europa viele Liebhaber finden. Berühmt sind in ganz Syrien die kunstvollen Stickereien der Frauen von Bethlehem, die diese fast ausschließlich für den eigenen Gebrauch anfertigen. Der Brustlatz ihres dunkelblauen weiten Gewandes muß ebenso mit reicher Stickerei verziert sein, wie der dichte weiße Schleier, der von der eigenthümlichen Kopfbedeckung herabfällt. Diese besteht in einer kleinen aus blauem und rothem Tuche zusammengesetzten Mütze, die je nach dem Vermögen der Eigenthümerin mehr oder minder reich mit silbernen Münzen benäht ist; nicht selten erhält sie dadurch ein Gewicht von mehreren Kilogramm. Lange Ohrgehänge, an denen zahlreiche silberne Ketten und Kettchen und eigenartige Ornamente von dreieckiger Form befestigt sind, sowie eine große Kinnkette vervollständigen den Kopf-

Digitized by Google

putz, der die stattlichen, schönen Gestalten der bethlehemitischen Frauen und Mädchen oft trefflich kleidet. Starke silberne Armspangen und breite Fingerringe, die meist das untere Glied des Daumens bedecken, gehören zum unerläßlichen Festschmuck selbst der ärmsten Weiber und werden von ihnen um so lieber zur Schau getragen, als sie sich nach altem strengen Brauche in ihren eigentlichen Festkleidern nie außerhalb des eigenen Hauses zeigen dürfen. —

Bei seiner Rückkehr von Bethlehem nach Jerusalem folgte Vortet nicht der großen Pilgerstraße, sondern machte einen weiten Umweg nach Westen über Bet Dschâla hinaus, um das Dorf Ain Kârim, das berühmte Sankt Johannes in der Wüste, und sein großes Kloster zu besuchen. Das ansehnliche, von 500 Muslimen und etwa 140 lateinischen Christen bewohnte Dorf liegt inmitten einer schönen, fruchtbaren Gegend am Abhange eines Hügels. Oliven und Weinpflanzungen, von der Quelle Ain Kârim, der Marienquelle der Franken, bewässert, ziehen sich am Hügel hinab und füllen das weite Thal el-Aûd zu seinen Füßen aus. An diesem von der Natur in der That begünstigten Ort, der heute ein beliebter Sommeraufenthalt der in Jerusalem ansässigen Europäer ist, suchte man schon zur Zeit der Kreuzzüge den Geburtsort Johannes des Täufers. Was den Anlaß zu dieser Sage gegeben hat, ist nicht ersichtlich; denn die Tradition und die Erzählung des Evangelisten weist auf eine ganz andere Stelle hin, etwa auf das heutige Yâta in der Nähe von Hebron. Trotzdem wird die Verehrung dieser Stätte besonders von den Lateinern höchlichst kultivirt, und ist Ain Kârim ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Eine kleine Kapelle, die man im Jahre 1860 aus alten hier vorgefundenen Ruinen von Gewölben und Mauern hergestellt hat, soll die Stätte bezeichnen, an der die Wohnung aber das Sommerhaus des Zacharias, des Vaters Johannes des Täufers, gestanden, und demzufolge auch der Besuch der Maria bei Elisabeth stattgefunden hat. An der östlichen Seite des Dorfes erhebt sich als ein gewaltiger, festungsähnlicher Bau das große Johanneskloster, das von spanischen Franziskanern bewohnt wird; ein großer Garten mit schönen alten Cypressen gehört zu ihm. Die Kirche Sankt Johannes in der Wüste, welche die Veranlassung zu der heutigen Klosterniederlassung gegeben hat, ist von den Kreuzfahrern hier errichtet worden. Es ist ein großer dreischiffiger Kuppelbau, in dessen ausgedehnter Krypta die Geburtskapelle Johannes des Täufers, eine natürliche Felsengrotte, verehrt wird. Jahrhunderte hindurch hatte das halbverfallene Gebäude den Arabern von Ain Kârim schon als Viehstall gedient, als Ludwig's XIV. Gesandter bei der Pforte, der Marquis von Noailles, auf den Einfall kam, das alte Werk der Kreuzfahrer für den christlichen Kultus zu reklamiren. Das glücklich zurückerlangte Heiligthum wurde den Franziskanern übergeben und war lange Zeit ein ziemlich unbequemer Besitz für den Orden. Die Wiederherstellung der Kirche stieß auf immer neue Schwierigkeiten, deren hauptsächlichste die Abneigung und feindliche Gesinnung der Bewohner des Dorfes sowie der ganzen Umgegend war. Die Unerschrockenheit und namentlich die zähe Geduld der Mönche führte sie doch endlich zum Ziel. Die Kirche wurde nicht nur vollständig erneuert, sondern auch auf drei Seiten von den starken Gebäuden des heutigen Klosters umzogen, in denen die anfangs in dem muslimischen Dorfe nur eben geduldete kleine Niederlassung der Mönche bald festen Fuß faßte. Die Kirche von Ain Kârim, die wegen ihrer schönen alten Mosaiken ebenso berühmt ist, wie wegen ihres angeblichen Murillo (Johannes in der Wüste), gehört heute zu den prächtigsten christlichen Tempeln Syriens. Unter dem Schutze der Franziskaner haben sich vor längerer Zeit schon auch die Zionsschwestern in Ain Kârim niedergelassen und eine große mit einem Waisenhause verbundene Schule gegründet.

Thurm von Ramle.

Bedeutend älter als die Johanneskirche ist das zwischen Ain Kârim und Jerusalem belegene Kloster des heiligen Kreuzes, Dêr el-Musallabe, das den orthodoxen Griechen gehört und heute ein großes Priesterseminar derselben beherbergt. Der gewaltige, von fensterlosen Mauern umzogene Bau mit seinen großen unregelmäßigen Höfen und der alten dreischiffigen Klosterkirche stammt augenscheinlich

Digitized by Google

aus byzantinischer Zeit. Der Tradition nach soll es, wie ja fast alle christlichen Bauwerke Palästinas, von der heiligen Helena errichtet sein, und zwar über der Stelle, wo der zum Kreuze Christi verwendete Baum gestanden hätte. Ein mit Marmor eingefaßtes Loch im Fußboden der Kirche bezeichnet den Standort des Baumes auf das Allergenauste. In jedem Falle hat das Kreuzkloster eine lange und wechselvolle Geschichte hinter sich, und gehört in seinen ältesten Theilen schon der vorislämischen Zeit an. Unzählig oft ist es von den Arabern theilweise zerstört und geplündert worden; das zeigt heute noch der Zustand und das verschiedene Alter seiner einzelnen Theile; so mögen auch die Erzählungen von den oft wiederholten Erwordungen der Klosterinsassen zum großen Theil auf Wahrheit beruhen. Zur Erinnerung an die unerschrockene Ausdauer der frommen Brüder wird noch heute in der Kreuzkirche ein ungeheurer „Blutfleck“ an der Stelle gezeigt, wo einmal sämmtliche Mönche, der Prior an der Spitze, nach tapferer Vertheidigung ihres Heiligthums von den Arabern niedergemetzelt worden wären. Auch das Kreuzkloster selbst schöne große Gartenanlagen; seine Hauptanziehung bildet aber heute seine ungemein reiche Bibliothek, die „fast die gesammte Palästinalitteratur“ und eine Anzahl sehr werthvoller Handschriften umfassen soll.

Ein Ausflug nach Jâfa, den Lortet in den nächsten Tagen unternahm, führte ihn durch die Gegend, in welcher die Mehrzahl der Palästinareisenden ihre ersten Eindrücke vom heiligen Lande empfängt. Das Projekt einer Eisenbahnverbindung zwischen Jerusalem und der wichtigen Hafenstadt, von dem schon öfters und zuletzt vor etwa zehn Jahren viel die Rede war, ist trotz der schon gemachten Vorarbeiten und Vermessungen schein bar ganz eingeschlafen; man hat sich dabei begnügt, die verkehrshindernlichen, nicht unerhörten, sondern eben nur türkischen Zustände der alten Straße etwas zu verbessern, und die Beförderung der Reisenden und Baarentransporte nach wie vor allen möglichen Zufällen und Verzögerungen ausgesetzt zu lassen. Vom Jâfathore Jerusalems ausgehend, führt die Straße zunächst lange Zeit zwischen verschiedenen großen, zur Stadt gehörigen Niederlassungen hindurch, unter denen die große russische und die neue jüdisch deutsche Kolonie die bedeutendsten sind. Dann folgt eine Strecke trostloser unbewohnter Oede, dürre Hügel und trockene kleine Thäler dazwischen, elendes, verkrüppeltes Eichengebüsch — das Dorf Kulônije, wahrscheinlich das neutestamentliche Emmaus, bildet die erste reizende Oase; die zweite das auf der Höhe gelegene Kariet el-'Enab, d. i. Traubenstadt, mit seiner reichen Umgebung von Obstgärten. Im Munde des Volkes führt der hübsche Ort heute nur noch den Namen Abu Gôsch, nach dem Anführer einer gefürchteten Räuberfamilie, der bis vor etwa 50 Jahren hier mit seinen sechs Brüdern und ihren 85 Kindern als Schrecken der Umgegend und der Pilger gehaust hat. Erst unter der ägyptischen Herrschaft wurde dem Unwesen, das viele Jahrzehnte bestanden hatte, ein Ende gemacht; doch gilt die Gegend heute noch für so unheimlich, daß die Maulthiertreiber nie einzeln, sondern immer nur zu mehreren an dem „Schlössern“ von Abu Gôsch vorbeiziehen. Bald hinter diesem Dorfe passirt die Straße die große Schlucht des Wâdi 'Ali, deren Wände jetzt von üppig wucherndem Tenerium rosmarinifolium in voller Blüthe bedeckt waren. Bei dem Dorfe Latrun, etwa auf der Hälfte des Weges, nimmt die Landschaft einen andern Charakter an; man nähert sich der Ebene und sieht deshalb auf beiden Seiten der Straße weite Felder sich ausdehnen. Getreidefelder, auf denen die Ernte jetzt im vollen Gange war, wechseln mit großen Rüben- und Gurkenfeldern ab. Während des heißen Sommers bilden hier, wie fast überall in Syrien, rohe Gurken das Hauptnahrungs- und Erfrischungsmittel des Volkes, und zwar wird vorzugsweise eine dunkelgrüne, schlangenförmige Art von etwa einem Zoll Durchmesser und 12 bis 15 Zoll Länge angebaut. Immer und immer wieder wurden während der Fahrt dieses heißen Tages dem Reisenden diese beschwerlichen Früchte als beste Erquickung angeboten, und überall am Wege sah er die Feldarbeiter nicht nur, sondern auch die kleinen nackt am Boden spielenden oder von den Fellahweibern rittlings auf der Schulter getragenen Kinder sich mit erfrischlichem Wohlbehagen daran erlaben.

Ramle, das Lortet gegen Abend erreichte, kündigt sich schon von weitem durch seine grüne Umgebung an, in der zwischen Oelbäumen, Sykomoren und Karuben auch einzelne Palmen emporragen; sämmtliche Felder in der Umgegend der Stadt sind mit hohen Kaktushecken eingefaßt, in denen sich zahlreiche Nester wilder Tauben befinden. Die kleine Stadt, von deren 3000 Einwohnern etwa ein Drittel griechische Christen sind, ist heute nur als Durchgangsort für den Handelsverkehr zwischen Jâfa und Jerusalem von einiger Bedeutung. Im 8. Jahrhundert von den Arabern gegründet, soll sie lange Zeit hindurch blühend und groß gewesen sein und Jerusalem weit übertroffen haben. Die Kreuzfahrer stifteten an dem damals noch wichtigen Orte ein Bisthum. So ist denn auch die heutige Hauptmoschee, zu der Fremde nur schwer Zutritt erlangen, eine alte christliche Kirche aus jener Zeit; ihr viereckiger, in ein Minaret verwandelter Glockenthurm bildet jetzt das einzige hervorragende Gebäude innerhalb der unregelmäßig gebauten, weil häufig durch Krieg und Feuersbrünste beschädigten Stadt. Denn der berühmte Thurm von Ramle, der „Thurm“ par excellence, liegt außerhalb der Stadt, an ihrer südwestlichen Seite. Zwischen hohen Kaktushecken, dann über einen alten Friedhof gehend, erreicht man das seltsame Bauwerk, das der Ueberrest einer großen, von dem Erbauer der Stadt hier errichteten Moschee ist und auch heute im Munde des Volkes noch den Namen Dschâmi el-abiad, d. i. die weiße Moschee, führt. Die Umfassungsmauern des alten Hauptgebäudes, das etwa 600 Schritt im Geviert maß, sind noch deutlich erkennbar. Sehr merkwürdig sind die weiten unterirdischen Grüfte, die sich unter dem Thurme und seiner ganzen Umgebung befinden; die muslimische Tradition macht aus diesen Grüften die Grabkammern von 40 Gefährten des Propheten; die christliche läßt 40 Märtyrer in ihnen begraben sein. Eine arabische Inschrift an seiner Außenseite nennt als Jahr der Erbauung des heute stehenden Thurmes, der als ein Minaret der alten Moschee nachträglich zugefügt wurde, das Jahr 1318 unserer Zeitrechnung, bezeichnet auch den Erbauer auf das Genaueste; trotzdem halten viele das hübsche Bauwerk mit seiner Spitzbogenthür, den zierlichen Fenstern und den schlanken Strebepfeilern an den vier Ecken für ein Werk der Kreuzfahrer. Dem sei, wie ihm wolle — auf jeden Fall ist die Aussicht, die man von der Spitze des Thurmes genießt, eine ganz unvergleichlich schöne, und am schönsten bei Abendbeleuchtung. Die fruchtbare, gartenartige Umgebung von Ramle, das ansehnliche Städtchen selber mit seinen vielen kleinen Kuppeldächern, nach Westen hin, jenseits der reichangebauten Ebene, der glänzende Streifen des Mittelmeeres; nach Osten das Gebirge. Eine Menge von großen Dörfern im weitern Umkreise der Stadt lassen den Reichthum der Küstenebene, der Ebene Saron der Alten, deutlich erkennen. Freilich besteht ihr Boden größtentheils aus Sand — heißt doch auch Ramle die „Sandstadt“ —, doch ist er ungemein wasserreich, und die hier allgemein in Gebrauch stehenden Schöpfräder vertheilen diesen Reichthum in der ersprießlichsten Weise

Digitized by Google

Im Lande der Mitternachtssonne.

Auf S. 350 des vorigen Bandes kündigten wir das Erscheinen einer deutschen Ueberſetzung von Paul Du Chaillu's, des bekannten Afrikareiſenden und Gorillajägers, Buch „The Land of the Midnight Sun“ an und theilten die günſtige Kritik deſſelben durch das „Athenäum“ mit. Von dieſer Ueberſetzung, welche unter dem Titel „Im Lande der Mitternachtsſonne“ in 24 Lieferungen bei F. Hirt u. Sohn in Leipzig erſcheint, liegt uns bereits die gute Hälfte vor; ſie ſetzt uns in den Stand, das allerſeits günſtige Urtheil auch zu dem unſerigen zu machen. Es iſt kein ſtreng wiſſenſchaftliches Buch, welches der Autor geliefert hat, und die über die Geologie des Landes, die Antiquitäten und dergleichen in die Reiſeerzählung eingeflochtenen Kapitel ſollen nur orientiren; um ſo gründlicher aber und anziehender ſind ſeine Schilderungen von Land und Leuten, welche er während ſeines langen Aufenthaltes in den Jahren 1871 bis 1878 genau kennen zu lernen die beſte Gelegenheit hatte, welche wohl je einem Ausländer zu Theil wurde. Vom Throne bis herab zur elendeſten Hütte kam er mit allen Ständen und Schichten der Bevölkerung in nahe Berührung und führt ſie uns in lebendiger Darſtellung vor (eines der reizendſten Kapitel iſt z. B. das 28.: „Eine Alma-

Lappländerlager im Winter.

mater des Nordens“, die Schilderung des ſchwediſchen Studentenlebens). Der reiche Bilderſchmuck des anziehenden Buches iſt von beſonderem Werthe, da die Originale der 48 ſehr gut ausgeführten Tonbilder und 200 Holzſchnitte meiſt eigens für dieſen Zweck hergeſtellte Photographien ſind; ſo verdankt der Verfaſſer mehrere derſelben dem bekannten Profeſſor J. A. Friis.

Im Folgenden theilen wir unter Beigabe einiger vorzüglichen, uns von der Verlagshandlung gütigſt überlaſſenen Illuſtrationen einiges über einen Beſuch mit, welchen Du Chaillu zur Winterzeit der Lappen in der Nähe von Muoniovaara abſtattete. Der Ort liegt unter 68° nördl. Br. auf dem rechten ſchwediſchen Ufer des die Grenze gegen Rußland bildenden Fluſſes Muonio. Unweit des Dorfes traf der Reiſende mitten im Walde auf ein etwa 12 Fuß im Durchmeſſer haltendes Zelt, und gleich darauf ſchlugen wenigſtens 6 bis 7 Hunde zugleich an, den Bewohnern ſeine Annäherung verkündend. Die hier wohnten, waren reiche Lappen; nannte doch das Haupt der Familie, ein unterſetzter, ſtarker, blauäugiger Mann mittlern Alters nicht weniger als tauſend Renthiere ſein eigen. Rings um das Zelt ſtanden Pulkas und Kerres (zwei Arten bootartiger Renthierſchlitten) bunt durcheinander; zahlreiche Schneeſchuhe lagen auf dem Boden oder lehnten an den Bäumen, an deren Zweigen neben dem Zaumzeug auch alle nur möglichen Fleiſchvorräthe aufgehängt waren; denn das eigens zu dieſem Zwecke zwiſchen den Bäumen etwa 6 Fuß über dem Boden errichtete Geſtell ſchien zu ihrer Unterbringung nicht auszureichen. Gefroren oder geräuchert lagen die Stücke hier auf und neben einander geſtapelt; an Zungen und Blaſen voll gefrorenem Blute mit Renthierfüßen darin war kein Mangel, während eine andere Anzahl von Blaſen ſowie Eimer und Kannen gefrorene Milch enthielten; denn viele Renthiere können bis zu Weihnachten gemolken werden.

Digitized by Google

Seitwärts waren, um ihr Zusammenschrumpfen zu verhindern, die Häute kürzlich geschlachteter Renthiere auf Rahmen ausgespannt, und überall lagen Sättel, leere Eimer, Kessel, eiserne Töpfe, hölzerne Schüsseln und selbst Gewandstücke zerstreut umher.

In dem Zelte traf Du Chaillu die ganze Familie versammelt und verwundert fragte er sich im Stillen, wie wohl so viele in dem engen Raume für die Nacht ein Unterkommen finden sollten. Einzelne der Gesellschaft hatten blaue Augen, gleich dem Familienvater; allen gemeinsam aber war — eine Folge des fast unausgesetzten Verweilens im Freien — die kräftig rothe Gesichtsfarbe, wie man solche bei den Seelenten anzutreffen pflegt, während dagegen die durch die Kleidungsstücke geschützten Körpertheile eine wirklich blendende Weiße zeigten. Dem Fremden wurde sofort der Ehrenplatz an der linken Seite des Zeltes eingeräumt, indem eine der Frauen sorgfältig prächtige weiche Bärenfelle über junge Birkenzweige breitete, und dann reichte man ihm, dem Gebote lappischer Höflichkeit entsprechend, vor allen Dingen eine Prise Schnupftabak. Im Mittelpunkte des Zeltes brannte ein helles Feuer, dessen Rauch durch die gerade darüber befindliche Oeffnung Abzug fand, und in zwei mächtigen Kesseln brodelte über demselben das zum Abendmahle bestimmte Fleisch. In einer hölzernen Schüssel wurde angerichtet, und der Vater theilte, der allgemein üblichen Sitte entsprechend, jedem eine Portion zu, bedachte dabei jedoch den Gast mit den fettesten Stücken, welche als die besten gelten. Während des Essens, wobei die Finger statt Gabeln dienten, wurden ihm unzählige Fragen vorgelegt, und als nach Beendigung desselben Männer und Frauen sich dem Genusse ihrer Pfeifen hingaben, mußte Du Chaillu gar ein vollständiges Religionsbekenntniß ablegen. Unter frommen Gesängen machten sie endlich ihre Nachttoilette, d. h. sie zogen über ihre Kleider ein langes Gewand aus Renthierfellen, eigentlich eine Art Sack, welcher besser als jede andere Umhüllung Schutz gegen die Kälte gewährt.

Wintertracht der Lappen.

Trefflich dem Klima angepaßt und dabei überaus bequem ist die Kleidung der Lappen; die Erfahrung hat sie gelehrt, wie wichtig es ist, alles zu vermeiden, was den Blutumlauf hemmen und damit die animalische Wärme des Körpers beeinträchtigen könne, und so ist die aus Renthierfellen gefertigte, bis an die Kniee herabreichende Winterkapta vollkommen lose, hat auch nur einen Schlitz zum Hindurchstecken des Kopfes aufzuweisen und schließt dabei so dicht um den Hals, daß weder Schnee noch kalte Luft einzudringen vermögen. Die Aermel sind gleichfalls weit und am untern Rand, wo die Haare von dem Pelz entfernt sind, mit einem Tuchstreifen besetzt. Unter der Kapta tragen sie gewöhnlich ein oder zwei dicke wollene Untergewänder und über diesen häufig noch eine Weste aus sehr weichem Renthierleder; bei sehr kaltem Wetter aber außerdem noch eine zweite Kapta unter der obern und zwar mit den Haaren nach innen gekehrt. Die Beinkleider werden aus dem Fell vom Beine des Renthieres gefertigt, welches als das wärmste Stück gilt, und über dicht anliegenden, wollenen Unterbeinkleidern um die Hüften mit einer Schnur befestigt, wenn kurz, auch oberhalb des Kniees gebunden. Am untern Ende ist das Fell gleichfalls enthaart und das Leder so geschmeidig gemacht, daß die Beinkleider sich bequem in die Schuhe stecken lassen. Diese selbst sind das Wärmste und Zweckmäßigste, was man in dieser Art überhaupt haben kann; sie sind so weit, daß der mit doppelten Strümpfen bekleidete Fuß noch obendrein tüchtig in Gras eingehüllt werden kann, während ein langer Lederriemen, vielfach um den Knöchel geschlungen, nicht nur die Befestigung der Fußbekleidung vermittelt, sondern auch das Eindringen von Schnee und Kälte aufs Wirksamste verhindert. Du Chaillu gebrauchte während seiner Winterreise die Vorsicht, sich stets von einem der Eingeborenen die Schuhe mit Gras ausfüllen und auch anziehen zu lassen, und so hatte er nicht ein einziges Mal an kalten Füßen zu leiden. Gegen Nässe jedoch leisten diese Schuhe keinen Widerstand, und so treten im Frühling, sobald der Schnee zu schmelzen anfängt, sowohl bei den Lappen wie bei den Finnländern Schuhe aus enthaarten Häuten an ihre Stelle.

Die Kopfbedeckung der Lappen zeigt, je nach den einzelnen Bezirken, verschiedene Form; bei den in Muoniovaara gebräuchlichen ist der obere mit Eiderdunen gefüllte Theil viereckig, dabei entweder roth oder blau von Farbe, indeß der breite Rand, welchen man beliebig über die Ohren ziehen oder emporkrempeln kann, aus Otternpelz verfertigt ist. Bei sehr windigem Wetter wird außerdem die Mütze noch durch eine das Gesicht vollständig verhüllende Pelzmaske vervollständigt. Auch die Fausthandschuhe aus Pelzwerk, welche man über dicken, wollenen Handschuhen trägt, sind überaus warm und dabei so lang, daß sie über den untern Rand der Kaptaärmel reichen und somit die Hände wie das Hand-

Digitized by Google

gelenk aufs Beste gegen die Kälte schützen. Nur in seltenen Fällen legen die Lappen während der Winterszeit ihre Kleider ab, gewöhnlich wechseln sie dieselben nur mit dem Eintritt der wärmern oder der kältern Jahreszeit, und auch wenn sie zur Kirche gehen, beschränken sie sich meist darauf, die Festtagskleider über die alten anzuziehen. Daß die Pelzgewänder unter solchen Umständen von Ungeziefer wimmeln, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung; aber nur wenn die Plagegeister in ganz unerträglicher Weise überhand nehmen, fühlt man sich veranlaßt, Maßregeln zu ihrer Vertilgung zu ergreifen, indem man bei einer Kälte von 28° bis 31° die gesammte Garderobe im Freien aufhängt, auf welche Weise alles lästige Gethier sicherm Verderben geweiht wird. Im Sommer läßt sich dies so überaus wirksame Mittel natürlich nicht in Anwendung bringen; dafür werden dann die wollenen Unterkleider, welche die reinlicheren unter den Lappländern tragen, etwas häufiger gewaschen. Vom Baden kann natürlich im Winter nicht die Rede sein, aber auch im Sommer finden es die Lappen nicht allzuoft nöthig ihren Körper einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

In ganz Schwedisch und Norwegisch-Lappland finden sich zahlreiche Gotteshäuser zerstreut, zu welchen die Lappen Sonntags auf Schneeschuhen und in Schlitten von nah und fern heibeiströmen; denn wenn auch die Entfernungen oftmals so groß sind, daß sie schon Tags zuvor aufbrechen müssen, so unterziehen sich die frommen Seelen doch lieber willig allen Beschwerden, als daß sie auf die Theilnahme am Gottesdienste verzichteten. Bei den Kirchen, von welchen Vittangi, Jukkasjärvi und Karesuando die nördlichst gelegenen sind, befindet sich stets ein Dorf, in dessen Schule die Lappenkinder in die Geheimnisse des Abc eingeweiht werden und auf dessen Friedhof die rastlos mit ihren Rentierherden umherwandernden endlich zur letzten Ruhe gebettet werden.

Arjeplog-Lappe, 25 Jahre alt.

Ihre Kranken lassen die Lappen meistentheils bei den Bauern zurück, welche sich ihrer aufs Freundlichste annehmen. In den verschiedenen Dörfern trifft man auch stets mehrere kleine Häuschen, in welchen die Lappen, sie gleichfalls der Obhut ihrer bäuerlichen Freunde überlassend, diejenigen Dinge aufbewahren, deren sie auf ihren Wanderungen nicht bedürfen.

Als sich Du Chaillu in Karesuando (circa 70 km nordwestlich von dem oben erwähnten Muoniovaara) aufhielt, befand sich dort gerade eine ziemliche Anzahl junger Mädchen und Knaben, welche ihre Vorbereitung zu der an Ostern stattfindenden Konfirmation durchmachten; auch die Zahl der dort die Schule besuchenden Kinder war sehr groß. In dem unweit der Kirche liegenden Gehöfte, in welchem eine Stube als Schulraum diente, fand Du Chaillu nicht weniger als 70 Knaben und Mädchen auf der Erde sitzen, während der Schullehrer seinen Platz an einem in der Mitte stehenden kleinen Tische hatte. Eins nach dem andern wurden die Kinder aufgerufen; durch zahlreiche Fragen suchte sich der Lehrer über den Umfang ihrer Religionskenntnisse zu vergewissern, und aufmerksam lauschten die Männer und Frauen, welche sich gleichfalls in großer Anzahl in der Schulstube eingefunden hatten; und wenn auch die Kinder infolge der Anwesenheit so vieler Personen einigermaßen befangen zu

Jockmock-Lappe, 21 Jahre alt.

sein schienen, so fielen die Antworten doch im Ganzen befriedigend aus.

Ostern ist übrigens derjenige Tag, an welchem die Lappen unter keinen Umständen den Genuß des Abendmahls versäumen; denn kurze Zeit darauf treten sie ihre Wanderungen nach den unwirthlichen Bergregionen auf der Grenze zwischen Schweden und Norwegen an (der westlich von Karesuando gelegene Landstrich umfaßt die größte Anzahl von Lappen, etwa 1100, welche nicht weniger als 80 000 Rentiere besitzen) und während der nun folgenden Sommermonate sind sie häufig zu weit von allen menschlichen Wohnstätten entfernt, um ihren kirchlichen Pflichten mit irgend welcher Regelmäßigkeit Genüge leisten zu können. Je seltener indeß diese religiösen Zusammenkünfte stattfinden, um so begieriger benutzt man dieselben auch zur Ordnung weltlicher Angelegenheiten, und so sind sie besonders dem Zustandekommen von Verlobungen sehr günstig.

Unter den jungen Mädchen, welche Du Chaillu während seiner zahlreichen Reisen in Lappland gesehen, durften sich viele eines frischen ansprechenden Aeußern rühmen; häufig aber sehen sie auch, ungeachtet ihrer guten Gesundheit, älter aus, als sie wirklich sind. Mädchen von 14 und 15 Jahren konnte man recht wohl für 18- oder 20jährig halten, und läßt sich diese so frühzeitige Entwickelung wohl auf Rechnung ihres arbeitsvollen, unstäten Wanderlebens, sowie des fast ununterbrochenen Aufenthaltes in der freien Luft setzen. Mit zunehmenden Jahren werden sie sehr häßlich, und die alten Weiber mit ihren losen über die Schultern herabhängenden, ungekämmten Haaren und den ungewaschenen Gesichtern gehören unbedingt zu den abstoßendsten Exemplaren des menschlichen Geschlechtes. In dem Aussehen von Knaben und Mädchen ist nur ein geringer Unterschied, und oftmals vermochte Du Chaillu, wenn er bloß das Gesicht sah, nicht zu unterscheiden, ob er ein Mädchen oder einen Knaben vor sich habe. Allen Lappen gemeinsam ist die gedrungene, breite Gesichtsform; die Backenknochen sind vorstehend, das Kinn ist kurz und die zwischen den Augen meistentheils sehr flache Nase spitz und aufgestülpt, wie die Abbildung erkennen läßt. Die Augen der wenigsten sind wirklich blau; auch dunkele sind selten; meist sind sie von hellgrüner oder grauer Farbe. Die Lippen sind meistentheils sehr dünn und die Haut erscheint, unter dem Einflusse der rauhen Luft, stark gerötet, ist aber an den durch die Kleidung geschützten Theilen sehr weiß und die Haarfarbe weist alle Schattirungen auf vom hellsten Blond bis zum tiefen Schwarz. Indeß kommt ein dunkeles Rothbraun weitaus am häufigsten vor. Was die Größe anlangt, so beziehen sich nachstehende Zahlen (in engl. Fuß) auf die unter den Karesuando-Lappen angestellten Messungen.

Ausgewachsene Mädchen		Ausgewachsene Burschen	
5 Fuß	½ Zoll	5 Fuß	0 Zoll
4 „	11 „	5 „	3 „
4 „	11¼ „	4 „	10 „
4 „	8¼ „	5 „	1½ „
4 „	11 „	5 „	1 „
4 „	6 „	5 „	4 „
4 „	8¼ „	4 „	7 „
4 „	9¼ „	5 „	4½ „
4 „	7 „	5 „	1 „
4 „	5¾ „	5 „	3 „
4 „	8¼ „	5 „	0 „
4 „	10 „	5 „	½ „
4 „	5¼ „	4 „	10½ „
4 „	7¾ „	4 „	10¼ „

Eine Studie zur Bevölkerungs-Statistik der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

II.

Wie unzuverlässig die von der Bevölkerung der Philippinischen Inseln vorliegenden statistischen Daten sind, kann man am besten ersehen, wenn man die Bevölkerungsangaben der staatlichen Volkszählung mit jener des Klerus vergleicht

1876 zählten nämlich nach der Zählung

Provinzen	des Staates	der Kirche
Manila	266 333	245 394
Gorregidor	501	501
Bulacán	214 507	237 330
Nueva Ecija	91 029	95 683
Principe		
Nueva Vizcaya	32 209	35 077
Ifabela	36 219	32 034
Salian		
Cagayán	71 657	71 759
Ilócos Norte	150 947	148 560
Ilócos Sur	179 305	187 970
Union und Benguet	103 630	90 718
Abra	35 090	25 285
Bontoc	10 134	10 134
Lepanto	30 473	30 473
Pangasinán	249 507	288 188
Zambales	79 568	81 169
Bataán	36 089	46 604
Pampanga	203 137	210 265
Tarlac		
Cavite	116 276	121 972
Batangas	241 782	312 860
Morong	40 698	47 018
Laguna	108 492	135 033
Infanta	7 496	8 178
Tayabas	95 218	92 681
Camarines Norte	22 615	27 680
Camarines Sur	128 860	141 720
Albay	220 328	233 832
Antique	93 010	105 030
Bataneś	8 326	8 008
Baláchac	606	441
Bohol	153 734	228 213
Burias	791	1 296
Capiz	135 771	219 420
Calamianes	14 135	16 434
Cebú	394 215	394 215

Digitized by Google

Provinzen	des Staates	der Kirche
Leyte	156 850	209 597
Mindoro	55 063	55 063
Masbate und Tiaco	13 194	14 397
Negros	187 190	182 681
Romblon	11 124	24 421
Samar	161 679	168 783
Ilo-ilo	348 371	442 832
Zamboanga	11 597	12 199
Misamis	78 104	85 819
Surigao	29 902	48 712
Cotabato	1 694	1 694
Davao	1 398	1 172
Bislig	21 076	21 076
Basilan	411	487

Wo die beiden Zählungen in ihren Ziffern genau mit einander übereinstimmen, trägt durchaus nicht die Sorgfalt der Censusvornehmer Schuld, sondern diese Uebereinstimmung ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß Kirche oder Staat in einzelnen Provinzen eben die Zählung nur einseitig vornahmen und dann einfach das von der andern „Gewalt" publicirte Resultat herübergenommen und in ihre Censuslisten eingestellt haben. Ich will dies einzeln nachweisen: In Cagayán scheint offenbar die Kirche den Staatscensus acceptirt zu haben, denn in dieser Provinz war bis zum Jahre 1881 der Tabakszwangbau eingeführt, die Kontrolle des Staates über die Eingeborenen eine ungemein strenge, die Behörden waren über alle Vorgänge in den Pueblos auf das Genaueste unterrichtet. Wenn irgend in einer Provinz ein genaues Zählungsresultat — aber wohlgemerkt nur der festhaften in den Pueblos wohnenden Bevölkerung — zu erwarten war, so mußte es hier sein, da die Regierung hier über eine Menge von Aufsichtsorganen verfügte. In Bontoc hat auch die Kirche einfach den Staatscensus acceptirt, denn die Bevölkerung besteht, die Soldaten und Offiziere ausgenommen, nur aus Heiden, die wenigen Priester (1881: 2) konnten unmöglich bei den ihnen feindlich gesinnten Eingeborenen so genaue Daten sammeln wie die mit der Verwaltung des Comandancia betrauten Offiziere; dasselbe gilt für die analogen Verhältnisse Lepantos. Bei Cebú kann ich mir die Uebereinstimmung nicht so leicht erklären, es muß hier jedenfalls der Census-Vorgang der einen oder andern Behörde total verunglückt sein und daher die weltliche Behörde die Zählung der geistlichen oder vice versa entlehnt haben, oder es haben, was sehr unwahrscheinlich ist und nur denkbar wäre bei fervider Gesinnung des Gouverneurs [1]), die mit der Zählung beauftragten kirchlichen wie staatlichen Organe einander gegenseitig in die Hände gearbeitet. Bei der geringen Ausdehnung der Comandancia Corregidor erklärt sich die Uebereinstimmung des weltlichen und kirchlichen Census von selbst.

Schwieriger als diese Uebereinstimmungen lassen sich die oft erheblichen Differenzen beider Zählungen erklären. Die großen Minus-Unterschiede bei Union, Benguet und Abra lassen sich leicht daher leiten, daß die unter militärischem Kommando stehenden heidnischen Igorroten von der Geistlichkeit nicht in Berücksichtigung gezogen worden sind, wie dies auch bei Cottabato bezüglich der mohammedanischen Bevölkerung der Fall ist. Ein so erheblicher Unterschied aber, wie er sich bei der Insel Bohol offenbart, wo der kirchliche Census um $^1/_3$ mehr Seelen angiebt als der staatliche, läßt sich nur durch die Ungenauigkeit und Leichtfertigkeit erklären, mit welcher die mit der Zählung beauftragten kirchlichen wie staatlichen Organe vorgegangen sind.

[1]) Die meisten spanischen Beamten stehen mit der Geistlichkeit auf keinem guten Fuße, die obersten Spitzen in Manila ausgenommen.

Dies Beispiel allein reicht hin unser Vertrauen zu den Zählungsresultaten vollständig zu erschüttern. Daß der kirchliche Census ein erhebliches Plus gegenüber dem staatlichen aufweist und noch immer (im Allgemeinen) aufweisen wird, kann den mit den philippinischen Verhältnissen Vertrauten nicht Wunder nehmen. Die Geistlichkeit unterhält nämlich meist, nicht immer, Verbindungen mit Remontados, d. h. mit jenen Eingeborenen, welche um Strafen oder der Steuerlast zu entgehen sich in die Bergwälder geflüchtet haben. Die Zahl dieser Flüchtlinge bleibt den Regierungsbehörden meist unbekannt, während der Pfarrer selbe gut kennt. Doch mag ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ein zahlreiches Kontingent zu den Remontados auch die Apostaten liefern, deren Zahl natürlich auch dem Pfarrer unbekannt ist. Manche von diesen apostasirten Remontados erkennen unter vortheilhaften Bedingungen die Oberherrschaft Spaniens wieder an, weigern sich aber Pfarrer und Missionäre anzunehmen; die Zahl dieser „Remontados reducidos" ist also wieder nur der weltlichen Behörde bekannt. In einigen Provinzen (und dies gilt besonders von den Visayern, Misamis, Surigao und Bislig) unterhalten die Missionäre und Pfarrer rege Verbindungen mit Tribus von Eingeborenen, welche bisher nur nominell der spanischen Krone unterworfen waren. Besonders in den drei zuletzt genannten Provinzen verdient der kirchliche Census die größere Glaubwürdigkeit. Wo aber die Provinzen in erheblicher Zahl Bekenner des Islam unter ihren Bewohnern aufzuzählen haben, da pflegt gewöhnlich die Kirche diese gar nicht in ihren Census aufzunehmen. Bemerkt muß weiter werden, daß es nicht gleichgiltig sein kann, ob der Pfarrer ein Spanier oder ein Mestize oder gar ein Indier (Malaie) ist. Die weißen Pfarrer (Ordensmönche) sind viel gewissenhafter in allen ihren Amtsobliegenheiten, als die farbigen (Weltgeistliche), deren Nachlässigkeit allgemein gerügt wird. Der Census eines Pueblos, den ein farbiger Pfarrer vorstellt, wird unbedingt wenig Vertrauen einflößen können. Es soll oft vorgekommen sein, daß ein Pfarrer einfach die Summe als Bevölkerung seines Pfarrsprengels angab, welche sich aus dem Plus ergab, das nach Subtraktion der nach dem Pfarransweise Verstorbenen von den in den Taufmatrikeln Eingetragenen (ohne Rücksicht darauf, ob letztere nicht auch später ausgewandert seien) übrig blieb; dann addirte der gute Pfarrer noch die Personen dazu, welche in dem betreffenden Orte wohnten, aber nicht dort geboren waren, folglich nicht daselbst in den Taufmatrikeln eingetragen sein konnten. Wo aber weiße Pfarrer vorhanden sind (insbesondere Augustiner, Dominikaner, Jesuiten und Franziskaner), dort ist jedenfalls dem kirchlichen Census mehr Vertrauen zu schenken als dem staatlichen, denn der unvollendete spanische Mönch ist doch vertrauenswürdiger und fähiger die Zählung vorzunehmen als der farbige Gobernadorcillo, dessen Race der Begriff „Pflichtgefühl" vollständig fremd ist.

Man darf nicht vergessen, daß bei die Macht der Geistlichen auf den Philippinen eine so große ist, daß die Regierung gegen den Willen derselben keine Maßregel durchzuführen im Stande wäre. Der Padre genießt mehr Autorität, mehr Vertrauen als der Beamte der Regierung. Bei der genauen Kenntniß aller Familienverhältnisse in seinem Pfarrsprengel kann auch der Mönch (in den schon christianisirten Provinzen) viel eher in der Lage sein, die Zahl der Bewohner des Pueblos richtig anzugeben, als der Gobernadorcillo, zumal auch der Indier vor der kirchlichen Zählung keine Angst empfindet, während er von dem staatlichen Census eine Erhöhung der Steuern und des Rekrutenkontingents befürchtet. Es ist deshalb auch anzunehmen, daß bei der staatlichen

Digitized by Google

Zählung viel mehr vorheimlicht wird, als bei der kirchlichen. Auch muß ich noch auf die Thatsache aufmerksam machen, daß in den dicht bevölkerten Pueblos trotz Gendarmerie und Passanten zahlreiche Individuen vorhanden sind, die, mit falschen Dokumenten versehen, bleibend sich niederlassen, im alten Pueblo aber, dem sie entwichen sind, nur als zeitweilig abwesend mitgezählt werden, so daß sie doppelt gezählt erscheinen. Manche Leute werden von ihren Freunden den sie ausforschenden Amtsorganen vorheimlicht, was freilich seltener vorkommt. Man sagt auch, daß viele Chinesen, ohne eine Licenz zur Niederlassung erhalten zu haben [1]), im Lande wohnen und Dank dem ausgeprägten Gemeinschaftlichkeitsgefühl ihrer Landsleute unentdeckt bleiben, also nicht mitgezählt werden, zumal dort, wo sie, in größerer Anzahl zusammenwohnend, eine besondere politische Korporation (gremio) bilden, die ihre Funktionäre aus eigener Mitte wählt. Früher, als die Bestechlichkeit der spanischen Beamten sprichwörtlich geworden war, kamen solche Fälle häufig vor; jetzt aber können solche Umgehungen der amtlichen Vorschriften nur durch List und Kniffe sich ereignen, weshalb die Zahl der in dieser Weise ins Land geschmuggelten, officiell nicht bekannten und gezählten Kopfträger nur eine sehr geringe sein kann.

Gesetzt aber, es wären die Censusziffern (nehmen wir an, es seien dies die staatlichen) vollkommen zulässig, so geben uns dieselben eben nur die Ziffernsumme der spanischen Unterthanen an. Nun aber ist noch ein nicht unbedeutender Theil des Archipels unabhängig geblieben; von Mindoro besitzen die Spanier nur den schmalen Küstensaum, was auch zum größern Theile bei Mindanao der Fall, der spanische Besitz auf Palawan ist auch gering und auf allen Inseln leben im Binnenlande unabhängige Stämme, deren Kopfzahl absolut nicht angegeben werden kann. Wohl figurieren in den spanischen Censuslisten „Indios no sometidos", das sind aber Individuen von Stämmen, welche bereits mit den Spaniern auf freundlichem Fuße stehen, die bereits die Kontrolle der in den Grenzdistrikten kommandierenden Militärgouverneure dulden müssen; die völlig unabhängigen können gar nicht mit einer fixen Kopfzahl in die Censuslisten aufgenommen werden, weil eben nicht einmal die Zahl ihrer Rancherías (Dörfer) bekannt ist. Die Zahl der Remontados ist natürlich ebensowenig bekannt, denn man muß bedenken, daß die Remontados Familie gründen und demgemäß sich auch vermehren, so daß, wenn sich auch die Zahl der remontierenden Individuen konstatieren ließe, es doch nur annähernd möglich ist, über ihre Gesammtzahlen sich zu orientieren, da weder über die Geburten noch über die Sterbefälle eine Zahl bekannt wird.

Da die spanische Herrschaft sich mit jedem Tage weiter ausdehnt, auch das „Remontarse" im Abnehmen begriffen ist, so wäre der Schluß ein irriger, wenn man aus dem jedesmaligen Plus einer neuen Zählung nur von natürlichem Zuwachs durch Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle reden wollte (die schwache Einwanderung von Weißen fällt nicht in Betracht), und bei der chinesischen hebt sich die Einwanderung mit der Rückwanderung mit einem kleinen Plus zu Gunsten der ersteren).

Vor etwas möchte ich noch diejenigen warnen, welche mit den philippinischen Verhältnissen nicht vollkommen vertraut sind: es ist dies der Bevölkerungscensus eines Pueblos, denn nur wenigen deutschen Lesern dürfte die Bedeutung dieses Wortes (was die Philippinen anbelangt) bekannt sein. Pueblo bedeutet nämlich nicht ein „Dorf" oder eine „Stadt", sondern eine politische Gemeinde [1]), welche mehrere Ortschaften umfaßt, von denen diejenige, in welcher der Gemeinde-Vorsteher (Gobernadorcillo) residirt und das Rathhaus (Casa Tribunal) sich befindet, Pueblo im engern Sinne genannt wird, während die anderen zum Gemeindeverbande gehörigen Orte, je nach ihrer Größe oder je nachdem, ob in demselben sich eine Pfarre befindet oder nicht, Barrios, Anejos oder Visitas genannt werden. In den officiellen Censuslisten werden die Bevölkerungsdaten des Gesammt Pueblos gegeben, es sind dies aber, wie wir sehen, keine Ortsbewohnerangaben: mancher Pueblo hat ein Territorium, das größer ist als das Fürstenthum Lippe-Detmold, besonders an der pacifischen Küste Nordluzons und im äußersten Süden des Archipels. Mancher Pueblo trägt seinen Namen nicht einmal nach dem reichbevölkertsten Orte seiner Jurisdiktion; besonders an der Ostküste Mindanaos ist dies der Fall, wo in jüngster Zeit die Residenz der Gobernadorcillos in die unbedeutenden Dörfer der Neubekehrten verlegt wurde, um letztere besser überwachen zu können. Der Pueblo führt dann den Namen dieses Dorfes, während der Name des alten reichbevölkerten Ortes aus den Censuslisten mit einemmale verschwindet. Selbst wenn man sich vorhält, daß „Pueblo" eigentlich in diesem Lande nur „Gau" bezeichnet, so wäre es ganz fehlerhaft zu schließen, daß, wenn ein „Pueblo" im Jahre 1850 9000 Bewohner, 1876 aber nur 5000 zählte, die Bevölkerung des Bezirkes, nach welchem der politische Pueblo benannt ist, sich verringert hätte. Die Sache verhält sich nämlich so: steigert sich die Bevölkerung eines Pueblos, d. h. also eines Gaues, so, daß die Verwaltung desselben durch einen Gobernadorcillo erschwert wird, so scheidet man eine Anzahl von Visitas und Barrios aus dem bisherigen Gemeindeverbande und bildet aus ihnen einen neuen Pueblo, d. h. Gau, der den Namen seines neuen Bezirkes erhält. Auf diese Weise geschah es, daß der Pueblo Taal in der Provinz Batangas im Jahre 1848 über 40000 Seelen, im Jahre 1870 aber nur 21 916 besaß, Balanga (Provinz Bataán) am 20. December 1850 8532, im Jahre 1870 nur 6354 Bewohner aufweisen konnte. Mitunter geschieht es, obwohl in neuerer Zeit dies nicht mehr vorzukommen pflegt oder doch nur seltener, daß zwei Pueblos in einen verschmolzen werden, wie dies besonders in der Comandancia Biólig und dem Distrikte Surigao vormals öfters sich zugetragen hat. Man sieht, der Statistiker hat auf den Philippinen viel Studien zu machen, bevor er sich an die Verarbeitung des vorliegenden Ziffernmaterials heranwagen darf. Es sei noch nebenbei bemerkt, daß die Studien des Statistikers nicht durch die Vorlegungen des Vortes und der damit verbundenen Namensänderung [2]) allein beträchtlich erschwert werden, auch der Umstand macht viel Kopfschmerzen, daß auf den Philippinen ganze reichbevölkerte Ortschaften auf den Wink der Behörde plötzlich meilenweit

[1]) Die Taxe für diese Licenz ist eine sehr hohe.

[1]) Nur jene Gemeinden, welche eine farbige Municipalvertretung besitzen (die erdrückende Majorität), heißen so, jene (fünf bis sechs im Ganzen), welche einen aus Weißen bestehenden Stadtrath besitzen, wie z. B. Manila, heißen: ciudades oder villas.

[2]) Auch auf den größeren Karten sind gewöhnlich nur die Vororte (Pueblos im engern Sinne des Wortes) eingetragen, so daß man oft bei einer solchen Veränderung des Gobernadorcillo-Sitzes gar nicht weiß, wo der neue Pueblo-Vorort zu finden ist; dasselbe gilt von den Pueblo-Eintheilungen, noch mehr aber von der Hispanisirung der Pueblo-Namen. Manche Orte haben schon in den Tagen der Conquista oder sonst vor grauen Zeiten einen spanischen Namen erhalten, der aber durch den einheimischen bald wieder verdrängt wurde; plötzlich bringt ihn ein übereifriger Beamte wieder in die officielle Nomenklatur; auf der Karte sucht man aber das Zaragoza oder sonst was vergebens.

Digitized by Google

von ihrem ursprünglichen Platze wegverlegt werden. Dies gilt natürlich nicht von den reichen Provinzen Luzons, wo die zahlreichen Steinbauten und der schon in festen Händen befindliche Grundbesitz eine derartige Wanderung eines ganzen Städtchens nicht gestatten würden, wohl aber von jenen Theilen des Archipels, wo, besonders im Süden, die Hütten der Eingeborenen nur aus Rohr und Nipablättern verfertigt, bei ihrem leichten Materiale in zwei bis drei Tagen hergestellt werden können und Möbel als Luxus gelten. Die Gründe einer solchen Ortsverlegung beruhen theils auf der Ungesundheit des Platzes, theils in schwer abwendbaren Angriffen von Wilden und Piraten. Solche Ortsveränderungen und Verlegungen kommen verhältnißmäßig nicht selten vor und sind, wie ich oben erwähnt, ohne Schwierigkeiten durchzuführen, denn auch Ackerboden liegt herrenlos in weiten Strecken des Landes brach. So kommt es, daß man einen Ort auf der Karte als an der Mündung eines Flusses gelegen verzeichnet findet, welcher in Wahrheit schon seit Jahren drei Meilen oberhalb der alten Stelle im Flußthale liegt.

Ich will noch hier am Schlusse dieses Aufsatzes einige Aussprüche des Herrn Vicente Barrantes anführen, die um so mehr ins Gewicht fallen, als Barrantes Regierungssekretär der Philippinen, das heißt der nächsthöchste Civilbeamte nach dem Gouverneur, war: „Es wird Befremden erregen, wenn ich erwähne, daß nicht einmal die Zahl der Pueblos in einer Provinz mit Sicherheit angegeben werden kann; man wird es begreiflich finden, wenn auch der eifrigste und gewissenhafteste Provinzgouverneur bei der eigenthümlichen Gemeindeorganisation und dem Mangel an geeigneten Subalternbeamten und Magistratspersonen nicht im Stande ist, diese schwierige Arbeit zu bewältigen. Es giebt Barrios von großer Bedeutung in fast allen Gemeinden, welche sowohl einer kirchlichen wie weltlichen (Lokal-) Regierung entbehren, es giebt aber auch solche, welche sie wohl in weltlicher Beziehung besitzen, in kirchlicher aber der nächsten Pfarrei (die oft in der Jurisdiktion eines ganz andern Pueblos liegt) zugewiesen sind, weil der Mönchsorden (in dessen Sprengel das betreffende Barrio fällt) nicht genug Priester besitzt oder weil anderweitige Verhältnisse es nicht gestatten [1]). Was will man denn mehr, wenn dann der Provinzgouverneur, der die Zahl der Pueblos (seiner Provinz) angeben soll, die Barrios oder Visitas einfach dem nächsten Pfarrdorfe zuschlägt oder umgekehrt? Die Bevölkerungsdaten, welche die Gobernadorcillos einsenden, sind ganz unbrauchbar und ein wahrer Gallimathias, außer wenn der Pfarrer sie redigirt hat . . . Daher kommt es, daß ein Provinzgouverneur oft im Laufe eines und desselben Jahres Censusdaten über seine Provinz einsendet, die um Tausende von Seelen in der Angabe variiren, wenn er es nicht vorzieht, einfach die Ziffern des letzten Census Strich für Strich zu kopiren, was vielleicht auch schon der Gobernadorcillo (für seinen Pueblo) gethan hat; beides kommt häufig vor. Dann erwäge man noch, daß die Zusammenstellung der in die Provinzhauptstadt eingesendeten Einzeldaten in den Händen von malaiischen Schreibern, den einzigen Subalternbeamten des Provinzchefs, liegt und daß diese vom Rechnen, selbst dem Addiren, Subtrahiren, den Proportionen ꝛc. so viel verstehen, als ich von der Astronomie." Barrantes illustrirt das durch einige drastische Daten: die Provinz Cavite hatte (in einem und demselben Jahre) nach dem officiellen Nomenklator 115 301, nach der Angabe des Provinzchefs 65 225, nach des Barrantes Untersuchung 109 501 Bewohner, in derselben Reihenfolge hatte Ilocos Norte 109 250, bez. 163 758, bez. 105 251 Seelen. Nach dem Census von 1861 hatte die Provinz Manila 230 443, nach dem Nomenklator 323 683 Bewohner. „Eine ähnliche Konfusion herrscht bei den Angaben über die Zahl der Pueblos. Als die neuen Schulen errichtet werden sollten, wurden für die Provinz Cottabato sieben Pueblos angegeben, indem man als solche einfach die Standquartiere der Truppenbetachements annahm, während thatsächlich (1869) nur ein Pueblo, nämlich Pollok, existirt. Für Leyte gab man 40 statt 28, für Mindoro 17 statt 10, für Surigao 30 statt 12 Pueblos bei derselben Gelegenheit an."

[1]) Manche Barrios haben einen Gobernadorcillo-Stellvertreter zum Ortsvorsteher, der dann den Titel „Teniente de barrio" führt.

Darvar in Slavonien und seine Umgebung.

Von Professor **E. Kramberger.**

II.

Hochgeschürzte Frauen standen, Wolle waschend und neugierige Blicke auf mich werfend, im Wasser. Als ich einige Fragen an sie richtete, antworteten sie offen und munter, doch so laut, daß bald eine ganze Menge Männer und Kinder herbeigezogen wurden. Nachdem sie mich freundlich begrüßt, boten sie mir ihre Dienste an und führten mich, als ich den Wunsch äußerte ihre Häuser zu besuchen, bereitwillig im Dorfe umher. Dasselbe ist nicht groß, unregelmäßig gebaut, über eine kleine Anhöhe hin zerstreut und die Gebäude theilweise auf Steinfundamenten; Obstbäume, Schafe, Ziegen, Borsten- und Hornvieh bilden seinen Reichthum. Hervorragend ist die Schafzucht, die des Käses und der Wolle wegen betrieben wird. Auch hier sah ich in einigen Familien Schätze selbstgefertigter Wäsche, Teppiche und Stickereien. Fein und durchsichtig wie Schleier ist eine mit Baumwollstreifen durchzogene Gattung Leinwand, Čonar. Handtücher, Kopftücher, Aermel und Ränder der Stute besticken die Frauen mit gefärbter Baumwolle und Gold; alles wird wie in Belika selbst erzeugt. Die einfachen Werkzeuge dazu sind nebst dem Webestuhle der Rocken und die Spindel, denn das Spinnrad findet keine Verwendung; auch die Stickwolle färben die Weiber selbst. Am Bache liegen einige Walk- und Oelmühlen, deren lustiges Stampfen und Klappern sowie das Geklingel der zahlreichen Schafherden, die auf den Abhängen ringsum weideten, nach dem langen Schweigen der durchwanderten Landschaft angenehm berührte. Guten Eindruck macht auf jeden Fremden gewiß das höfliche Benehmen der Leute unter einander. Von weitem schon ersieht sie sich das „Pomoz Bog!" (Gott helfe!) zu, worauf als Dank „Bog pomogo!" (Gott hat geholfen!) erfolgt. Unterdessen brach die Nacht herein. Ich ging daher auf die Einladung eines vermög-

Digitized by Google

lichern Gazda (Hausherrn) bei ihm zu übernachten, gern ein. Wir setzten uns auf die Bank vor dem Hause und ließen alle Herden an uns vorbeiziehen. Allgemach wurde es lebhafter, das Dorf verwandelte sich in einen rührigen Ameisenhaufen. Mädchen und Frauen eilten mit „Dobar večer!“ (Guten Abend!), Krüge oder Holzkübel auf dem Haupte, heimwärts. Fener leuchteten in den Häusern, Gruppen bildeten sich vor den Thüren, Kinder lachten und jagten sich herum; bald mischte sich heller Gesang in das Zirpen der vielen Grillen in und außer dem Hause. Nur die zahlreich herum hüpfenden Kröten verleideten mir den idyllischen Genuß. Nach dem Abendmahle, das in saurer Suppe, gebratenem Huhn, Kajgani (Eierspeise), vorzüglichem Käse und gutem Weine bestand, hörte ich auf einem Schemel sitzend in der Nähe des Herdes den Erzählungen eines

Esßigkrug (Turšija).

älteren Mannes aus dem Hause zu. Seine Zuhörer, unter denen einige Nachbaren, waren voll Aufmerksamkeit. Ich fragte den Alten über verschiedene Gebräuche aus, die wie hier so auch an anderen Orten Slavoniens an gewissen Tagen herrschen. Am Georgstage z. B. suchen die älteren Frauen mit einem Besen zuerst die Kuh des Nachbars und dann die eigene am Euter zu berühren, damit die Milch von jener auf diese übergehe. An diesem Tage werden die Rinder zum ersten Mal auf die Weide getrieben, vorher aber mit Weihwasser besprengt, um sie vor dem Biß des Wolfes zu feien. Viele baden auch an dem Tage zum ersten Male; denn früher es zu thun, ist, heißt es, nicht erlaubt, da der Teufel am Grunde des Wassers wartet und den Unglücklichen, der das Wagniß vor dem festgesetzten Termin unternimmt, an den Beinen hinunterzieht. Eine der Erzählungen war eine Variante jenes südslavischen Märchens vom Heil. Georg und den Wölfen, welches F. Hubad in Bd. 38 dieser Zeitschrift S. 348 Sp. 2 mitgetheilt hat. Eine andere Erzählung, die ich hörte, erinnert uns an die Dvide vom Lykaon. Das Volk sagt, daß sich böse Leute, wenn sie es wagen am Gjurgjev dann zu gehen, in einen heulenden Wolf verwandeln. Uebrigens wird der Tag überall mit Spiel, Tanz und Gesang gefeiert. Eine andere Sitte, die auch in Deutschland zu finden ist, herrscht am Johannistage. Am Vorabend werden riesige Feuer angezündet, mit zusammengeschleppten Stroh, Heu, Reisig und Holzklötzen genährt; rings umher sammelt sich die Jugend singend und schäkernd, ältere Leute als Zuseher. Man nennt die Feuer „Krešnica“. Wenn die Flamme etwas niedriger zu flackern beginnt, springen die tollen Burschen mit allerlei Kapriolen, Witzen und Gesängen der Reihe nach darüber hinweg, wobei sich mancher die Sohlen seiner Opanken tüchtig versengt. Oft bekränzen die Mädchen sich und die Burschen mit Kränzen der Adlerfarrn, worauf ein Umzug mit angezündeten Spänen von Buchenholz und unter harmonischem Gesang beginnt. Die umliegenden Berge, wenn solche vorhanden sind, werden bestiegen; wie Irrwische wandeln die einzelnen Flämmchen Berg auf und ab bis tief in die Mitternacht hinein; das Rufen und Singen nimmt kein Ende.

Es war spät geworden und ich bezog ein gutes Lager in der großen Stube. Zu den Stunden, die ich im Hause und im Dorfe zubrachte, sah ich, wie beschieden die Jugend älteren Personen begegnet. Tags darauf, es war ein Feiertag, begab ich mich vor die kleine Kirche, welcher der Ignuman des Klosters Pakra als Pfarrer vorsteht. Draußen hatten sich Frauen auf ausgebreiteten Teppichen gelagert oder plauderten in Gruppen stehend. Jüngere traten vor die Schwiegermütter, die Base oder selbst fremde ältere Frauen hin, um ihnen die Hand zu küssen, worauf sie umarmt und auf Stirn und Wangen geküßt wurden; auch folgte eine Gabe von Kuchen, Birnen, Aepfeln, frischen Nüssen u. dergl. nach. Freunde schütteln sich die Hand, nehmen auch nicht selten den Hut vor einander ab. „Jesi li živ?“ (Lebst Du?) heißt es da. „Živ, hvala Bogu, i zdrav“ (Bin am Leben, Gott sei Dank, und gesund) lautet die Antwort. Gegen Höherstehende sind die Leute besonders aufmerksam. Nie setzt sich der Bauer in deren Gegenwart ohne Geheiß nieder, erhebt sich, wenn er gesessen hat, und wartet stehend, bis jene vorüber gegangen sind. Eine der Kirchgängerinnen hatte einen Spinnrocken (preslica), das eben erhaltene Geschenk eines Anverwandten, mit. Ich bewunderte die schöne Schnitzerei daran. Solche und ähnliche Produkte können als Beleg des hohen Kunstsinnes der Südslaven angesehen werden. Man findet manchmal Trinkbecher aus Holz, Stöcke und dergleichen mit prachtvollen Mustern geschmückt. Das Volk verlor sich theilweise in die Kirche, ich stieg den Berg zur Ruine hinan. Sogleich erboten sich mehrere Männer als Führer, obgleich der Weg nicht zu verfehlen war; in einer Bierestunde stand ich oben. Das Gebäude scheint, nach den Resten zu schließen, sehr schön gewesen zu sein: eine Kirche mit Doppelthüren aus weißem behauenen Stein, mit Malereien al fresco, von denen noch deutliche Spuren erhalten sind. Sie stellen wahrscheinlich den heil. Stephan, den Ungarnkönig, vor. Eine Ringmauer aus schönem, glänzend weißem und ebenmäßig behauenem Stein schloß einst den gothischen Bau und das nun ganz zerstörte Kloster ein. Die Lage ist sehr

Digitized by Google

günstig, die Aussicht angenehm. Unten im Thale liegt die Ruine einer zweiten, großen Kirche.

Der Name Biela wird wohl von Béla IV. abzuleiten sein. Bekannt ist mir nur, daß 1491 der Convent der Kreuzritter von St. Stephan zu Biela den Nikolaus Hedervar als Eigenthümer von Požega in sein Besitzthum einführte, und daß 1500 Franz Hedervar im Kloster zu Biela seinem Schwager Stephan Rozgony und dessen Gemahlin Katharina das Schloß Požega mit den dazu gehörigen Grundstücken verpfändete. Meiner Meinung nach muß diese Gegend einst sehr bevölkert gewesen sein, denn nicht weit von hier, am gegenüber liegenden Petrov-verh, stand ebenfalls eine Burg. Das Volk erzählt davon eine Geschichte, die lebhaft an die Erzählung Ovids vom Icarus erinnert. Es hebt, heißt es, in Petrov-grad (dies der Name der Burg) ein böser Gebieter, der sowohl seine Unterthanen als auch Reisende plünderte, ergriff, zu Sklaven machte und sie zwang, an der Ausbesserung seiner Burg zu arbeiten. Unter anderen hielt er schon 20 Jahre einen Mann gefangen, den er seiner Familie entrissen, und ihn nie mehr eines seiner Kinder, geschweige seine Frau sehen ließ. Kummer und Elend zehrten ihn zum Gerippe herab. Da erschien plötzlich eines Tages ein junger Mann in der Burg und gab sich dem Alten heimlich als dessen Sohn zu erkennen. Die maßlose Freude des Vaters verdarb der auftauchende Gedanke, sein geliebter Sohn werde in dem Raubneste, wie er, als Sklave zum elendesten Dasein gezwungen werden. Er ergriff verzweifelt ein Messer, das er dem Sohne in die Brust stieß. Sterbend bekannte der Ermordete dem weinenden Vater, daß er zu seiner Rettung gekommen sei. Seit langer Zeit in der gegenüber liegenden Burg Biela eingekerkert, habe ihn die Noth zum Erfinder gemacht. Auf Flügeln von Schindeln sei er herübergeflogen, um mit seiner Erfindung auch den Vater zu retten. Kaum entschlüpfte das letzte Wort seinem Munde, so verschied er. Die hölzernen Flügel zu lenken verstand sonst Niemand, und mit ihm starb die Kunst des Fluges, bis sie ein gewisser Degen wieder erfand. Die Erzählung klingt um so eigenthümlicher, wenn man sie aus dem Munde eines einfachen Bauern hört.

Noch war ich mit dem Zeichnen der Ruine beschäftigt, als mich mein Begleiter fragte, ob ich denn nicht ins Kloster Pakra gehen wollte, um es zu besichtigen. Die Herren Kalugjeri würden sich sehr freuen, einen Fremden zu bewirthen; es sei übrigens schon ein Mann dahin gelaufen, meine Ankunft zu melden. Da der Weg nur etwa eine Stunde betrug und nicht gegen mein Programm verstieß, so entschloß ich mich kurz und ging, von meinen vorigen Begleitern umgeben, in östlicher Richtung weiter. Die erste halbe Stunde des gemach aufwärts steigenden Weges bot nicht viel: kurzes Gestrüpp auf allen Seiten; Haselstanden, Brombeeren, Hagebutten, Wachholder im bunten Durcheinander. Verkümmerte Buchenbüsche in zahlreicher Menge streckten ihre Zweige über den schmalen Fahrweg und lange, überhangende Eichenäste bringen Hut und Haupt des unvorsichtigen Reiters oder Fahrenden mehr als einmal in Gefahr. Oben auf der Kuppe ragt ein riesiges Kreuz einsam in die Höhe. In langen Linien dehnten sich verschieden gefärbte Wolkenbänke weithin über die im Norden und Westen gehäuften Berge. Im Osten that sich eine tiefe, finstere Schlucht auf, gebildet von den Gipfeln, die sich gegen Zvečevo und den Papuk aneinander reihen. Der Schrei des Hehers und das Girren der Ringeltaube vermischte sich mit den harmonischen Tönen ferner Kirchenglocken in der Tiefe, denn sich das Rauschen eines Baches wie dumpfer Orgelton beigesellte. Weit unten sah ich über die Bäume das golden glänzende Kreuz des Klosterthurmes herausragen. Meine Schritte beeilend betrat ich den jäh abwärts führenden Weg, der sich am rechten Pakra-Ufer hinabwindet. Wild freilich sieht es hier zwar aus, doch geben die dunkeln Schatten des Waldes, die sonnigen Stellen und die darüber hinfliegenden Wolken ein reizendes Bild. Der Weg, obwohl an Felswänden hinführend und steinig, ist sogar ziemlich gut befahrbar. Als ich an dem hohlen Stamm einer Eiche vorbeikam, summte ein Schwarm wilder Bienen im Kampfe mit einer Hornis in gefährlicher Nähe eine Strecke hinter uns drein; der Dampf der Pfeifen und meiner Cigarre verscheuchte sie endlich. Hohle Buchen, besonders aber Eichen sind in Slavonien etwas Alltägliches. Das müßige Hirtenvolk zündet zum Zeitvertreibe die schönsten Stämme an, die dann ihre vom Rauch geschwärzten, feuerzerfressenen Höhlungen gähnend öffnen. Viele Bäume scheinen nur mehr auf der Rinde die Last der Aeste zu tragen. Obwar dem übermüthigen Hirtenvolke die Forsthüter fleißig auf die Finger sehen, so richten sie dennoch Schaden genug an. Nachdem wir eine Menge geputzten Volkes eingeholt, bogen wir am Grunde der Schlucht um die Ecke; das Kloster mit seiner Kirche lag im üppigsten Grün vor mir, rings um die Berge in Wolkenhöhe. Das Gebäude ist stockhoch, gut gebaut und geräumig. Eine kleine Holzbrücke über der schäumenden Pakra führt zur Walk- und Mahlmühle, welche Eigenthum des Klosters ist. Im Bette des Baches liegen Steinblöcke, hoch mit den verschiedenartigsten Pflanzen bewachsen; die Gräser am Ufer sind, da wie ein Sonnenstrahl dahin dringt, immer feucht. Die romantischste Einsiedelei, die man sich denken kann. Sie stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1697, als sich mit Bewilligung des Bischofs geflüchtete serbische und bosnische Mönche neben dem damals hölzernen, ganz baufälligen Kirchlein niederließen, einige Zellen erbauten und unter der Leitung des Metropoliten Dreger lebten, der sich nach seiner Flucht aus Morava seiner Würde begeben hatte. Später übersiedelten alle nach St. Anna und erst 1738 kamen andere Mönche aus Gomionica in Bosnien, die das verlassene Kloster bezogen. An Stelle der alten Kirche trat im Jahre 1761 eine neue, weil jene durch einen Mord entweiht worden war. Man hatte nämlich einen Irrsinnigen aus Poljana, den man vom Teufel besessen glaubte, hineingesperrt, jedenfalls in der Meinung, daß Satan, durch die Bilder der Heiligen auf der Ikonostasis und die Weihe des Ortes erschreckt, aus dem Besessenen heraus und flracks zur Hölle fahren werde. Da jedoch Meister Urian, wahrscheinlich blind und geruchlos, das Weihwasser nicht roch, auch die Ikonostasis nicht bemerkte und hartnäckig blieb, so warf der arme Kranke, von ihm inspirirt, Bücher, Geräthe und Bilder hinaus und zerschlug und zerbrach, was ihm in die Hände fiel. Da entschloß sich der Diakon Timotija Kounenić, den Excessen des groben Dämons ein Ende zu machen. Er trat mit allen Formeln der Beschwörung in die Kirche, ergriff den Besessenen beim Kragen und suchte ihn mit Gewalt hinauszudrängen. Allein dieser verstand keinen Spaß und hyalete dem Diakon mit einer Art mitten im Kirchlein den Kopf. Man wollte dort keine Messe mehr lesen und so entstand das jetzige Gotteshaus. Dieses wird sehr rein gehalten, hat auch einige kostbare Alterthümer, die mir Djakon Longin nebst den umfangreichen Räumen des Klosters bereitwillig zeigte. Der Speisesaal ist mit Oelgemälden der Bischöfe und denn des Grafen Jankovic von Darwar geschmückt.

Ich war sehr zuvorkommend empfangen und gleich zum Mittagsmahle eingeladen worden; in heiterer Gesellschaft setzte ich mich an die wohlbesetzte Tafel. Die griechisch-orientalischen Mönche thun sich, wenn es anders ihre Ver-

Digitized by Google

hältnisse zulassen, an Festtagen gern gütlich, um sich entweder für überstandene oder kommende Fasten schadlos zu halten, und die sind bei ihnen streng und werden gewissenhaft eingehalten. Außer den regelmäßigen am Mittwoch und Freitag kommen sechswöchentliche Fasten vor Weihnachten, sieben Wochen vor Ostern und je nachdem drei oder fünf Wochen vor Peter und Paul, endlich vom 1. bis 15. August vor Mariä Himmelfahrt dazu. Die erste Woche heißt Biela oder Sirna nedjelja (die weiße oder Käsewoche), in der nur Fische, Eier, Milch und Käse genossen werden. Die übrigen Tage gehören den strengen oder großen Fasten (Veliki poss), so genannt, weil nur im Wasser gekochte Bohnen, Erbsen und Linsen zulässig sind, oder Kraut und Bohnen mit Oel. Der Bauer genießt im Veliki poss gedörrten Fisch, Zwiebeln und Knoblauch nebst Bohnen und verrichtet die schwersten Arbeiten dabei. Ich kam zwischen zwei Mönche zu sitzen; einer begrüßte alle Anwesenden im Namen des auswärts weilenden Igumen und ernannte den Tischherrn. So ist es in Slavonien und Kroatien Sitte, daß einer der Gäste als Tischherr (Kavnatelj stola) fungirt. Er spricht im Namen des Hausherrn (Domaćin) und in Privathäusern auch der Hausfrau (Domaćica) die

Toaste, bringt jedem aus der Gesellschaft ein „Živio", indem er ihm eine von den anwesenden Frauen oder in Ermanglung einer solchen eine andere als Prugarica (Gesichtin) zutheilt, worüber sich der alles Begrüßte in zierlicher Rede bedankt und auf das Wohl seiner Dame trinkt. In Privatzirkeln unter Bekannten werden solche Toaste häufig „po veliéki", d. h. so abgethan, daß die Dame von dem Herrn, der auf ihr Wohl getrunken, geküßt wird. Mancher trägt wohl zu seinem Verdrusse einen Korb davon, wenn sich die Dame zieht, oder wenn ihr der Herr mißfällt, und oft erschallt heiteres Gelächter ob ergötzlicher Scenen, um so mehr, da der Stola ravnatelj seinen ganzen Witz ausbietet und Gegensätzen zusammenbringt, um Heiterkeit hervorzurufen. Dem Gast, der das Haus zum ersten Male betritt, credenzt er ein volles, gewöhnlich kunstvoll geschliffenes und mit einem Denkspruch geziertes Glas auf einem Teller, legt die Schlüssel des Hauses, des Kellers und Bodens bei und heißt ihn im Namen des Hausherrn willkommen, mit der Einladung, dessen Haus als das seine zu betrachten und über Küche, Keller und Boden nach Belieben zu schalten. Auch ich leerte mein Glas und empfahl mich der Freundschaft des Hauses. Jeden einzelnen Toast begleitet das Zusammenklingen aller Gläser, denn, sagt man in Slavonien, nicht nur Auge und Gaumen, auch das Ohr müsse seinen Genuß haben. Fröhlicher Gesang ertönt dazu, der immer durch das Harmonische und Melodiöse, das den slawischen Liedern eigen ist, doppelt fesselt und noch reizender wird, weil die Frauen immer mitsingen. Im Kloster freilich erklangen nur sonore Männerstimmen. Unser Stola ravnatelj verstand es durch seine witzigen Anreden das Gelächter zu einem unauslöschlichen zu machen; es herrschte die größte Gemüthlichkeit, wie dies durchaus in allen Gesellschaften hier zu Lande der Fall. Nie trinken auch nur zwei Personen ein Glas Wein miteinander ohne vorerst, wenigstens im Poženaner Comitate, mit den Gläsern angestoßen zu haben. „Pije kao paloc" (Er trinkt wie ein Schweinehändler) heißt es, wenn jemand diese Sitte nicht beachtet. In den meisten Fällen pflegt zum Schlusse der Tafel ein ganzes, am Spieße gebratenes Lamm, das wohlschmeckende Lieblingsgericht, das selbst in angeseheneren Häusern selten fehlt, entweder unzerlegt oder schon in Stücke geschnitten zu erscheinen. Man kann sich keinen Markttag, kein Kirchweihfest denken ohne Lammbraten, der am Spieße steckend angestellt und zum Verzehren bereit ist. Das Fleisch ist aber auch, noch warm genossen, zart und saftig; nur ausgekühlt wird es zäh. Je nach der Jahreszeit werden auch verschiedene Näschereien zum Nachtisch aufgetragen, so zur Zeit der Maiäreife, so lange die Frucht noch mildig ist, gerösteter oder noch lieber gekochter Maiskolben. Sie schmecken, etwas mit Salz bestreut, sehr angenehm. Die Deutschen, die sich in Slavonien einbürgerten, finden eben so Wohlgefallen daran wie die Einheimischen. Ein beliebtes Naschwerk bildet die Mostwurst (Sudžuk). Es sind dies mittels Zwirnfaden aneinander gereihte Nußkerne, die oftmals in dickgekochten recht süßen Most getaucht, die Form einer Wurst bekommen. Der Faden wird, wenn die mit etwas Mehl gemischte Hülle erstarrt, herausgezogen. Nach längerem Stehen überzieht sie sich wie eine gedörrte Pflaume mit weißer Zuckerkruste. In Bauernhäusern bekam ich häufig Kokice. Die Bäuerin röstet auf einem Drahtsieb über dem Feuer Maiskörner; die Hitze bringt sie zum Aufplatzen und bildet aus ihnen weiße Blümchen würzigen Geruches und Geschmackes. Gern braten die Bauern auch Kürbisse von der türkischen Gattung, Tartinje und Miširke in heißer Asche, nachdem sie dieselben in zwei Theile gespalten und entkernt; sie lassen sich wie Grover-Käse schneiden. Manche sind sehr süß, ein Leckerbissen der Kinder. Pikant ferner sind Nüsse mit Kettig, wovon im Bauernhause Alt und Jung gern genießt. An gedörrtem Obst hat zur Winterszeit jedes Haus genügenden Vorrath; dazu die Bauern eingelegte Birnen von einer gewissen Art, die in großen Krügen mit schmalen Hälsen und Schnäbeln (Turšija) im Wasser säuerlich werden und einen schneidigen, doch angenehmen Geschmack bekommen.

Der Tag in Pakra beschloß mit dem Läuten aller Glocken. Ich verabschiedete mich von den freundlichen Mönchen und schlug den Rückweg ein. Im Biela nahm ich einen Wagen, der mich spät in der Nacht nach Darwar brachte. Obzwar sonst die rauschenden Töne der Zigeunermusik und die hämmernden klavierähnlichen Klänge der Zimbel laute nach Mitternacht zu hören sind und die Tanzlustigen im Kreise dahinfliegen, war es diesmal ganz still und nur die schrillen Pfeifen der Nachtwächter zu hören.

Polargebiete. Der französische Korrespondent des „New York Herald" veröffentlicht nach der „A. Z." die nachstehende Depesche über Lieutenant Delong's verunglückte Nordfahrt, welche über Irkutsk nach Paris gekommen ist: „Jwaiok, Ost-Sibirien, 2. April. (Von Irkutsk abgegangen am 20. März.) Bei den Leichen Delong's und seiner Unglücksgefährten hat Melville das Ersteren Journal gefunden, welches die ergreifendsten Details über die letzten Momente der Ueberlebenden von der „Jeannette" enthält. Griefen erlag zuerst der Kälte und der Erschöpfung am 6. Oktober. Am 17. starb Alexi, ein Grönländer, welcher der Jäger und Proviantmeister der kleinen braven Truppe war. Er hatte das letzte Beutestück am 9. geschossen. Um Mitternacht, wenige Minuten vor seinem Tode, taufte ihn sein Gefährte Dr. Ambler. Am 20. starb Koch, welcher zwischen Delong und Ambler seine Schlafstelle hatte. Am 21. um Mittag folgte ihnen Lee. Da sie zu schwach waren, den Körper ihres Kameraden aufzugraben, so verhüllten ihn Delong, Ambler und Collins. Am 28. Morgens hauchte Merson seine Seele aus und an demselben Abend Dreßler. An dem folgenden Sonntage (30.) bricht das Journal plötzlich ab. An diesem Abende starben Boyd und Gartz; in der Nacht folgte ihnen Collins".

Inhalt: Das heutige Syrien XVII. (Mit vier Abbildungen.) — Im Lande der Mitternachtssonne. (Mit vier Abbildungen.) — Prof. Ferd. Blumentritt: Studie zur Bevölkerungs-Statistik der Philippinen II (Schluß). — E. Kramberger: Darwar in Slavonien und seine Umgebung II. (Mit einer Abbildung.) — Polargebiete. (Schluß der Redaction 22. Mai 1882.)

Redacteur: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Den etwa 18 Kilometer langen Weg von Ramle nach Jâfa legte Lortet in den ersten Frühstunden des folgenden Tages zurück. Baumgärten, Felder und reiches Weideland wechseln hier zu beiden Seiten der Straße mit einander ab. Dazwischen zeigen sich in bald größerer, bald geringerer Entfernung, zum Theil von Kaktushecken umschlossen, mehrere große Dörfer, neben deren Lehmhäusern jetzt überall die niedrigen, laubenartigen Schilfhütten aufgeschlagen waren, in denen das Landvolk dieser Gegend während der heißen Jahreszeit zu nächtigen pflegt. Ungefähr dreiviertel Stunden Weges vor Jâfa liegt das berühmte Weli Imâm Ali, ein schönes vielkuppiges Gebäude mit einem guten Brunnen; daneben auf einer kleinen Bodenerhebung das arabische Dorf Jâzûr. Die Aussicht, die man von hier aus auf Jâfa genießt, ist ungemein anmuthig. Das leuchtend blaue Meer hinter sich, vor sich die berühmten Orangengärten, die in ihrer Ueppigkeit den abendländischen Pilgern und Kreuzfahrern nach den Beschwerden der Seereise stets den Eindruck eines paradiesischen Landes machten, erscheint die auf felsigem Ufershügel terrassenförmig ansteigende Stadt großartiger und schöner zugleich, als sie es in Wirklichkeit ist. Bald hinter Jâzûr passirt man die inmitten trefflich bestellter Felder belegene Farm und Ackerbauschule der Alliance israélite, eine auf Anregung von Sir Moses Montefiore ins Leben gerufene Anstalt, in der junge syrische Juden zu Landwirthen ausgebildet werden sollen. Dann führt die von Hecken eingefaßte Straße beinahe eine halbe Stunde lang durch den Orangenhain, an verschiedenen, meist im Besitze von Europäern befindlichen Landhäusern vorüber, deren wohlgepflegte Gärten die ganze Pracht einer fast tropischen Vegetation aufweisen, zu dem östlichen Thore der Stadt. Der große ungepflasterte Marktplatz vor diesem Thore erinnert mit seinem geräuschvollen Leben und Treiben an den Platz vor dem Jâfathore von Jerusalem, den andern Endpunkt der großen alten Pilger- und Karawanenstraße Palästinas. Hier wie dort stehen ringsum die niedrigen Ställe der Thiervermiether, vor denen fast den ganzen Tag über Pferde probirt und herumgeführt werden; ankommende und abgehende Karawanen, sowie allerhand meist sehr primitive Fuhrwerke erfüllen den Platz; eine bunte, lebhafte, unsaubere Menge drängt sich dazwischen und in den zahlreichen arabischen Kaffeehäusern, die der beständige Verkehr hierher gezogen hat.

Wenn gerade Jâfa stets zu den interessantesten Städten des Mittelmeeres gezählt wird, so verdankt es diesen Ruf lediglich dem historischen Interesse, welches sich an die seit uralter Zeit als Hafen benutzte Küstenstelle knüpft, keineswegs aber dem Vorhandensein oder der Auffindung irgend welcher Zeugen vergangener Größe. Das alte Japho, das, eine phönizische Kolonie im Lande der Philister, bei dem Salomonischen Tempelbau erwähnt wird (II Chron. 2, 16), das wie zweihundert Jahre später mit unverkennbarer Angabe seiner Lage unter dem Namen Jaap-pu in der Aufschrift vom Siegeszuge des Sanherib ge-

Digitized by Google

nannt sehen, das, von den Makkabäern erobert und dem jüdischen Reiche hinzugefügt, in der spätern wechselvollen Geschichte derselben stets eine wichtige Rolle gespielt hat, mag sehr früh schon seine Zeit des Glanzes und hoher Blüthe gehabt haben — mannigfache Verwüstungen haben aber alle Spuren derselben vertilgt. Noch vor dem jüdischen Kriege wurde die damals schon Joppe genannte Stadt zweimal von den Römern zerstört und nur nothdürftig wieder aufgebaut. Die Kreuzfahrer fanden einen nicht unbedeutenden Hafenort vor und gründeten als Erinnerung an die wichtige Stellung, welche die Gemeinde und die Bischöfe von Joppe in der ersten christlichen Kirche eingenommen hatten, ein neues Bisthum Joppe. Auch eine Grafschaft Joppe wurde unter dem lateinischen Königreiche gestiftet und den Johannitern übergeben. Alle diese Auszeichnungen konnten es jedoch nicht verhindern, daß die, mehr als jede andere, ausgesetzte Stadt in den unruhigen Zeiten der Kreuzzüge fast zu Grunde ging. Immer wieder wurde sie erobert und zurückerobert, zerstört und wieder aufgebaut. Im 15. Jahrhundert standen eine Zeitlang nur wenige ärmliche Häuser an der alten Hafenstelle, und erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gelangte der Ort wieder zu einiger Blüthe. Damals führte der zunehmende Handelsverkehr zu der Anlage des Quais; bald darnach wurden auch die starken Ringmauern der Stadt gebaut, die bei der Belagerung Jâfas durch die franzö-

Jâfa.

sische Armee im Jahre 1799 wohl einige Tage gute Dienste leisteten, die schließliche Erstürmung und theilweise Zerstörung der Stadt aber natürlich nicht aufhalten konnten. Die heute vorhandenen, allerdings stark im Verfall befindlichen Befestigungen wurden kurze Zeit darauf von den Engländern aufgeführt und, nachdem sie im Jahre 1832 bei der Beschießung durch Mehemed Ali stark gelitten hatten, von den Türken nothdürftig ausgebessert.

In den letzten drei Jahrzehnten hat Jâfa, dessen Einwohnerzahl sich nach der nur annähernden Angabe des türkischen Census auf etwas über 8000 Seelen beziffert, einen sichtlichen Aufschwung genommen; indessen ist die Erklärung hierfür vielleicht mehr in dem starken Pilgerdurchzug zu suchen, als in einer beträchtlichen Zunahme des Handelsverkehrs. Die Hafenverhältnisse Jâfas sind für die heutige Schifffahrt von eigenthümlich ungünstiger Art. Der kleine Hafen hat nur eine Tiefe von acht bis zehn Fuß und ist überdies von einem Kranze von Riffen und Klippen umgeben, in dem sich nur eine äußerst schmale, selbst für Schiffe von geringem Tonnengehalt schwer passirbare Durchfahrt befindet. Alle größeren Schiffe, sämmtliche Dampfer, müssen auf der dem West- und dem vorzugsweise herrschenden Nordwinde ausgesetzten Rhede eine Viertelstunde vom Lande entfernt vor Anker gehen, und die Landung der Passagiere und das Löschen der Ladung läßt sich oft genug nur unter den größten Schwierigkeiten bewerkstelligen. Daneben gehört es auch nicht zu den Seltenheiten, daß Wind und Meer einen Aufenthalt auf der Rhede gar nicht gestatten, und daß die Passagiere, die vom Bord des Dampfers aus schon sehnsüchtige Blicke nach dem Ziele der Reise, dem gleich einer starken Festung am steilen Ufer-rande emporsteigenden Jâfa, gesandt haben, sich zu unfrei-

Digitized by Google

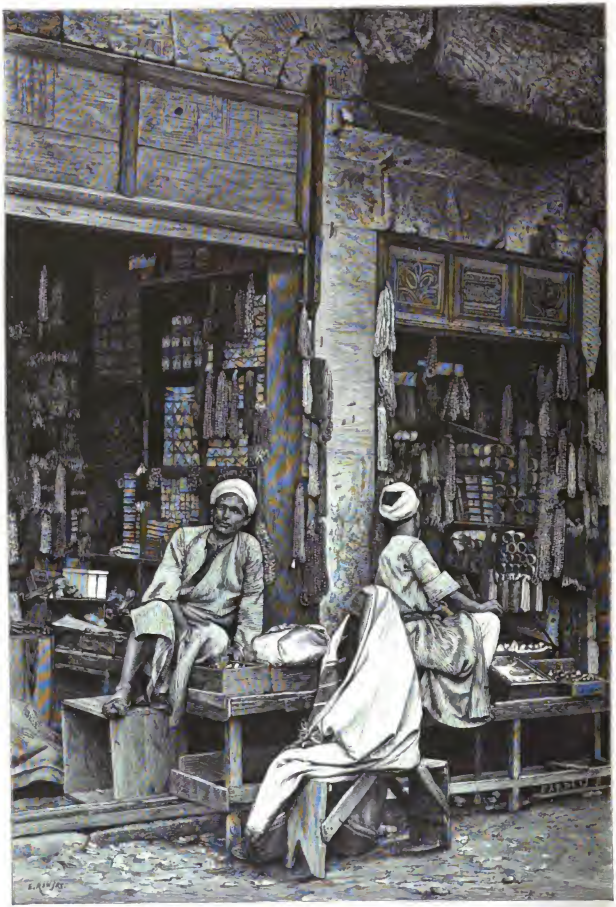
willigem Verweilen und Abwarten günſtigerer Umſtände nach Beirût oder Port Said entführen laſſen müſſen. Trotzdem iſt der Schiffsverkehr ein verhältnißmäßig bedeutender und der Handel auch immerhin großartig genug, um jedes, wenn auch koſtſpielige Unternehmen einer gründlichen Hafenverbeſſerung nicht nur gerechtfertigt, ſondern ſogar geboten erſcheinen zu laſſen. Aber freilich, der chroniſche Mangel in den türkiſchen Finanzen, infolge deſſen die ſeit zehn Jahren ſchon abgeſteckte Eiſenbahn zwiſchen Jâfa und Jeruſalem heute noch nicht bis zu dem erſten Spatenſtich gelangt iſt, läßt Lortet's ſehr ernſtgemeinte und ohne Zweifel ausführbare Vorſchläge in Betreff des Hafens von Jâfa wie ebenſo viele Utopien erſcheinen. Der Export der Stadt, deſſen durchſchnittlicher Werth im Jahre ſich auf 20 Millionen Francs belaufen ſoll, beſteht vornehmlich in Seife, Getreide und Oelfrüchten; daneben kommen noch Baumwolle, Wolle, Häute, Orangen und getrocknete Früchte und, ſeitdem man vor einigen Jahren in der Ebene von

Aegyptiſche Tänzerin auf dem Bazar von Jâfa.

Saron einen glücklichen Anfang mit der Seidenkultur gemacht hat, auch Seide und Seidenraupeneier in Betracht. Der Import, der einen jährlichen Durchſchnittswerth von 10 Millionen Francs repräſentirt, beſteht in engliſchen und amerikaniſchen Baumwollſtoffen, in Lyoner Seidenwaaren, Pariſer Parfümerien und Luxusartikeln, in Reis aus Unterägypten und vor allem andern in amerikaniſchem Petroleum, das hier nicht in Fäſſern, ſondern in kleinen, etwa 50 Kubikcentimeter haltenden Blechkiſten eingeführt wird. Auch in Syrien hat das Petroleum die Kerzen und das Brennöl gänzlich vom Markte verdrängt; in den elendeſten Fellahhütten begegnet man heute der ſtereotypen Petroleumlampe; die leeren kubiſchen Blechkiſten aber, die im Großen zu ungeheuer geringem Preiſe verkauft werden, haben ihren Weg nicht nur in die Dörfer, ſondern ſelbſt bis in die Zelte der Beduinen gefunden, wo ſie, ein Schrecken für alle Freunde der Keramik, nur zu oft ſchon die alten, ſchöngeformten Krüge und Waſſerbehälter erſetzen. —

Die Stadt Jâfa bietet an und für ſich nur wenig Sehenswürdigkeiten dar. Die Straßen ſind eng, zum großen Theil ungepflaſtert und unſauber; die aus Tuffſtein erbauten Häuſer der Mehrzahl nach niedrig und unanſehnlich.

Digitized by Google



Glasperlenhändler auf dem Bazar von Jâfa.

Digitized by Google

Nur im obern Theil der Stadt sind in den letzten Jahren einige neue Straßen mit anspruchsvolleren Gebäuden entstanden, doch scheut einstweilen noch jeder Fremde einen wiederholten Besuch dieses Stadttheils, von dem aus man an einigen Stellen eine herrliche Aussicht genießt, wegen des tiefen Sandes, den man gerade hier durchwaten muß. Wirklich interessant ist nur der im nördlichen Theile der Stadt befindliche Bazar, zu dem eine verhältnißmäßig breite, von Speichern und Magazinen eingefaßte Straße vom Hafen aus führt. Freilich hält er hinsichtlich seiner räumlichen Ausdehnung sowie der Reichhaltigkeit und des Werthes seiner Waaren keinen Vergleich aus mit den Bazaren von Damaskus oder auch nur von Beirût; doch bietet er im Kleinen ein nicht minder buntes und lebhaftes Bild orientalischen Lebens dar, als jene. Alle Typen des syrischen Volkes sind hier vertreten, daneben zahlreiche Aegypter und Sudânneger; an fremdem Schiffsvolk aus aller Herren Ländern, an frommen abendländischen Pilgern fehlt es nie in dieser bunten, geräuschvollen Menge, durch die sich hier die ambulanten Verkäufer von allerhand volksthümlichen Delikatessen und Erfrischungen, gerösteten Hammelköpfen, Mandelkuchen, Gurken und Eislimonade, dort die vielvertretenen ägyptischen Tänzerinnen und Musikanten ihren Weg bahnen. Zum Schutze gegen die Sonne sind die schmalsten Bazargassen durch übergespannte Matten und große Leinentücher bedacht, und die grellen Streiflichter, die dazwischen hindurchfallen, geben dem vielfarbigen, belebten Bilde noch einen besondern, malerischen Reiz. Unter den mannigfaltigen Verkaufshallen ziehen namentlich die Buden der Glaswaarenhändler eine unermüdliche Schar von Bewunderern und zahlreiche Käuferinnen an. Und von der reichen Verschiedenartigkeit der hier aufgehäuften Waaren macht man sich auch nur schwer einen Begriff; da sind Glasperlen aller Farben und Größen, Halsketten und Ohrgehänge, seltsam gewundene Armspangen und Ringe; reiche Behänge für das Zaumzeug der Kameele und Pferde, Riechfläschchen, Nargiles und endlich die unvermeidliche Petroleumlampe! Die Mehrzahl der Waaren, und darunter vornehmlich der bunte, von den Fellah-

Brunnen Abu Nebût.

weibern über alles geliebte Glasschmuck, sind noch Produkte der großen Glashütten von Hebron, die schon im frühen Mittelalter einen guten Ruf im Orient hatten; leider findet sich neben diesen durch Farbenschmelz und eigenartig schöne Zeichnung hervorragenden Gegenständen von Jahr zu Jahr mehr böhmisches Fabrikat ein, das durch seinen billigen Preis die syrische Glasindustrie, wenn auch nicht ersticken, so doch zu derselben nüchternen Mache herabdrücken wird, die von der Fabrikarbeit untrennbar ist. Kenner der Branche bemerken schon jetzt an den Glaswaaren von Hebron einen beträchtlichen Niedergang des Geschmackes und der Ausführung und schreiben denselben wohl nicht mit Unrecht dem Einfluß einiger böhmischer Arbeiter zu, die vor einer Reihe von Jahren dorthin berufen wurden, um verschiedene Vereinfachungen des seit Jahrhunderten gleich gebliebenen alten Betriebes vorzunehmen. Es ist eben dies dieselbe Erscheinung, die uns bei fast jeder Konkurrenz der orientalischen mit der abendländischen Industrie entgegentritt, und ein Gang über den Bazar von Jâfa führt sie uns auch noch an verschiedenen anderen Beispielen vor Augen. Die bunten Baumwollenstoffe Englands und Amerikas, die, weil „für den Orient bestimmt", in den schreiendsten Farben und unglaublich geschmackloser Zeichnung hergestellt werden, stechen gegen die schönen Gewebe von Bethlehem, Hebron und anderen syrischen Städten auf das Unglücklichste ab; geradezu widerwärtig nehmen sich aber neben den weichen, farbigen und durchaus zweckentsprechenden Fabrikaten der einheimischen Schuhmacher die Erzeugnisse der Wiener, französischen und belgischen Schuhwaarenfabriken aus, die mit ihrem steifen lackirten Leder, ihrem Gummi, ihren unsinnigen und unschönen Formen schon vielfach ihren Weg in die orientalischen Bazars finden. Und leider sind der gute Geschmack und das richtige Verständniß, die der Orientale so oft in seiner Industrie bekundet, nicht stark und nicht bewußt genug, um nicht schließlich doch auch durch die Sucht nach Neuem und Fremdländischem besiegt zu werden — namentlich wenn dieses Neue noch den Vorzug der Billigkeit hat.

Daß es in dem Lande der vielen Traditionen auch für Jâfa nicht an allerhand künstlich aufgesuchten Beziehungen zur Sage und Geschichte der Vorzeit fehlt, ist begreiflich.

Digitized by Google

Die Stadt iſt ſogar beſonders bevorzugt; denn nicht nur ſoll Petrus hier geſtiſcht haben, nicht nur ſoll das große lateiniſche Hospiz auf dem Platze der Wohnung Simons des Gerbers (Apoſtelgeſch. 9, 43), und die Peterskirche an der Stelle ſtehen, wo einſt das Haus der Tabea geſtanden hat, auch der Prophet Jonas ſoll ja bei Joppe ſein Abenteuer mit dem Walfiſch erlebt haben. Und noch ein anderer, uralter Fiſchmythus knüpft ſich an dieſe Stelle der Küſte: ſchon die alten Schriftſteller laſſen Andromeda, die von Perſeus befreite Tochter des Kepheus und der Kaſſiopea, an den Uferfelſen von Joppe geſchmiedet ſein, um von dem Meerungeheuer verzehrt zu werden. Bis in das 16. Jahrhundert hinein wurden an einem der Hafenfelſen die Kette und der eiſerne Ring gezeigt, an denen ſie befeſtigt geweſen ſein ſollte; große Knochenreſte eines ungeheuern Fiſches, die in der Stadt bewahrt wurden, mußten bald von dem Fiſche des Jonas, bald von dem Ungethüm der heidniſchen Sage herſtammen.

Eine Tradition aus neuerer Zeit, um derentwillen das armeniſche Kloſter von Jäfa eine gewiſſe traurige Berühmtheit erlangt hat, beruht ebenſowenig auf Wahrheit wie jene älteren Jäfafagen. Im obern Stocke des Kloſters wird der große gewölbte Saal, „in dem Bonaparte vor ſeinem Rückzuge nach Aegypten ſeine peſtkranken Soldaten vergiften ließ," noch heute jedem Fremden gezeigt, obgleich die vollſtändige Grundloſigkeit der lange Zeit geglaubten und vielfach tendenziös verarbeiteten Fabel längſt erwieſen iſt.

Die nähere Umgegend von Jäfa entſchädigt einigermaßen für den Mangel an hervorragenden Merkwürdigkeiten in der Stadt. Die Orangengärten im Oſten, die Weinberge, die ſich nach Süden hin daran ſchließen; zwei große und ſchön gelegene Hospitäler für die Armen der Stadt, beide von Privatleuten, einem reichen Ruſſen und einem Lyoner Kaufmann, errichtet und vortrefflich ausgeſtattet; endlich der an der Straße nach Ramle, etwa 10 Minuten vor der Stadt belegene Brunnen Abu Nebût, den die Einwohner von Jäfa als ein Wunder der Baukunſt zu betrachten pflegen, ein hübſches Gebäude aus weißem Marmor, neben dem

Lydda.

ſich das von Sykomoren beſchattete Grab ſeines Stifters, eines ehemaligen Paſchas, befindet: alles dieſes wurde von Lortet gründlich in Augenſchein genommen. Was ihn aber mehr noch intereſſirte, das waren ſeine Spaziergänge nach den beiden nördlich von der Stadt belegenen Kolonien; der ägyptiſchen, die ſchon ſeit undenklichen Zeiten hier exiſtirt, und der ſeit den Jahren 1866 und 1868 gegründeten deutſch-amerikaniſchen Kolonie. Im Jahre 1866 ließen ſich 40 amerikaniſche Familien, die „ein heiliges Leben im heiligen Lande" führen wollten, hier nieder. Sie kauften einen nicht unbedeutenden Komplex von Ackergrundſtücken im Norden der Stadt zuſammen, bauten Häuſer und würden ohne Zweifel proſperirt haben, wenn ſie den Einfluſſen des ungeſunden Klimas der Küſtenebene hätten widerſtehen können. Das war jedoch nicht der Fall — intermittirende Fieber, Typhus und Ruhr räumten ſchon im erſten Jahre furchtbar unter den Anſiedlern auf, und als im Jahre 1868 eine Abtheilung der Württemberger „Freien Religionsgeſellſchaft des Neuen Tempels" nach Jäfa kam, um ſich als „Vorläufer der endlichen Vereinigung aller Chriſten im heiligen Lande" hier niederzulaſſen, waren von den eingewanderten Amerikanern nur noch wenige vorhanden. Die deutſchen Anſiedler übernahmen einen Theil jenes Grundbeſitzes, akklimatiſirten ſich in kurzer Zeit und erreichten durch Fleiß und rationelle Bewirthſchaftung des trefflichen Bodens der Saronebene bald die günſtigſten Reſultate. Außer der Niederlaſſung dicht bei der Stadt haben ſie jetzt ſchon etwa eine halbe Stunde weiter nach N.-W. ein kleines Dorf, die ſogenannte Tempelkolonie Sarona, gegründet. Ihre Aecker allein haben eine Ausdehnung von über 400 Quadrat-Acres; daneben beſitzen ſie noch große Weinberge und Gärten. Die ziemlichen, meiſt im Schweizerſtyl gebauten und grün umrankten Häuſer der deutſchen Koloniſten machen den erfreulichſten Eindruck. Heute beſteht die Kolonie aus etwa 300 Seelen; zwei Aerzte und vielleicht 20 Handwerker befinden ſich unter ihnen, die übrigen Männer beſchäftigen ſich alle mit Garten- und Feldbau. Sie haben ihre eigene Schule, in der die Kinder im Arabiſchen, Deutſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen unterrichtet werden. Der türkiſchen Regierung ſteuerpflichtig, betrachten ſie ſich auch vollkommen als

Digitized by Google

Landesangehörige. Mehrere Männer unter ihnen sind schon Ehen mit arabischen Weibern eingegangen, was für die Widerstandsfähigkeit der Race ohne Zweifel von großem Nutzen sein wird. Die Lehre dieser Sekte, die sich auf verschiedene, etwas gewaltsam ausgelegte biblische Weissagungen stützt, gipfelt in dem festen Glauben an eine schließliche gottselige Sammlung der ganzen Christenheit auf dem heiligen Boden Palästinas.

Ein größerer Gegensatz, als der, welcher zwischen dieser deutschen und der etwas weiter nach der Küste hin belegenen ägyptischen Kolonie der Saronebene besteht, ist kaum denkbar. Die elenden Lehmhütten des ägyptischen Dorfes mit ihrem unglaublichen Schmutz, das jeder höhern Kultur bare Leben der braunen Kolonisten und diese selber scheinen einer um viele Jahrhunderte früheren Zeit anzugehören, als die behaglichen Wohnungen und das mit allen Annehmlichkeiten der Civilisation ausgestattete Leben der Deutschen. Am auffallendsten tritt uns dieser Abstand in der verschiedenen Art ihrer Arbeit und der Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienen, entgegen. Das Ackergeräth der deutschen Kolonisten ist das in ihrer Heimath heutzutage allgemein gebräuchliche; der Pflug der Aegypter ist von der primitivsten Konstruktion: er zieht flache Rinnen, ohne die Erde umzuwenden; zum Schneiden des Getreides bedienen sie sich eines geraden, nur an der Spitze leicht gekrümmten Messers; das Korn wird entweder durch die Füße von im Kreise gehenden

St. Georgskirche von Lydda.

Ochsen, oder vermittels des mit Steinen besetzten uralten Dreschschlittens ausgedroschen; gemahlen wird es heute wie vor alters auf der aus zwei kreisrunden Steinen bestehenden Handmühle. Zur Bereitung der Butter dient ein lederner Schlauch, der, mit Milch gefüllt, an die Decke der Hütte gehängt und hin- und hergeschaukelt wird.

Als Lortet nach mehrtägigem Verweilen in Jâfa nach Jerusalem zurückkehrte, machte er einen kleinen Umweg über das nördlich von Ramle gelegene Lydda oder Lodd, das alttestamentarische Lôd. Heute ein ärmliches Dorf, das, trotzdem der Karawanenverkehr zwischen Aegypten und Syrien es als einen seiner Hauptstationspunkte benutzt, doch zu keinem Aufschwunge kommen kann, hat Lydda eine große Vergangenheit. Unter den Römern wurde es Diospolis genannt und war es lange Zeit Hauptstadt eines Bezirks von Judäa und zugleich Sitz einer hochberühmten rabbinischen Gelehrtenschule. Die christliche Kirche verlegte früh schon das Grab des heiligen Georg nach Lydda; eine große Kirche wurde über demselben errichtet, die, mehrmals zerstört, immer wieder aufgebaut wurde. Auch die Bischöfe von Lydda wußten sich stets eine gewisse Bedeutung zu verschaffen, namentlich, seitdem hier im Jahre 415 ein höchst wichtiges Koncil stattgefunden hatte. Die Gründung des benachbarten Ramle, das den Hauptpilgerverkehr von Lydda abzog, gab der alten Stadt den ersten Stoß. Von einer Zerstörung durch Saladin und einer spätern Verwüstung durch die Mongolen hat sie sich nie wieder erholt. Zwar ist die alte Georgskirche, die, wie das daneben stehende Minaret bezeugt, längere Zeit als Moschee benutzt worden ist, heute dem griechisch-orthodoxen Kultus wiedergegeben — doch

Digitized by Google

hat sie nichts mehr von jener hohen Bedeutung, die früher an das Grabmal des streitbaren Heiligen und Drachentödters geknüpft wurde. Die ältesten Theile des heutigen Gebäudes stammen aus dem 12. Jahrhundert und scheinen einer großen dreischiffigen und mit drei Apsiden versehenen Kirche angehört zu haben. Spätere Ausbesserungen und Anbauten (als Wiedererbauer der Georgskirche von Lydda wird unter anderen auch ein König von England genannt) haben ein ziemlich stylloses Flickwerk daraus gemacht; gründlich verdorben wurde es aber erst vor einigen Jahren, als die Griechen bei ihrer Besitzergreifung des verödeten Baues ihn nach ihrer barbarischen Weise restauriren ließen. Unter dem Altar befindet sich noch heute die große Krypta, in der die Kreuzfahrer ihrerzeit das „prachtvolle Grabmal" des Heiligen vorfanden.

Die Gegend um Lydda und längs der nach Ramle führenden Straße ist vortrefflich angebaut; Oel- und Feigenbäume, sowie vereinzelte Dattelpalmen zeigen sich allenthalben zwischen den Feldern. Der herrlichste Mondschein lag über der Landschaft, als Lortet seinen Weg über Ramle nach Latrûn fortsetzte, wo er die Nacht verweilte, um die kühlen Frühstunden des nächsten Tages zur Weiterreise nach Jerusalem zu benutzen.

Daruvar in Slavonien und seine Umgebung.

Von Prof. **E. Kramberger.**

III.

Nach einem flüchtigen Besuche in der etwa eine Meile westlicher gelegenen und gut bekommunicirten großen Glasfabrik nahm ich Abschied von Daruvar, um die Umgebung weiterhin nach Norden zu durchstreifen. Langsam geht es Berg an durch das lange Ober-Daruvar, dann auf und ab bis Batinjani. Noch ein Blick auf die hier wirklich herrliche Gebirgsformation im Osten, auf die blauen Spitzen, Kegel und Rücken, auf die dunklen Schluchten und das reizende Thal gegen Dobra luca mit den vielen Mühlen; noch ein Blick in die weiten Fernen nach West und auf die unsicher im Gewölle verschwimmenden Linien der Gebirge Kroatiens; ein Blick auf die ununterbrochenen, hügeligen Wäldermassen im Norden, dann noch ein letzter auf das tief im Thale nach Süden gelegene Daruvar mit der runden Kuppel der katholischen und dem rothen Dache der orientalischen Kirche, worüber die Gipfel des Psunj und noch weiter hin die Berge Bosniens sich erheben — und dann ging es sanfend weiter bis zur Dampfsäge oberhalb Batinjani. Sie war noch im Betriebe; Berge von Sägespänen lagen da aufgehäuft. Die kleine Arbeiterkolonie hat sich hier ganz häuslich niedergethan, allein die ziemlich abgeholzten Gipfel zeigen, daß es auch hier mit der Arbeit bald zu Ende sein werde. Die Käufer der Wälder, Franzosen, die sie vom Grafen Jankovič erstanden, legten überall Holzbahnen an und wurden in kaum vier Jahren mit den großen Wäldern bei Dobra luca und Batinjani bis auf einen kleinen Rest fertig. Knaben spielten auf offener Straße ein Spiel, das mich entfernt an die Diéusöscheide erinnerte. Die Spieler stellen sich mit Stöcken bewaffnet in gewissen Entfernungen der Reihe nach auf. Jeder Stock ist am untern Ende breit, in einen Winkel von etwa 150° auslaufend und bedeutend stärker als oben. Haben sich alle Theilnehmer aufgestellt — die Zahl ist nicht bestimmt —, so ergreift der erste eine hölzerne, kreisrunde, starke Scheibe von geringem Durchmesser, die er mit starkem Schwunge gegen den zweiten hinrollen läßt. Dieser sucht sie mit dem Stocke (Pala) zu treffen und in noch schnellere Bewegung bringend dem dritten zuzuschleudern. Es ist nun die Aufgabe der Spieler, den Kotur (Scheibe) in ununterbrochener Bewegung hin und zurück zu erhalten. Das Mißlingen, was häufig vorkommt, verursacht Gelächter, Aerger, Vorwürfe, die den Ungeschickten treffen und schließlich zur Erneuerung des Spieles führen.

Die zwei Dörfer, die man da berührt, wenn man gegen Bastaje abwärts fährt, weisen Holzbauten und übertünchte Lehmwände auf und machen einen ärmlichen Eindruck. Endlich senkt sich eine halbe Stunde vor Bastaje die Straße jählings in ein Thal. Rechts erheben sich die hohen Gebirgsrücken, links die Hügel, welche als Vorkette jener zu betrachten sind. Auf den Höhen grünt üppiger Wald, im Thale wechseln fruchtbares Ackerland und Wiesen. Von den mit Buschwerk bewachsenen Abhängen ertönt in eigenartiger Weise das Ziegenhorn. Gern hörte ich den Lauten zu, da sie der schwingenden Landschaft einen charakteristischen Reiz verliehen. In Bastaje, einem Dorfe inmitten des Thales, machte ich Halt. Es liegt schon auf der Nordseite des hohen Gebirges, ist im Ganzen ziemlich gut gebaut und wenigstens nicht unfreundlich, obzwar es sonst keine besondere Industrie und auch keine Eigenthümlichkeiten hat, etwa seine hübsche Lage ausgenommen. Nachdem ich beim Bürgermeister zu meiner Stärkung Wein und zur Begleitung einen Gemeindepolizisten (Četnik) bekommen, trat ich meinen Weg zur Ruine Stupčanica, der mein Besuch galt, an. Oben im Gebirge in der Entfernung einer Stunde gelegen, ist sie weithin sichtbar. Zuerst ging es durch Maisfelder abwärts, dann über einen Bach, den das Volk einfach Rieka (Fluß) nennt; durch zahlreiche Schaf- und Schweineheerden, endlich durch Gestrüpp bis auf eine Kuppe aufwärts. Schon seit einigen Minuten bemerkte ich über den Bergen in der Richtung gegen Daruvar und den Petrov vrh hinüber dunkle Wolkensäume und hörte grollenden, doch schwachen Donner. Da näherte sich plötzlich ein Gewitter und bald begann eine rapid daher fliegende Wolke ihren Inhalt über uns auszugießen. Wir flüchteten also in den vor uns liegenden Friedhof, um unter der von Flechtwerk hergestellten Hütte, über der ein durchlöchertes mangelhaftes Dach hing und die der Četnik eine Kapelle nannte, ungemügenden Schutz zu suchen. Die griechisch-orientalischen Gottesäcker in den Dörfern haben alle dasselbe Gepräge: hohe mit Schindeln überdachte Kreuze, mit langen Holzzapfen verziert; geflochtene oder aus schief gelegten Pfählen gebildete Zäune und kleine Hütten, die wohl dem Geistlichen im Unwetter Schutz bieten sollen. An einigen Orten sah ich auf jedem Kreuze ein mit Bindfaden befestigtes Fläschchen oder Töpfchen han-

Digitized by Google

gen, in dem zeitweise Weihwasser aufbewahrt wird. Ganz merkwürdige Dinge bietet die alte Literatur in Bezug auf die Begräbnisse in Slavonien. So z. B. schreibt Čaplovics, daß viele Bauern ihre Todten in einem hohlen im Walde gefundenen Baumstamm zu Grabe trugen. Der Bauer jedoch verehrt seine Verstorbenen zu sehr, als daß er nicht für ein anständiges und menschenwürdiges Begräbniß sorgen sollte. Durch solche extravagante Erzählungen wird also das Publikum nur irregeleitet und die Bevölkerung in die Zahl der Wilden eingereiht, ein Verfahren, das mit nichts gerechtfertigt werden kann.

Um nicht unverrichteter Sache abzuziehen, stieg ich unter hallenden Donnerschlägen weiter hinauf in einen Weingarten, wo ich die deutlich sichtbare Ruine zeichnete. Schon waren einige Männer, denen mein Gebahren auffallend schien, nahe gekommen. Ihre an mich gerichteten wiederholten Fragen brachten sich nun den einen Punkt, ob ich denn etwa die Weingärten vermessen wollte und eine Steuererhöhung bevorstände. Der Bauer bringt auch die ganz indifferente Beschäftigung eines Zeichners in Verbindung mit den Funktionen eines Steuerbeamten oder Ingenieurs, da er erstern beinahe nie, die letzteren aber öfter sieht und ihr Erscheinen mit einer neuen Auflage kombinirt, obwohl er immer nur die Eintreibung alter Rückstände, die er aus seinem Gedächtniß gestrichen, für neue Lasten anegiebt. Obgleich mein aufgeweckter Eifer den Zuhörern Zweck und Art meiner Arbeit, so gut er konnte, zu erklären suchte, begannen sie doch in ihrem Unglauben über die Mißernte, den nur scheinbaren Reichthum an Obst und Wein, der in Wirklichkeit aber nur Mangel sei, im Chore zu klagen, indem sie hofften, mich, den verkappten Einnehmer, zu rühren und zu bewegen, daß ich die vollhangenden Bäume für leer ansehe. Fragen in Bezug auf die Preise der Früchte im Scherz an sie gestellt, beantworteten sie mit unschreibenden Ausdrücken oder mit negativen Versicherungen. Der Regen hatte unterdessen nachgelassen und ich stieg auf schlüpfrigem Wege vollends bis zur Ruine empor. Selten mag wohl jemand auf ein solches Bauwerk stoßen, wie es dieser Thurm ist. Im Viereck aus röthlichem, behauenem Stein und hier und da eingesprengten Ziegeln, an den Ecken aus weißen Quadern

Friedhof in der Gegend von Bastaje.

erbaut, zeigt er nirgends eine Spur von einer Thür. Eine solche ist nur in der nun größtentheils eingestürzten Ringmauer auf der nordwestlichen Seite angebracht gewesen, von wo eine Steintreppe von einem Fenster des Thurmes zum zweiten, höherstehenden führte; sie ist also auf der Außenseite des Thurmes aufgeführt. Man findet hier sehr große Ziegeln von zwei Spann Länge und $1^1/_2$ Breite mit dem Zeichen $\mathcal{A}$ IIII. Ein Hirt fand ein Stück dunkeler, glattpolirter Masse mit sehr feinen eingeprägten Buchstaben regelmäßiger Form, zerschlug jedoch die ziemlich große Platte; ich bekam nur ein ganz kleines Stückchen, auf dem ich leider nur einige Buchstaben ohne Zusammenhang fand, aus denen nichts zu schließen war.

Mehrere Hundert feister Wildtauben umflatterten, als wir ankamen, den Thurm, flogen bei unserm Anblick in den Wald, kamen wieder und verschwanden abermals. Ich sah ihrer niemals so viele beisammen. Die Fernsicht, so viel ich an dem getrübten Horizont erkennen konnte, reicht bis Gradišno polje in Kroatien und etwas weiter — also einige Meilen weit. Die Bauern erzählten mir, es habe am Fuße des Berges eine Stadt gestanden und es seien viele Ziegel und Mauerreste im Ackerboden zerstreut. Von Münzen konnte ich nichts bekommen.

Zwei Wege führen von Bastaje in die Podravina; der eine auf der Poststraße über Lisja und Pivnica bis Terezovac (Suhopolje)[1]; der zweite, ein Wirginalweg, nicht weit von Bastaje links hinein und nordwärts in eine abgeschiedene, wenig bekannte Gegend. Ich wählte den letztern, nicht nur weil er der kürzere bis Veröce ist, sondern auch, um einen mir ganz unbekannten, von aller Welt vergessenen Theil des Landes kennen zu lernen. Er bietet im Gegensatze zu den schönen Gebirgslandschaften des Požeganer Comitates wenig Anziehendes. Hier und da giebt es recht steile Anhöhen, mit Schrollen und Steinen übersäet. Hat man eine derselben erklommen, so schweift das Auge über ein Waldmeer. Ein leichter Windstoß verursacht, wenn er sich nähert, noch in weiter Ferne unheimliches Rauschen. Der erste Ort, den man erreicht, Brdjani, liegt ganz still und scheinbar menschenleer da, doch ist er im Vergleiche zum folgenden, Removac, noch viel einladender, da dieser aus unfreundlichen, mit Lehm beworfenen Hütten besteht. Kaum hin

[1]) „Globus" XXXIX, S. 296.

Digitized by Google

und wieder zeigt sich ein guckendes Gesicht hinter winzigem Fenster. Jesenaš, das nun folgt, sieht man wohl eine ganze Stunde lang, bevor man hinkommt, auf einem steilen Hügel mit hochragendem Glockenthurm vor sich liegen und der schöne Traum, es in einer Viertelstunde zu erreichen, zerfließt bei der langen Fahrt Thal ab und Berg aufwärts, rechts und links, zum größten Aerger des immer ungeduldiger werdenden Reisenden. Endlich krachen die Rosse auch diese Höhe hinan, und da ist man in einem Dorfe mit urgriechischem (?) Typus. Die Häuser stammen zumeist aus dem vorigen Jahrhundert. Sie sind umfangreich, mit mehreren Nebengebäuden, weisen Schnitzereien an den Giebelseiten sowie an den umgebenden Zäunen und Thoren auf; ein Gang von Holzsäulen schmückt die im Hofe liegende Längsseite. Der First des Schindeldaches ist gezahnt; am hohen hölzernen Rauchfange machen sich verschiedene Vogelgestalten von Holz, an den Dachrändern Zacken und Zapfen bemerkbar. Man sieht dem allem den alten Geschmack deutlich an; auch sind die Bauten durch die vielen Jahre geschwärzt. Die Kirche, von fern so groß anzusehen, wird in der Nähe zu einem ganz alten, hölzernen Gotteshause mit überhangendem, gezahntem Dache und schmalem, einst rothangestrichenem Thurm, an dem die Dachschindeln der Wände schon Lücken aufweisen. Ich hielt vor dem Wirthshause; die Wirthin, eine Jüdin, brachte auf mein Geheiß eine Flasche Wein. Ich erwartete Essig und bekam zu meiner Verwunderung sehr guten Wein. Auf meine Fragen, wie weit es noch nach Berdve, wie weit von Pastaje bis hierher sei, antwortete sie, daß sie nie da und dort gewesen; auch die Frage, ob sie denn in Jesenaš geboren sei, verneinte sie. Schön kann die Vegetation in der Tiefe der Thäler vor den Dörfern genannt werden. Während der größten Dürre, wenn Monate lang kein Tropfen Regen fällt, grünt hier, erfrischt durch den reichen Thau und die aus den Wäldern aufsteigenden, feuchten Dünste, der dichte Grauwuchs auf den Wiesenflächen; steigt der Mais mit zahlreichen großen Kolben hoch empor; erreicht der Hanf und Flachs außergewöhnliche Stärke; die dunkelbelaubten Bäume brechen unter der Fülle des Obstes. Die Zwetschkenbäume namentlich waren arg mitgenommen. Bald hatte ich mit dem Dorfschulzen (Knez) Bekanntschaft gemacht. Die Bevölkerung ist griechisch orientalisch; manches Alte, das vergangenen Zeiten angehört, klebt ihr an, begünstigt nicht nur durch die große Zähigkeit, mit der die Griechen am Althergekommenen hangen, sondern auch durch die Abgeschiedenheit vom Verkehr. Ganz natürlich, daß in solchen Waldregionen der Ahne zu Geister und Kobolde potenzirt erscheint. Sind ja doch auch die Mythen, die Erzählungen von Faunen und Nymphen ꝛc. der alten Griechen in den einsamen Thälern und waldigen Schluchten der Gebirge und nicht in den Städten entstanden. So auch hier. Der Aberglaube greift in Unglücksfällen zu allen möglichen Präservativmitteln. Stirbt z. B. jemand im Hause, so werden, um einen zweiten Sterbefall zu verhüten, alle Sessel und Bänke mit den Füßen aufwärts gestürzt; auch wird dadurch dem Verschiedenen die Wiederkehr als Geist unmöglich gemacht. Eine Eifersüchtige sucht in den Besitz eines Hasenherzens zu kommen. Dieses, oder in dessen Ermangelung das eines Truthahns, mit Nadeln besteckt und nächtlicher Weile an einem abgelegenen Ort vergraben, verhindert nicht nur die Untreue des Geliebten, sondern verursacht auch der Nebenbuhlerin die größten Qualen. Der Glaube an Zauberkünste ist nicht selten; ebenso, daß es Leute gebe, die mit der Vila (Fee) im Verkehr ständen. Bei dieser Gelegenheit erinnerte ich mich eines alten griechischen Geistlichen, eines Dichterlings, der mich auf einem meiner Streifzüge begleitete. Er pflegte sich „Pobratim vilo“ („Genosse der Fee“; er meinte die Muse der Dichtkunst) zu nennen. Es fragte ihn einmal in meiner Gegenwart ein Bauer, ob es denn wahr sei, daß er mit der Fee verkehre. „Natürlich,“ versicherte er, ich weiß nicht, ob im Scherze oder ganz ernst gemeint, „alle Leute wissen es ja schon, und Du solltest es nicht glauben?“ Nachträglich behauptete der alte Herr, daß er dem Manne selbst durch Leugnen den Glauben nicht genommen hätte, was ich aber stark bezweifelte. Der slawonische Bauer ließe sich in einem solchen Falle durch seinen Seelsorger schon belehren, wenn die Sache, wie sich's gehört, angepackt würde. Mein Knez, den ich weiter ausfragte, brachte, als ich daran zweifelte, daß ein Mensch je die Vila gesehen, als Beweis vor, er kenne einen jungen Mann, der sie gesehen habe. Sie sei jedesmal in den Abendstunden vor dem Jüngling erschienen, sei weiß gekleidet, wunderschön, doch sehr bleich und traurig gewesen und nicht gegangen, sondern wie auf Wolken dahin geschwebt. Der Jüngling sei jedesmal vor Schreck am Fieber erkrankt. Ich bin nach allem dem, was ich mir mehrmals erzählen ließ, geneigt zu glauben, daß die Erzählungen von den Feen im Volke gar oft durch krankhafte Hallucinationen entstanden sind. Auch erzeugt die Abgeschiedenheit mancher Orte, die Wirkung des Zwielichts, die in den Schluchten oft merkwürdigen Töne der Luftströmungen, die aus den Tiefen der Kessel steigenden Dünste optische und akustische Täuschungen und Fantasiegebilde zur Zeit der Abenddämmerung, so daß sich das einfache Volk unerklärliche Erscheinungen gern auf wunderbare Art zu enträthseln sucht.

Von Jesenaš gegen Berdve hinüber dehnt sich ein ununterbrochener Wald aus. Binnroth schien die im Sinken begriffene Sonne einmal rechter Hand durch die Stämme, dann erschien sie links, manchmal im Rücken, je nachdem die Richtung des Weges wechselte. Der Stand lag schuhtief da; vom Luftzuge einige Mal wie ein Nebel in die Höhe gewirbelt, hinderte er das Sehen und Athmen. Der erste starke Regenguß mußte ihn in grundlosen Koth verwandeln, denn jetzt schon sanken die Räder so tief ein, daß die Pferde nicht traben konnten. Wenn einmal die Art hier ausgeräumt haben, und mit dem Walde das Hinderniß gefallen sein wird, das dem Verkehr entgegen tritt, wird mit der Anlage von mehr Aeckern und Fluren und mit neuen Ansiedelungen auch in diese Dörfer die neuere Zeit eindringen, die sich dort noch weniger geltend gemacht hat als anderwärts. Sonderbarer Weise ist dieser Theil des Landes, obgleich nur durch den Wald von der Podravina getrennt, an Schulen sehr arm, und die Strecke von Pastaje bis zu den Weingärten Berdve's stellt sich wie ein Stück fremder Welt dar.

Digitized by Google

Ueber die Herkunft der kurländischen Letten[1]).

Chr. U. Das jetzige russische Gouvernement Kurland wird mit Ausnahme des nördlichen Küstenstrichs, den die Liven inne haben, von Letten bewohnt. Sind diese Letten die Urbewohner des Landes? Die Frage ist nicht immer in gleicher Weise beantwortet worden. Herr Julius Döring, Konservator des Museums der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau, hat auf Grundlage der ihm zugänglichen Quellen den ethnographischen Zustand Kurlands im 13. Jahrhundert zu bestimmen versucht, und auf diese Weise eine Antwort auf die oben gestellte Frage gegeben.

Der Verfasser weist nach, daß die lettische Sprache erst ganz allmälig im Laufe der Jahrhunderte ihre gegenwärtige Verbreitung erlangt hat, und daß im 13. Jahrhundert die Grenzen des lettischen Sprachgebietes ganz andere gewesen sind als heute. Die lettische Sprache hat im Laufe der Zeit ganz allmälige aber sichere Fortschritte gemacht; sie hat sich weit ausgebreitet — eine eigenthümliche Erscheinung insofern, als es sich dabei nicht um die Sprache eines hochentwickelten Kulturvolkes, sondern im Vergleich zum Deutschen oder Russischen entschieden nur um die Sprache eines weniger entwickelten Volksstammes handelt. Es dürfte deshalb nicht ohne Interesse sein, den Erörterungen und Erwägungen des Verfassers zu folgen.

Die jetzigen drei russischen Gouvernements Estland, Livland und Kurland werden, abgesehen von den eingewanderten und immerfort noch einwandernden Russen und Deutschen von zwei verschiedenen Nationalitäten bewohnt, den Esten und den Letten. Die Esten, ein finnischer Volksstamm, bewohnen Estland und den nördlichen Theil von Livland; die Letten den südlichen Theil Livlands und fast ganz Kurland, bis auf ein kleines nördliches Gebiet, welches, wie erwähnt, die Liven, gleichfalls ein den Finnen verwandtes Völkchen, inne haben.

Was die Zahlenverhältnisse betrifft, so lassen sich augenblicklich keine absolut genauen Angaben machen. Gegenwärtig wird in den Ostseeprovinzen eine allgemeine Volkszählung vorgenommen, das Resultat ist aber noch nicht bekannt. Man wird sich aber von der Thatsächlichkeit nicht weit entfernen, wenn man für jede der beiden Nationalitäten ungefähr eine Million rechnet; die Zahl der Liven in Kurland beträgt etwa 2000, während es in Livland keinen Liven mehr giebt.

Dabei ist jedoch wohl zu berücksichtigen, daß die Letten nicht ausschließlich in Kurland und Livland, sondern auch in den angrenzenden Gouvernements wohnen. Die von den Letten gebrauchte Sprache ist nun aber keineswegs überall dieselbe, sondern sie zeigt je nach den verschiedenen Gegenden fehr auffallende und interessante Unterschiede. Der Verfasser der oben genannten Abhandlung giebt auf Grundlage einer ihm zu Gebote gestellten Skizze Bielenstein's, des ausgezeichneten Forschers und Kenners der lettischen Sprache, eine vortreffliche in Farben ausgeführte Karte des lettischen Sprachgebietes mit Berücksichtigung der verschiedenen Dialekte. Es ist das die erste derartige Karte und es wäre wohl wünschenswerth, daß dieselbe allgemein bekannt würde. Darnach wird das Gebiet der lettischen Sprache folgendermaßen fixirt: Lettisch wird gesprochen im heutigen Gouvernement Kurland (mit Ausnahme des nördlichen Küstenstrichs, wo die Liven wohnen); im südlichen Theil des heutigen Livland, sowie in dem östlich daran grenzenden Theil des heutigen Gouvernements Witebsk. Nach Bielenstein zerfällt die lettische Sprache in drei Hauptdialekte:

1. den oberländischen (Hochlettisch),
2. den tamischen oder nordwestkurischen und
3. den mittlern (Schriftlettisch).

1. Der oberländische Dialekt, das Hochlettisch, wird gesprochen in dem an Witebsk grenzenden östlichen Theil Livlands, in dem anstoßenden Gebiet von Witebsk und südlich von der Düna in der Hauptmannschaft Illurt in Kurland; das Hochlettische oder Oberländische ist stark gemischt mit slawischen Elementen.

2. Der nordwestkurische oder tamische Dialekt wird im nördlichen und westlichen Kurland zu beiden Seiten der Windau gesprochen; er enthält viel livische Bestandtheile und weicht am meisten vom reinen Schriftlettisch ab. Ihm entspricht wegen der livischen Beimischungen ein unreiner lettischer Dialekt im westlichen Livland, welcher den Küstenstrich von Dünamünde bis nach Haynasch nördlich von der Salis inne hat.

3. Der mittlere Dialekt, das Schriftlettisch, ist im übrigen bisher nicht erwähnten Theil des lettischen Sprachgebietes im Gebrauche: im östlichen Theil von Kurland, im mittlern Abschnitt des südlichen Theils von Livland, bis hinauf an die estnische Sprachgrenze. Das reinste Lettisch wird im Norden dieser Bezirke um Wolmar und Wenden gesprochen.

Hat der gegenwärtige Besund im lettischen Sprachgebiet von jeher so bestanden; auch schon zur Zeit der Eroberung der baltischen Länder durch die Deutschen im 13. Jahrhundert?

Mit Benutzung der zugänglichen historischen Quellen versucht Döring sich ein Bild von der Ethnographie Kurlands im Speciellen (sowie des südlichen Livlands) zu verschaffen.

Für die Kenntniß der Urzeit der baltischen Länder sind entschieden die archäologischen Forschungen von hervorragender Bedeutung. Aus den Forschungen skandinavischer Gelehrter, Worsaae, Montelius, Ingvald Undset, Aspelin und Anderer, zieht der Verfasser den Schluß, daß noch in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt der größte Theil des jetzt lettischen Gebietes sowie Lithauen eine germanische (gothische?) Bevölkerung gehabt habe. Wie lange diese germanische Bevölkerung in den baltischen Ländern gesessen haben mag, ist nicht zu ermitteln.

Dem Referenten scheint dieser Schluß etwas zu verfrüht; von der Anwesenheit eines germanischen Volksstammes in den heutigen russischen Ostseeprovinzen hat sich keine sichere Kunde erhalten. Freilich reden oft die stummen Gräber eine beredte Sprache, aber aus den Grabfunden der baltischen Länder ist bis jetzt kein sicherer Schluß auf die Nationalität des zugehörigen Volksstammes möglich gewesen — alles ist in Dunkel gehüllt. Man hat ferner in anderer Weise zu demselben Resultat — einer

[1]) Nach Julius Döring in den Sitzungsberichten der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst aus dem Jahre 1880. Mitau 1881. Anhang S. 47 bis 118 mit zwei Karten.

Digitized by Google

germanischen Urbevölkerung — kommen wollen und Thomsen (in Kopenhagen) hat die unlengbare Thatsache nachgewiesen, daß in der finnischen Sprache und auch im Estnischen viel germanische (gothische oder nordische) Lehnwörter enthalten seien. Daraus hat man mit Sicherheit geschlossen, daß dereinst schon Finnen und Germanen in naher Berührung gewesen sind. Gegen diesen Schluß ist kaum etwas einzuwenden. Aber darf man nun weiter schließen, daß diese Berührung, das Aneinanderwohnen gerade im Balticum stattgefunden hat? Nach der Ansicht des Referenten nicht. — Das Entlehnen der jetzt im Finnischen (und Estnischen) steckenden altnordischen Wörter hat offenbar in viel früherer Zeit, vielleicht in der Urheimath der Finnen am Ural stattgefunden. Nach den Mittheilungen Mainow's finden sich ähnliche Lehnworte auch bei anderen finnischen Stämmen in Rußland, z. B. bei den Wessen und Woten. Heute von einer germanischen Urbevölkerung zu reden, scheint dem Referenten eine durch nichts gestützte Hypothese.

Seien wir offen, wir wissen eben gar nichts Sicheres über die Urbevölkerung der baltischen Provinzen.

Im 9. Jahrhundert erst wird ein bestimmtes Volk, die „Chori", in der Lebensbeschreibung des heiligen Ansgarius († 865) im Balticum namhaft gemacht und noch später bei Adam von Bremen († 1078) erscheint zum ersten Male der Name „Churland". Welcher Nationalität die Chori angehören, darüber ist nichts überliefert.

Etwas mehr erfahren wir erst aus den historischen Quellen nach Okkupirung des Balticums durch die Deutschen im 13. Jahrhundert. Als Hauptquellen gelten hier: die Chronik Heinrich des Letten, die livländische Reimchronik und die im Bunge'schen Urkundenbuch gesammelten Urkunden. Mit Berücksichtigung der genannten Quellen werden als Bewohner der baltischen Länder im 13. Jahrhundert folgende Völker genannt: 1. Liven, 2. Wenden, 3. Letten, 4. Esten, 5. Kuren, 6. Semgallen, 7. Littauer.

Den äußerst fleißig zusammengetragenen Notizen des Verfassers über die genannten Volksstämme entnimmt Referent in möglichster Kürze das Hauptsächlichste:

1. Die Liven. Daß die Liven zur finnischen Volksgruppe gehören, ist bekannt. Nach der Chronik Heinrich des Letten wohnten die Liven in Livland an der Ostsee von der Mündung der Düna bis an den Fluß Salis; vom Meere landeinwärts gen Osten reichte das livische Gebiet an der Salis höchstens sechs geographische Meilen; an der Düna aufwärts aber weiter etwa 13 bis 14 geogr. Meilen bis in die Gegenden des heutigen Kokenhusen. Wohl bemerkt, entspricht das livische Gebiet speciell in seinem nördlichen Theil dem jetzt lettischen Gebiet, in welchem ein unreines mit livischen Elementen stark durchsetztes Lettisch heute geredet wird.

Von Liven in Kurland spricht Heinrich der Lette gar nicht.

2. Die Wenden. Heinrich der Lette erzählt, daß die Wenden, aus Kurland vertrieben, in die Gegend von Riga gekommen seien, von hier wieder verjagt, zu den Letten nach Livland geflohen seien, woselbst die Stadt Wenden nach ihnen den Namen erhalten habe. Das kleine Völkchen ist bald unter den Letten verschwunden; schon die Reimchronik thut ihrer keine Erwähnung. Ueber die Nationalität der Wenden ist nichts Entscheidendes zu ermitteln. Sjögren und Wiedemann sind nicht abgeneigt sie für Finnen zu halten.

3. Die Letten. Ueber ihre Nationalität ist kein Zweifel. Nach Heinrich des Letten Chronik war das damalige lettische Gebiet klein; es nahm etwa nur den vierten Theil des heutigen Livland ein, und dürfte etwa dem Gebiet des mittlern Dialekt des Lettischen in Livland entsprochen haben. Es gab nur Letten nördlich von der Düna in Livland, von Letten in Kurland ist nicht die bekannt; bei Heinrich findet sich keine darauf bezügliche Stelle. Was in der livländischen Reimchronik vorkommt, sowie in einzelnen Urkunden bestätigt die Angaben Heinrich's.

4. Die Esten. Ihre Hinsichtsrigkeit zur finnischen Völkergruppe ist bekannt; ihre Wohnsitze waren im 13. Jahrhundert ziemlich dieselben, wie noch heute: das heutige Estland und der nördliche Theil des heutigen Livlands.

5. Die Kuren. Aus Heinrich's Chronik geht hervor, daß ein Volk „Kuren" (Chori, Curones) in Kurland an der Windau gesessen und sich wahrscheinlich bis in die Gegend und Nähe Rigas erstreckt habe. Es werden keinerlei Namen, weder von Ortschaften noch von Personen, genannt. In der livländischen Reimchronik werden die Kuren gelegentlich angeführt, auch einige Ortsnamen kommen vor. Sehr häufig aber ist in den (von Bunge gesammelten) Urkunden vom Kurenland die Rede und eine große Anzahl von Ortsnamen sind daselbst zu finden. Wegen der nicht zu verkennenden großen Wichtigkeit geographischer Namen, sowie Ortsnamen überhaupt, führt Döring ein langes Verzeichniß aller in den Urkunden und sonst vorkommenden alten Namen nebst den jetzigen landläufigen Benennungen in Kurland an. Das Verzeichniß[1]) umfaßt viele hundert Namen; es ist äußerst wichtig. Es ist allgemein anerkannt, daß aus den Lokalnamen einer Gegend ein gewisser Schluß auf die Nationalität des Volks, welches die Namen schuf, gemacht werden darf. Von der Sprache der alten Kuren ist nicht das Geringste erhalten; die ältesten Quellen geben keinerlei Auskunft über die Stammeszugehörigkeit der alten Kuren; daher ist das Verzeichniß der Lokalnamen von der allergrößten Bedeutung. Von den aufgeführten Namen fallen 213 noch in das Gebiet des heutigen Kurlands und 180 sind noch heute im Gebrauch. Nach dem Ausspruch von Kennern der lettischen Sprache ist nun der überwiegend größte Theil jener Namen gar nicht aus dem Lettischen zu erklären; ein anderer Theil nur gezwungen. Hingegen spricht Vieles für einen finnischen Ursprung jener Namen. Der berühmte Sprachforscher Sjögren, welcher 1846 Livland und Kurland bereiste, hat auf Grund jener finnischen Lokalnamen behauptet, daß das ganze Land von der Düna bis zur Memel vormals von Finnen resp. von einem finnischen Volksstamm bewohnt worden sei. Auch Bielenstein, der bekannte Erforscher der lettischen Sprache, ist der Ansicht, daß die livischen Ortsnamen in der Gegend zwischen Riga, Libau und Domesnes auf eine in älterer Zeit viel weitere Verbreitung livischer (finnischer) Stämme deuten, als heute. Und Wiedemann spricht es direkt aus, daß die heutigen kurischen Liven die direkten Nachkommen der alten (finnischen) Kuren sind.

Demnach kann heute an der livischen resp. finnischen Nationalität der alten Kuren wohl kaum gezweifelt werden. Was für Umstände es veranlaßt haben, daß der noch heute existirende Rest der Kuren mit dem Namen „Liven" belegt worden ist und wann das geschehen, darüber giebt Döring keine Auskunft.

6. Die Semgallen waren die Nachbaren der an der Düna wohnenden Liven; sie saßen an den Ufern des Flusses Mussa, d. h. am obern Theil der kurländischen Aa. Heinrich der Lette meldet von ihren Kämpfen mit den Liven, aber nichts von ihrer Nationalität und Sprache.

[1]) Wir müssen es uns versagen, dasselbe hier abzudrucken.

Digitized by Google

Auch die Reimchronik berichtet von den Kämpfen mit den Semgallen, schließlich von der Verwüstung ihres Landes und ihrer Vertreibung. An Personennamen der Semgallen werden genannt: Bestess, Namesse und Schabe. In den Urkunden des 13. Jahrhunderts ist von den Grenzen der Diöcese Semgallen die Rede: sie reichte vom jetzigen Dobleu an Mitau vorbei bis zur Düna nach Kokenhusen; wie weit nach Süden, ist nicht zu ermitteln, wahrscheinlich über die jetzige kurländisch-littanische Grenze hinaus. Innerhalb dieses Terrains wohnten nach Heinrich auf dem linken Dünaufer im heutigen Oberland die Selen (Selones); ihre Burg Selonium ist das heutige Selburg an der Düna. Ueber die Nationalität der Semgallen und über ihre Sprache ist nichts Sicheres bekannt. Von den überlieferten Personennamen sowie einigen (14) Ortsnamen der Urkunden können nur wenige, etwa der sechste Theil, aus dem Lettischen erklärt werden. Die lettisch-littauische Nationalität der alten Semgallen ist keineswegs fest begründet; es sei daran erinnert, daß man Semgallen mit dem finnischen Same oder Suomi zusammengestellt hat.

7. Die Littauer werden sowohl bei Heinrich als in der Reimchronik genannt; über ihre Wohnsitze, deren nördliche Grenze der heutigen Südgrenze Kurlands gleichkommt, und ihre Hingehörigkeit zur letto-slavischen Völkerfamilie besteht kein Zweifel.

Was ergiebt sich aus dem bisher Mitgetheilten? Aus den einheimischen Quellen bis zum 13. Jahrhundert geht hervor, daß die das Ostbalticum bewohnenden Völker im 13. Jahrhundert nicht germanischen Stammes waren, vielmehr wohnten im heutigen Estland nur Esten; im heutigen Livland Esten, Liven, Wenden und Letten; im heutigen Kurland aber Kuren, Liven, Semgallen und Selen; in den Gouv. Kowno und Wilna Littauer. Das von Letten bewohnte Gebiet war äußerst klein; es umfaßte nur einen kleinen Theil des heutigen Livlands. In Kurland gab es keine Letten; von einer einheimischen lettischen Urbevölkerung Kurlands kann gar keine Rede sein.

Wie sind die Letten nach Kurland gekommen? Worum spricht die heutige Landbevölkerung Kurlands Lettisch und nicht Kurisch oder Semgallisch?

Man hat eine Zeitlang diese Fragen für ganz überflüssig gehalten; man hat in der Annoteuheit der lettischen Sprache in Kurland nichts Auffallendes gefunden, weil man mit Watson einfach die Kuren, die Semgallen und die Selen zum lettischen Stamme rechnete. Dann wäre freilich die Existenz des Lettischen in Kurland nicht zu verwundern. Aber Watson hat sich geirrt; die Kuren gehörten entschieden der finnischen Völkerfamilie an; die Hingehörigkeit der alten Semgallen ist zweifelhaft. Gesetzt nun, die alten Semgallen gehörten dem lettisch-littanischen Stamme an, sie seien nicht aus ihrem Gebiet gedrängt und vertilgt worden, sondern sie seien geblieben — wie kommt es, daß heute gerade in ihrem ehemaligen Gebiet reines Schriftlettisch gesprochen wird und nicht etwa Semgallisch?

Zur Erklärung dieser Thatsachen benutzt Döring die Annahme einer Colonisation des verödeten Semgallen durch Letten aus dem ursprünglich lettischen Gebiet Tolowa. Die historischen Urkunden melden von einer Verödung Semgallens und einer Vertreibung resp. Vertilgung der Einwohner. Von einer Einwanderung der Letten in Masse wird nirgends berichtet, es bleibt nur die Annahme einer Kolonisation im Lande der Semgallen und einer langsam, aber sicher vorrückenden Lettisirung der kurischen (livisch-finnischen) Ureinwohner Kurlands übrig.

Eine von lettischen Kolonisten in Semgallen ausgehende Lettisirung der Kuren ist die Ursache der Thatsache, daß die jetzige kurische Landbevölkerung lettisch redet. Der tamische Dialekt in Westkurland, welcher sich durch reichliche Beimischung livischer Eigenthümlichkeiten auszeichnet, ist heute der sichere Beweis dafür, dass die tamisch Redenden keine reine Letten, sondern lettisirte Kuren, d. h. Finnen sind. Der Proceß der Lettisirung schreitet auch heute noch vor; die Zahl der im Norden Kurlands sitzenden Liven nimmt allmälig ab — durch die Lettisirung der Liven.

Mit Recht weist der Verfasser auf die analoge Lettisirung der Liven im südlichen und westlichen Livland. Als Beweis der Lettisirung der Liven dient der heute noch existirende letto-livische Dialekt an der Westküste Livlands von Riga bis zur Salis-Mündung.

Döring drückt die Gesammtresultate seiner Erörterung etwa folgendermaßen aus: Nur der kleinste Theil, etwa ein Sechstel, aller heute lettisch redenden Bewohner Kurlands, nämlich die Oberländer, können als direkte Nachkommen von Ureinwohnern gelten, welche den Letten stammverwandt waren, insofern die oberländischen Letten von den alten Selen herstammen. Beinahe die Hälfte aller lettisch redenden Bewohner Kurlands besteht aus lettischen Kuren, die zum Theil mit echten Letten gemischt sind. Der übrige Theil, also etwa ein Drittel, ist die Nachkommenschaft von echten Letten, welche seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts aus Livland nach Kurland übergesiedelt sind — als Kolonisten.

Das Hauptresultat der Untersuchungen Döring's ist demnach die Behauptung, daß der größte Theil der heutigen Letten in Kurland keine reinen Letten, sondern lettisirte Finnen (Kuren) sind. Es findet dies sein Analogon darin, daß ein großer Theil der Letten Livlands in gleicher Weise keine reinen Letten, sondern gleichfalls lettisirte Finnen (oder Liven) sind. Im Gegensatz zu der esnischen Bevölkerung in Estland und in Nord-Livland, welche, so weit jetzt bekannt ist, als rein esnisch gelten muß, muß man von der lettischen Bevölkerung des Balticum sagen, daß sie entschieden gemischt und zwar stark gemischt mit finnischen Elementen ist. Die Lettisirung der Liven in Livland und der Kuren in Kurland ist in historischer Zeit vor sich gegangen und ist eine höchst interessante ethnographische Thatsache. Unter deutscher, polnischer, schwedischer und russischer Oberherrschaft, wobei alle Regierungen mehr oder weniger bestrebt gewesen sind, ihrer eigenen, d. h. der Reichssprache, Eingang und Verbreitung zu schaffen, wird ganz allmälig eine Sprache, die livisch-kurische, von einer andern, der lettischen, verdrängt, welche doch keineswegs darauf Anspruch machen kann, eine Kultursprache zu sein.

Die Thatsache, daß die Letten gemischt sind, sowohl in Kurland wie in Livland, steht heute fest; das muß deshalb zur Vorsicht auffordern bei kraniologischen und anthropologischen Studien und all zu schnelle Verallgemeinerungen, welche auf Einzelfälle sich gründen, verdächtig machen. Die jetzigen sprachlichen Forschungen, die Existenz des livisch-lettischen Dialekts in West-Livland und des tamischen Dialekts in West-Kurland bestätigen die Behauptung, daß die Letten gemischt sind, daß aber ein Theil derselben lettisirte Finnen sind. Anthropologische resp. kraniologische Untersuchungen sind mit Rücksicht auf diese Behauptung noch nicht angestellt.

Es ist aber noch ein anderer Umstand, auf den hier aufmerksam gemacht werden soll.

Digitized by Google

Was für eine Urbevölkerung hatte das Balticum? Döring neigt zur Ansicht, welche vielfach im baltischen Lande verbreitet ist, daß eine germanische Urbevölkerung vorhanden war. Die Gründe, womit diese Hypothese gestützt wird, sind keineswegs stichhaltig. Man sollte diese Hypothese ohne Weiteres fallen lassen, sie wird sich nicht beweisen und bestätigen lassen. Wir betreten den Boden der Thatsachen mit den Befunden, welche uns das 12. und 13. Jahrhundert giebt und sehen zu dieser Zeit zwei nicht verwandte Volksstämme auf baltischem Boden: Vertreter der finnischen und der letto-slavischen Völkerfamilie. Wir sehen im Norden in Estland und in Nord-Livland die Esten, in West-Livland die Liven, in Kurland die Kuren und hinter ihnen landeinwärts Letten und Litauer. Für Estland und Nord-Livland mögen ohne Widerrede die Esten als Urbewohner gelten, aber wie steht es in Süd-Livland und Kurland? Sind die Liven resp. Kuren oder die Letten die Ureinwohner? Döring berührt diese Frage gar nicht; es scheint ihm entschieden zu sein, daß die Kuren resp. die Liven die Ureinwohner der Gebiete sind, auf welchen ihre Nachkommen noch heute sitzen. Es möge aber daran erinnert werden, daß diese Frage keineswegs endgültig entschieden ist. Nach der Auffassung einiger Forscher ist die Urbevölkerung des Balticum eine finnische: im Norden Esten, in Livland Liven, in Kurland Kuren. Wann diese finnischen Stämme in das Balticum von Osten her einwanderten, bleibt unbestimmbar, ob sie bereits Jemand vorfanden, bleibt zweifelhaft. Hinter ihnen her kamen Vertreter der letto-slavischen Völkerfamilie, und drängten im Süd-Livland und Kurland die Finnen bis auf die Küsten, um sie schließlich gänzlich zu absorbiren und sie im Letten thum verschwinden zu lassen. Wo sich die Liven und Kuren am längsten erhalten an den Küsten, da sind die Spuren noch heute am deutlichsten. Nach Auffassung anderer Forscher, z. B. Kostinsen (Helsingfors), war die Urbevölkerung des Balticum, speciell in Süd-Livland und Kurland, eine lettische; von Norden und Westen her über das Meer drangen dann die Liven und Kuren — nachdem der Strom der finnischen Völkerschaften über Estland hinaus nach Oesel gezogen — in Livland und Kurland ein; an den Küsten setzten sie sich fest, längs den Flüssen, der Düna, der Salis, schoben sie sich wie ein Keil in das lettische Gebiet hinein. Schließlich wurden sie doch vom Lettischen absorbirt. Eine Abwägung der die eine und andere Auffassung stützenden Behauptungen dürfte hier zu weit führen. Für das Thatsächliche des jetzigen ethnographischen Zustandes von Süd-Livland und Kurland haben beide Auffassungen die gleiche Bedeutung, sie weisen darauf hin, daß die lettisch redende Bevölkerung Livlands und Kurlands nur zum Theil aus Letten, zum andern Theil aus lettisirten Finnen besteht.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter den großen Städten des Deutschen Reichs weist (nach der Registrande des großen Generalstabes Bd. XII) in dem Zeitraum von 1867 bis 1880 keineswegs die Residenzstadt Berlin, sondern Hannover die stärkste Steigerung der Bevölkerung auf, nämlich von 73 979 Einwohnern auf 137 576, also um 44 Proc.; dann kommen Stuttgart (117 021 Einwohner) mit 41,3 Proc., Leipzig (148 760 Einwohner) mit 40 Proc., endlich Berlin (1 122 385 Einwohner) mit 38 Proc. Auch in verschiedenen Mittelstädten Deutschlands war die Bevölkerungszunahme stärker als in Berlin.

— Von A. Hartleben's Illustrirten Führern gingen uns zwei neue handliche Bände zu, auf welche wir bei beginnender Reisezeit aufmerksam machen wollen: Josef Rabl's Führer durch das Puschertha l und die Dolomiten (mit 50 Bildern und 1 Karte; Preis 5,40 Mark), welcher einen der besuchtesten und schönsten Theile der österreichischen Alpen und anhangsweise das Eisackthal, Bozen und Meran behandelt, und A. Ketsch's Führer durch Budapest und Umgebungen (mit 41 Bildern und 7 Karten und Plänen). Im selben Verlage erschien von J. Meurer, dem Präsidenten des Alpenclub Oesterreich, ein „Handbuch des alpinen Sport", welches praktische und theoretische Anleitungen für das Reisen in den Alpenländern, für den Aufenthalt im Gebirge, für Bergtouren und ganz speciell Rathschläge für Hoch- und Gletschertouren enthält. Das Buch behandelt in seinem 1. Abschnitte die theoretische Seite des alpinen Sport; im 2. die Art und Weise, wie die verschiedenen Gattungen Reisender ihren Gebirgsaufenthalt am geeignetsten einrichten; im 3. die entsprechende Bekleidung und Ausrüstung für Gebirgsreisen; im 4. Abschnitte werden die Alpenländer einer Untersuchung in Bezug auf die specielle Eignung der hervorragenden Orte und Gegenden für die verschiedenen Kategorien Alpenreisender unterzogen; der 5. Abschnitt endlich beschäftigt sich mit den alpinen Korporationen.

— In dem halben Jahrhundert von 1830 bis 1880 haben sich die Juden in Cisleithanien von 355 695 auf 1 005 563 vermehrt, also nahezu auf das Dreifache, die Anhänger anderer Bekenntnisse dagegen von 15 232 447 nur auf 21 125 142, d. h. noch nicht um die Hälfte. In ganz Oesterreich-Ungarn machen sie 3,8 Procent der gesammten Bevölkerung aus, sind im Heere aber nur etwa zur Hälfte, mit 2 Procent, vertreten, suchen also dem Militärdienst theils auszuweichen, theils sind sie zu demselben untauglich. Nach dem Glaubensbekenntnisse gab es 1876 im österreichischen Heere 567 743 römische, 92 865 griechische Katholiken, 70 070 Orthodoxe, 78 528 Evangelische, 16 880 Juden, 1534 Unitarier, 107 Armenier, 186 andere Christen und 52 Muhamedaner. (Nach der Registrande Bd. XII.)

— Die Zahl des Klerus in Italien ist noch immer sehr groß. Nach der Zählung von 1871 hatte der Weltklerus 96 298 Priester, 4297 niedere Kleriker und 483 Exemiten aufzuweisen. An Ordensgeistlichen wurden 38 388 gezählt, wie Cureio meint, weit unter der wirklichen Anzahl, da sehr viele säkularisirte Klostergeistliche, welche in ihren Familien leben, sich bei der Zählung nicht als geistliche Personen eintragen ließen, aber doch ihre gesetzliche Pension beziehen. Die Oberleitung dieses Heeres steht den 31 Erzbischöfen und 244 Bischöfen zu, die oberste dem Papste mit seinem Kardinalskollegium und den 72 ihm unmittelbar unterstehenden Erzbischöfen und Bischöfen. Höchst beträchtlich ist die Zahl der im Auslande wirkenden italienischen Geistlichkeit, in den Missionen, als Bedienstete der Santa Jnfanzia, in speciellen unmittelbar vom obersten Kirchenhaupte übertragenen Aufgaben, und namentlich in Geschäften der

Digitized by Google

Custodia di Terra Santa. Eine vom Ministerium des Aeußern veranlaßte Erhebung, welche keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, fand unter 477 000 im Auslande lebenden Italienern 1361 Priester und Mönche; im Jahre 1876 kamen unter den 89 015 Auswanderern Italiens 160 Geistliche vor, darunter 74 als eigentliche Auswanderer, welche ihre Staatsbürgerschaft aufgaben. (Registrande Bd. XLI.)

Asien.

— Der „Kawkas“ berichtete im Februar 1882 über das allmälige Verschwinden der Insel Aschurada im Meerbusen von Astrabad (Kaspisches Meer), wo sich eine russische Marinestation befindet. Die Wellen haben schon über die Hälfte des Platzes weggespült, auf welchem die hölzerne Kirche der Station, sowie einige Häuser stehen, und dieselben sind in Gefahr, ebenfalls in die Fluthen zu versinken.

— Von dem gesammten auswärtigen Handel Britisch-Indiens entfielen 1881 56 Procent auf Großbritannien, 14 Procent auf China.

— Die gesammte Theeernte Ostindiens wird für das laufende Jahr auf 51 619 000 Pfund geschätzt, wovon 2 Millionen voraussichtlich nach Australien und Amerika gehen und 1½ Millionen im Lande selbst verbraucht werden. Den ganzen Rest von 48 Millionen Pfund erhält Großbritannien.

— Einige Hindu-Wittwen haben an die Königin von England ein Memorandum gerichtet, worin sie um Abhilfe gegen die Ausstoßung aus der Kaste, welche auf Wiederverheirathung steht, bitten. (Times.)

— Nach dem Verwaltungsberichte über die indischen Nordwest-Provinzen und Oude für 1880 hatte letzteres eine Bevölkerung von 11 407 625, die Nordwest-Provinzen von 32 691 993 Personen. Davon fielen in dem einen Jahre 4723 Menschen Giftschlangen, deren Tödtung aus religiösen Gründen unterbleibt, zum Opfer. Während desselben Jahres wurden 78 Tiger, 209 Leoparden, 372 Bären, 1667 Wölfe und 462 Hyänen erlegt. In den Nordwest-Provinzen erschienen 38 einheimische Zeitungen, in Oude deren 21.

— Wie die „A. Z.“ (Donnerstag 25. Mai) berichtet, hat sich am Hofe des wahnwitzigen Königs Thibaw von Birma eine einflußreiche Partei gebildet, an deren Spitze die wenigen Beamten, welche das Ausland kennen gelernt haben, stehen. Dieselbe strebte danach, mit Britisch-Indien wieder freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und letzte es auch mit Hülfe der englisch-indischen Regierung durch, daß eine Gesandtschaft von sechs hohen Würdenträgern an den Vicekönig von Indien geschickt wurde, welche am 15. April d. J. in dessen Sommerresidenz Simla eintraf. Sie brachte das wichtige Zugeständniß mit, daß der König von Birma die bisherigen Handelsmonopole abschaffen und den Irawadi wirklich zum freien Flusse machen wolle, jedoch zur Durchführung der vielerlei inneren Reformen sich englischen Rath und die Wiederentsendung eines englischen diplomatischen Residenten an seinen Hof erbitte. Diese Wünsche wird England bereitwilligst erfüllen; denn es erreicht damit, was vor zwei Jahren einen Krieg nöthig zu machen schien, und es wird allmälig dazu gelangen, über einen jederzeit offenen Ueberlandweg nach China zu verfügen. Von Interesse ist, daß nach den Angaben der Mission das Land ihres Gebieters, des „Herrn zu Land und zu Wasser, des Meisters über den König der Elephanten, des Inhabers des Symbols der Weltherrschaft,“ an Größe der englischen Provinz Bengalen gleichkommt, jedoch von nur 3½ Millionen Menschen bewohnt wird, während das gleich fruchtbare Bengalen deren 69 Millionen zählt. An Abgaben bringt ganz Birma nur 160 Millionen Mark auf, während die angrenzende indische Provinz Birma von ungleich kleinerm Areal, jedoch von derselben Bevölkerungsziffer ohne Ueberbürdung das Doppelte leistet.

Afrika.

— Die „Daily News“ melden, daß der Afrikareisende Bianchi in Gesellschaft des Herrn Licata, Sekretärs des afrikanischen Klubs in Neapel, von der Bai von Biafra aus in das Innere vordringen will. Zunächst hat er das Gebiet ins Auge gefaßt, welches die Wasserscheide zwischen Benue, Schari, Congo und Nil enthält.

Nordamerika.

— In Victoria auf Vancouver's Insel langen jetzt fortgesetzt Schiffe voll Chinesen an, welche alsbald nach dem Festlande von Britisch-Columbia hinübergeschafft werden, um dort an den Eisenbahnen zu arbeiten. Im August werden ihrer 24 000 erwartet; alsdann wird ihre Anzahl in der Provinz 32 000 betragen, d. h. mehr als Weiße vorhanden sind. Schon fürchtet man, daß die Provinz „mongolisirt“ werden wird.

Südamerika.

— Kein Unternehmen der Jetztzeit lenkt in so hohem Grade die Aufmerksamkeit aller Kreise auf sich, wie der Kanal von Panama. Mag das Problem einstweilen vielleicht von seinen Urhebern nicht gelöst werden, und es erst glücklicheren Nachfolgern vorbehalten sein, den Triumph über Schwierigkeiten zu feiern, welche im ersten Enthusiasmus möglicherweise etwas gar zu gering taxirt worden sind, so wird die in Angriff genommene Arbeit doch eine Fülle des Interessanten zu Tage fördern, und sich nach gar verschiedenen Richtungen hin dem menschlichen Wissen nützlich erweisen.

Nicht umsonst ist in einigen deutschen Zeitungen vor der Anwerbung von Arbeitern für den Panama-Kanal gewarnt worden. Das Klima, etwas weniger ungesund auf der Pacific-Seite, wird mit Recht auf der vom Atlantischen Ocean bespülten Küste als eines der allerschlechtesten angesehen, die es giebt. Die sehr leicht einen tödtlichen Ausgang nehmenden Sumpffieber von Aspinwall (Colon) sind von allen Reisenden und Schiffsmannschaften wie die Pest gefürchtet. Die Compagnie generale transatlantique (und wohl auch die anderen Linien) hat daher Vorkehrungen getroffen, daß ihre Dampfer nur eine genau vorgeschriebene Zeit in den Docks von Aspinwall verweilen dürfen, im Einklang mit den reglementären Ankunfts- und Abfahrtszeiten. Es ist leicht zu errathen, welchem Loos europäische Naturen entgegengehen würden, die auf frisch umgewühltem Erdreich oder bei stagnirenden Wassern in einem tropischen Weltheil zu arbeiten hätten. Doch scheint es, daß vorderhand noch genügend Kräfte aus den Antillen und den nördlichen Küstenprovinzen von Columbien und Venezuela zu beschaffen sind, eine Anzahl deutscher Arbeiter demgemäß auf unbestimmte Zeiten verschoben werden kann.

Wie sich von selbst versteht, sind der Kanalkompagnie Erörterungen über sanitätische Punkte nichts weniger als willkommen, haben aber deswegen doch zu einer Polemik zwischen dem Präsidenten der Sanitätskommission, einigen Aerzten und dem Direktorium der Kanalkompagnie Anlaß gegeben, die schließlich zu einer leidlichen Verständigung führte. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Die Sanitätskommission der Municipalität von Panama hatte publicirt, daß vom 1. März 1881 bis 28. Februar 1882 die Sterblichkeit der Kanal-Angestellten (in Panama allein) circa hundert Fälle betragen habe; davon seien 78 auf das Fremdenspital entfallen und habe die Kompagnie die betreffenden Beerdigungsgebühren bezahlt. Auch die anderen, gleicherweise „klassifizirten“ Angestellten seien ebenfalls in jenem Spital gestorben. Von den citirten 78 Patienten habe das Panama-Fieber 56, den Rest aber gelbes oder sonstiges Fieber dahingerafft. Die Kompagnie habe außerdem eine bedeutende Zahl Angestellter sowohl in Colon als an anderen Punkten der Kanal-Linie durch den Tod verloren.

Digitized by Google

Darauf hin natürlich große Entrüstung und ein Regen von Rektifikationen, wovon diejenige des Leiters der Kanalarbeiten, des Mr. A. Reclus, hervorgehoben zu werden verdient. „Die Compagnie hat vom 28. Januar 1881 bis 1. Februar 1882 fünfzehn „Klassifizirte" Angestellte und vier belgische Arbeiter „der gleichen Kategorie" verloren. Von diesen starben 10 in Panama, 7 in Colon und 2 in Gatun und Emperador."

Eine anscheinend unparteiische Aufklärung giebt zu verstehen, daß zweifelsohne nicht ganz unabsichtlich von beiden Parteien gefälscht worden ist. Sie lautet: „Die wirkliche Zahl der im Fremdenspital in Panama gestorbenen Kanal-Angestellten, klassifizirt oder nicht (mit anderen Worten höhere Angestellte oder Taglöhner), belief sich vom 1. März 1881 bis 28. Februar 1882 auf siebenundbreißig. In dieser Zahl sind diejenigen nicht inbegriffen, welche in ihrer Privatwohnung oder an anderen Punkten des Isthmus starben. Im Ganzen mögen auf der Kanal-Linie, unter Einschluß der in Panama Gestorbenen, in der gedachten Periode etwa hundert Todesfälle vorgekommen sein." Die Kompagnie erbaut in der Nähe von Panama ein prächtiges Spital und sucht, wie es in auch ihre Pflicht ist, die für die Gesundheit ihrer Angestellten ungünstigen klimatischen Einflüsse nach Kräften zu bekämpfen. „Aber," schließt der Bericht mit der sehr vernünftigen Reflexion, „wenn man von Anfang an einen richtigen ärztlichen Felddienst eingerichtet und die Aerzte der Kompagnie den Stationsabtheilungen zugestellt hätte, statt sie ihre Zeit in Panama verbringen zu lassen, so wären wohl manche noch gerettet worden, deren Tod man heute zu beklagen hat. Ohne Zweifel sind großartige Spitäler eine schöne Sache, in der Zwischenzeit aber müssen Aerzte und Medikamente den Kranken zur Seite stehen, statt stunden- und tageweit davon entfernt zu sein. Es wäre nützlicher, ärztlichen Beistand nach den in Angriff genommenen Plätzen zu senden, als Spitäler zu bauen, die Hunderttausende kosten und deren Nothwendigkeit sicherlich nicht durch die Veröffentlichung einer lächerlich kleinen Mortalitätsstatistik bewiesen wird." Der letztere Paragraph wendet sich begreiflicherweise gegen die von A. Reclus angeführten Zahlen.

Im März brach in Panama eine Blatternepidemie aus, von welcher 25 Personen ergriffen wurden, auch auf der Station Emperador waren die Gesundheitszustände nichts weniger als befriedigend, was größtentheils dem abscheulichen Wasser des Rio Obispo zugeschrieben wird, auf das die Arbeiter angewiesen sind. Das Flüßchen bildet zeitweise nur eine Reihe stinkender Pfützen.

Nicht ohne Interesse ist das Urtheil, welches Kapitän Eads, der Proponent der Schiffseisenbahn, über das Unternehmen des Herrn von Lesseps abgab: „Der Kanal wird nicht weniger als 400 Millionen Thaler kosten und 25 Jahre zu seiner Vollendung brauchen. Meine Eisenbahn wird den Vereinigten Staaten 1200 Meilen näher als der Kanal und zugleich dem tödtlichen Klima entrückt sein, das auf dem eigentlichen Isthmus herrscht, wo es im Jahre sechs Monate lang regnet. Herr von Lesseps würde sein Renommée Lügen strafen, wenn er nicht das Mögliche und Unmögliche thäte, um seinen Kanal zu vollenden. Gleichzeitig denke ich aber, daß er nie zu Stande kommen wird." Dieser Ausspruch ist cum grano salis aufzufassen, da er derjenige eines Konkurrenten ist.

— Am 30. September 1873 hatte die Provinz Rio de Janeiro laut Statistik 332 502 Sklaven; davon gingen ab durch Tod 46 374, durch Emancipation 11 023, zusammen 57 397. Es bleibt also ein Bestand von 276 195 am 30. Juni 1881, dem Datum der letzten Zählung. Von diesen 276 195 Köpfen waren 117 251 10 bis 20 Jahre alt, 149 099 21 bis 60 Jahre, 9 845 über 60 Jahre. Davon sind 203 037 beim Landbau beschäftigt. Die Abnahme betrug in 7¾ Jahren 17 Procent.

Polargebiet.

— Von W. H. Gilder, welcher, um der Bemannung des „Rodgers" Hilfe zuzuführen, die kühne Reise vom Ostkap quer durch Nordsibirien im Winter unternahm (s. oben S. 320), ist weiter folgende Depesche eingetroffen:

„Srednee Kolymsk, Sibirien, den 6. März, über Irkutsk den 4. Mai 1882. Der, Rodgers" brannte am 30. November 1881 in der St. Lawrence Bay ab. Alle Bemühungen, das Schiff zu retten, erwiesen sich fruchtlos. Die Besatzung landete unverletzt, jedoch nur mit wenig Kleidung und einmonatlichen Provisionen. Das Feuer wurde entdeckt, als es schon zu spät war, das Schiff zu retten. Es war dies um neun Uhr Vormittags. Das Zurücklegen des Weges nach dem Strande war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da die Leute weder auf dem dünnen Eise gehen, noch dasselbe mit den Booten durchbrechen konnten. Das letzte Boot verließ das Schiff um 11 Uhr Abends und landete um 2 Uhr Morgens. Das Schiff auf den Strand zu bringen, war unmöglich. Dasselbe trieb mit losem Eis in tiefes Wasser und sank. Die Offiziere und Mannschaften leben jetzt in Tschuktschen-Hütten in der Nähe der St. Lawrence Bay. Einheimische Nahrungsmittel sind in Fülle vorhanden, bestehen aber vorzüglich in versalzenem Walroßfleisch und Kräutern. Eine Gefahr, daß die Leute Hungers sterben, liegt nicht vor. Sie hatten an der Küste zwei Nächte hindurch kein anderes Obdach, als ihre Bootsegel, bis dann die Eingeborenen kamen und sie in ihre Hütten nahmen. Die Eingeborenen verhalten sich sehr gastfreundlich.

Ich traf letzte Nacht allein auf der hiesigen Station ein und finde die russischen Beamten, die Herren Warowa und Kotschiarewski — dieselben, welche die Nachforschungen nach den Ueberlebenden der „Jeannette" leiteten —, überaus bereit, alles in ihren Kräften Stehende für das Wohlergehen der Leute zu thun. Sie schicken morgen an Lieutenant Berry Schlitten mit Tabak und Handelsartikeln. Ich brache mit Herrn Warowa in ein bis zwei Tagen nach Jakutsk auf. Putnam nahm (schickte? s. oben S. 58) vier Schlitten mit Provisionen von der Küstenstation unweit Serdze Kamen, als er von dem Unfall hörte. Alle sind gesund und guten Muthes."

Schon hieraus ergiebt sich, daß es falsch ist, daß von den 37 Mann Besatzung des verbrannten „Rodgers" 30 ihr Leben verloren haben (s. oben S. 352). Die Depesche, welche dieses meldete, lautet nämlich: „Rodgers burned November 30, no lives lost" (Rodgers verbrannte am 30. November; kein Menschenleben verloren). Durch ein Versehen wurde das Wort no ausgelassen, so daß das Telegramm nun lautete: „Rodgers burned November 30 lives lost" (Rodgers verbrannte im November; 30 Leben verloren). Diese vom amerikanischen Geschäftsträger Hoffman in St. Petersburg gemeldete Berichtigung ist in den Vereinigten Staaten selbstverständlich mit großer Freude begrüßt worden.

Inhalt: Das heutige Syrien XVIII. (Mit sechs Abbildungen.) (Die Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — E. Kramberger: Darwar in Slavonien und seine Umgebung III. (Mit einer Abbildung.) (Schluß.) — Die Herkunft der kurländischen Letten. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 28. Mai 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA—BERKELEY

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

JUL 21 1969 27
REC'D LD JUL 24 '69 -2 PM
INTER-LIBRARY LOAN
NOV 9 1977
DAVIS
MAR 27 1980
REC. CIR. JAN 2 1 '80

LD 21A-40m-2,'69
(J6057s10)476—A-32
General Library
University of California
Berkeley

590031
G1
G5
Y.41
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google